Otto Ludwigs
gesammelte Schriften

Zweiter Band

Schrift (Jubiläums-Fraktur) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Carl Marquart,
Papier von Ferd. Flinsch, Einband von Julius Hager
in Leipzig

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

Zweiter Band

Die Heiterethei und ihr Widerspiel

Novellen

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1891

Herausgegeben von

Adolf Stern

Inhalt

des zweiten Bandes

Die Heiterethei

Einleitung

Die Erzählung „Die Heiterethei“ wurde, nach ältern Entwürfen, im Sommer des Jahres 1854 in Dresden geschrieben und erschien zuerst im Sommer 1855 im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung.“ Erst nach der Veröffentlichung der spätern Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ wurde „Die Heiterethei und ihr Widerspiel“ (das Widerspiel, die Erzählung „Aus dem Regen in die Traufe,“ war alsbald nach der Haupterzählung selbst vollendet worden) als erster Band einer geplanten Erzählungsfolge „Thüringer Naturen“ (Frankfurt am Main, Meidingers Verlag, 1857) veröffentlicht. Schon bei ihrem Erscheinen in der „Kölnischen Zeitung“ rief die humoristische Erzählung das Entzücken solcher Leser hervor, die die Unmittelbarkeit und Lebensfülle, die seelische Tiefe inmitten der realistischen und behaglich breiten Ausmalung thüringischen Kleinlebens zu erblicken und zu würdigen verstanden. Die Erkenntnis des Wertes beider leicht miteinander verbundnen Erzählungen ward allseitiger und steigerte sich, als das Buch vorlag und die falschen Ansprüche, die an eine in Fortsetzungen erscheinende Erzählung so leicht gestellt werden, von selbst in Wegfall kamen. Wie sehr Ludwig namentlich die „Heiterethei“ als ein Ganzes empfunden hatte und ansah, gab er in einem nicht datierten, aber jedenfalls in das Jahr 1856 gehörigen Briefe an

Berthold Auerbach kund, der zwischen dem Abdruck im Feuilleton des rheinischen Weltblattes und dem Druck des Buches Verbesserungen im einzelnen vornehmen wollte, und dem der Dichter entgegnete: „Du schreibst von den sprachlichen Ausstellungen als einem Minimum, du denkst doch hoffentlich nicht an eine ins Innere des Dinges gehende Ändrung? Es ist alles darin so verzahnt, daß, ohne Gewalt der Maschine zu thun, nichts, wenn auch mit an sich Besserem zu vertauschen ist. Diese Verzahnung ist aber das einzige Gute daran. Dazu kommt, daß ich selbst die Übersicht verloren, und bei Änderungen in solchem Falle die ursprünglichen Intentionen häufig durchschnitten werden, was man oft erst spät nach der Umarbeitung (wenn, was uns dazu getrieben, das Interesse verloren hat und uns das übrige nicht mehr verdunkelt) mit Schrecken gewahr wird.“ Und da er anderseits das Bewußtsein hatte, daß den heitern aus dem Heimatboden erwachsenen Erzählungen ein energischer und den Leser mit ergreifender Zug innewohne — was er mit dem Bilde ausdrückte: „Wenn man Überschuhe und Burnus im Frühjahr ablegt, so ists, als wäre man so leicht geworden, daß man Mühe anwenden müsse, um nur auf der Erde zu bleiben, und man läuft unwillkürlich wie ein Schneider, weil man noch nicht gewohnt ist, weniger Kraft anzuwenden, und die gewohnte Kraftanstrengung bei verringertem Gewichte ein schnelleres Fortkommen bewirkt, als man vorhat. So ging mirs, als ich mich einmal aus dem dramaturgischen Joch losschnallte, das weit schwerer als Burnus und Überschuh ist“ — so hegte er selbst ein fröhliches Zutrauen zur Wirkung des Buches.

Noch entschiedner, als bei „Zwischen Himmel und Erde,“ bemächtigte sich die Erklärungslust und mythenbildende Kraft von Ludwigs Heimatsgenossen der „Thüringer Naturen“ und wußte alle Gestalten, Abenteuer

und Züge der Erzählung oder vielmehr beider Erzählungen auf unmittelbare Erlebnisse des Dichters zurückzuführen. Dies gab Ludwig Veranlassung, bei Übersendung des Buches an seinen alten Freund Ambrunn in Eisfeld sich über diese Neigung und die Gewalt, die dem Dichter damit angethan war, einmal ausführlicher auszusprechen. Am 9. September 1858 schrieb er: „Du hättest das Büchlein schon lange, aber erstlich mußte ich selbst auf meine Freiexemplare lange warten, dann fürchtete ich, die Eisfelder möchten mehr hineinlegen, als darin steht, wie es schon vor etwa zehn Jahren oder darüber mit dem Vorspiel zum alten Fritz „Die Schlacht von Torgau" geschah, wo man Anstoß nahm, daß der alte Feldwebel das Wort „meinetwegen" als eine Angewöhnung öfter vorbrachte, als wenn auf der Welt niemand solch ein Wort oder auch das Wort „meinetwegen" selbst bei jeder Gelegenheit im Munde führen könnte, als der alte Wirt in Eisfeld, unsers Freundes Martines Schwiegervater. Nun sind besonders in der Heiterethei manche Eisfelder Redensarten, auch Ortsbenennungen, zum Beispiel „die Städel, die Zehnt, die Herrenmühle" vorhanden, was ganz einfach daher kam, weil ich nicht lange nach solchen Kleinigkeiten suchen mochte, und daß ich einen kleinstädtischen Dialekt brauchte, den ich mir nicht erst mühsam erfinden wollte, und ich nahm den Eisfelder, weil er der einzige ist, den ich kenne. Auf gleiche Weise sind sonst noch manche Züge hineingekommen, von denen ich vielleicht selbst nicht wußte, daß sie aus meinen Eisfelder Erinnerungen stammten. Nun ist es Menschenart, wenn man einmal solche Züge findet, die man kennt, man noch mehr zu finden glaubt und mancherlei findet, weil man es sucht, nicht weil es wirklich vorhanden wäre. Das kann so weit getrieben werden, daß man in erdichteten Figuren gewisse bekannte Menschen porträtiert zu finden meint, weil ja doch am Ende

jede poetische Figur mit wirklichen Menschen Ähnlichkeit haben muß. — — Wer sich die Lage von Luckenbach genau vorstellt, wird wohl finden, daß sie nicht die Lage von Eisfeld ist; wer Salfeld, Hildburghausen und Schalkau und andre Örter der Gegend kennt, wird auch davon Züge in Luckenbach finden. Luckenbach ist ein Typus einer kleinen Ökonomiestadt, wie es auch hier welche giebt, zum Beispiel Wilsdruff nahe bei Dresden. Die Gestalt der Heiterethei ist mein eigen, wenn auch der Name und die Anekdote mit dem Schubkarren Eisfelder Tradition ist. Das Häuschen der Heiterethei stand in Salfeld, zur Zeit, wo ich dort auf dem Lyceum war, und zwar etwa so unterhalb des Gerhardsschlößchens, wie im Buche das Häuschen der Heiterethei unter der Gringel steht. Dies Salfelder Häuschen aber wurde von einer Weibsperson bewohnt, die den Spitznamen „Mepp" und sonst durchaus mit meiner Heiterethei nichts gemein hatte. Sie war eine liederliche Person und damals schon ziemlich alt und dabei häßlich. Ich selbst habe sie öfter bei Spaziergängen an der Saale, woraus im Buche der Zehntbach geworden ist, der in Eisfeld nicht existiert, durch die großen Löcher in der Lehmwand in ganzer Figur gesehen, wie sie an ihrem Tische saß und dem Spotte der Vorübergehenden trotzte. Auch von den übrigen Personen ist keine ein Eisfelder Porträt, sie sind sämtlich typische Gestalten, von denen jede kleine Stadt, fast jedes Dorf individuelle Verwirklichungen aufweisen kann. Wenigen wird es an einer geldstolzen Valtinessin fehlen, einen Duckmäuser wie der Morzenschmied hat jeder Ort. Sollten falsche Deutungen in der von mir befürchteten Art auftauchen, so hast du wohl die Güte, den betreffenden Teil dieses Briefes zur Verständigung mitzuteilen. Daß das, was das Büchlein Anziehendes haben mag, nicht auf solchen Beziehungen beruht, ist daraus zu erkennen, daß es am

meisten Anklang in Österreich gefunden, wo meine Dichtungen und mein Name überhaupt am populärsten geworden sind; desgleichen in Rußland, Frankreich und England, wo es natürlich keinem Menschen einfallen kann, dabei an Eisfeld zu denken, sie denken eben an Figuren ihrer eignen Bekanntschaft dabei, und es ist kein Beweis gegen die Stärke eines Schriftstellers, wenn jeder meint, die poetische Gestalt sei das Spiegelbild eines Menschen, den er kennt. Wegen des Erbförsters und Weilers hatte ich hier auch viel auszustehen gehabt: jeder, der das Stück gelesen, wollte das Original dieser beiden poetischen Gestalten kennen, und ich sollte alle alten Jäger in Sachsen geschildert haben, während ich keinen davon nur vom Hörensagen kannte. Das ist eben das Wahre in der poetischen Produktion, was jeder kennt und mit seinen eignen Augen gesehen hat, und Wahrheit ging mir von je über alle Schönheit."

Auch zum Gründer Markt, Dorle?

Noch e bißle weiter; bis zum Zainhammer. Und sagt, Frau Dotin, ob ihr was hin zu bestellen habt. Vielleicht wieder was an den Herrn Faktor? Und dann gebts schnell. Dort wird man auch immer länger aufgehalten, als nötig wär. Und zu spät in die Nacht mag ich nicht.

Was das für ein Hastigthun ist! sagte die Wirtin, vor deren Thür dieses Gespräch stattfand. Man sollt meinen, die Mädle von jetzt, das wären erst Mädle. Na, ich bin auch eins gewest, und nicht das langsamst; aber Zeit zum Atemholen hab ich mir alleweil noch gegönnt.

Ihr seid auch ein Mädle gewest? fragte Dorle wie von Verwunderung überwältigt; denn die Wirtin war eine jener Gestalten, die man sich nicht jung denken kann. Die umherstehenden Männer brachen in ein Gelächter aus. Das Mädchen erschien in seiner treuherzigen Verwunderung noch frischer als sonst. Was für gottlose braune Augen sie im Kopfe hat! dachte der Schneider, und ohne Umstände hätte er ihr einen Kuß gegeben, wenn er gewußt hätte, wie das anfangen. Er hatte schon während des ganzen Gesprächs darüber nachgesonnen, allein vergebens. Das Mädchen war hoch aufgeschossen, eines ganzen Kopfes länger, als der kleine Mann. Selbst auf den Zehen stehend, hätte er nicht über das Grübchen unter ihrem Halse hinauf gereicht. Und ihren Kopf zu sich herabziehen zu können, hätte er viel stärker sein müssen, oder sie viel schwächer.

Des Mädchens Augen lachten jetzt so ehrlich, wie vorhin schalkhaft, als es sagte: Nichts für ungut, Frau Dotin. Habs nicht schlimm gemeint. Ihr müßt denken, heut ist der Gründer Markt; da wird aus manchem ehrlicher Leute Kind ein Spitzbub.

Du bist ein Spitzbub das ganze Jahr, sagte die Wirtin. Kann sein, daß was da ist für den Herrn Faktor! Und sie hinkte durch Einfahrt und Hof in ihr Wirtshaus hinein.

Des Schneiders Augen ließen den blonden Zopf und die vollen Lippen des Mädchens los und senkten sich auf ihren Schiebkarren hinab, und verwundert über die Tüchtigkeit des Fuhrwerks und des Strickes darauf fragte er: Aber was willst du dir nur holen damit?

Einen Mann, lachte der Schmied.

Einen Schmied, entgegnete das Mädchen ernsthaft. Die muß man mit Stricken binden, wenn sie vom Markt heim nicht in jedem Wirtshaus einkehren sollen.

Die Schneider nicht? fragte der Schneider fast neidisch.

Auch, sagte das Mädchen; nicht wegen der Wirtshäuser, nur daß sie der Wind nicht vom Schiebkarren bläst.

Du mußt den Holder-Fritz frein, hustete der Weber. Wenn ihr einen Jungen kriegt, der jagt den Kirchturm von der Kirch und zur Stadt hinaus.

Das käm zu spät, sagte das Mädchen ruhig. Bis dahin habt ihr ihn hinausgehustet.

Wo stellt ihr ein auf dem Markt, Annedorle? fragte der Schmied. Heimwärts führen wir uns.

Ihr werdet wohl einen brauchen, der euch führt, sagte das Mädchen; ich nicht.

Die Wirtin kam mit einem Paketchen heraus, das schnell auf dem Schiebkarren seinen Platz fand. Die

Männer hießen das Mädchen warten; sie würden gleich mitgehen. Gute Unterhaltung sei halber Weg.

Das glaub ich, sagte das Mädchen, und drum geh ich allein. Wenn ich wieder etwas an euch mitkriege dort, Frau Totin, komm ich auf dem Rückwege herein. Und es soll mir nicht darauf ankommen, so kriegt ihr einen gebackenen Mann von mir zum Markt. Gott zum Gruß, Frau Totin.

Die letzten Worte kamen schon aus einiger Entfernung. Das Mädchen war schneller und leichter auf den Füßen, als man der großen Gestalt zugetraut hätte. Unwillkürlich sahen ihr alle nach.

Immer heiter, hustete fast ärgerlich der Weber hinter ihr drein.

Dafür heißt sie auch die Heiterethei, lachte die Wirtin.

Der Schneider sann über etwas, dann sagte er: Man sollt doch keinen eher taufen, als bis man ihm einen Namen geben könnt, der auf ihn paßt. Da würds nicht vorkommen, daß ein Spaßvogel Ernst und ein Saufaus Nüchtern hieß, und man wüßt gleich, wenn man nur den Namen hört, wie der Mann beschaffen ist. Heiterethei! Guckt! Der Name tanzt ordentlich, wie das Mädle selber.

Da sorgt ja, sagte der Schmied, daß ihr einmal eure Mädle, wenn ihr welche habt, auf die Art taufen laßt. Wenn sie sonst niemand aufzieht, können sie mit ihrem Namen tanzen. Aber wer was Aparts an sich hat, dem brauchts nicht leid zu sein darum, den taufen die Leut ohnehin noch einmal.

Auf des Schneiders Gesicht hätte man lesen können, daß die Rede des Schmieds auf ihn gemünzt war, wenn es auch das Lachen der übrigen nicht verraten hätte.

Er seufzte nämlich trotz seiner dreißig Jahre noch unter der Tyrannei einer baumlangen. Stiefmutter.

Sie nannte ihn nicht anders als den „Jung." Natürlich hieß er von Stund an, wo dies bekannt wurde, im ganzen Städtchen so. Man erzählte sich, sie behandle ihn durchaus jenem Ausdrucke entsprechend. Und mehr als einer wollte gesehen haben, wie die starke Frau ihn über einen Stuhl gelegt, ihm die Höslein mit der Linken straff gezogen, während ihre Rechte die Festigkeit eines spanischen Rohres an dem Teil gemessen hätte, auf dessen Ausdauer bei der Schneiderei so viel ankommt. Aber was will nicht der und jener Spottvogel gesehen haben, den ein Verhältnis der Art zum Weiterausmalen einlud! Freilich, wenn der Schneider zuweilen wie ein Pfeil aus der Hausthür herausschoß und dann hineindrohte: Respekt muß im Hause sein! dachten die Vorübergehenden dazu: Aber jetzt steht er vor der Thür.

Der Schneider achselzuckte ein stummes: Man kennt den Morzenschmied, was für ein Schabernacker der ist, so duchsig er thut.

Die Wirtin aber erinnerte der fliegende Saum des rotflanellnen Unterrocks, der eben um die Straßenecke verschwand, wieder an die Heiterethei. Aber sie könnte, sagte sie, eben so gut die Bravethei heißen, als die Heiterethei. Denn: kein braver Mädle im ganzen Städtle, wie der blinde Orgelmann singt; wennschon ein bißle wunderlich dabei. Wie ihre ältere Schwester Mutter geworden ist von dem dicken Semmelbeck in der Stadt, wo sie gedient hat, da hat die Heiterethei sie fortgeholt und hat ihr einen andern Dienst verschafft, ich weiß nicht, wo, aber weit von hier. Wenn du fünf Jahre dich ordentlich gehalten hast, hat sie zu ihr gesagt, dann will ich wieder deine Schwester, und soll das Liesle dein Kind wieder sein. So lang aber kommst du mir nicht wieder ins Häusle, daß dus weißt. Das Kind aber hat sie behalten, und nicht viel Mütter sind so brav gegen ihr eigen Kind, wie die Heiterethei gegen das Liesle ist.

Ja, und die Hochmuthei dazu, hustete der Weber. Wo sie die Mannsleut verspotten kann mit Wort oder That, da ist sie gewiß bei der Hand. Aber sie wird wohl schon einmal schlecht anfliegen, und ich wär nicht der einzig, ders ihr gönnt.

Ein Blick der Zustimmung, in dem die übrigen Männer sich nickend begegneten, zeigte, daß der Weber wahr gesprochen.

Unterdes waren sie mit Bezahlen, frisch Tabak stopfen und Anbrennen fertig geworden und machten sich auf den Weg. Man hatte noch zwei gute Stunden zu dem Marktflecken. Der letzte rief der Wirtin, welche die leergetrunkenen Gläser am Brunnen schwenkte, zurücksehend noch zu: Prächtig Wetter heut!

Die Wirtin sah sich um, und auf dem feinen Dufte haftend, der hinter den Bergen ringsum am Himmel heraufzog, sagte sie: Dauert nicht bis zur Nacht. Es müßt heut nicht Gründer Markt sein.

Die Wirtin weiß es, und sie nicht allein, alle Welt weiß es, wies mit dem Wetter ist zum Gründer Markt. Und wenn er beginnt so blau und golden, wie es der Farbenkasten des Frühlings nur hergeben will, wie ein Tag vor sechzig Jahren; denn damals war alles besser, selbst das Wetter; frage nur die Reicker Wirtin, wers nicht glauben will. Kaum ists Mittag, da steigts von allen Seiten auf; da hebts und drängts, bis es einen neuen Himmel gewölbt hat unter dem alten. Das wär schon gut, wenn es nur aufzuhören verstände zur rechten Zeit. Aber immer noch steigts und drängts. Da wird ein Hin und Herwogen, dunkler und immer noch dunkler, ein Zusammen und Übereinanderschieben, daß endlich die Funken davonstieben, und das ganze

Wolkengewölbe unter seiner eignen Last zusammenbricht mit Donnerkrachen, und die Wolkentrümmer an einander in ungezählte Tropfentrümmerchen zersplittern über Buden, Platz, Käufer und Verkäufer.

Wehe dem, der da noch unter diesen letztern ist; in dem wilden Durcheinander von Stöcken, Köpfen, Hüten, Mützen, das der gleichzeitige Druck nach allen Richtungen, nach deren Enden rettende Thüren sich öffnen, in eine kreisende Bewegung bringt. Zugleich mit der ganzen Masse um ihre und noch einmal besonders um seine eigne Achse gewirbelt weiß er bald nicht mehr, was sich dreht, er oder die Häuser und Buden um ihn herum. Bald erscheint die rettende Thür, bald verschwindet sie, ohne daß sie ihm näher gekommen ist. Die Hutkrempe, von Regen und Mitleid erweicht, senkt sich allmählich und verhüllt dem Auge des Dulders liebevoll wenigstens den Anblick seines Schicksals, bis eine Flut ihn plötzlich davon führt, er weiß nicht wohin, und eine Thür ihn einschlingt, die er nie zu passieren gemeint hat. So ists im Marktflecken selbst; die Straße nach dem Städtchen bietet bei allem Ähnlichen doch ein ganz verschiednes Bild.

Wer bereits auf dem Heimwege ist, hat die Schritte schon eine gute Weile her länger und schneller gemacht; nun wird ein Rennen aus dem Eilen. Wer so vorsichtig war, einen Regenschirm mitzutragen, dem lohnt sich die Mühe der Arme nun an den Füßen. Wie ein Beet voll lebendiger Pilze, roter, blauer, grauer, schwarzer, kommt die Straße den verwunderten Raben vor oben auf den Pappeln über dem Graben. Der Regenschirm ist der Mann des Tages. Was keiner ist, müht sich einer zu werden. Unterrock, Bündel, eben gekaufte Wasserkannen, Töpfe, Tiegel, alles vergißt im Drange der Not seine eigentliche Bestimmung. Da huschen Weiber und Mädchen, mit der Schürze bedeckt,

die ausgezognen Strümpfe und Schuhe in den Händen die Straße hin, und neben jeder huscht ein Mittelding von Schatten und Spiegelbild über die Pfützen und den nassen Glanz der Straße mit. Hier kommt einer zu Pferde und schnaubt und stampft und spritzt vorbei, daß die Weiber aufschreien, und die Männer fluchen. Hier ein Wagen, aber er ist schon voll, und schon ist er vorüber. Die Geborgnen oben lachen schon in der Ferne, und die in ihrer Hoffnung Getäuschten unten senden Verwünschungen nach, die der Wind zu Ohren trägt, für die sie nicht erdacht sind — wenn das ewig gleiche Plätschern des Regens sie nicht vorher überplätschert. Aber stehen bleibt niemand; es müßte denn ein Angetrunkner sein, der im seligen Vergessen aller Not mitten auf der Straße sich zur Ruhe legen will. Doch auch er wird vom lachenden Manns- oder zornig weinenden Weibervolke mit fortgeschleppt, halb getragen, halb geschleift, wie es gehen will. Aber es geht; denn es muß gehen.

Und so geschiehts am Tage des Gründer Marktes, seit der Gründer Markt im Kalender steht.

Wers noch genauer wissen will, höre nur der Reicker Wirtin zu, dies eben ihren Gästen erzählt. Und er wird, besonders in Anbetracht der Länge dieser Erzählung, so froh sein, im Trocknen zu sitzen, als nur immer unsre Bekannten von vorhin sein können, der Schmied, der Schneider und der Weber aus dem Städtchen.

Nicht, daß ihr Zustand an sich beneidenswert zu nennen wäre! Es ist vielmehr ein wahrer Heringszustand. Man denke sich hundert Menschen in eine enge Dorfwirtsstube zusammengepreßt, die Scheitel in die schweren Gewitterwolken aus Lampen- und Tabaksrauch und dem Angstschweiß nasser Kleidungsstücke getaucht! Die Verlegenheit, welche von den zahllosen da unter den Tischen herum und unter einander liegenden Beinen man an sich ziehen müßte, wenn es gälte,

dem völligen Ersticken zu entfliehen, ohne an einem Mitdulder zum Diebe zu werden! Denn die Lampen hier und dort vermögen in ihrer Hilflosigkeit eben nur so viel Helle auszuströmen, als nötig, um den Leuten zu zeigen, wie dunkel es ist.

Aber eine Not kann zur Wohlthat werden, wenn sie von größerer Not errettet. Und bald hörte mit der größern auch die kleinere auf. Es regnete schwächer, und wen nicht die Sorge um sein Heimwesen dem leisern Rieseln zu trotzen trieb, der flog aus, da auch dieses endlich ganz nachließ.

Und auch heller wurde es. Schon zeigten sich Lücken im Gewölke. Das flog nun selbst wie eine endlose Folge dunkler Regenschirme in den Händen eilender Riesen am Himmel dahin.

Der Mond stellte sich auf die Zehen und sah zwischen ihnen hindurch auf die nasse Straße herab. Die hielt ihm tausend Spiegel vor, und er sah wohlgefällig, um wie viel schöner und vollwangiger er nun seit gestern wieder geworden war.

Aber es gab Leute, die, sei es aus Behagen am Wirtshause oder aus Unbehagen an dem, was sie daheim erwartete, ruhig sitzen blieben, um, wie sie sagten, den Weg unterdessen noch etwas abtrocknen zu lassen. Unter diese gehörte auch unser Männerkleeblatt aus Luckenbach. Dem Morzenschmied war es nur dann nicht langweilig daheim, wenn er seiner Morzenschmiedin etwas aufzuheften oder sonst einen Streich zu spielen wußte. Hatte er sie durch eine trocken vorgebrachte Erdichtung mit den übrigen Weibern seiner Straße oder des ganzen Städtchens zusammengehetzt, dann war es seine Lust, mit Henkergeschicklichkeit sie in die größte Angst hinein zu bedauern. Und höchst unlieb wäre es ihm gewesen, hätte der Schaden einmal die Wirkung gehabt, sie klug zu machen. Die Schuster-Märtinessin dagegen, des Webers Ehefrau, war mit

einem ganzen Doktorbuche voll Krankheiten behaftet, die das Eigne hatten, daß ihre Anfälle begannen, so oft sie ihren Märtines die Treppe heraufkeuchen hörte, und nicht eher nachließen, als bis er diese wieder hinabhustete. Was dem Schneider die Süßigkeit des eignen Herdes verbitterte, wissen wir schon.

Diese drei Männer saßen zuletzt noch fast ganz allein da, und ihr Gespräch war so ins Stocken geraten, daß sie, in sich versunken, selbst nicht wußten, wie sehr. Es bedurfte einer Stimme, wie eben eine vor der Thür sich vernehmen ließ, sie zu erwecken. Und diese Stimme klang so voll und tief aus der Brust herauf, daß die vorgesunknen Köpfe fast erschrocken emporfuhren.

Da habt ihr euern Mann, Frau Dotin, sagte draußen die Heiterethei. Er ist der allerbeſt, raucht keinen Tabak, trinkt keinen Branntwein, und wenn ihr ihn nicht mehr mögt, braucht ihr ihm nur den Kopf abzubeißen.

Dazu ist er gut, hörte man die Wirtin lachen; und darum krieg ich ihn. Wär er zum Heiraten gewesen, hätt ich ihn sicher nicht gekriegt.

Ihr müßt einmal gern geheiratet haben, weil ihr noch immerfort so gern vom Heiraten sprecht.

Ja, antwortete die Wirtin, aber wie ich am liebsten geheiratet hätt, da hab ich am wenigsten davon gesprochen. So habens die Mädle und die Weiber, so lang die Welt steht.

Das sagt ihr. Jedes meint, wies ihm war, so muß dem andern auch sein.

Und ich denk, wies jeder meint, so wirds auch sein.

Aber es ist doch nicht so! Und wenns solche giebt, müßt ihr dann sprechen: Alle sind so? Sagt meinetwegen: Es giebt ihrer genug, die so sind. Das sind solche, dies nicht allein ermachen können. Wers muß, da hab ich nichts dagegen, aber ich thäts nicht, und

wenn ich tausendmal müßt. Weil die Mädle heutzutag noch schwächer und einfältiger sind als die Mannsbilder selber.

Darum ists nicht. Die Männer heiraten doch auch. Wenn jedes was Stärkeres und Gescheiteres heiraten will, wen sollen denn die heiraten?

Meinethalb den Kuckuck von Langensalz. Was gehn die mich an? Die Männer frein, damit sie einen Narren haben, und die Mädle, weil sie selber Narren sind. Gebt mir lieber ein Kärtchen Bier für euer Gerede.

Die Männer und die Mädle! Als wenn du nicht selbst ein Mädle wärst! Oder was biste sonst?

Ich bin ich. — Und ich frei einmal nicht, und ich mag einmal nicht, und wenn ihr mir einen auf dem Teller präsentiert, und er wär obenein ein Prinz. Und redt ihr noch ein Wort, so weiß ich, wo ich herkommen bin. Mein Brot verdien ich allein, wenn ich schon ein arm Mädle bin. Ich bin stark genug, und bin klug genug, und ich brauch keinen, und so ists, und nu ists fertig!

Dabei war die Thür geöffnet worden, und das Mädchen mit rotem Gesichte voran, die Alte, laut lachend, daß es die ganze Gestalt schüttelte, hinterdrein hereingekommen. Die Männer in der Stube zeigten Lust, das Gespräch, das sie mit angehört, weiter zu führen. Das Mädchen lehnte am Ende eines Tisches. Der Schneider ersah sich die Gelegenheit, den kühnen Gedanken von heute morgen ins Werk zu setzen. Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um diese und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Gesichtes gewichen. Das Mädchen hatte so pralles Fleisch, daß jede Bewegung vorübergehend solche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, so wie der Druck aufhörte, einer desto dunklern Färbung Platz machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein

immerwährendes Erbleichen und wieder Erröten vor Kraft. Der Schneider hatte gemeint, daß sie mit den bloßen Augen lachen könnte, gefalle ihm am meisten; jetzt schien ihm der trotzige Ausdruck derselben noch schöner, und ihre Augen gefielen ihm so wild und scheu noch mehr, als da sie lachten.

Vorsichtig und geräuschlos begann er, auf der Platte des Tisches sitzend, an dem sie abgewandt stand, immer näher an sie heran zu rutschen. Saß er hinter ihr, dann bedurft es nur eines Zurufes. Wenn sie dann erschrocken arglos das Gesicht ihm zuwandte, war der Plan gelungen.

Der Morzenschmied schien ganz wo anders hinzusehen, als nach dem Schneider. Er hielt seine Pfeife ganz nahe vor die Augen, die vor Schelmerei so schief standen, daß er der Heiterethei wie ein lauernder Kater vorkam. Zuweilen gab ihm das mühsam unterdrückte Lachen doch einen Stoß.

Der Weber aber, der von alledem nichts merkte, hustete und sprudelte unterdessen: Ja, so stark wie die Weibsleut sind, und so klug wie die Weibsleut sind! Und doch, wo was ordentlich gemacht sein soll, da muß es der Mann. Wenn sie mit den Händen wackeln, das muß geärbet sein, und wenn die Zunge geht, da meinen sie, das ist gedacht. Ei ja! Wenn sie den Stubenehren ein bißle mit dem Besen kitzeln, daß der lachen möcht, und dreimal die Bodentreppen hinauflaufen darum, wenn eine Hand voll Salz aus der Meste soll in den Topf!

Das Mädchen schwieg, man hätte gemeint, wie ein gescholtnes Kind, wenn es ihr nicht zuweilen so eigen um die vollen Lippen gezuckt hätte.

Noch ein Ruck, und der Schneider saß am Ziel. Schon fühlte er die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihr zugewandten Seite; eine Schauer rieselte ihm den Rücken herab, und das Leiseatmen wurde ihm

immer schwerer. Noch durfte das Mädchen nicht umschaun. Drum fiel der Schmied helfend ein: Was? Ich wett, das Dorle da nimmt zwei Mannsbilder auf sich, wenn mit der Zunge geärbet wird.

Ihr seid freilich stärker, sagte das Mädchen nicht halb so keck als sonst. Ihr nehmt gleich die ganzen Weiberleut auf einmal auf eure. — Sie war schon einigemal wie mechanisch mit der flachen Hand über den Tisch gefahren, und das hatte den Schneider jederzeit nicht wenig beunruhigt. Jetzt strich sie eben so und immer noch mit abgewandtem Gesichte den ganzen Mann herab, scheinbar so unabsichtlich wie einen Lappen Tuch, den man wohl in Gedanken vom Tische streicht, ohne gewahr zu werden, was man thut.

Alles lachte und sah nach dem Schneider, der so unerwartet auf die Diele zu sitzen gekommen sich zu besinnen schien, wie.

Die Heiterethei that noch verwunderter, als der Schneider selbst, indem sie einen Augenblick nach ihm hinsah.

Der Schmied lachte, daß ihm die Thränen kamen, und ärgerte sich doch zugleich und schwur bei sich, nicht zu ruhn, bis er durch einen größern Schabernack den Schneider und die ganze Männerwelt an dem Mädchen gerächt habe. Es war dabei etwas von Neid und Eifersucht. Irgend jemanden so duckmäuserig dem Gelächter preiszugeben, das hielt er für *sein* Revier, und die Heiterethei war ihm eine Wildschützin darin, die gestraft werden mußte.

Doch wurde er fast ungewiß; das Mädchen mußte mehr Freude verraten, wenn sie die Verhöhnung des Schneiders beabsichtigt hatte.

Im Gegenteil schien es der ungemischte Ton des Verdrusses, in dem sie nun sagte: Meinetwegen redet, was ihr wollt. Hätt ich nur erst meinen Schiebkarren aus dem Schmutz! Wenns so ein drei Stunden geregnet

hat, ist da außen ein Lehm, als sollt der Schloßturm gekocht werden, und man braucht einen Topf dazu.

Der Schmied horchte auf. Was? Kam da die heißgewünschte Gelegenheit von selber, dem Übermute eins zu versetzen? Aber noch traute er der Hoffnung nicht.

Ja, sagte er, das Dorle will uns was weismachen, damit sie lachen kann, wenn wirs glauben.

Da hat sichs zu lachen, entgegnete die Heiterethei. Ich muß heim, und allein bring ich den Karren nicht heraus.

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten; der Schneider nahms für unterdrücktes Weinen; je kleinlauter das Mädchen wurde, desto höher richtete sich der Schneider auf.

Ich denk, sagte der Schmied, und seine Augen kamen immer schiefer zu stehen, ich denk, das Dorle ist stark genug und ist klug genug und kanns allein ermachen? Wenn sie so klug ist, wird sie ja nicht mehr geladen haben, als sie fahren kann, und wenn sie alles allein ermachen kann, wird sie wohl fahren können, was sie geladen hat.

Wenn das Wetter ausgehalten hätt, sagte die Heiterethei. Wer kann fürs Wetter?

Ja freilich! das Wetter, hustete der Weber triumphierend; das ist den Weibsleuten ihr Sündenbock. Donnerwetter! Wenn das Wetter nicht wär, da blieben alle verfütterten Säu gesund, da wär Obenhin der beste Jäter, und alles, was sie machen, das wär gut, und Zufrüh und Zuspät die besten Gärtner. Und ja, wenn alle Ding sich selber machten, wie das Wetter, da käm keine darauf, daß sie nur ein Weibsbild ist.

Und ein ander Ding um einen Mann, flickte der Schneider dazwischen, und seine geballte Faust sagte: Ich bin einer!

Der Schmied wollte reden, aber der Weber war einmal im Husten: So ein Ding, das da denkt, lieber

die Bein gebrochen, als zweimal gegangen, und was es auf einmal mit den Augen ersieht, das kann sie auch auf einmal mit den Händen ermachen. Drum stehts schon in der Schrift, daß es ein schwach Werkzeug ist, und der Mann soll ihr Herr sein, denn warum? weil ein Weibsbild — nur ein Weibsbild ist, hergegen ein Mann, das ist ein Mann.

Ja, sagte die Heiterethei, wenn ich mirs so hätt auslegen können! Aber deswegen bleibt mein Schiebkarren, wo er ist.

Der Schmied konnte noch immer nicht zu Worte kommen; der Weber fühlte, er mußte sich selber am Kragen festhalten, und wer weiß, was er noch gehustet hätte, wär nicht der Schneider dazwischen gefahren: Und wo er bleiben sollt nach Recht und Gerechtigkeit! Denn es geschäh einer just einmal recht, wenn sie umladen müßt und würd noch ausgelacht dazu.

Der Schmied, der schon lange beschwichtigend mit beiden Händen gerudert hatte, kam endlich, indem er dem Schneider ins Wort und dem Weber in den Husten fiel, zum Reden.

Aber das Dorle, sagte er mitleidig, kann ja doch eigentlich selber nichts zu dem Unglück, daß sie nur als ein Mädle geboren ist. Und wiederum steht in der Schrift, das stärkere Werkzeug soll sich über das schwächere erbarmen. Aber —

Umsonst wird nichts! brach der Weber dazwischen.

Abbitte muß sie thun! der Schneider.

Ja von wegen dem, fuhr der Schmied fort, was sie vorhin geredt hat vom Männervolk. Sie dauert mich, aber daran läßt sich nichts ändern.

Ja, sagte die Heiterethei, und wenn ichs gethan hätt, müßt ich mir doch selber helfen und würd auch noch ausgelacht? Hernachen will ichs; aber vorher thu ichs nicht; das sag ich gleich.

Der Schneider, einen ganzen Kopf länger als er

selbst, brannte vor Ungeduld, den Karren frei zu machen mit Einem Ruck, und so der Heiterethei zu zeigen, was ein Mann sei. Er staunte selber an sich hinauf und traute sich das Ungeheuerste zu. Auch der Weber konnte vor Ungeduld nicht mehr sitzen und spuckte schon in die Hände. Der Schmied hätte gern den Triumph mit dem Strohhalm ausgetrunken. Wer weiß, ob die Heiterethei ihnen noch einmal so in die Hände lief! Sie durften sie nicht so schnell und glimpflich wieder heraus lassen.

Da diese aber, so viel ihr selber daran gelegen schien, die Männer sollten sich an ihrem Fuhrwerke versuchen, auch in der Schelmerei es sich nicht abgewinnen konnte, zu bitten, so erhob sich endlich auch der Schmied, und der Zug setzte sich, das Mädchen an der Spitze, in Bewegung.

Eine Warnung der Wirtin verscholl unbeachtet.

Das eigne Wedeln der Heiterethei mit dem Tragband in ihren Händen beim arglosesten Gesicht erinnerte sie an die ähnliche Schwanzbewegung der Katzen vor einem plötzlichen, unvermuteten Sprunge. Da die Männer nicht hörten, und ihr selbst über den Katzen einfiel, nach dem Braten im Gewölbe zu sehen, so überließ sie die Verblendeten der Heiterethei ohne weitere Versuche, sie zurück zu halten.

Außen hatte sich unterdes ein Windhauch aufgemacht, der die aus der Einfahrt tretenden mit fast herbstlicher Frische begrüßte und von den Bäumen an der Straße einen kleinen Regennachschauer auf sie warf.

Und wo ist denn nun das bißle Karren? fragte der Schmied, sich umsehend.

Die Heiterethei ging voraus, um ihre lachenden Augen zu verbergen; denn der Mond verbreitete Tageshelle. Sie ging nach einer großen Pfütze zu, und hier stak der Karren. Das Rad war nur eben bis an die Speichen in den weichen Boden eingedrückt.

Ein weißes Tuch verbarg die Ladung. Diese nahm einen so unerwartet geringen Raum ein, daß der Schneider fast bedauerte, so leicht davon zu kommen.

Ärbet für einen Schneider, sagte der Schmied.

Das nahm der Schneider beinah übel.

Schmied oder Schneider, sagte er und warf den Unterschied mit einer Handbewegung weg, die zeigte, wie leicht er war. Mann ist Mann; und wärs nicht um einer schwachen Weibskreatur wegen, das Ding wär für meinen Lehrjung zu gering.

Aber so verächtlich blickend er nun zwischen die Handhaben trat, geschahs doch mit dem Entschluß, seine ganze Kraft aufzubieten. Denn herausfliegen sollte der Karren, so leicht wie ein Vogel, aus dem Schmutz. Und gewiß! Wäre der Schneider so energisch wieder aufgestanden, als er sich bückte, es wäre so geschehen. Aber er stand gar nicht wieder auf, wenigstens mit dem Karren nicht. Wie er auch bald mit der einen, bald mit der andern Schulter, bald mit beiden zugleich auftauchte, wie er das Tragband bald nach oben, bald nach unten schob, der Karren flog nicht, er stand wie angewurzelt. Wütend sprang der Schneider endlich allein wieder empor. Vexation! schrie er. Vexation! Ich weiß, was einer ermachen kann. Aber die Wirtin hat nicht vergeblich geredt. Da ist was Extras aufgepackt.

Die Heiterethei sagte: Ja, sechs Schneider.

Der Weber aber schämte sich in der Seele seines ganzen Geschlechtes, daß er den Schneider vorangelassen. Zornig schob er ihn aus dem Karren und sich selbst hinein. Nun spuckte er in die Hände, aber nicht wie der Schneider, sondern wie ein Mann. Nun faßte er die Handhaben, daß die langen Finger erblichen; nun tauchte er nieder, als gälts, den Kern der Erde zu stürmen; nun rannte er gegen den Karren wie ein wütender Elefant; nun — ja, nun lag er mit der

Nase auf der Last und mit den Knieen in der Pfütze. Der Karren stak so fest als zuvor.

Ein himmelverbrenntes Donnerwetter! fluchte nun auch der Weber, indem er sich aufreckte und den Schmutz von den Knieen abstrich. Der Schneider hat recht. Lug und Trug! Teufelsmädle, du hast noch was Aparts aufgepackt. Vexation ists, Vexation!

Ja, freilich, sagte die Heiterethei, der ist vexiert, der sich auf ein so starkes Werkzeug verläßt, wie ihr eins seid.

Der Schneider und der Weber fluchten und renkten sich die Arme und die Beine zurecht, der Schmied aber lachte so fürchterlich, daß die Heiterethei ihn nicht ansehen durfte, wollte sie ernsthaft bleiben.

Das Mordmädle! dachte er. Ich könnt ihr ordentlich gut sein für den Spaß da, obgleich sie mir den Hauptjux verdorben hat, den über sie selber. Und geschenkt soll ihr das gewiß nicht sein. Dem Weber und dem Schneider geschiehts schon recht; warum sind sie solche Pfefferkuchenmännle! Aber ein End mach ich nun, sonst kommt die noch aus dem Häusle vor Übermut.

Damit ging der Schmied nach dem Karren, dem er, als Repräsentant seines ganzen Geschlechts, die Ehre nicht anthat, die Pfeife vor ihm aus dem Munde zu nehmen. In die Hände spuckte er so beiläufig, als wärs nur, um den Gebrauch nicht zu umgehen. Aber bald ward er höflicher. Nach dem ersten vergeblichen Ansatz spuckte er in vollem Ernst. Bei dem zweiten fiel ihm die Pfeife von selbst aus dem Munde. Nach dem dritten war er zorniger als Schneider und Weber.

Er war keineswegs bösartig; aber er hatte die Natur vieler sonst ganz guten Leute. Die gern jedermann zum besten haben, sind, wenn ein andrer das an ihnen versucht, gewöhnlich die empfindlichsten. Dazu kam, daß ihm Schneider und Weber seine Schadenfreude von vorhin mit Zinsen zurückgaben.

Heben thut er sich, schrie er endlich, aber heraus aus dem Schmutz bringt den Himmelelementskasten der Teufel selber nicht! Aber der Hexe da solls gezeigt werden, was das auf sich hat, Männer zum Narren zu halten! Das soll sie einem andern weismachen: das kann der wilde Fritz nicht; das müßt der Teufel selber sein, der einen Karrn vom Zainhammer bis daher führ so beladen wie den.

Ja wenn der Teufel kein Mannsbild wär, entgegnete die Heiterethei, indem sie das Tragband aufhob, das der Schmied im Zorn auf die Erde geworfen hatte. Aber er machts halt wie alle Mannsleut. Räsonnieren, was ein Mann für ein ander Tier ist, wie so 'n armes schwaches Weibsbild, das können sie; aber so nem armen schwachen Weibsbild den Karrn aus dem Schmutz thun — ja wenns halt mit der Zungen zu machen ging! Bin nur froh, daß ein Eisenstab kein Schweizerkäs ist, sonst hätt ihn der Meister Weber durch und durch gestochen mit seiner spitzigen Nasen. Und wenn was zu bestellen ist an die Frau Morzenschmiedin, oder wenn der Meister Schneider noch aufsitzen will, so einen bring ich just noch fort; er könnt auf dem Strick reiten da; aber es müßt geschwind gehn. Ich hab nicht mehr viel Zeit.

Sie sah nach dem Schneider um, als wärs mit dem Aufsitzen ihr Ernst. Dann hängte sie ruhig ihr Tragband um, ließ die Handhaben in die Schleifen und hob, wenn auch mit Anstrengung, den Karren aus dem Schmutz.

Respekt muß im Hause sein! rief sie zurück. Und heiter lachend ging es dann die Straße so schnell hinab, daß die Männer noch wie Steinbilder dastanden, als sie um die nächste Ecke verschwand.

Freilich schon hinter dieser nächsten Ecke machte das Mädchen Halt, um dort von der übermäßigen Anstrengung auszuruhen, aber nicht ohne erst vorsichtig

herum zu blicken, ob die Männer ihr nicht etwa folgten. Sie sah sie langsam in das Wirtshaus zurückgehen, und nun erst überließ sie sich dem Jubel, dessen lauten Ausbruch zu unterdrücken ihr bis jetzt nur mit äußerster Mühe gelungen war.

Sie hätte sich längelang in das Gras neben der Straße geworfen, stand nicht vom Regen her Wasser darauf. Sie kauerte, weil sie sonst kein Plätzchen sah zum Ruhen und zum Lachen, auf ihre Fersen nieder und umschlang mit beiden Armen ihre Kniee. Und je mehr die verdehnten Sehnen von der Erschütterung des Lachens schmerzten, desto heftiger mußte sie lachen. Sie drückte ihr Gesicht in die Schürze, preßte den Zipfel in den Mund; aber die bewährtesten Mittel halfen nicht; sie mußte den Lachsturm austoben lassen.

Wie weit war ihr Herz vom Gefühle ihrer Kraft und Selbständigkeit! Es war ihr, als hätte sie einen Sieg über alle Männer der Welt davon getragen. Nicht mit dem Glücklichsten tauschte sie jetzt. Aber das hätte sie auch wohl sonst nicht gethan. Denn niemandem konnte wohler sein in seiner eignen Haut als der Heiterethei; in eine fremde sich auch nur hineinzudenken fiel ihr nicht ein. So strotzte jede Fiber an ihr von Kraft, jeder Gedanke von Übermut.

Bald hatte sich ihr Körper erholt und das Phlegma der Gesundheit auch die innere Bewegung so auf das richtige Maß zurückgebracht, daß, als sie weiter fuhr, den rüstigen Gleichtritt kein schnellerer Atemzug mehr störte.

Wir können sie getrost sich selber überlassen; es wird für das Verständnis unsrer Erzählung nötig sein, dem Orte, dem sie so rüstig zufährt, und dem Treiben und der Art seiner Bewohner einen wenn auch nur flüchtigen Blick zu gönnen. Wir eilen ihr voraus, sicher, daß sie uns bald einholen wird.

Wir kommen zunächst durch eine Doppelreihe von

Städeln und wissen nun schon, Luckenbach gehört zu jenen Städtchen, in deren Thätigkeit sich Ackerbau und Gewerbe teilt. Der Gründer Markt ist ein Ausnahmstag. Denn was Waren hat, feil zu halten, Geld, um zu kaufen, Beine, um zu tanzen, Arme, um Kegel zu schieben oder sich zu schlagen, eine Gurgel, um zu singen und zu trinken, ja nur Augen, um zu sehen, das fliegt heut sicher nach dem Grunde. Aber nur einige Stunden früher, und wir hätten auch heut ein Bild gehabt vom Leben und Treiben des Städtchens im Sommer, wenn auch ein weniger lebendiges und figurenreiches als an andern Tagen. Männer in Hemdenärmeln standen plaudernd und rauchend an befreundeten Fenstern. Flinke Weiber und Mädchen wuschen Salat oder schöpften mit dem „Kübel“ Wasser aus den großen steinernen Brunnenkästen in „Bütten und Stutzen.“ Andre rasselten, die rotflanellnen Unterröcke hinter ihnen fliegend, mit dem leeren Schiebkarren über die Straße nach dem Thor oder kehrten langsamer mit dem beladnen von daher zurück. Und nicht etwa bloß die ärmern, wie die Heiterethei. Wer Töchter hat, mietet keine Mägde. Die angesehenste Bürgerstochter, die am Sonntag auf dem Schützenhof tanzt oder auf dem Liebhabertheater spielt, fährt Werkeltags im rotflanellnen Unterrock, ein buntes Tuch um die Haare, auf dem Schiebkarren das Futter heim für die Kühe. Die Männer sind Handwerker, die Frauen sind Bauern. Und den großen Feldarbeiten, Heu-, Grummet-, Getreide- und Kartoffelernte, macht auch bei den Männern das Handwerk Platz. Dann steht die Brücke leer, der Webstuhl ruht, Schere und Säge hangen am Nagel; Meister, Lehrling und Geselle tummeln sich draußen im Felde oder auf der Wiese.

Wir kehren wieder zu der Heiterethei zurück und treffen sie schon an den äußersten Städeln. Sie fährt langsamer als vorhin; sie überlegt, ob sie hier noch

einmal ruhen oder in einem Zuge fortfahren soll bis an die Nagelschmiede, wo sie ihre Ladung abzugeben hat. Sie ist schon zu dem letzten entschlossen, da fällt ihr ein offnes Stadelthor auf, vor dem eine Schnitzbank steht. Rings um diese liegen fertige und unfertige Faßreifen und allerlei Werkzeug in der wildesten Unordnung durcheinander. Und kein Mensch dabei zu sehen noch zu hören.

Nichts war dem Mädchen verhaßter als Unordnung. Wo sie dergleichen sah, zuckte es ihr in den Händen. Sie konnte nichts unrecht stehn sehn, ohne es recht zu stellen, und wenn sie noch so gut wußte, wie schlechten Dank sie sich damit verdienen würde. Unwillkürlich ließ sie den Schiebkarren zur Erde nieder.

So was! sagte sie und schlug vor unwilliger Verwundrung mit den Händen auf die Schürze. Da läuft erst der Meister von der Arbeit, hernach die Gesellen und der Lehrer (Lehrling), wie die Säu vom Trog. Freilich! Sollen die Gesellen auf seinen Nutzen sehn, wenns der Meister selber nicht thut! Aus dem Holders-Fritz wird halt sein Lebtag nichts Gescheits.

An jedem andern wäre ihr Unordentlichkeit zuwider gewesen, am Holders-Fritz erregte diese ihren Zorn. Sie wußte nicht, warum, und war auch nicht gewohnt, über dergleichen sich Rede zu stehn. Aber es regte sich zugleich ein Etwas in ihr, was sie freilich gewiß für nichts andres hätte gehalten wissen mögen, als wofür sie selbst es hielt, für Ordnungsliebe. Dieses Etwas wußte jenen Zorn mit immer neuen unverfänglichen Vorwänden von einem Zugeständnis zum andern so lange fortzuschwatzen, bis er endlich nichts mehr zuzugestehn hatte.

Ich werd nicht so dumm sein, entgegnete der Zorn dem Etwas, Ordnung zu machen, wo michs nichts angeht. — Aber über die Schnitzbank, sagte das Etwas, kann bei Nacht jemand fallen.

Sie räumt die Schnitzbank hinein, und das Gespräch geht fort: Aus dem andern mag werden, was da will! — Wenn ich nicht einmal darüber wär, die Reifen sollten liegen wegen mir bis zum Gückelestag. Den Schnitzer und das Schnitzmesser — guckt nur! auch das Beil und die Säg haben sie liegen gelassen, die liederlichen Hünd. — Wenn mich nicht das Zeug dauern thät! — So; nun fehlt nur noch, daß ich so dumm wär und kehrt auch noch die Spän hinein, aber — nicht einmal einen Besen haben die da. Es ist mir nur wunder zu sehn, ob das Volk nicht einmal einen Besen hat? Na, das soll wohl einer sein! Würd dem Gesindel keinen Finger kosten, wenn sichs selber einen zusammen bänd, eh sie das stumpfe Ding da — meinethalb! Und das Stadelthor ist auch hundert Jahr nicht geschmiert. Es wär schad um den Holders-Fritz, wenns ihm nicht recht geschäh. Nunmehr müßt der einer sein. Warum heirat er nicht? Aber wen denn? Wenn der keine Tüchtige kriegt, ists schlimmer, als gar keine. Wenn er mich zur Frau hätt, da könnt er noch einer werden. Ich wollts ihm schon gönnen; er ist doch nicht der allerschlimmst. Wenn ich einmal mit ihm zu reden käm, ich wollt ihm allerlei sagen. Ja, damit er Wunder dächt, was ich mit ihm haben wollt? Was geht der mich an? Er hat meine Mutter nicht gefreit und will mich nicht frein. Und ich möcht ihn nicht einmal. Den nicht und gar keinen. Ich kanns zweimal allein ermachen. Und so ists, und nu ists fertig!

So lautete das Gespräch, das die Gedanken der Heiterethei mit einander führten. Und wie diese mit dem Gespräch, war sie selber mit dem Aufräumen fertig geworden. Das alte Scheunenthor kreischte laut knarrend in der Angel; die Heiterethei sah sich erschreckt um. Es war, als hätte zugleich etwas in den Büschen gerauscht. Aber alles war ruhig, und niemand zu sehen.

Das Thor hatte die Gräser vor der Scheune gestreift; die hatten gerauscht. Dennoch war das Mädchen mit Einem Satz auf der Straße. Und nach der Miene, mit der sie weiter fuhr, mußte jeder, der ihr etwa begegnete, glauben, sie komme von Reick, wenn nicht vom Zainhammer her in einem Laufen.

Schon war sie fast an dem Hohlwege, der die Scheunen von dem eigentlichen Städtchen trennt, als sie aus der Ferne ein wildes Durcheinander von Männerstimmen auf sich zukommen hörte. Erst wars ihr unmöglich, mehr als: Der Fritz, der Holders-Fritz! ja der Holders-Fritz! na der Holders-Fritz! herauszuverstehen. Das Geschrei kam näher und wurde zu einer Art Gespräch. Die Stimmen waren ihr bekannt.

Der Frankendorfer Wirt, schrie der Adams-Lieb, das ist auch einer, aber gegen den Holders-Fritz ist er doch nix.

Wenn ich dran denk, lachte ein andrer, wie der Fritz da letzt in Windig wieder den Tanzboden rein hat gefegt, und hernach hat er uns alle frei gehalten wie ein Fürst. Teixel, war das eine Lust!

Aber, jubelte ein dritter, wie er das Pfortenthor aus hat gehoben und runter geworfen in den Steuereinnehmersgarten, und sechs Mann habens beinah nicht wieder raufgebracht!

Muß da gerad das Gewitter kommen, schrie der Adams-Lieb wieder, wie ich schon den Rock angezogen hab zum Gründer Markt. Es ist nur gut, daß der Fritz auch Abhaltung hat gehabt, sonst hätt michs doch geärgert.

Mit deinm Gründer Markt! eiferte ein vierter; wo

das Bier sauer ist, und die Bratwürst wie die Schwefelhölzle, und die Hammerschmied thun, als wären sie Herrn auf dem Tanzboden.

Oho, schrie der Adams-Lieb wie beleidigt. Nur net, wenn der Fritz dabei ist. Du, Fritz, zur Kirbe (Kirchweihe) gehste mit im Grund. Auf die Hammerschmied hab ichs lang gemünzt. Den'n mußts einmal weisen!

Und nun schrieen sie wieder zusammen, daß man nichts als das: Der Fritz! ja der Holders-Fritz! na der Holders-Fritz! aus dem Geschrei heraus verstehn konnte.

Es waren etwa zehn Bursche zwischen siebenzehn bis zwanzig Jahren, die solchergestalt das Lob des Holders-Fritz preisend daherkamen, der in ihrer Mitte einherschritt, schweigend, wie ein mächtiger Fleischerhund, umhüpft von kläffenden Möpsen. Sie gestikulierten mit Pfeifen, Stöcken und Händen, sichtlich bemüht, durch Wichtigkeit und Gewaltsamkeit des Gebarens zu ersetzen, was ihnen an Männlichkeit noch abging. Man sah, das wilde Wesen des Holders-Fritz war ihr Muster. Und das war freilich das Einzige, in welchem sie ihm ähnlich zu sein vermochten. Denn so sehr sie sich auch streckten und die Schultern zusammen nahmen, der Holders-Fritz ragte doch um Kopfeslänge über sie hinaus, und aus zwei ihrer Brustkästen wär noch nicht einer geworden, wie ihn der Holders-Fritz zwischen den Schultern trug. Er war freilich fast doppelt so alt als der jüngste unter ihnen; aber man sah, er that auch von seiner Seite das Mögliche, das Mißverhältnis des Alters zwischen ihm und seinen Gefährten wenigstens äußerlich auszugleichen. Er trug keine Weste unter dem kurzen Rock und den Hemdekragen über das keineswegs elegant geschlungne Halstuch herausgelegt. Wer ihn so mit dem ungeheuern weichselnen Pfeifenrohr sah, an dem große bunte Quasten herumbaumelten, hätte

ihn eher für einen verwilderten Studenten angesprochen als für einen ehrsamen Handwerksmeister.

Jetzt sah einer von den lärmenden Gesellen das Mädchen in den Hohlweg einbiegen.

Dort kommt die Heiterethei, schrie er. Macht, daß wir in den Hohlweg kommen, eh sie wieder heraus ist. Du, Fritz, mußt ihren Schiebkarren aufhalten, sagte der Adams-Lieb. Das giebt einen Spaß, wie er auf dem Gründer Markt nicht gewesen wär!

Das kam dem Fritz eben recht. Mit zwei Sprüngen waren sie in dem Hohlwege, und der Fritz stellte sich unter dem Jubel der Gefährten in der Mitte des engen Weges dem Mädchen entgegen.

Die Heiterethei merkte wohl, woraufs damit abgesehen war, aber sie hielt nicht an.

Ausweichen, dachte sie, thät ich nicht, wenns auch möglich wär. Aber die sollen auch nicht denken, daß ich stillhalt oder zurückfahr ihretwegen. Ist mir nicht bang, er wird schon beiseit springen, wenn ihm der Karren an seine Beine kommt. Mag ers haben! Warum läßt er mich nicht gehn!

Aber bis an seine Beine kam der Karren nicht. Einen Schritt davon hielt ihn der Fritz an mit vorgestreckter Hand.

Einen Augenblick standen sich die beiden hohen Gestalten schweigend gegenüber. Sie sahen sich herausfordernd an über dem angehaltenen Karren.

Die Heiterethei schob aus allen Kräften, der Holders-Fritz stemmte sich ebenso dagegen. Die Anstrengung trieb ihnen das Blut ins Gesicht und beschleunigte die Eile, mit welcher der Ausdruck ihrer Züge die ganze Tonleiter durchlief vom neckenden Mutwillen durch Spott und Hohn bis zum aufflammenden Zorn. Die Heiterethei ließ die Handhaben des Karrens auf den Boden nieder, daß die geladnen Eisenstäbe klirrend zusammenschlugen. Wieder aufschnellend wie

eine Stahlklinge, bog sie sich drohend über das Fuhrwerk und sagte, Gesicht fast an Gesicht: Willst du was?

Der Jubel der Gesellen gab dem Fritz seine Ruhe wieder. Er nahm sich vor, dem Mädle seine ganze Überlegenheit zu zeigen. Bei jeder der Reden, die nun Schlag auf Schlag einander folgten, wuchs der Jubel der Zuhörer und die Beeiferung der Redner.

Hast du denn, was ich will?

Nein; denn was Gescheits ists nicht, was du willst.

Freilich; eine Frau, und das ist nichts Gescheits.

Glaubs wohl, daß du eine Frau willst, aber daß dich eine will, schon lange nicht.

Und hättst mich selber gern, wenn ich dich nur möcht. Aber ich will eine andre, eine Schöne und Reiche. Weißt du keine? Kommst doch weit herum.

Nicht so weit, wo sie dich nicht kännten.

So brauchst mich nicht erst zu loben.

Ja doch und auch mich nicht auslachen zu lassen. Du bist der Einzig, der nicht lacht, wenn eins dich lobt. Dafür lachen die selber hinter deinm Rücken, die dich loben, daß dus hörst. Frag nur die da. Und so ists, und nu ists fertig, und du läßt mich gutwillig vorbei, oder du kannst noch zu hören kriegen, was die da nicht sagen, wenn du dabei bist.

Ja, so hat allemal der gesagt, der nichts hat gewußt. Wenn du was weißt, so sag mirs doch. Weil ich keine Frau hab, die mir predigt. Thu mal zum Spaß, als wärst du meine Frau; du wärsts halt doch zu gern.

Du denkst, weil ich arm bin, kannst du über mich spotten? Wenn du mich doch zur Frau hättst, du könntst vielleicht noch einer werden und liefst nicht mit solcher Brut herum, die noch die Eischalen am Schnabel hangen hat. Du denkst, dich möcht ich? Dich?

Und wenn du einen Rock anhättst aus lauter Thalern, und an jeds Haar wär ein Dukaten gespießt, dich möcht ich nicht. Der ärmst Bettelmann wär mir lieber als du, wenn ich einen möcht. Aber ich mag gar keinen. Und was bist denn du? Allen Gelbschnäbeln ihr Schulmeister, wo sie lernen, was nix taugt! Ja, wenn du das noch wärst. Aber ihr Geckelmann bist du, der Faxen macht, wenn sie am Faden ziehn, wie sie wollen. Und denkst noch wunder, was du bist mit deinen Krägelen und deinen Bummelquasten da. Du denkst, den Herrenmüller sein Spitz, das ist nur ein Hund. O, der ist noch ein ganzer Kerl gegen dich, wenn er auch keine Krägele hat und keine Quasten. Der macht auch, was sein Herr will, aber er hat doch nur einen. Aber du hast so viele Herren, als Nix-tauger sind im Städtle. Wenn einer sagt: Schön, Holders-Fritz, apport! Gieb mir dein Kappen, so giebst du sie; bezahl mir mein Bier, so bezahlst dus; das ist ein starker Holders-Fritz! so machst du größre Sprüng, wie der Spitz, wenns heißt: Das ist ein geschickter Hund! Und denkst den ganzen Tag nix, als was für eine Dummheit du wieder machen sollst, damit die da dich loben. Denn um was Gescheits loben dich die da nicht, und von vernünftigen Menschen willst du nicht gelobt sein. Du denkst, wär das ein Unglück, wenns hieß: Was der Holder für ein ansehnlicher Mann ist! Er ist der ordentlichst Mann und der tüchtigst Meister in der Stadt; wer was gescheit anfangen will, muß den Meister Holder fragen. Ja das wär doch ein Unglück, wenn die da keinen mehr hätten, der ihnen thät, was sie sich schämten, wenn sies selber sollten thun. Paß nur auf, wenn ich fort bin, wies heißen wird: Allo faß, Holders-Fritz! Mach du nur Augen, wie du willst, ich fürcht mich schon lang nicht vor denen ihrem Spitz. Und nun läßte los! Ich habs wie mit Löffeln! Du weißt

nun, was für ein Kerl du bist, und so ists, und nu ists fertig!

Und aufgehoben war der Schiebkarren, und vorwärts gings durch den Knäuel der Bursche hindurch, die fluchend beiseit sprangen, wenn die Wucht des Schiebkarrens ihre Beine traf.

Alle fielen über den Holders-Fritz her und begriffen nicht, daß er dem „Lügenmaul“ nicht eins versetzte, woran sie lebenslang zu denken hätt. Er selbst begriffs am wenigsten.

Noch aus der Ferne rief die Heiterethei: Hetz, Holders-Fritz, hetz!.

Der Holder-Fritz war rot bis unter seine wilden Haare; er schickte dem Mädchen einen Blick nach, vor dem die Bursche erschraken. Der Jubel nahm ein plötzliches Ende: keiner wagte zu mucken, um nicht etwa das Gewitter, das in dem Holders-Fritz aufgestiegen war, auf sich abzuleiten. Der Holders-Fritz zerbiß die Worte zwischen den Zähnen: Du Mädle du! Wart, du Mädle du. Einen Augenblick stand er schweigend, dann fuhr er wie im Trotze auf und schrie mit wilder Lustigkeit: Heut geh ich nicht heim und morgen auch nicht. Nun solls erst recht heißen: Der wilde Fritz. Heut haben die Zimmerleut ihren Tanz in der Schwan. Will sehn, wer mich hinausweist.

Nun bist du wieder einer! schrie der Adams-Lieb, und ein wildes Lied brüllend zog der ganze Haufe „der Schwane“ zu.

Der alte Benediktus — nur Diktes genannt — blieb vor einem Häuschen stehen, nahm das Nachtwächterhorn an die Lippen und blies gerade nach dem Häuschen zu den schönsten Ton, der darin war.

Ob ihm das Häuschen so gefiel, daß er beim Tuten und Stundenrufen allemal nach ihm hinsah?

Hübsch genug sah es aus, zumal wenn, wie eben heute, der Mond darauf schien, — am hübschesten aber, wenn der große Holunderbusch, der das Häuschen unter seinem Arm hatte wie einen Hut oder unter seinem Flügel wie ein Küchlein, zugleich in voller Blüte stand. Und den Grasmücken und Finken ging es bei Tage wie dem alten Diktes bei Nacht. Der alte Holunder hatte keinen geraden Wipfel mehr, so oft hatten die kleinen Tagediebe singend sich darauf geschaukelt. Das schmale Weglein, das vom Schloßberge jäh genug herab=kommt, thut auf der kleinen Wiese dabei, als müßt es vor jedem Büschchen wieder ein Stück umkehren. Man sieht, ihm ists nur darum, nicht zu schnell vorbei zu kommen, und kaum zwei Schritte unter dem Häuschen, da wirds gar aus mit ihm vor Vergnügen, da hörts ganz auf.

Und just da ists, wo am Zehntbach hin die herr=lichsten Tuten und Pfeifen wachsen in der ganzen Ge=gend, so viel Weiden auch dem Bache entgegengehen oder ihm das Geleite geben von hier hinauf und hinab in das weite Thal. Da hat der Türmer noch das Glockenseil vom Dreibrotläuten in der Hand, und schon füllt Kindergejubel das ganze Weidengebüsch. Da wird das blaue Bächlein ganz rosig vom Wiederschein der badenden Kinderleiber vom Häuschen an bis zur Lücke im Busch, wo man, wenn heiterer Himmel ist, den Reicker Kirchturm sehen kann. Jetzt im Mondenschein sieht man kaum die Walkmühle und das Drescherhäus=chen. Und zu hören ist nichts, als des alten Diktes Nachtwächterhorn und Stundenruf, und ein leises Lüft=chen thalherauf, kaum ein fernes Hundegebell, und wenn die Luft etwas stärker weht, vorübergehend das Rauschen vom Walkmüllerwehr. Und jetzt, indem wir davon reden, ein rascher Schritt, der näher kommt und

näher, begleitet vom Schleifen eines Schiebkarrenrades im feuchten Gras.

Die Heiterethei hat ihre Last beim Nagelschmied abgeladen und eilt nun ihrem Häuschen zu. Denn hier hat sie das Kind ihrer Schwester unter der Obhut der alten Annemarie zurückgelassen, der für diese Dienstleistung die Oberstube des Häuschens eingeräumt ist. — Und, sagt die Heiterethei im Eilen vor sich hin, die Annemarie kanns nicht besser meinen, und das Liesle mag sie auch; aber sie wird jeden Tag tappichter, und was kann in so ein sechzehn Stunden nicht alles geschehn!

Je näher sie kommt, desto leiser wird ihr Tritt. Sie läßt den Schiebkarren vor dem Häuschen nieder, tritt an das kleine Fenster und pocht leise, leise. Das Kind muß nunmehr schlafen, und die Annemarie hört besser als manches Junge. Und so ists auch. Die Alte erscheint.

Schläfts? Ist alles gut gegangen? fragt das Mädchen.

Alles, nehmt aber das Strümpfle mit rein, Dorle, von den roten eins, draußen am Staket. Die alte Sannel da, nieden vom Kellerweg, hats auch gesagt, es muß Stiefmütterlesthee krieg, sonst wächsts noch zu.

Annedorle nahm das Strümpfchen vom Staket, hob leise den Schiebkarren auf den leeren Schweinestall am Häuschen; dann trat sie durch die Hausthür, welche die Alte unterdessen aufgeriegelt hatte, unmittelbar in ein Gemach herein, das Wohnstube und Küche zugleich war. Ehe sie noch ein Wort sprach, nahm sie die Lampe vom Ofensims und leuchtete mit der Hand vorsichtig schirmend, damit kein Lichtstrahl wecke, in die Kammer hinaus über ihr Bett hin, in dessen Mitte die Kleine lag wie ein Rosenknöspchen, auf einen weißen Teller gemalt. Dann setzte sie sich der Alten gegenüber, die den Sitz auf der Ofenbank eingenommen hatte, auf den einzigen Stuhl.

Die Alte that Bericht, wie es mit dem Kinde gegangen wäre; es seien wieder zwei vordere Backenzähne im Begriffe, bei ihr hervorzubrechen.

Dachts wohl, sagte die Heiterethei, es hat nächtens wieder so gehust. Aber sonst ists doch recht?

Na, ich weiß net, was für eins das is. Kriegt die Zähn wie auf einmal und lernt auch noch laufen dabei; andre schmeißts immerfort zurück. Aber der Diktes hat schon Zehne getüt. Die Hölzle stehn hinterm Ofen. Gut Nacht, Bäs Dorle, schlaft wohl.

Das Dorle leuchtet ihr die enge Treppe hinauf, oben scheint der Mond zu dem kleinen Fenster herein. Unten wirft er helle Flecken auf den Boden und an Treppe und Wand. Dorle sieht, die Löcher in der Lehmwand, durch die der Mond so ungeniert hereinschaut, sind wieder größer geworden. War auch ein Regen das! sagt sie, geht in ihr Stübchen zurück und sitzt wohl noch eine Viertelstunde in Gedanken, darunter schweren Hauswirtssorgen, auf dem Stuhle. Das Häuschen, so schön es aussah, war schrecklich baufällig; vielleicht sah es eben deshalb so schön aus. Das Strohdach erschien an einigen Stellen fast durchsichtig, während es an andern große Höcker zeigte. Die große Reinlichkeit am Häuschen und darum herum stellte seine Mängel nur in helleres Licht. Es war ungewiß, ob der große Holunderstrauch das Häuschen mit allen seinen Armen umschlang, um dessen Mängel zu verdecken, oder um seine auseinanderstrebenden Teile zusammen zu halten. Was davon auch seine Absicht war, er erreichte sie trotz alles Mühens nur unvollkommen. Und das kleine Liesle! Und seine Mutter, die Schwester der Heiterethei, im fernen Dienste! O, es war Stoff genug zu sorgenden Gedanken.

Eine kleine Grille akkompagnierte unter dem Kachelofen hervor seine Kollegen im sinnenden Kopfe der Heiterethei. Die Lampe konnte kaum die Augen offenhalten

vor Schläfrigkeit und kämpfte immer schwächer zwischen Einnicken und gewaltsamem Emporraffen. Zum Glück ist die Sorge kein dauernder Gast bei der Heiterethei, und langes Sitzen ist auch ihre Gewohnheit nicht.

Sich straff aufrichtend strich sie die Schürze glatt und sagte: Wenns nur am Leben bleibt und brav wird! Lehm giebts genug am Bach, die Löcher zu verstopfen. Und wenns keinen mehr gäb! Ich bin gesund und stark, und sie sollen mich nicht umsonst die Heiterethei heißen in der Stadt. Mag heiraten, wer will, und sich krank sorgen, wer will, ich nicht. Und so ists, und nu ists fertig!

Der Gringel, an einem andern Orte hätte man ihn den Gasthof zum goldnen Ring genannt, hatte ein andres Gesicht als das Häuschen der Heiterethei. In seine derben Züge war es Wetter, Wind und Alter noch nicht gelungen, etwas von dem interessanten Wesen hineinzuschreiben, welches das Häuschen unter den Weiden auszeichnete. Dazu thronte er breit und gewaltig auf dem höchsten Punkte des Städtchens im vollen Lichte wie eine Sonnenblume, während jenes sich veilchenhaft tief unter ihm in grüne Schatten verkroch. Eigentlich war der Gringel nur mit seiner Besitzerin zu vergleichen, der Gringelswirts-Valtinessin, so genannt, nicht weil sie selber, sondern weil ihr verstorbner Ehegatte mit seinem Rufnamen Valtines geheißen.

Der Zufall, der die Valtinessin eben der Morzenschmiedin gegenübersitzen heißt, scheint dies in seiner lustigsten Laune zu thun; denn beide genannte stellen die Pole weiblicher Beleibtheit vor. Die Valtinessin macht den Eindruck eines über seine Ufer getretnen Stromes. Es ist ein Glück für die Morzenschmiedin,

daß jene nicht auf dem Ledersofa neben ihr Platz genommen hat, sie wäre rettungslos unter Fleisch gesetzt worden. Die Valtinessin ist eine Gestalt von solcher Unbescheidenheit der Ausdehnung, daß der Gast, der hereintretend seine Sehkraft nach ihrem Maße ausgedehnt hat, Gefahr läuft, die Schmiedin ihr gegenüber gar nicht gewahr zu werden.

Es sind ungefähr vier Wochen vorübergegangen seit dem Tage des Gründer Marktes. Daher mag es kommen, daß von all den Gästen, die neben den genannten Frauen in der Wirtsstube des Gringels sich befinden, keiner mehr sein gedenkt. Diese macht einen bei weitem gemütlichern Eindruck, als die Außenseite des Hauses. Besonders ist dabei das braune Holzgetäfel an den Wänden thätig. Die langen Tische haben sich ihm so nahe gemacht als möglich, und das Beispiel der eben vorhandnen Gäste wie die glänzenden Flecken über den leeren Bänken, durch die Bemühung der Rücken von ganzen Geschlechtern poliert, bestärken uns in der Meinung, an dem Getäfel lehnend zu sitzen, müsse ein schöner Gedanke sein; besonders, wenn man dabei die Füße auf den Latten ruhen läßt, die zu diesem Dienste etwa vier Zoll über den Dielen unermüdlich von Tischfuß zu Tischfuß im Hin und Zurücklaufen begriffen sind.

Der leere Raum in der Mitte des Zimmers scheint in seiner Größe für die Formenverhältnisse der Valtinessin absichtlich berechnet. Hier schreitet sie in der massiven Grazie, in der etwa der Gringel selbst oder die ganze Reihe Häuser, deren Stolz und Krone er ist, sich bewegen würde, von Gast zu Gast. Denn obschon eine große, sie ist auch eine herablassende Frau, wenigstens gegen ihre Stammgäste und deren Angehörige. Von allen andern freilich spricht ihre Gebärde: Ich kenne sie nicht. Aber deren sind eben deshalb auch nur wenige.

Ihr Töchterlein, die Gringelwirts-Valtinessin-Ev, ist bei weitem so leutselig nicht. Und sie verdenkt es in ihrem Herzen der Mutter, daß diese nicht so stolz ist, als sie in Betracht ihres Ansehens sein könnte und der Meinung der Ev nach sein sollte. Sie kommt selten in die Wirtsstube und wäre auch jetzt nicht da, befände sich unter den Gästen nicht der Adams-Lieb, den wir schon kennen. Nicht daß sie ihm besonders zugethan wäre, aber er ists ihr, und ihr erscheints nicht unangenehm, angebetet zu werden. Vielleicht auch, weil der Adams-Lieb vom wilden Fritz wissen muß. Und von diesem ist eben die Rede.

Ihr seid ja auch die Tag bei ihm gewest, sagte der Morzenschmied, der in einer Ecke duckte, zu dem Meister Schramm.

Dieser verwunderte sich oder schien das wenigstens zu thun. Er hatte von einem Schlaganfall ein fortwährendes leises Kopfschütteln übrig behalten; das gab ihm ein Ansehen, als verwundre er sich über alles, selbst über sich und seine eignen Reden.

Ja, entgegnete der Meister in einem Tone, dem man anhörte, daß er neben andern städtischen Würde verlangenden Funktionen auch die Stelle eines Leichenbitters und Anordners versah. Ja, aber einen desgleichen Menschen hab ich mein Lebtag nicht gesehn.

Ihr redt vom Holder? fragte der Adams-Lieb und that dabei so männlich, als ihm möglich war.

Euch sollt man eigentlich nach ihm fragen, meinte der Schmied. Ihr seid ja das ander Pferd am selben Wagen mit ihm.

Kann sein, lachte der Bursche, daß das einmal ist gewest. Aber im Kalender heißt jeder Tag anders.

Ja, sagte der Schmied, ihr habt jetzt was auf den Holders-Fritz. Er läßt euch nicht mehr in sein Haus.

Er läßt? that der Adams-Lieb höhnisch, aber höhnisch wie ein Mann. Ja, sie sind sauer, hat der

Fuchs gemeint, wie die Träubel zu hoch haben gehängt. Es giebt mehr solche, wo die Leut nicht hereinlassen, die von selber außen bleiben.

Seit der Geschicht in der Schwane, begann der Schmied duchsig wieder. Aber so sind die Leut. Sie sagen, er hätt euch raus geräumt. Am End ists umgekehrt gewesen.

Der Adams-Lieb spuckte wichtig aus. Ja, die Leut hören immer läuten, aber nicht zusammenschlagen.

Und ich meint, versetzte der Schmied, es müßt ein tüchtig Zusammenschlagen gewesen sein. Die Zimmerleut sind tüchtige Glockenknöppel. Wer da seinen Kopf zur Glocken muß hergeben!

Ich hab ihn wollen abwehren, sagte der Adams-Lieb: da hat er auch über mich wollen kommen. Ich habs ihm aber gewiesen. Das ist die ganz Sach.

Hab ichs doch gedacht! meinte der Schmied, indem eine unsichtbare Hand ihm einen Ruck gab, daß man, war sein Gesicht nicht so ernst, glauben konnte, es komme von innerlichem Lachen. Ja, die Leut! Da haben sie gesagt, ihr hättet an dem Fritz gehetzt, und ihr habt ihn doch wollen abhalten. Und der Fritz wär so in der Rage gewesen, daß er hätt gemeint, ihr wärt auch Zimmerleut, und hätt nicht geruht, bis er ganz allein im Saal wär gewest. Und da hätt ihm das Alleinsein so gefallen, und er hätts auch daheim eingeführt.

Da seht ihrs doch gleich, sagte der Adams-Lieb überlegen. Wenns so wär gewest, so will ich einmal annehmen, er thät uns nicht hereinlassen. Aber er läßt gar keinen Menschen herein. Ich habs nicht probiert. Es ist schon lang keine Ehr mehr gewest, mit dem zu gehn. Ich hab nur immer noch gedacht, ich wollt ihn zurecht bringen. Zuletzt hab ich gesehn, es ist umsonst. Und jeder ist am End sich selber der Nächst. Haben die Leut doch schon angefangen zu

reden, als macht ich die Kügele, und der Holders-Fritz thät sie nur verschießen.

Der alte Meister Schramm verwunderte sich, daß er von der Sache nur reden wollte. Ja, zitterte er, er läßt gar keinen zu sich, und wär ich nicht sein Lehrmeister gewest — aber angekommen bin ich schlecht genug. Ich hab gemeint, als sein alter Lehrmeister müßt ich eine Vermahnung thun. Aber er hat gemeint, eben weils mir und den Leuten nicht recht wär, wollt ers noch wilder treiben, und wir sollten die Händ über den Kopf zusammenschlagen, was er nun noch angeben wollt. Dabei hat er so mit dem Beil in die Reif hinein gehauen, daß mir die Stücken um den Kopf geflogen sind, und ich hab gemacht, daß ich noch mit gesunden Gliedern bin herausgekommen, eh er über mich selber geraten ist. Mir ists recht just gerad so vorgekommen, als wärs mit ihm nicht richtig.

Jetzt ließ sich eine Stimme hinter dem Ofen hervor vernehmen, die auch im Klange der eines Heimchens ähnlich war. Hm! Und weiß man denn nicht, was ihn so hat erbittert? Ein Ding will doch eine Ursach haben.

Der Adams-Lieb räusperte sich. Neben der Bemühung, dies so männlich zu thun als möglich, klang darin ein: Wenn ich nur sagen wollt!

Ihr wißts, sagte der Schmied zu ihm.

Ich? meinte der Adams-Lieb wegwerfend. Was soll ich wissen? Ich weiß nix.

Die Valtinessin aber setzte sich ihm gegenüber. Dann schlug sie mit beiden Händen zugleich auf ihre Kniee und sagte: So redt ihr. Aber wer am Gründonnerstag sechzig ist gewest, der läßt sich nix vormachen. So redt ihr, aber hier sitz ich und sag: Ihr wißts.

Auch die Morzenschmiedin erhob sich. Wie sie daher kam, glich sie einer rückwärts wandelnden Schwarz-

wälder-Uhr, an der das Haubenfleckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen schwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandschleifen die Gewichte, und die lange, schmale Person der Schmiedin selbst das Gehäuse darstellten. Der kurze, spitz ausgezackte Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen ärmellosen blauen Tuchmantels konnte für ein altmodisch verziertes Gesimse gelten.

Man sah, der Adams-Lieb fühlte sich durch die Frage der Valtinessin in seinem notreifen Mannesherzen geschmeichelt. Er blickte sich um, ob auch alle hersähen, zugleich, ob die Ev auch die männliche Haltung gewahre, die er annahm.

Aber ein neidisches Schicksal gönnte ihm nicht, seine Redekunst zu zeigen. Man hörte die Hausthür des Gringels mit Gewalt zufallen, fast zugleich öffnete sich die Stubenthür, und der Hereintretende zeigte ein Gesicht, über dessen Anblick man etwas noch Ausgesuchteres vergessen hätte.

Er warf sich klappernd auf eine Bank und gab auf den allgemeinen Frageblick nur ein lang andauerndes, pfeifendes Husten zur Antwort.

Die Valtinessin erhob sich und schleuderte ihre Haube, die bis jetzt auf dem linken Ohr in der Schwebe geruht hatte, mit einer eigentümlichen Bewegung des Hauptes auf das rechte. Diese Bewegung, die man öfter an ihr wahrnehmen konnte, war aber keineswegs die Folge einer Angewöhnung. Wer sie genauer beobachtete, fand bald, daß sie diese nie zwecklos veranstaltete, sondern stets nur da, wo sie etwas damit sagen wollte. Und sie wußte unendlich viel damit zu sagen, was der Zunge unaussprechlich war.

Als diese Bewegung sich als ein wirkungsloses Mittel erwies, griff sie zu einem andern, den Mann von seinem Husten zu befreien. Sie wandelte zu dem Hustenden und versetzte ihm mit ihrer wohlgenährten

Rechten einige sanfte Schläge in den Rücken. Und das half.

Denn obschon der Mann immer noch hustete, so kam doch Verstand hinein, und es hatte Ähnlichkeit mit der menschlichen Rede, als er weiter hustete:

Da unter den Weiden, gleich bei der Heiterethei ihrem Häusle, hat er gelauert.

Er? sagte die Valtinessin und schwenkte unwillig die Haube. Er ist niemand. Ein Dieb, will der Meister Weber sagen.

Aber das nahm der Weber übel. Ich bin wohl einer, hustete er, der vor einem Dieb erschrickt? Das ist dem Dieb sein Handwerk, und über einen, der in seinem Handwerk ärbet, erschreck ich nicht. Freilich hab ich erst gemeint, es ist einer, und das geht dich nix an. Denn ein Dieb muß auch sehn, wie er ehrlich fortkommen will auf der Welt. Aber wie mirs vorgekommen ist, als müßts der Holders-Fritz sein der Statur nach, und in seinen Händen hat er ein Beil gehabt, da bin ich auf ihn zugegangen. Und da bin ich erschrocken, daß derjenig über mich erschrocken ist, und hat sich wild umgesehn, hat seine Hand vor sein Gesicht gehalten, und fort — ist er gewest. Ich mein, er ist in den Bach gesprungen, damit ich ihn nur nicht erkennen sollt.

So hustete der Weber und gab noch einiges zu, was wirkliches Husten vorstellen sollte.

Das unsichtbare Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: Hm, hm, hm!

Die Valtinessin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: Obschon mein Vater ein Weber ist gewest, hier sitz ich und sag: Das ist kurios!

Aber ich hab gedacht, meinte die Schmiedin, der Holders-Fritz geht gar nicht aus. Und wenn er lauert, so müßt doch was sein, worauf er lauern thät.

Ja, sagte die Valtinessin, es ist finster, und der

Meister Weber hat nur gemeint, es könnt der Holders-Fritz gewest sein.

Der Weber wollte antworten, aber es wurde ihm dasmal schwer, Verstand in sein Husten zu bringen.

Und er geht nicht aus? rief eine Stimme, die so schnell redete, daß man meinte, sie habe die vier Worte zugleich gesprochen. Als sie fortfuhr, bemerkte man, es hatte mit ihrem Reden eine eigne Bewandtnis. Das erste Wort jedes Absatzes stellte einen hemmenden Pfropfen dar, der erst durch ein gewaltsames Rütteln aller Gesichtsmuskeln zum Springen gebracht werden mußte. Dann aber schäumten die andern ihm in desto sprudelnderer Eile nach. Der Besitzer dieser Stimme, der, so oft er sprechen wollte, hinter dem Tische hervorsprang, als wolle er diesen vor der Gefahr seines Ergusses sichern, ähnelte auch in seiner einschnittlosen Gestalt, auf der ein kleiner Kopf saß, einer Seltersflasche. Sein Antlitz war von einer Röte, der man eine Nachhilfe mit geistigem Getränk ansah, und ein schwarzer Schnauzbart teilte es in zwei fast gleiche Teile.

E—r geht nicht aus? Mit Vergunst von der Frau Valtinessin, aber das ist nicht wahr geredt.

Da die Valtinessin sich anschickte, ihm etwas zu erwidern, setzte sich der junge Mann einstweilen nieder.

Man muß glauben, was ein Mensch sagt, entgegnete sie. Der Meister Schramm hier ist ein Luckenbacher, und der sitzt hier und sagt, er geht nicht aus.

Sie bewegte die Haube dabei wiederum auf ihr linkes Ohr, um anzudeuten, daß der Redner kein Luckenbacher und daher gewissermaßen kein Mensch sei und keinen Glauben verdiene.

Das verdroß den Salfelder, er sprang wiederum hinter dem Tische hervor, rüttelte an seinem Pfropfen und sprudelte: Mi—i—i—it Vergunst von der Frau Valtinessin, ich bin Mensch und Böttichergeselle. Aa—

—a—als ein solcher hab ich zwei Jahr lang bei dem Meister Holder gearbeit, und zwar als einer, der weiter drin ist gewest als bloß in Luckenbach, wo nur ein kleines Nest ist im Vergleich mit großen, allwo ich gearbeit mit Vergunst von der Frau Valtinessin.

Ein Mensch will er sein und ein Büttnergesell? Ein Salfelder ist er, sagte die Valtinessin entschieden.

Der Meister Schramm schien die scharfsinnige Einteilung vernunftbegabter Wesen in Menschen, Büttnergesellen und Salfelder anzustaunen. Und die Sache war damit eigentlich abgethan.

Der Salfelder zwar war andrer Meinung. Er kam wieder hervorgerannt. Ddddd—das kann ich dem Meister Schramm bezeugen, wie der Meister Holder ist gewest. Dddd—denn der Meister Holder ist auch auf mich zugekommen mit unvorsichtigen Griffen wie ein Rohalist, das er immer ist gewest. Mmmm—meister Holder, hab ich gesagt, ich bitt ihn inständig, sich nicht zu vergreifen. Wwww—wenn ich meint, einen rechtschaffnen Menschen in dir anzugreifen, da ve—vergriff ich mich freilich, hat er gesagt. Jiii—ich hätt ihm noch mehr gesagt, wäwär ich nicht zufällig schon draußen gewest. Unnnd der Spandauer, mein Nebensgesell, ist von se—elber gegangen vor Zoorn über mich, daß der Mei—eister einen rechtlichen Kunstgesellen so behandelt hat. Dddenn denn es ist eine Kunst und kein Handwerk nicht; da—as Buch ko—ostet mich sechzehn Groschen: Das Gg—ganze der Bötticherkunst mit Vergunst von der Frau Valtinessin.

Für diese war der gute Salfelder gar nicht mehr vorhanden; sie strich sein Gedächtnis in Gestalt einer Falte von ihrer Schürze weg. Aber das Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: Die Red ist davon, ob der Holders-Fritz ausgeht oder nicht!

Fffreilich geht er, sprudelte der Salfelder. Mmmüüßt mirs der Lehrer (Lehrling) nicht gesagt haben, wo ganz

allein bei ihm geblieben ist, wei weil er ein Schurk ist seines Namens, uund das ka ann man ihm nicht verdenken thun, von wweger er ist erst sechzehn gewest. Tddder muß nun die Bestellungen annehmen und mit den Kunden verakkomodieren, von weger weil der Meister mit niemand reden will. Tdddda sitzt der Meister auf der Schnitzbank und sagt: Ththu ichs oder ththu ichs nicht? Ich ththus, und ehs herauskommt, ggeh ich nach Amerika. Unnd ddabei hat er Augen gemacht wie glühig Pech und den Schnnnitzer vor sich in die Schunnitzbank gestochen wie ein Ttyrann. Und wwie er den Lehrer hat gesehn, daß der ist in der Wewerkstatt ist gewest, dda ist er erschrocken kkäseweiß, dddaß dem Lehrer 's hat gegruselt den ganzen Rücken hinunter mit Vergggunst von der Frau Valtinessin. Unnnd hernach hat sich der Mei—eister angezogen, ddder Lehrer hats durchs Schlüsselloch gesehn, aber nicht wie ein Chchchristenmensch, sondern wie ein italjänischer Banditer; so hhhat er das Fsutter außenhin gehabt und dddas Tuch inwendig. Es ist schschon dämmerig gewest, aber er hat noch gewart, bis es ist Nnnacht worden, und hat dem Lllehrer erst nnnoch gute Nacht gesagt und geththan, als wenn er sich niederlegt, eh er ist gggegangen nach den Wiwweiden zu mit Vergunst von der Frau Vvaltinessin.

Nach den Weiden, zirpte das Heimchen, hm, hm, hm!

Die Valt'nessin war eben im Begriff, das ganze Zeugnis des Salfelders auf ihren Knieen heimzuschlagen, als sich die Stimme des Uhrmachermeisters Zerrer erhob. Der Mann schien bei seinen Gehwerken das Sprechen gelernt zu haben. Aus seinem Knarren und Schnarren schien hervor zu gehen, daß auch er den Holders-Fritz in der Dämmerung lauernd getroffen.

Wo denn? fragte das Heimchen. Auch bei der Heiterethei ihrem Häusle?

Es war am Weidenweg, schnarrte der Uhrmacher.

Ja, wenn ich mich recht besinn, so ist mir die Heiterethei nicht lang` zuvor den Weidenweg her begegnet gewest. Ich hab ihn ganz genau erkannt. Die Frau Valtinessin kanns glauben, so gewiß ich ein Luckenbacher bin.

Hm, sagte die Valtinessin und schwang die Haube. Ich kann mich nur nicht gleich besinnen, wo Sein Großvater selig wohnhaft ist gewest in Luckenbach.

Der liegt auf dem Schwarzwald begraben, in Tuttlingen, entgegnete der Uhrmacher. Mein Vater ist erst hergezogen nach Luckenbach.

So, auf dem — Schwarzwald, sagte die Valtinessin und dehnte den Schwarzwald, daß seine letzten Bäume weit nach Frankreich hinein zu stehen kamen. Das ist, wo die Katholiken sein, und da heißt einer Florian und der ander Fabian, und machen Mäusfallen.

Das ist mir nicht bekannt, sagte der Uhrmacher. Aber von den Schwarzwälder-Uhren weiß die ganze Welt.

Die ganz Welt? sagte die Valtinessin und schob sie mit der linken Hand geringschätzig beiseite. Das kann sein. Aber von Luckenbach weiß sie nix. Und obschon mein Vater ein Weber ist gewest, Gott sei Dank! es ist noch kein Luckenbacher gewest, der Uhren hätt gemacht.

Die Ev lachte eben nicht ehrerbietig. Nun, so wird Sie mirs doch glauben, wenn ichs sag. Der Holders-Fritz hat mich dahinten an der Mauer beinah über den Haufen gerennt, wie er den Leuten ist ausgewichen. Und gelauert hat er vorher, das hab ich selber gesehn.

Und die Heiterethei? schob das Heimchen hinter dem Ofen hervor ein. Die ist erst vorbeigewest?

Nein, sagte die Ev. Aber weit war sie nicht; das ist schon wahr. Und den Weg ist sie hernach auch gekommen. Und nun wird Sies doch glauben, wenns eine bessere Luckenbacherin sagt, als Sie selber ist. Ich

hab doch ein Luckenbacher Heerle (Großvater) mehr wie Sie.

Ja, was das für ein Mordmädle ist, lachte die Valtinessin voll Mutterstolz, die Ev! Und obschon mein Vater ein Weber ist gewest, mein Heerle selig ist Burgemeister von Luckenbach gewest, und alle Leut haben gesagt, ich bin ihm wie aus den Augen geschnitten.

Das war eigentlich der Nachsatz, zu dem jenes Obschon ursprünglich gehörte. Wenn sie dies ohne den Nachsatz brachte, so war das jedenfalls Bescheidenheit; und sie rechnete darauf, daß der Hörer diesen in seinem Kopfe ergänzen würde.

Der Meister Schramm wunderte sich diesmal mit Recht. Denn was mußten das für Augen gewesen sein, aus denen man eine Gestalt wie die Valtinessin schneiden konnte! Von einem Bürgermeister, der solche Augen hatte, da war freilich Luckenbach wohl gehütet.

Ja, sagte der Meister Schramm, in Luckenbach ist dafür auch die Frau Valtinessin der Hanswurst in der Komödie.

Der Meister hatte in diese Äußerung nichts Unehrerbietiges legen wollen, und keiner der Anwesenden fand etwas dergleichen darin. Es wußte jeder, daß der Hanswurst die Hauptperson in der Komödie ist, und die Valtinessin nahm das Kompliment mit gütiger Herablassung auf. Dann erklärte sie, da eine Luckenbacherin es gesehen, so müsse man nun wohl glauben, der Holders-Fritz lauere jemandem auf.

Das Heimchen aber hatte nicht vergessen, daß der Adams-Lieb noch sein Wissen um die Sache schuldig war.

Ihr wißt noch was, zirpte es, ihr, Adams-Lieb!

Der Adams-Lieb sah sich wichtig um und schwieg, bis die Valtinessin die Haube warf und damit erklärte, sie halte den Adams-Lieb weder für einen Schwarzwälder noch für einen Salfelder, und da er meinte, in

den Augen der Ev ihr Wohlgefallen an seiner männlichen Haltung zu lesen, begann er:

Es ist nix weiter. Am Gründer Marktabend sind wir der Heiterethei im Reicker Hohlweg begegnet. Ich hab ihn abhalten wollen, aber er hat ihr den Schiebkarrn aufgehalten, und da hat sie ihm gesagt, was er für einer ist. So ists ihm noch nicht gesagt worden.

Ja, so ein gemeines Ding ist die, sagte die Ev.

Und, meinte der Schmied, da fabeln die Leut wieder, ihr hättet ihn auf die Heiterethei gehetzt, und sie hätt ihm auch gesagt, was ihr für einer wärt. Ja, kein Wort soll man den Leuten glauben.

Was die Leut sagen! erwiderte der Adams-Lieb großartig. Die Frau Valtinessin weiß, wie ich bin, und weiter frag ich den Leuten nichts nach. Der Heiterethei ihr Schiebkarrn, kann wohl sein, der weiß auch Geschichten. Aber ich kümmr' mich nur um mich.

Der Schmied sagte vor der Hand nichts weiter; er mußte die Pfeife anzünden, die ihm ausgegangen war.

Dafür nahm das Heimchen wieder das Wort: Hm! Und er war wohl sehr in der Wut auf die Heiterethei?

So hab ich ihn noch nicht gesehn gehabt, entgegnete der Adams-Lieb. Er hat nicht können sprechen und hat nur mit den Zähnen geknirscht und die Fäust nach ihr geballt! Und von Stund an ist er so wunderlich geworden, wie man hört, daß er noch ist.

Hm! Hm hm! zirpte das Heimchen. Wer einen Verstand hat, womit er denken kann, der mag sein Teil denken, wenn er auch nicht redt. Da will einer was thun, daß die Leut die Händ sollen über den Kopf zusammenschlagen. Da will einer was thun und sticht mit dem Schnitzmesser vor Wut in die Schnitzbank und will nach Amerika, ehs raus kommt. Da sagt einer erst gut Nacht, als wollt er zu Bett gehn, und geht doch heimlich weg, und hat den Rock verkehrt

an, wie ein italjänischer Bandit, damit ihn niemand soll erkennen, und alle Leut sollen glauben, wenn was draußen passiert, er ist nicht herauskommen aus seiner Werkstatt. Und er lauert nachts, wo er meint, daß eine vorbei muß gehn. Und wer ist die Eine? Das ist eine, die ihn hat beleidigt, daß er nicht hat können sprechen und hat nur die Fäust geballt und mit den Zähnen geknirscht. Und da merkt er nicht bei seinem Lauern, daß die Leut dahinter müssen kommen. So ganz toll und blind ist er in seiner Wut und verbeißt sich nur immer tiefer in seinen boshaften Gedanken. Die göttlich Vorsehung läßt von Zeit zu Zeit was Schlimmes zu, daß die Leut zu reden haben und sich ein Beispiel daran nehmen. Und wenn so was in den nächsten acht oder vierzehn Tagen passiert, hernachen denkt an mich!

Ja, sagte die Valtinessin und schlug auf ihre Kniee. Ev, gieb mir den Regenschirm und die Latern. Eh so was soll geschehn, da ist erst die Valtinessin noch da. Und was Warnung und guten Rat betrifft, da soll nix geschont werden.

Der Schmied bekam wieder seine unsichtbaren Stöße, welche die Schmiedin für einen Schluchzenanfall zu nehmen pflegte. Die Valtinessin dachte anders davon.

Sie sah ihn mit Mißbilligung an und sagte: In solchen Zeiten lernt man seine Leut kennen. Der Holders-Fritz ist nicht der einzig, den das arm Mädle zum Feind hat. Mögen sie innerlich jubilieren, hier sitz ich und sag: —

Und wer weiß, was die Valtinessin gesagt hätte, wär ihr nicht das Mordmädle, die Ev, in das Wort gefallen.

Was wollt ihr mit der? Mit einem armen Mädle und wo nix hat? und wo sich mit allen Mannsbildern auf der Gassen zankt? Die dächt wunder, was sie wär. Das fehlt' mir noch! Und so spät geht man

nicht mehr zu den Leuten. Der Diktes hat lang Zehn getüt. Laßt die, wofür sie gut ist, und ihr, bleibt, wo ihr hingehört!

Nu, besänftigte die Valtinessin, sei nur gut, du Mordmädle du. Heut ists freilich zu spät. Aber morgen ist auch noch ein Tag, wo im Kalender steht.

Wenn Sie hingeht, sagte die Schmiedin noch zur Valtinessin, ich bin auch dabei.

Der dicke Semmelbeck hatte zu allem kein Wort gesagt. Hm, dachte er, als er sich erhob. Wenn das wild Ding in die Angst kommt, wird sie mich am End schon nehmen. Und wenns gut geht, krieg ich sie zu mir ohne den Supperdent.

Da tütete draußen der Diktes elf Uhr, und eine Viertelstunde darauf schlief der ganze Gringel.

Als die Heiterethei den Tag nach unserm Besuche im Gringel abends auf dem Heimwege war, erschrak sie über die Eile, mit der die alte Annemarie ihr entgegen kam.

Ist was passiert? fragte sie die Alte. Das Liesle ist doch nicht krank?

Die Annemarie konnte noch nicht reden. Sie winkte bloß und deutete nach dem Häuschen zu.

Sie hats die ganz Zeit her schon mit den Zähnen gehabt, sagte die Heiterethei; sie hat doch nicht Krämpf gekriegt?

Jetzt bemerkte die Heiterethei erst, die Alte trug ihre Schuhe in den Händen, als fürchte sie, sonst zu laut aufzutreten, und ging auf Strümpfen; bei solchem Wetter und an Werkeltagen ein an ihr unerhörter Luxus. Dabei nickte sie so eigen, und all ihr Winken und Deuten strahlte von Feierlichkeit.

Aber was ist das nur mit euch? fragte die Heiterethei, indem sie unwillkürlich stehen blieb.

Die Annemarie schlug die Schuhe zusammen, weil sie die Hände nicht frei hatte, und die Heiterethei mußte wiederum über ihr leises und vornehmes Sprechen erstaunen, als die Annemarie sagte: Ach, daß Gott erbarm! Drin sind sie. Sie sind drinne!

Wer denn? fragte die Heiterethei ungeduldig.

Ja, die Weiber!

Ja, die Schneiderin da vom —

Die? sagte die Annemarie ordentlich entrüstet. Um die zieh ich meine Strümpf nicht an. Gott bewahr! Ich hab nicht gewußt, was ich sollt denken! Daß mir so was noch auf meine alten Tag passiert!

Wenn ihrs nicht sagen wollt, entgegnete die Heiterethei ungeduldig, werd ichs ja sehn, wers ist.

Die Annemarie aber hielt sie auf. Die größten Weiber, wo im Städtle sind. Die Gringelwirts-Valtinessin mit ihrem roten Sacktuch, die Morzenschmiedin und die Weberin vom Säumarkt. Ach, hat die Valtinessin einen Blick in ihren Augen, der ist nicht auszusagen! Ich bin noch ganz außer mir. Ach, Bäs Annedorle, die Ehr, die große Ehr!

Ja, lachte die Heiterethei, wenn die Valtinessin auch nicht die größte Frau im Städtle ist, die dickst ist sie gewiß!

Die Annemarie nahm die Schuhe unter die Arme und schlug die Hände zusammen, daß die Heiterethei jetzt lachen konnte. Das war ihr, als wenn eins in der Kirche gelacht hätte während des Segens.

Die Heiterethei lachte nur noch mehr, als sie die Annemarie sich so feierlich gebärden sah. Eure großen Weiber! So groß ist doch keine dabei, wie der steinerne Christoffel am Rathaus. Und wären sie noch größer, mit der Arbeit bin ich für die ganz Wochen verthan.

Die Annemarie hatte nun wieder zu erschrecken,

daß die Heiterethei den großen Weibern etwas zutraute, was so tief unter ihrer Würde war. Aber was denkt ihr denn? Meint ihr denn, eine große Frau bestellt ihre Leut selber? Daß Gott erbarm! Und wenns weiter nix war, das hätten sie mir könnt sagen.

Ja, aber was ists denn?

Wenn ichs wüßt! Da ist die ein um die andre gekommen und hat gefragt, ob ihr noch nicht heim wärt. Und jetzt sind sie wieder alle drei drinne. Und was sie hätten zu sagen, das wär für euch und sonst für niemand.

Aber ihr werdt doch nicht! unterbrach sich die Annemarie selber. Wie ihr einen erschreckt! Ihr werdt doch nicht so hineingehn? Wart't, Annedorle, ich werf euch eure Strümpf zum Hinterfenster raus. Und hernachen wollt ich euch erst noch allerlei sagen. Dessentwegen bin ich euch entgegen. Ihr seid ein bißle grob mit den Leuten und redt immer, wie ihrs meint. Und es ist gar nicht schicklich, wenn man keine Lügen sagt bei großen Leuten; die Wahrheit ist nur für die armen Leut, deshalb nennt mans auch die nackt Wahrheit. Und ihr redt auch immer so laut, da wollt ich —

Ja wenn ihr mir haußen schon die Geduld alle macht, sagte die Heiterethei ärgerlich, hernachen seid ihr selber schuld, wenn ich drin keine mehr hab. Zieht ihr meinethalb noch sechs Paar Strümpf auf einmal an; ich will euch noch meine dazu borgen. Meine Füß sind rein; ich hab sie erst im Bach gewaschen. Und wie ich red, so red ich; ziern thu ich mich einmal nicht. Um die ganz Welt nicht, geschweig um drei alte Weiber. Und nun laßt mich nein.

Aber die Alte umschlang das Mädchen und bat schluchzend: So macht nur wen'gstens einen Neiger, wenn ihr nein kommt. Seht ihr, Annedorle, ich hab euch gekannt, wie ihr noch wart wie das Liesle; nur

einen Neiger! Thut mir nur den Neiger zulieb noch vor meinem End.

Vor dem Herrgott mach ich einen Neiger, lachte die Heiterethei, indem sie die Alte von sich abstreifte. Und eure drei großen Weiber sind noch lang kein Herrgott. Das ist mein Häusle, hat selber Spitz gesagt und hat den großen Bullenbeißer naus gejagt. Ich bin nicht zu den Weibern gegangen, sie sind zu mir gekommen. Bin ich den Weibern nicht recht, so bin ich mir recht, und so ists, und nu ists fertig!

Die Alte kannte das Mädchen zu gut, als daß sie nach diesem Trumpf noch einen Versuch hätte machen sollen. Das ist einmal eine! sagte sie kopfschüttelnd und wackelte mit kummervollem Blick dem raschen Mädchen in die Stube nach.

Drinnen waren die drei großen Weiber eben beschäftigt, das kleine Liesle und seine Garderobe zu mustern. Da war kein Hemdchen und kein Strümpfchen, das nicht mit Kennermienen betrachtet worden wäre.

Die Heiterethei sagte eintretend in ihrer frischen Weise: Einen guten Abend herein. Die Annemarie machte den Neiger dazu, den ihrer Meinung nach die Heiterethei hätte machen müssen. Als diese die Beschäftigung der Frauen sah, begannen sich die Druckflecken auf ihren Wangen zu zeigen. Sie dachte: Ja, so unverschämt sind die großen Weiber! Als wär die Armut und ihr bißle Sach bloß, damit sie dran könnten sehn, wie reich sie sind.

Die Valtinessin aber setzte sich auf den einzigen vorhandnen Stuhl, schlug auf ihre Kniee und begann: Was wahr ist, das muß man sagen; das Annedorle ist das ordentlichst und bravst von allen armen Mädlen in der Stadt.

Und da ist sie noch so lustig dabei, sagte die Weberin. Es sah aus und klang, als spänne sie an einem unsichtbaren Spinnrade und sänge dazu. Und da ist sie noch

so lustig dabei, das Annedorle, als gäbs keine Weidenbüsch auf der Welt und auch keinen, der dahinter lauern könnt. Wie das klein Kind auf selbem Bild, das lacht und in die Händle patscht; und der Bär hats schon beim Kragen. Das ist die Gesundheit, Frau Gevatter Valtinessin.

Ja, sagte diese, aber für den Bär, da sind wir da. Hier sitz ich und sag, der Bär soll das Annedorle nicht beißen, so lang ich eine Zunge hab in meinem Hals.

Die Schmiedin sagte gerührt: Ja, wenn das Annedorle so lustig ist, das kann mich ordentlich dauern.

Die Heiterethei sah die Frauen eine nach der andern verwundert an. Die Annemarie verfolgte jede Bewegung des Mädchens ängstlich mit ihren Augen.

Ja, es wär nicht halb recht, spann die Weberin wieder, indem sie und die Schmiedin sich voll Rührung auf die Ofenbank niederließen, es wär nicht halb recht, wenn mans so ruhig wollt mit ansehn. Was das aber für ein hübsch Stüble ist!

Ich meint, sagte die Schmiedin, da auf dem Herd müßt sichs gut Kaffee kochen.

Und da auf dem Tischle, spann die Weberin, besser muß der Kaffee gar nicht können schmecken, als auf dem Tischle da. Das Annedorle hat wohl keinen im Haus?

In mein Häusle kommt solch Zeug nicht, entgegnete die Heiterethei. Mein Kaffeetopf, das ist draußen der Brunn.

Die Annemarie erschrak und hielt sich den Mund zu, als wäre dadurch zurück zu nehmen, was die Heiterethei gesagt hatte.

Ja, sagte die Valtinessin, es redt sich besser bei einem Schäle Kaffee. Die Annemarie könnt in den Gringel. Die solln mir welchen schicken von dem guten in dem obern Kästle, wo die Fuhrleut kriegen. Und Rahm aus dem mittlern Topf. Und auch drei Köpple

und drei Unterschalen. Ein Topf und Holz wird doch wohl da im Häusle sein.

Die Annemarie fühlte sich geehrt durch einen Auftrag der Valtinessin. Daß die Valtinessin dem Häuschen einen Topf zutraute, dafür bedankte sie sich bei ihr in des Häuschens Namen mit einem Neiger. Indem sie ging, dachte sie: Es wird mir ja wohl auf dem Schloßweg eins begegnen und wird mich fragen, wo ich so notwendig hin hab. Aber die Furcht, die Heiterethei könnte unterdes daheim was Verkehrtes machen, ließ sie auf dem ganzen Wege der ihr gewordnen Ehre nicht recht froh werden.

Na, sagte die Schmiedin, die werden zu Haus auf mich warten. Mit meiner Mäd da ists auf der Gottes Welt nix. Nicht die Küh werden ordentlich gefüttert ohne mich. Meine Nachbarn wissens allemal, wenn ich weg bin. Ja, sagt die Schneiderin neben mir, das ist auch eine Kunst; man hörts den Kühen am Brüllen an, ob die Morzenschmiedin daheim ist oder nicht. Die denken eben immer nur an die jungen Bursch.

Ja, spann die Weberin, an den Lohn denken sie, aber an die Arbeit? Da muß man alles noch selber machen mit seinem kranken Leib. So schlimm ists noch nicht gewest mit den Dienstboten. Ich will Gott danken, wenn mein Kätterle herangewachsen ist. Wie wärs denn mit dem Annedorle? Das müßt eine Mäd geben!

Ja, sagte die Heiterethei, daß ich mir den ganzen Tag sollt lassen befehlen von einer Frau, wo nix versteht? Ich seh selber, was zu thun ist, und sagen laß ich mir nix. Ich hab auch so zu thun, und hernachen bin ich in meinem Häusle mein eigner Herr.

Die Valtinessin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: Wer am Gründonnerstag sechzig ist gewest, der hat andre Zeiten derlebt. Mein Ev, das ist ein Mordmädle, was Ärbeten besagt, aber es ist zu viel mit

den Sachen und Machen und wird noch alle Tag mehr. Ich sollt auch zu Haus sein, aber obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, hier sitz ich und sag, wos meinen Nächsten gilt, da seh ich das Meinig nicht an.

Ja, so ist man einmal, spann die Weberin den Faden der Valtinessin fertig.

Und hernachen, schlug ihn die Valtinessin auf ihren Knieen platt, ist das Annedorle auch ein echt Luckenbacher Kind.

Mein Mann, knüpfte die Schmiedin einen andern daran, der wird auch brummen.

Und meiner husten, spann die Weberin ihn fort.

Na, nahm ihn die Schmiedin zwischen beide Hände, wenn die Gevatter Weberin meinen hätt! Die weiß nicht, wie gut sie dran ist. Das ist ein Böser! Mit dem ist keine Stund Auskommen. Wenn ich nicht so ein gut Tier wär, ich möcht sehn!

Na, wenn die Morzenschmiedin klagen will! zerriß der Weberin der Faden. Da ist meiner ein wahrer Satan dagegen. Ich bin eine kranke Frau, eine sehr kranke Frau, und doch wird kein Mensch einen Huster von mir hören. Ich hust in meinem Kämmerle, aber der? Der ist gesund wie ein Fisch und hust den Leuten die Ohren voneinander aus bloßer Bosheit. O, wenn ich sagen sollt, was der für einer ist! Ich bin die elendst Frau in der Stadt!

Die Valtinessin aber sah die beiden ordentlich mitleidig an. Denn was waren der Schmied und der Weber zusammen gegen den seligen Valtines, da er noch lebte! Ihr könnt beide dem lieben Gott danken den ganzen Tag auf euern beiden Knieen, sagte sie, indem sie sich auf die ihrigen schlug. An meinem, da war nicht eine Ader, die gut wär gewest; alles hat er gethan, was nicht recht ist. Nun liegt er draußen auf dem Gottesacker. Er war ein guter Mann. Ich hab

keine Klag über ihn gehabt. Ich müßts lügen. Es hat keine einen bessern gehabt!

Das heißt, sagte die Schmiedin. Ich brauch meinen nicht zu loben. Sie sah nicht ein, was ein Toter vor einem Lebenden voraus haben sollte.

Na, spann die Weberin, die Best kann froh sein, wenn sie so einen kriegt, wie meinen. Ich tausch mit keiner nicht.

Die Heiterethei hatte sich mit ihrem Gestrick auf ihr Bett gesetzt, und das Liesle trieb Possen um sie herum. Der Heiterethei wars schon komisch vorgekommen, daß die Weiber in ihrem Stübchen saßen und ganz vergessen hatten, was sie eigentlich hier wollten. Wie der Ehrgeiz sie trieb, daß erst jede die elendeste, hernach die glücklichste sein wollte, da wurde es ihr doch zu toll. Sie brach in lautes Lachen aus. Dieses schoben zu ihrem Glücke die großen Weiber auf des Liesles Rechnung. Denn daß ein armes Mädchen über große Weiber zu lachen sich erdreisten könnte, davon hatten sie so wenig eine Ahnung, als von der Möglichkeit überhaupt, daß eine große Frau etwas Lächerliches reden oder thun könne.

Die Annemarie wär nicht halb so eilig zur Thür herein gerannt, wenn sie nicht das Lachen der Heiterethei draußen gehört hätte. Sie meinte, ihre Furcht von vorhin sei in Erfüllung gegangen.

Die Freude über ihre Rückkehr, welche die Frauen zeigten, beruhigte sie. Sie wagte sogar, von dieser, nachdem sie den größten Teil freilich dem Kaffee und den Tassen auf Rechnung gesetzt, einen ganz kleinen Rest für das Wiedersehn ihrer Person zurück zu behalten, und war glücklicher darüber, als die Frauen über den Kaffee. Mit großem Eifer unterzog sie sich sogleich unaufgefordert der Bereitung des Getränkes, und als die Valtinessin das fertige gekostet und die Geschicklichkeit der Annemarie belobt hatte, da gabs den Rest des

Tages über keinen Wunsch mehr für die Annemarie, es müßte denn der Reiger sein, den die Heiterethei ihr vor ihrem End noch zulieb thun sollte.

Aber das Annedorle trinkt doch auch ein Schäle mit uns? fragte die Weberin.

Der Heiterethei kams drollig vor, daß sie in ihrem eignen Häuschen bewirtet werden sollte. Sie sagte: Trinkt nur euer Zeug selber; ich mag keins.

Die Annemarie meinte, die Heiterethei hätte sich eigentlich bedanken müssen, und machte für die Heiterethei einen Knix.

Bei der zweiten Tasse war es, daß die Rührung wiederum eintrat, die der Heiterethei Kommen und unbefangnes Wesen erregt hatte. Die drei Frauen sahen sich einmal über das andremal an mit so „barmherzigem Gethu," wie es die Annemarie nach ihrem Abgange gegen die Heiterethei bezeichnete, daß der Alten die Thränen in die Augen kamen, obschon sie noch nicht wußte, worüber sie eigentlich weinte.

Und endlich begann nun die Valtinessin das Bild der Gefahr, die über ihr schwebte, vor den Blicken der Heiterethei aufzurollen.

Aber die Heiterethei lachte nur dazu. Wie ihr die Wildheit des Holders-Fritz mit den brennendsten Farben geschildert war, meinte sie: Wenn der Holders-Fritz wild ist, bin ich noch wilder! Wie seines Entschlusses „es zu thun," seiner Verkleidung und seines nächtlichen Weges nach den Weiden gedacht worden, sagte sie: Er ist eben in das Weidenwirtshaus gegangen. Mit der Eindringlichkeit der Warnungen nahm ihr Mutwille zu.

Ja, wenn man nur noch wüßt, was es ist, das er euch will thun! brach die Schmiedin aus. Das ist das Schrecklichst, daß man das nicht einmal weiß.

Ja, bestätigte die Weberin und vergaß das Spinnen vor Gemütsbewegung, man zerbricht sich den Kopf und bringts doch nicht heraus.

Ja, was er will? sagte die Heiterethei mit mutwilligem Ernst. Was er will, daß er da um das Häusle lauert? Frein will er mich, und ihr werdts nicht hindern.

Über diesen Frevel schlugen die Weiber die Hände zusammen. Die alte Annemarie that dasselbe zugleich vor Schrecken und aus Höflichkeit.

Weiber, sagte sie; die ganz Nacht hab ichs in den Weiden hören rauschen.

Nu, meinte die Heiterethei, wenn er nicht meinetwegen ans Häusle kommt, so hat ers auf euch abgesehn, Bäs Annemarie. Gestehts nur gutwillig ein. Denn weiter wohnt keine im Häusle da.

Darüber nun brachen die Frauen wiederum in ein Gelächter aus. Die Valtinessin versicherte, die Heiterethei sei ein Hauptmädle, beinah wie ihre Ev. Die Annemarie lachte mit, so sehr sie sich schämte. Dazwischen faltete sie einmal um das andremal die Hände und sah andächtig nach dem Himmel. Denn der konnte den Frevel übel nehmen, wenn er eben nicht bei guter Laune war.

Die Valtinessin war die erste, ders gelang, wieder in das „barmherzige Gethu" hinein zu kommen.

Sie schlug auf ihre Kniee und sagte: Jedem, was ihm gehört, dem Ernst und dem Spaß; die Sach ist nicht zum Lachen. Und weil ich einmal hier sitz, so will ich auch meinen Fuß nicht weiter setzen, bis ich die Annedorle hab errettet.

Ja, laßt euch raten, Annedorle, sagte die Schmiedin. Geht beileib nicht bei Nacht aus euerm Häusle.

Und verschließts auch bei Tag, spann die Weberin, so lang wir nicht bei euch sind.

Die Valtinessin schwang ihre Haube. Und wenn das Annedorle vernünftig ist, sag ich, hernachen geht sie auch bei Tag nicht aus ihrem Häusle heraus.

Ja, ihr meint, lachte das Mädchen, verhungert ist

auch gestorben, und wer tot ist, dem thut kein Mensch mehr was. Da habt ihr schon recht. Ich aber denk, es ist besser, es will mir einer was thun, und ich bleib am Leben und wehr mich. Und ich hab auch recht.

Wenn ich das Annedorle wär, sagte die Schmiedin, ich freit. Und ich weiß mehr als einen, der sie gern nähm.

Ja, spann die Weberin, ein ledig Weib ist einmal wie ein Arzneiglas, wo kein Zettel dran ist.

Damit hatte es die Weberin getroffen.

Kann sein, sagte die Heiterethei gereizt, daß andre Arzneigläser sind gewest, eh sie gefreit haben; ich bin keins und brauch keinen Zettel. Wenns so gefährlich ist, warum gehn denn die Arzneigläser herum und haben ihren Zettel nicht um den Hals? Und mit dem Holders-Fritz und seinem Auflauern, das ist obendrein nur dummes Zeug.

Na, nichts für ungut, spann die Weberin. Wenn das Dorle nicht will, so kann man sie nicht zwingen. Aber in acht nehmen bricht keinen Finger.

Und zu Nacht, fügte sie hinzu, ließ ich ihn nicht herein, wär ich das Dorle, er möcht Ursachen machen, was für er wollt.

Das nahm die Heiterethei nun doch im Ernst übel. Die Druckflecken prophezeiten nichts Gutes. Und wer weiß, was sie gesagt und gethan hätte, ohne das allgemeine angelegentliche Versichern, man kenne sie zu gut, um mit dieser Warnung ihrer Aufführung zu nahe treten zu wollen.

Man weiß ja, sagte die Weberin, das Annedorle ist das bravst unter den armen Mädeln in der Stadt, und niemand weiß nix Unrechts an ihr. Ich hab mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich das Annedorle wollt beleidigen. Deshalb hätt ich doch nicht Ärbet und alles lassen liegen und wär hierher gekommen mit samt meinem kranken Leib.

Aber nu muß ich doch heim, sagte die Morzenschmiedin, indem sie aufstand und ihr Gehäuse fester zusammen nahm. Die Schneiderin hörts sonst an meinen Kühen, daß ich nicht daheim bin.

Ja, schloß die Valtinessin mit einem gewichtigen Schlag auf ihre Kniee. Wir wollen das Unser thun nach unsern Kräften. Die Köpple lassen wir da. Morgen kann die Morzenschmiedin den Kaffee mitbringen, und ein paar Stühl will ich lassen her besorgen, damit wir dem Himmel eine Seel erretten.

Damit stand sie schon quer in der Thür des Häuschens. Diese, sah man, war nicht für sie berechnet. Es kostete ihrer massiven Grazie einige künstliche Wendungen, bis sie sich hinausgeschraubt hatte.

Lach Sie nicht, Dorle, lach Sie ja nicht, warnte die Morzenschmiedin noch von draußen. Das dauert mich zu sehr.

Wenn ich nicht lachen soll, sagte die Heiterethei hinter den Gehenden her, weinen mag ich nicht! Und die ganz Geschicht ist nur dummes Zeug. Bei Tag muß ich in die Ärbet, und bei Nacht verschließ ich mein Häusle ohne euch.

Die alte Annemarie hielts für ihre Pflicht, der Heiterethei noch einmal alles vorzuhalten, und womöglich mit den Worten und Gebärden der großen Weiber; etwas daran zu ändern, hätt ihr ein Unterschleif, eine Art Kirchenraub geschienen.

Die Heiterethei war nicht einzutreiben, und der alte Holunderbusch schien ihrer Meinung. Noch eine ganze Weile, nachdem die Weiber gegangen waren, hörte man, wie er sich vor Lachen schüttelte.

Aber es blieb nicht etwa bloß bei dem versprochnen Besuche der Valtinessin, Weberin und Morzenschmiedin. Die Heiterethei hatte sich jeden Tag über die wachsende Zahl der Frauen zu verwundern, die zum Teil unter den gesuchtesten Vorwänden zu ihr herein kamen, um sie zu warnen und ihr raten zu helfen, und um so zahlreicher und angelegentlicher, je mehr durch das ewige Bedenken der Sache deren Bedenklichkeit wuchs. Sie hatte mancher, die sie bis jetzt für hochmütig, ja für ihr feindselig gehalten, dieses in ihrem Herzen abzubitten.

Erst meinte sie freilich, nur der Neugierde, ihr Hauswesen zu sehen, habe sie den unerwarteten Zuspruch zu danken. Aber diese wäre beim erstenmale gestillt gewesen, und die gutmeinenden Frauen konnten bald nicht mehr vorbeigehn, ohne einzusprechen. Und nie hatten sie so oft vorbei zu gehn gehabt.

Die Heiterethei dachte jeden Tag besser von den großen Weibern. Und wenn sie sichs auch nicht eingestehn wollte, die allgemeine Teilnahme that ihr doch wohl.

Dafür verwunderten sich die Frauen immer mehr, daß sie nicht früher eingesehen, welch ein braves, aller Achtung und Hilfe würdiges „Tier" die Heiterethei war; besonders wie gut und recht sie an dem Kinde ihrer Schwester handelte.

Wer aber bei der Sache nicht gewann, das war der Holders-Fritz. Jeden Tag wurde die Vergoldung seines Bildes dünner und erwies sich zuletzt sogar obendrein noch als unecht. Auch die wenigen Tugenden, die man ihm bisher noch zugestanden, hielten die Probe nicht.

Die einzige, die für ihn sprach, war die Heiterethei. Sie konnte es nicht leiden, wenn von einem hinter seinem Rücken Böses geredet wurde, er mochte sein, wer er wollte.

Und wenns auch wahr wär, das mit dem Holders-Fritz, sagte sie, daß er jetzt auf mich lauern thät! Wild ist er gewest, das will ich auch zugeben, aber außerdem sollt keiner was Unrechts von ihm sagen, und die Leut im Städtle am wenigsten. Denn wenn der Holders-Fritz nicht wär gewest beim Brand vor sechs Jahren, da hätten wir jetzt keine Kirche mehr, wo wir hinein könnten gehn. Und bei dem Wolkenbruch hernachen, da hat er ganz allein die Gerbersleut heraus geholt, wo sonst wären ertrunken. Ich hab nix mit einem Bursch, und mit dem Holders-Fritz am allerwenigsten, aber man muß reden, was wahr ist.

Ja, sagte dann die Schmiedin, das ist alles recht, aber der Herr Vicares hat erst den letzten Sunntig noch gepredigt, man soll nicht ansehn, was ein Mensch thut, sondern was seine Absicht dabei ist. Und die Absicht ists, warum man einen Menschen soll loben oder nicht.

Denn warum? fiel die Tischlerin ein, wie er die Kirch und die Menschen hat gerett, da ists ihm auch nur darum gewest, daß er seine Stärk hat wollen zeigen, wie wenn er einen Tanzboden hat geräumt. Wenn einer einen Menschen will retten, so muß ers aus Christenlieb thun, und was einer nicht aus Christenlieb thut, das ist Sünd, denn warum? Wenn einer einen Menschen nicht aus Christenlieb will aus dem Wasser ziehn, da ists besser, er läßt ihn gleich drin liegen. Die Schmiedin hat schon recht.

Ja aber, sagte die Tüncherin, man weiß ja auch nicht einmal gewiß, ob ers auch ist gewest, der die Kirch hat gerett. Wenn man alles wollt glauben, was die Leut reden, da müßt man einen Kopf dazu haben, so groß wie ein Ochs.

Na, ich will nichts sagen, spann die Weberin mit beiden Händen. Aber wenn ich Zeit hätt, da wollt ich Geschichten erzählen. Wißt ihr noch, wies bei der

Leiermühl war, wie die ist abgebrannt? Die Knechtsfrau war die alleremsigst, wo beim Löschen gewesen ist; der Amtmann selber hat sich gewundert: sie hat mehr gethan, wie zwei Männer, hat er gesagt, und ihre ganzen Haar sind verbrennt gewest, so hat sie sich gewagt, wo kein andrer hat das Herz gehabt. Und wer hat die Leiermühl angebrennt gehabt? Wer ists gewest? Die Knechtsfrau selber ists gewest. Und so, hat der Aktuarius hernachen gesagt, so ists gewöhnlich, und drum passen die Herrn allemal auf, wer beim Löschen und Machen am eifrigsten ist.

Da ging den Frauen ein Licht auf so hell und schauerlich, als der Brand der Leiermühl selbst.

Ja, sagte die Tüncherin leise, ich wollt mit dem Finger auf den zeigen, der die Stadt selbmal hat abgebrennt.

Und wer den Wolkenbruch hat angestift, setzte die Beutlerin hinzu.

Die Russensattlerin machte eine Gebärde, die hieß: Hab ich das nicht schon vor zehn Jahren gesagt? Aber wer hat mir denn geglaubt?

Die Heiterethei aber hätte gelacht, wär nicht ihr Blick eben auf ihren kleinen Holzvorrat gefallen, der in bedenklicher Schnelle seinem Ende entgegen ging. Er hatte mit der öffentlichen Meinung von den Tugenden des Holders-Fritz ein Schicksal.

Die Heiterethei war meist in Tagesarbeit von ihrem Häuschen entfernt; aber das störte die sorglichen Frauen nicht. Sie kamen Tag für Tag schon früh in das Häuschen. Die Valtinessin hatte für Stühle gesorgt; ihre Tassen trugen sie bei sich. Jeden Tag hatte eine andre Kaffee und Sahne zu beschaffen. Wenn man die Heiterethei nicht traf, so traf man andre Frauen. Redete man nicht von dem neuesten Überfallsversuche des wilden Holder, so redete man von andern Dingen; und der Fall soll in Luckenbach und manch anderswo

noch zum erstenmal vorkommen, daß auch nur zwei Frauen aus Mangel an Stoff schweigen müssen. Ging eine mit dem schmerzlichen Bedauern, ihre karggemeßne Zeit erlaube ihr nicht, länger auf das gute Annedorle zu warten, so kam dafür eine andre, wenn nicht zwei oder noch mehr.

Das Häuschen unter den Weiden war zu einer Art Hauptwache geworden. Den ganzen Tag kräuselte der Kaffeerauch seine leichten Wölkchen um das Strohdach und den alten Holunderbusch. Wenn die Heiterethei abends vom Felde heim kam, fand sie oft das ganze Stübchen voll. Dann begann ein Erzählen, ein Warnen und ein Raten, ein Befürchten und Beschwören, daß eine andre als die Heiterethei mürb geworden wäre.

Die Heiterethei lachte und spottete, und je bedenklicher sie endlich doch selber wurde, desto mehr. Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Holders-Fritz laure ihr auf: ihre eignen Augen hatten sie davon überzeugt. Sie lachte und spottete jeden Tag lustiger, und jede Nacht verschloß sie vorsichtiger ihr kleines Haus.

So ists, zirpte das Heimchen im Gringel abends hinter dem Ofen hervor, — wer nach ihm sah, wurde nichts gewahr als zwei ungeheure Brillengläser. Wenn einmal ein Mensch einen bösen Gedanken hat gefaßt, hernachen hat er für nix anders mehr keinen Sinn. Sagen darf ers niemand, und weil er meint, die Leut sehens ihm an, so weicht er den Leuten aus. Und so muß er nun erst recht in seine bösen Gedanken hinein kommen, weil er nix anders hat, womit er sich könnt eine Zerstreuung machen. Wenn so ein Dieb oder ein Mörder erst mit einem rechtschaffnen Gevatter oder so aus der Sach reden thät, da würd manchs nicht geschehn. Wißt ihr, was ich thät, wenn ich Ihr wär, Meister Sacher?

Nu?

Ich ging auf der Stell in die Gericht und zeigts an.

Ja, entgegnete der Meister Sacher phlegmatisch, die? Einen hindern, daß er nicht schlecht wird, das fällt denen nicht ein; hernachen, wenn ers ist, kriegen sie ihn noch zeitig genug bei denen Ohren. Das liegt an denen schlechten Einrichtungen. Der Staat bezahlt die Amtleut, daß sie einen Dieb richten, wenn er gestohlen hat; da muß ihnen daran gelegen sein, daß die Dieb recht stehlen. Wenn ich die Sach zu machen hätt, da frägen sie nix, wenn ein Dieb stiehlt, allein aber für jeden Dieb, der nicht stiehlt, einen Louisdor.

So werdt ihr doch in die Gericht gehn, Vetter Mathes? zirpte das Heimchen wieder. Es wär doch so schrecklich, wenns passieren sollt, und ihr hättets können verhindern und hättets nun auf euerm Gewissen!

Ich hab mit dem meinigen genug zu thun, entgegnete der Vetter Mathes trocken.

Aber ihr Leut, so wird doch einer von euch in die Gericht gehn? zirpte das Heimchen wieder, und man hörte an der Betonung, daß es die Vorderbeine über dem Kopf zusammenschlug. Ihr müßt nur denken, wenns nicht an die Gericht wird gebracht, können die nix thun. Die geht eine Sach nix an, und wenn sie ihnen auf der Nasen säß, wenn sie nicht als ein ordentliches Anliegen an sie gebracht wird.

Als das Heimchen eine Zeit lang geschwiegen hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, zirpte es weiter: Da sitzt die ganze Stuben voll. Karten können sie und von ihren Äckern reden und Sachen und Machen, aber in die Gericht gehn kann keiner. Das ist doch eine schreckliche Welt!

Der Morzenschmied nahm die Sache leichter.

Nun? fragte er die Schmiedin, die, eben heim gekommen, ihren blauen Mantel von sich that. Die Wacht vorbei, Lene? Wer hat denn heut die Schur in der Wachtstuben, der Feldwebel oder der Korporal?

Laß dus nur die Valtinessin hören, entgegnete die Schmiedin, die würd dich schon befeldwebeln, und die Gevatterin Weberin würd dir den Korporal eintränken, wie sichs gehört'.

Du müßtest einen guten Tambauer geben, Lene, du brauchtst keine Trommelschlägel.

Brauchst nicht zu spotten! Wer ist schuld, wenn ich mager bin, als du? Du ärgerst mich den ganzen Tag.

Nu, erzähl nur aus deiner Wachtstuben was.

Ja, da vergißt du noch den Gringel darüber. Wenn der der armen Annedorle nur was Rechts versetzen thät, du legtst gleich einen Batzen in den Klingelbeutel, du schadenfroher, nachträgerischer Mann! Du kannst dem Mädle das mit dem Schiebkarrn nicht vergessen. Spott du nur, spott du nur! Weil wir das Annedorle beschützen, das ist dein Ärger. Und dir zum Trotz beschützen wir sie erst recht.

Ja, euer Feldwebel allein, wenn der auf seine Kniee schlägt und seine Zunge vom Leder zieht, da reißt so ein wilder Fritz aus. Aber Spaß beiseit. Ich denk schon lang nicht mehr so, wie ich da red. Du wirst mir immer kaputter, Lene; du dauerst mich, und es wird noch ganz alle mit dir, wenn ich dir nicht helf.

Die Schmiedin sah ihn verwundert an. Sie hätte ihm gern geglaubt.

Ja guck, sagte der Schmied, das kommt von deinem guten Gemüt.

Wenn ich sein Gethu kenn, so ists doch sein Ernst, dachte die Schmiedin.

Der Schmied fuhr fort: Guck, Lene; versteh mich recht. Wenn dirs angst wär, daß der Heiterethei was sollt geschehn, das wär Neugier, und ich kümmert mich nicht drum. Aber dich plagts, daß dus nicht weißt, was das ist, das der Heiterethei könnt geschehn; guck, das ist christliche Lieb zu deinem Nächsten, und

da will ich dem Fritz einmal aufpassen und sehn, was ich kann rausbringen. Heut ist die Heiterethei im Leinjäten. Bis ich hinkomm an den Leinweg, da wirds finster. Wenns wahr ist, daß er ihr aufpaßt, so müßts wunderlich zugehn, wenn ich nicht mit ihm zu sprechen käm.

Die Schmiedin war ganz erstaunt und versprach ihm vor Freude, daß er, wie sie sagte, so in ihr christlich Herz gesehn, einen Beizbraten und rohe Kartoffelklöße, sein Lieblingsessen, für morgen mittag.

Der Morzenschmied nickte zärtlich, nahm seine Pfeife vom Nagel und machte, nachdem er draußen in der Werkstatt den Gesellen einen glühenden Hufnagel auf seinen Tabak halten lassen, sich auf den Weg.

Wenn ers herausbrächt! sagte die Schmiedin hinter ihm drein. Das weiß die übergescheite Gevatter Weberin doch nicht, die alles besser wissen will. Wenns nur was recht Schrecklichs wär, daß die einmal nix drüber wüßt! Ich gönn dem Annedorle nicht etwa was Schlimms, aber über das Schlimmst kann man sich leichter tröften, wenns einmal nicht zu ändern steht, wenn mans nur wenigstens weiß. Na, wenns zu machen ist, der Duckmäuser machts gewiß. Und er ist doch nicht so greulich, wie man manchmal denkt.

Die Heiterethei war wirklich noch im Leinfelde ihrer Base, als der Schmied des Weges kam.

Sie richtete sich eben vom Jäten auf und ging zu ihrer Schoppe, die unfern von ihr auf einem Steinhaufen lag, um sie anzuziehen.

So spät Feierabend, Annedorle? sagte der Schmied, indem er stehen blieb. Eure Bäs hat da schönen Lein.

'S ist eben noch nicht spät, entgegnete die Heiterethei, die ihre Schoppe über der Brust zuheftete und das Tuch mit dem ausgejäteten Gras an einem Zipfel über die Schulter warf. Und der Lein könnt auch größer sein.

Na, wenn heint der Holders-Fritz nicht auflauert! So einsam findt ers nicht gleich wieder. Geht ihr mit den Ulrichssteg, so seid ihr nicht allein.

Kann sein, ich wär jenen Weg gegangen. Nu geh ich den andern. Grüß Gott.

Dabei ging sie singend in einer andern Richtung fort. Der Schmied hatte schon wieder ein: Das Mordmädle! auf der Zunge. Aber — Hm! dachte er weiter, kann auch die Furcht sein, was aus dem Mädle singt.

Und das wär kein Wunder gewesen. So einsam und still hatte der Schmied die Gegend noch nicht gefunden. Nur eine Lerche sang, als er weiter schritt. Lerchengesang war es eben nicht, was den Schmied von seinen Gedanken abziehen konnte. Der wunderlich schnarrende Ton eines Wachtelkönigs, der sich eben hören ließ, bald hier bald dort, wie um den Hörer zu vexieren, traf weit eher eine verwandte Saite im Gemüte des Schmiedes an, — zumal da er jetzt von einer Stelle herkam, die ein Rittergut in seinem Gedächtnisse besaß. Dort hatte ja der alte Förster Schweigaus eine Schnei im Ulrichsholze angelegt, und der Morzenschmied als Schulknabe mehr denn einmal die gefangnen Krammetsvögel aus den Schlingen geholt und sehr andre Dinge dafür hinein praktiziert.

Er geht immer duchsiger und schmunzelt; zuweilen meldet sich der Ruck von unsichtbarer Hand; er schmeckt die Possen in Gedanken noch einmal durch und rennt mit der Nase an einen Hagebuttenzweig.

Gut, meint er, daß das Gebüsch so dick ist, sonst wär ich in den Bach gelaufen. Ob ich vom Weg abgekommen bin? Nein! Das ist die lange schmale Schling, die der Zehntbach macht hart am Weg. Hm! und der Schatten da drin in der Schlinge? So einen Krammetsvogel hat der alt Schweigaus sein Leben lang nicht gefangen!

Immer duchsiger und gleichgiltiger geht der Schmied, bis er dahin kommt, wo die Schlinge sich öffnet.

Nun müßt er ins Wasser springen, lachte er leise vor sich hin, sonst hab ich ihn. Er zieht sein Messer, um an einer Hagebutte einen Pfeifenräumer abzuschneiden, und sucht nach einem Zweige, der ihm gelegen hängt. Einige Schritte seitwärts, dann eine schnelle Wendung, und er steht vor dem Fritz. Und der Fritz ists wirklich, der erst Miene macht, ins Wasser zu springen, aber als ihn der Schmied bei der Jacke faßt und seinen Namen nennt, grimmig das Entkommen aufgiebt.

Hm, sagte der Morzenschmied wie verwundert, bist dus, Fritz? Aber was machst du denn da? Hm, ja, 's hat heint warm gemacht, und du willst ein bißle ins Wasser. Aber du hast doch deine Jacken verkehrt an? Ja, du bist schon im Wasser gewest, und in der Eil hast du beim Ausziehn die Ärmel mitgenommen gehabt, und das hast du hernachen beim Anziehn nicht gemerkt.

Der Angeredete brummte etwas, das für ein Ja, kann sein! gelten konnte. Der Schmied wußte wohl, niemand kam jenem ungelegner, als eben er, und das war ihm um so lieber.

Ists denn wahr, du gehst nicht mehr mit dem Adams-Lieb und seinen Kameraden? Wer hat mirs doch gesagt? Ich hab gesagt: Das ist vernünftig von dem Fritz. Aber die haben ihren Ärger deswegen, und du kannst dich immerfort in acht nehmen. Da am Leinweg ist mir die Heiterethei begegnet, das arme Mädle, der hast dus recht angethan.

An dem Rauschen der Büsche, in denen er stand, hörte man, der Fritz machte eine rasche Bewegung. Der Name hatte ihn erschreckt. Den hatte er am wenigsten zu hören gemeint. Aber gleich war es wieder ruhig, und der wilde Fritz sagte in einem Tone,

der leicht klingen sollte: Die! wie kommst du auf die? Was geht mich die an! Angethan? Möcht auch wissen, wie!

Nu, entgegnete der Schmied lauernd, die ist ganz in dich verschameriert.

Der Fritz lachte ganz eigen. Einen andern als den Schmied hätte dieses Lachen geängstet. Man hörte, er zwang sich, um keinen Verdacht zu erwecken, von der Heiterethei zu reden, als er lachte: Die Heiterethei und verschameriert! Du weißt nicht, was du redst, oder morgen ist der jüngst Tag. Wer hat dir das aufgebunden? Das hat deine alte Bäs einmal wieder ausgeheckt.

Er schien recht im Zuge, zu fragen. Plötzlich schwieg er. Es war ihm eingefallen: Der Laurer, der Morzenschmied ists, der mit dir redt. Zu viel kann eben so leicht Verdacht erwecken, als zu wenig. Da aber auch das Schweigen zu viel verrät, besonders einem so scharfen Ohr als dem des Morzenschmiedes, so fügte er noch einige Töne hinzu, die dieser für ein gleichgiltiges Lachen nehmen sollte.

Der Morzenschmied sagte leise vor sich hin: Hm! Dann fuhr er laut fort, und ihm gelang der gleichgiltige Ton besser als dem Holders-Fritz: Ja, die Heiterethei und verschamerieren! Ich mein, das Mädle ist ein verkleideter Jung. Aber — was ich sagen wollt von dem Adams-Lieb und den andern. Aber ich muß mich setzen; es muß mir ein Schnupfen in die Glieder gefahren sein. Die sprechen, es wär umgekehrt. Du wärst in die Heiterethei verschameriert.

Der Schmied wartete das abermalige Rauschen der Büsche ab und das heisere Lachen, das der Fritz ausstieß.

Das ist die Wut, daß ich nix mehr von denen wissen will, lachte der, und der Schmied sagte: Freilich, das ists, und das mein ich eben. Sie sagen, du

paßtest dem Mädle überall auf, um — deine Sach anzubringen. Aber sie möcht nix von dir wissen.

Eh der Schmied das sagte, war er erst vorsichtig einige Schritte weiter vom Fritz abgerückt. Ein Buchenstamm stand zwischen ihnen. Der Schmied war wohl auf seiner Hut.

Das Rauschen des Busches verriet dieses mal auch eine heftigere Bewegung des Holders-Fritz, und sein Lachen klang immer gezwungner und wilder.

Aufpassen, lachte er, möcht wissen, wo! Weidenhaun geh ich; da siehst du die Barte. — Er schwang das kleine Beil nahe vor den Augen des Schmiedes.

Der wich etwas zurück. Dann sagte er: Darin sollen sie auch recht haben; nicht mit der Verschamerierung und dem Sachanbringen, mit dem — Aufpassen mein ich. Er hielt einen Augenblick inne und sah vorsichtig hin nach dem Fritz. Das that er öfter, während er fortfuhr: Da ist in der Stadt kein Mensch, der dich nicht hinter einer Hecken oder sonst wo hätt lauern gesehn, und allemal, wo die Heiterethei vorbei hat gemußt. Und guck, mir mußt du nix weis wollen machen; was thust du denn jetzt da im Busch, wo die Heiterethei vorbei wär gekommen, hätt sie dir nicht den Possen gethan und wär den Weg bei der Herrenmühl gegangen? Ja, du willsts nicht sagen. Aber du mußt nicht denken, daß die Leut keine Augen haben. Und die haben mehr denn zu viel.

Er rückte dem Fritz vertraulich etwas näher und sagte leiser als vorhin: Aber es verdrießt einen, wenn ein Kerl wie du einem Mädle nachläuft, das vor allen Leuten seinen Hohn mit dir hat gehabt. Die Geschicht vom Gründer Markttag her weiß die ganz Stadt, und wie die Heiterethei von dir redt.

Ho, ho! sagte der Fritz verbissen, vielleicht redt sie bald anders. Die Leut wissen, was die gesagt hat, aber nicht, was ich gesagt hab.

Ja, und sie meinen, fuhr der Schmied fort, aus lauter Respekt vor der Heiterethei wärs, daß du nicht mehr zum Bier gingst und ein ordentlicher Kerl wärst geworden, und einmal könnts bei dir heißen, wie beim — Läpplesschneider: Respekt muß sein im Haus.

Dasmal rauschten die Büsche um den wilden Fritz, als hätt er sie mit den Händen gepackt, um sie auszureißen.

Guck, fuhr der Schmied fort, mir kannst dus sagen — du weißt, ich kann die Heiterethei auch nicht leiden, drum ...

Der Fritz hatte schon reden wollen. Aber die Absicht des Schmiedes, ihn auszuholen, mochte ihm trotz seiner Aufgeregtheit nicht entgangen sein. Nach kurzem Besinnen sagte er mit gepreßter Stimme: Kann sein, daß ich ihr auflaur, kann sein. Man will manchmal einen guten Abend sagen; das bindt man den Leuten nicht auf die Nasen. Aber ich wollt immer zu dir: von wegen dem Beil, was ich bei dir hab bestellt.

Ja, das, fragte der Schmied, wo unter die Jacken sollt zu verstecken gehn, wenn du ins Reifhauen gingst, daß die Leut ...

Ists fertig? fragte der Fritz dagegen, ihn heftig unterbrechend.

Hm! sagte der Schmied erschrocken; aber du willst doch nicht — du hast doch nicht etwa ...

Nix werd ich und nix hab ich, lachte der Fritz, der sich besonnen hatte; aber dieses Lachen hatte einen eignen Klang. Ich brauch eben ein Beil. Warum soll ich nicht ein Beil brauchen wie andre Büttner auch? Was ich gesprochen hab da am Gründer Markt, das war Spaß. Und daß ich ihr gedroht hätt und wär wütend auf sie gewesen, das war auch nur Spaß. Und wenn einem einer sagt: Du paßt dem Mädle auf, daß du deine Sach anbringst, da wird keiner sagen: Ja. Und 's kann sein, 's kann schon sein, daß es

einmal heißt wie bei dem Läpplesschneider: Respekt muß im Haus sein.

Aus seinem Lachen klang schlecht verhehlte Wut.

Der Schmied wollte ihn zurückhalten; das war vergeblich. Noch lange hörte er das schauerliche Lachen, als der Fritz schon an ihm vorbeigerannt war. — —

So duchsig, dachte die Schmiedin, als sie den Schmied zur Thür hereintreten sah, ist er noch nicht heimgekommen. Sonst duchst er wohl auch, aber aus Duckmäuserei; aber dasmal ist er doch ganz wie verblaßt. Und so zitternd an den Kleidern herumgegriffen, wenn er sie an die Alkovenwand hat gehängt, hat er noch nicht, so lang ich ihn hab. Und das Schlucksen hat er auch noch nie so sehr gehabt. Ich seh schon, er will nicht reden; aber ich will ihn schon dazu bringen.

Aber auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort oder nur die: 's ist nix, und ich will ins Bett. Muß morgen vor Tag wieder auf.

Seine Gebärden sprachen freilich beredter; aber der Schmiedin war es um ein spezielleres Eingehen zu thun, als worauf Hände, Augen und Schultern sich einlassen konnten.

Er duchste schon der Kammerthür zu. Die Schmiedin bemerkte einen Flecken an seinem rechten Hemdärmel und hielt ihn daran fest. Daß du immer die feinen Hemder zur Ärbet anziehst! Hast du denn den Fritz getroffen? Nu wart doch nur. Ein Brandfleck ists doch wohl nicht. Aber warum redst du nur nicht? Es muß vom Gänspfeffer sein. So wirst du doch zeitig genug ins Bett kommen, du Schlafratz! Heraus zu reiben gehts nicht. Aber, Morzenschmied, so wirst du doch nur ein Wörtle können sagen. Und es ist doch ein Brandfleck, du ruinieriger Mann. Aber, Morzenschmied, so sag nur wenigstens, willst du die Klöß morgen mit Graslaub oder nicht? Es hat just

wieder so zarte Schüßle. Das ist doch sonst dein Leibessen gewest.

Die Schmiedin sah, ihr letztes Mittel half.

Der Schmied setzte sich mit allen Anzeichen innerer Erschöpfung. Die Schmiedin rückte ihm so nah als möglich, wie aus Befürchtung, die Worte möchten auf der weiteren Reise sich zu lang aufhalten oder gar verirren.

Endlich sagte der Schmied: Ich muß dir sagen, Lene, ich wollt, ich wär derheim geblieben. Es ist doch ein grausig Beisammensein mit so einem Menschen.

Wo hastn denn angetroffen? fragte die Schmiedin.

Dort, wo der Zehntbach die Schleifen macht im Busch.

Im Busch? schauderte die Schmiedin. Mitten drin im Busch?

Mitten drin.

Die Schmiedin wäre gern wieder heraus gewesen, aber der Morzenschmied blieb länger als eine Minute drin. Denn so viel Zeit verging, eh er in seiner Erzählung weiter fortfuhr.

Die Schmiedin konnte sich unterdes im Geist in die Wachtstube versetzen! Da sah sie sich stehen, die andern Weiber um sie herum, atemlos an ihrem Munde hangend. Der Feldwebel hat schon die Hände gehoben, um damit auf die Kniee zu schlagen, wenn die Schmiedin fertig wäre. Der Korporal ist gelb vor Neid, daß er nichts Stärkeres bringen kann. Und die Schmiedin — aber sie weiß ja selber noch nicht, was sie dort sagt.

Ja, guck, sagte der Schmied, und die Schmiedin saß wieder horchend vor ihm. Das hätt ich mir doch nicht vom Fritz eingebildt.

Aber was denn?

Daß er das thun wird.

Was thun wird?

Das! — Ja, guck, der thut dirs gewiß und wahr=

haftig noch. Dabei schlug er die Hände zusammen, was die Schmiedin unwillkürlich nachthat. Das sieht sie all die Weiber in der Wachtstube thun. Die arme Frau ist hier horchend und dort erzählend zugegen. Die Ungeduld, hier endlich das Was zu hören, worüber sie dort die Weiber schon erschrecken sieht, denen sie selbst es erzählt hat, wird zur Pein.

Der verdammt Schlucken! fährt endlich der Schmied fort. Ja, guck, er lauert wirklich der Heiterethei auf, und dazu braucht er ein Beil, hat er gesagt, das er unter der Jacken kann verstecken. Er hat das nicht so deutlich gesagt, wie ichs dir da erzähl, aber es ist gewiß und wahrhaftig; er ist wütend auf die Heiterethei. Ich dacht erst, die Sach wär anders, und hab meinen Spaß mit ihm wollen haben. Aber — na, vor so einem Spaß bedank ich mich. Er hat gesagt, die Heiterethei soll bald aufhören von ihm zu reden.

Die Schmiedin schlug die Hände über ihrem Kopf zusammen. Sie empfand zugleich, wie schrecklich das sei, und auch, wie sie sich ausnehmen wird dabei, wenn sies den entsetzten Weibern erzählt.

Aber daß du mir nicht — sagte der Schmied aufstehend.

Die Schmiedin suchte währenddes im Eßschrank unter den Kaffeetrichtern und Tassen. Ist der Fencheltee schon wieder alle?

In der Kammerthür wandte sich der Schmied noch einmal um. Daß du mir niemand davon sagst. Wenn was geschäh, und die Leut könnten sagen, wir hättens vorher gewußt ....

Thee muß da sein für das Gottlieble. Das wär eine schöne Geschicht auf die Nacht! Und man hat keinen Menschen, wenn man sie braucht. Die Mäd hat sich in den Finger geschnitten, und die Gesellen kann man nicht von der Ruh abhalten jetzt in der

teuern Zeit. Was hilfts, ich muß schon selber in die Apotheken.

So kämen wir ins Teufels Küchen, hörst du?

Sag mir nur nix, entgegnete die Schmiedin fast erzürnt. Ich dächt, du kennteſt mich doch.

Der Schmied verschwand mit einem bedeutsamen Nicken in der Kammerthür. Die Schmiedin setzte ihr Zifferblatt auf den Kopf und nahm ihr blaues Gehäuse um die Schultern. Schon an der Stubenthür blieb sie noch einmal stehen. So glaub ich doch gar, der lacht da draußen noch? Er ist so schlimm, wie der Fritz selber. Die Mannsleut sind lauter geborne Mörder. Er wird doch dem Gottlieble in der Wiegen nichts thun? Das Lachen ist auf der Gaß gewest. Er schnarcht ja schon. Und der Fritz wird mir doch nicht begegnen? Wie finster das ist! Was hilfts? Thee muß man im Hause haben, sagte sie draußen noch.

Mit jedem Tage waren die Frauen bedenklicher geworden, und in derselben Steigerung hatte die Größe und Dicke der Kaffeewolken zugenommen um Strohdach und Holunderbusch. Heute dampfte der Schornstein des Häuschens wie ein kleiner Vulkan. So zahlreich waren die Frauen noch nicht versammelt gewesen; es fehlte niemand als die Schmiedin und die Baderin, und diese mußten noch kommen.

Das hatte aber auch seinen guten Grund.

Morgen wollte die Heiterethei wieder nach dem Zainhammer fahren. So weit hatte sie sich, seit der Fritz ihr aufzulauern begonnen, noch nicht vom Städtchen entfernt. Dann konnte sie auch, was schon öfter geschehen war, dort so lange aufgehalten werden, daß sie erst bei Nacht in das Ulrichsholz kam. Das war dick, die

Straße hindurch nicht die belebteste, und man wußte tausend schreckliche Geschichten davon zu erzählen. Dazu kamen Vorbedeutungen der schlimmsten Art.

Die Weberin versicherte, daß sie nie die Hähne so ganz eigen und zu so ungewöhnlicher Zeit krähen gehört, als die letzten Tage. Ja, sang sie dem unsichtbaren Rocken zu, an dem sie spann, und es war, als suchte sie das eigne Krähen mit dem Ton ihrer Rede zu malen, — ja, wenn ichs nur könnt beschreiben! Ordentlich, wie wenn ein weinend Kind der Bock stoßen thut.

Ja, meinte die Tüncherin, das bedeut ander Wetter.

So, ander Wetter? sagte die Valtinessin. Und ists denn anders geworden etwa? Ists nicht das best geblieben? Nur noch zweimal haben sie so gekräht, daß ichs weiß. Das war den Tag vorher, eh der Schäfer den Jungen hat umgebracht im Ulrichsholz, und wie hernachen die Württemberger im Krieg seinen Schädel vom Rad haben genommen und daraus getrunken im Schwanenwirtshaus. Die Weberin da ist meine Gevatterin. Und wenn ich und meine Gevatterin nicht wissen, wie die Hähne in Luckenbach krähn, und andre wissens besser, so weiß ich nicht, was ich hier zu thun hab. Und hier sitz ich und frag: Warum hat mirs denn die ganz Nacht vom alten Spritzenhaus geträumt?

Die Frauen fürchteten, die Valtinessin könnte, da sie eben im Übelnehmen begriffen war, auch übelnehmen, wenn sie geständen, sie wüßten das nicht. Als sie schwiegen, setzte die Valtinessin noch hinzu: Oder weiß ich und meine Gevatterin auch nicht, was uns geträumt hat, und die Frau Tüncherin weiß auch das besser?

Aber, begütigte die Tüncherin, man redt ja nur, Frau Bäs Valtinessin. Und es ist wohl möglich, daß der Hahn, den ich hab ander Wetter hören krähn, gar kein rechter Luckenbacher ist gewest. Sonst hätt

ers gewiß der Frau Bäs Valtinessin nicht zuleid gethan. Denn das müßt kein rechter Luckenbacher sein, der nicht allen Respekt hätt vor der Frau Bäs Valtinessin.

Die Valtinessin war schrecklich in gerechtem Zorn, aber sie ließ sich versöhnen, und so bekräftigte sie durch ein feierliches Schwingen ihrer Haube, daß das alte gute Verhältnis wieder hergestellt sei.

Die Tischlerin aber sagte etwas zaghaft: Wenns der Frau Bäs Valtinessin nicht unrecht wär, so hätt ich auch geträumt; denn warum? Es fällt mir nicht ein, so vornehm zu träumen, wie die Frau Bäs Valtinessin; man träumt eben, wie mans so ins Haus braucht. Die ganz Nacht ist mirs gewesen, als wenn ein Bär bei mir im Bett läg; denn warum? Mein Mann hat mich zweimal aufgeweckt, weil ich so tief hab Atem geholt.

Da die Valtinessin sichs von der Tischlerin gefallen ließ, so hatten nun die Frauen alle geträumt, wenn auch nicht so vornehm und bedeutsam wie die Valtinessin, doch etwas, das sich auf die Heiterethei bezog oder beziehen ließ.

Von den schaurigen Träumen, denn das waren sie alle, kam man auf noch schauerlichere Geschichten. Je schauerlicher die wurden, desto leiser wurden die Stimmen. Und kaum, daß die eine geendigt war, so fing schon wieder eine andre an. Denn wenns so still wurde, daß man das Rauschen der Weiden und das Kratzen der Holunderäste am Dach und an den Wänden des Häuschens hörte, dann wars noch schauerlicher in der Wirklichkeit, als in der schauerlichsten Geschichte.

Und wenn nun die erzählten Dinge aus den Geschichten heraus in die Wirklichkeit traten? Wenn man nun wieder reden wollte, und es kam kein Ton heraus? Oder wenn man die Augen von der Erde hob und sah plötzlich in lauter Totengesichter hinein?

Oder es stöhnte irgendwo in einer Ecke, und man sah doch niemanden; was sollte da erst werden?

Wie es vor einem schrecklichen Ereignis ist, das kommen muß; jedem liegts auf der Zunge, es vorher zu sagen, und es wagts doch keiner. Weil es ist, als müßt es dann erst geschehn, als könnte es vorbeigehn, würde es nur nicht berufen. Und gleichwohl drängt es jeden dazu; als ob es wiederum doch zu vermeiden wäre, spräche man es vorher nur warnend aus. Alle sahen während des Erzählens nach der Heiterethei hin. Man durfte sie nicht fortlassen; mit oder wider Willen, bleiben mußte sie. Aber um ihr das zu sagen, mußte man die Geschichten unterbrechen. Und dann wards still, wer weiß, wie lang! und dann hörte man wieder die Weiden rauschen und den Holunder am Häuschen kratzen wie einen Lebendigbegrabnen an seinem Sarge.

Und doch riß der Weberin mitten in der schrecklichsten Geschichte der Faden; just da, wo die Räuber im einsamen Wirtshaus im Walde die Thür aufbrechen und der junge Kaufmann, der da eingekehrt ist, entsetzt nach seinen Pistolen greift. Und war das ein Schuß? Nein, es ist der Wind, der in den Waldbäumen um das Wirtshaus so entsetzlich braust. Und doch auch das nicht. Man ist ja nicht wirklich in jenem Waldwirtshause; man ist in der Heiterethei Häuschen an den Weiden. Und dieses Brausen und Zischen klingt gar nicht so wildfremd; es hat vielmehr etwas Heimliches, Vertrautes; man hört es nicht zum erstenmal. Aber es braucht erst das laute Lachen der Heiterethei aus ihrer Ecke heraus, den Zauber von den entsetzten Gemütern hinweg zu beschwören. Die Hälfte des siedenden Wassers mußte erst aus dem Kaffeetopf auf den Herd laufen, ehe man begriff, das seltsame Brodeln und Zischen sei das allbekannte, täglich gehörte, das jede siedende in die glühenden Kohlen laufende Flüssigkeit hören läßt.

Der Gegensatz der sichern Wirklichkeit zu den Erwartungen eines Etwas, das anders sei, als alle Wirklichkeit, und das Gefühl, daß jene so nahe war, in die man sich retten konnte aus den Schrecknissen der Einbildung, erweckte ein behagliches Gelächter, dessen letzte Töne doch schon wieder vor dem Gedanken zitterten, daß es unrecht und ein Frevel sei, in solchen Augenblicken solcher Erwartung zu lachen.

Doch war wenigstens die Furcht vor der Stille gewichen, und als man sich besonnen hatte, was man doch vorhin sagen gewollt und nicht gekonnt, da erhob sich das Warnen und Raten von neuem, – und um so lauter, da man sich selbst dadurch betäuben konnte.

Ach du lieber Gott! rief die Weberin, wenn doch nur das Dorle freien wollt!

Ja, wenn das so geschwind ging! verzweifelte die Tüncherin. Aufs Rathaus muß das Dorle, in die Gericht.

Die sitzen auch, bis der Frau Tüncherin so was Gescheits einfällt, strafte die Valtinessin. Da wär das best, das Dorle holt' die Herrn morgen früh, eh sie fortgeht, im Tragkorb aus den Betten aufs Rathaus.

Militär muß geholt werden aus der Hauptstadt, schrie die Beutlerin.

Das kommt zu spät, sagte die Tischlerin und schlug die Hände zusammen. Denn warum? Wenn das Dorle dem Nachtwächter sechs Batzen giebt, da geht er mit ihr in den Zainhammer und wieder heim.

Aber wer weiß, ächzte die Tüncherin wieder, ob das Dorle so viel mit der Fuhr verdient! Ich mein, da schickt' das Dorle gleich den Nachtwächter und blieb zu Haus. Da könnt sies halb abverdienen, was der Nachtwächter kost.

Ja, sagte die Heiterethei lachend. Ich fürcht mich aber nicht. Und wenn ich mich fürchtet, da braucht ich auch den Nachtwächter nicht zu schicken: ich blieb

eben daheim, und so wärs, und nu wärs fertig. Aber ich fürcht mich nicht, und da frei ich nicht und geh nicht aufs Rathaus und schick auch keinen Nachtwächter, sondern ich fahr in den Zainhammer. Und so ists, und nu ists fertig.

Es ist schrecklich, spann die Weberin wie außer sich, daß das Annedorle nicht folgen will. Und wenn man nur wenigstens eine Karten hätt, daß man sie erst darauf legen könnt!

Ach, sagte die Schwesterleins-Evekathrine, ich hab ja eine mit, aber über die Geschichten hat man alles vergessen. Ich will sie nur geschwind legen, eh noch was anders drein kommt.

Ja, sagte die Valtinessin und schlug auf ihre Kniee. Man hofft ja nicht, daß dem guten Annedorle was begegnen soll. Wenns aber soll sein, so hat man seine Schuldigkeit gethan und braucht sich nichts vorzuwerfen von dessentwegen.

Der Meinung waren die Frauen alle.

Kein Atemzug ließ sich hören, als die Schwesterleins-Evekathrine ihr Werk begann.

Ein — zwei — drei — sechs — eine Reihe Karten lag da. Die Valtinessin griff an die Nase, um die Brille herab zu nehmen und zu putzen, die sie nicht aufhatte. Wo ist denn das Unglück? sagte sie. Das sieht ja aus wie lauter Herz und Schellen. Da ist ja gar kein Grün. Es wird noch kommen, tröstete sie sich.

Aber es kam nicht.

Liegt denn die ganz Sach, oder ists noch nicht fertig? Ja, es ist doch. Aber wo ist denn das Unglück? Ist denn das das Eicheldaus und die Eichelzehn, wo da neben dem Herzunter liegt? Das wär ja eine Hochzeit, verzeih mir Gott meine Sünd!

Den andern gings nicht besser als der Valtinessin. Alle fühlten nur das Unangenehme einer getäuschten Erwartung.

Es ist nix mit dem Kartenlegen, sagte die Valtinessin. Dummes Zeug ists. Und wenn einer gewiß wüßt, es träf zu, da ließ er sie sich gar nicht legen. Aber nu, wenn die Karten gut sind, hernachen glaubt ers; sind sie aber schlimm, hernachen sagt er: Es ist dummes Zeug. Und das ists auch.

Wenn die Evekathrine nicht falsch abgezählt hat, sagte die Weberin.

Oder falsch gemischt, sagte die Tüncherin.

Ja, sagte die Schwesterleins-Evekathrine selber, ich wollt schwören, ich hätts richtig gemacht. Passiert mir auch sonst nicht, daß ich einen Schnitzer mach. Aber es muß doch wohl. Und wenn man so in der Angst ist.

Und in der Gemütsbewegung, spann die Weberin.

Hm, ja, dachte die Valtinessin, das könnt sein. Dann schlug sie auf ihre Kniee. Drum sitz ich hier und sag: Die Evekathrine legt die Karten noch einmal. Hernachen wird sichs ausweisen, ob man auf das Kartenlegen was geben kann oder nicht.

Und es wies sich aus.

Ja, spann die Weberin, als die Karte von neuem gelegt war, mit trauriger Zufriedenheit, das sind andre Ding!

Aber, sagte die Tüncherin, die noch immer unbefriedigt schien, da ist freilich der Herzunter, das ist das Annedorle. Und dort drüben liegt die Laubzehn und da ganz unten das Laubdaus. Aber das sollte doch eigentlich beisammen liegen, wenn das Unglück das Annedorle anging.

Wenns auch nicht beisammen liegt, meinte die Tischlerin mit wehmütiger Freude; denn warum? Man weiß doch, daß es zusammen gehört.

Ja, sagte die Evekathrine, es muß nur richtig ausgelegt werden, hernachen triffts schon zu.

Ach Gott, es ist doch schrecklich, drehte die Weberin mit schmerzlicher Wollust den Faden. Das arme Anne-

dorle! Die Laubzehn ist eine Straßen, das ist die nach dem Zainhammer. Und der Laubober, das ist ein böser lediger Bursch, das ist der Holders-Fritz. Und das Laubdaus, das ist eine schreckliche Gefahr.

Ja, legte sich die Tüncherin die Sache zurecht, es kann ja sein, daß er von weitem lauert, und das Annedorle fährt vielleicht auf der Wiesen neben dem Weg. Und die Gefahr, die ist ja auch jetzt noch nicht beim Annedorle; da ist noch ein ganzer Tag dazwischen.

Ach du Gerechter! schluchzte die Beutlerin. Und der Laubober da, ob der dem Holders-Fritz nicht wie aus den Augen geschnitten ist? Wenn der Holders-Fritz so eine kleine Nasen hätt und so ein groß Maul, und seine Augen ständen so schief! — Wenn auch die Statur anders ist, aber der Rock und die Schuhe, das ist doch der leibhaftig Holders-Fritz.

Ach, das arme Annedorle! das arme Annedorle! spann die Weberin und netzte mit ihren Thränen.

Dummes Zeug! lachte die Heiterethei. Vorhin, da sollts falsch gemischt sein, und jetzt fällt so was keiner ein. Wenns was bedeuten sollt, müßts das einemal ausfallen wie das ander. Und wenn ich nu gar nicht fortging morgen, da müßt die Straßen zu mir kommen. Und da der Herzunter, das ist noch ganz ein andrer Kerl wie der Laubober, und der muß doch auch dabei sein, wenn ihm was soll geschehn. Wenn ihr flennen wollt, so wartet doch wenigstens, bis was passiert ist, oder flennt wo anders. Mein Häusle ist an andre Ding gewöhnt.

Die Valtinessin aber rückte feierlich die Haube, dann schlug sies auf ihren Knieen unwiderruflich fest: Und obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, nu hat sichs gezeigt. Und mit dem Kartenlegen, das trifft doch zu. Was Schrecklichs wird geschehn, das ist gewiß; Bäs Schreinerin, Sie könnt mir einmal den Kaffeetopf hergeben. Wenn man nur auch wüßt, was! Der Rahm

hat doch wieder einen Stich gekriegt von der Hitz den Tag. Hernachen wär alles gut. Hernachen könnt man sich doch christlich drein ergeben.

Ja, das Was! das Was! Je gewisser seine Auflösung wurde, und je näher sie kam, desto mehr peinigte das Rätsel die guten Frauen. Da stand der Geist der noch ungebornen That wie ein ungeduldiger Gläubiger und forderte immer unbarmherziger eine Gestalt. Er sauste in den Weiden und kratzte an der Wand, er brodelte im Kaffeetopf, er nickte von der Haube der Baltinessin herab, er zirpte mit dem Heimchen unter dem Ofen hervor, er sah mit ungeheuern schwarzen Augen durch die Fenster herein und pochte gegen die lockern Scheiben: er blickte aus jedem Auge und sprach aus jedem Munde. Das Was war unentrinnbar.

Und als nun plötzlich die Thür ging und das Entsetzen die Widerwilligen nach ihr zu sehen zwang, da kam es auch durch die Thür herein.

Aber das war doch eine leibhafte Gestalt! Hatte es die endlich gefunden?

Dann zeigte es sich nicht sehr wählerisch.

Aber es war auch gar nicht das schreckliche rätselhafte Was, das eben eintrat. Es war die wohlbekannte kleine Baderin aus der Weidengasse, aus dem gelben Häuschen mit den grünen Fensterläden. Ein Weib, weder schrecklich, noch rätselhaft; denn jeder Luckenbacher weiß, sie besteht bloß aus O und Ach, in ein ewiges Erröten gewickelt.

Auf dem Wege hierher hatte sie in der Angst vergessen, daß sie nur die kleine verschämte Baderin war. Nun sie die Augen so vieler großer Weiber auf sich gerichtet sieht, fällt ihr das wieder ein, und sie möchte sich in sich selber verkriechen. Es ist ihr, als ob ihre Kleider immer kürzer und dünner würden, als ob sie in kurzem nackt vor all den großen Weibern dastehn müßte, so sehr sie an den Kleidern zupft und dehnt.

Das Erröten auf ihrer Wange wird rot vor Scham, daß sie nur die kleine verschämte Baderin ist von der Weidengasse, die errötet.

Aber was ist denn? lieh die Weberin endlich der allgemeinen Spannung das Wort.

Ach, es ist nix weiter. O, es ist nicht der Müh wert, daß mans vor solchen Weibern sagt.

Und deshalb hat sich die Baderin so außer Atem gelaufen?

Ja, wenns der Valtinessin ihr Atem wär, denkt die Baderin. Aber meiner!

Die Valtinessin glaubte: Sie will uns schonen. Sie meint, wenn sies gleich heraussagt, wirds uns zu sehr angreifen. Aber hier sitz ich und sag: Mögs sein, was es will. Ich will nicht geschont sein. Ich halts aus, es mög sein, was es will.

Der Baderin Verlegenheit wuchs mit der Erwartung der Frauen von der Wichtigkeit ihrer Nachricht, da diese selber in eben der Steigerung ihr immer unbedeutender erschien. Das wurde durch längeres Zögern nur noch schlimmer; deshalb faßte sie sich ein Herz, freilich nur eins, wie die kleine verschämte Baderin von der Weidengasse sich eins fassen konnte, und begann mit fast geschloßnen Augen:

Ach, wo ein Arm oder Bein am schwersten heilen thät, hat er meinen gefragt. Und ob einer auf der Stell tot bleiben thät, wenn man ihn mit einem Beil an die Schläfen thät schlagen. Der Holders-Fritz nämlich. Es ist wer weiß wie lang her, hat meiner gesagt, daß er mich so hat gefragt. Der Holders-Fritz nämlich. Da hab ich gemeint, weils nur meiner ist gewest: Du weißt auch viel, was lang ist und was kurz. Denn ich hab gedacht: Wann soll er so gefragt haben, als die letzten Tag?

Ja, sagte die Tischlerin entsetzt, denn warum? Mit solchen Dingen ist er ja erst in der letzten Zeit

umgegangen. Das kann höchstens vierzehn Tag sein gewest.

So? meinte die Valtinessin. Und das weiß die Bäs Schreinerin auch so gewiß? Also der Mensch kann nicht schon früher solche Ding haben verübt, wie er jetzt verüben will? Da an diesem Fenster hab ich gestanden und den meinen Finger von der meiner Hand hab ich aufgereckt, wie ich gesprochen hab: Hier sitz ich und sag, es wird gar viel gethan, was nicht gleich heraus kommt.

Zum Beispiel, schaltete die Tüncherin ein, es geschehen Bränd.

Und Wolkenbrüch, fügte die Beutlerin an.

O! Ach! errötete die Baderin; ich habs lang prophezeit, mit dem nimmts einmal kein gut End.

Die Heuchelei hab ich ihm schon angesehn, sagte die Tüncherin, wie er noch nicht hat können laufen.

Das ist gewiß, meinte die Tischlerin, daß er nix Guts hat im Sinn. Denn warum? Ein Mensch, der solche Ding gethan hat und hats doch immerfort noch zu ermachen gewußt, daß man meint, er hat ein gut Gemüt, das muß ein Erzbösewicht sein. Denn warum? So einem Bösewicht kann man zutrauen, daß er das Schlimmst hat gethan.

Das Was hatte schon eine viel bestimmtere Gestalt, als sich die Thür abermals aufthat. Und das war es wirklich selber, was nun hereintrat, so lang und hager, mit Zügen, die nicht Entsetzen ausdrückten, sondern das Entsetzen selber waren.

Es war das schreckliche Was, das sich nun in Gestalt der Morzenschmiedin auf einen Stuhl fallen ließ und mit solcher Angst nach der Thür zurück sah, daß sie damit die sämtlichen Weiber ansteckte.

Nur die Heiterethei lachte. Kommt der Holders-Fritz etwa selber, Frau Morzenschmiedin?

Die Morzenschmiedin deutete erst, ehe sie der Sprache mächtig wurde.

Hinter mir her ists, da vom langen Bau an. Wenns nicht schon hinter mir aus der Schmieden ist gegangen. Ich hab mich nicht umgesehn vor Angst. Und es ist gewiß noch draußen. Und aussehn muß es wie ein Besen.

Aber, Bäs Morzenschmiedin, sagte die Valtinessin kopfschüttelnd, wenn ihr euch nicht habt umgesehn, wie könnt ihr wissen, wie das Ding hat ausgesehn?

Ich habs gehört, entgegnete die Morzenschmiedin. Just, als wenn eine hinter mir her kehren thät.

Die Heiterethei wollte nachsehen, wer es wäre, aber die Frauen klammerten sich an sie und ließen sie nicht hinaus.

Wenn ihr euch gern unnötig fürchtet, lachte die Heiterethei, meinetwegen!

Aber die Frauen hätten das Mädchen nicht halten können, wär es dieser mit dem Nachsehen ernst gewesen.

Die Schmiedin hatte sichs freilich ausgedacht, wie sie erst geheimnisvoll thun wollte und nicht eher reden, als bis die Weberin meinen müßte, obenauf zu sein. Dann aber wollte sie losbrechen und mit ihrer Nachricht über die Weberin triumphieren. Denn diesesmal konnte die Weberin sie nicht überbieten. Aber die Angst vor dem Dinge, das ihr hierher gefolgt war, hatte den ganzen schönen Plan vereitelt.

Und noch obendrein sollte sie in ihrer Geschichte stecken bleiben, just wo diese am spannendsten wurde. Draußen vor der geschloßnen Thür flatterte etwas geisterhaft schnell vorüber. Es blieb zweifelhaft, sollte man es für die Flügelschläge einer eilenden Taube oder für ein leises schauerliches Lachen erkennen.

Die Schmiedin verstummte. Alle sahen entsetzt nach der Thür.

Endlich versicherte die Beutlerin: Wenn ein Besen lachen könnte, so müßt es klingen.

Der Morzenschmied wars, lachte die Heiterethei.

Der lauscht draußen. Wiewohl, ein Wunder wärs nicht, wenn auch die Besen anfingen zu lachen.

Es wäre leicht gewesen, der Sache auf den Grund zu kommen. Man hätte nur nachsehen dürfen. Da die Heiterethei sitzen blieb, so ist mit Recht zu bezweifeln, ob sie wirklich dachte, wie sie sprach.

Jetzt klangen tiefe Glockentöne durch das Sausen in den Weiden. Eins — zwei — drei — das ist schon zehn. Nein, es ist schon elf. Und noch ein Schlag? Ists möglich? Zwölf? Aber, um Gottes willen! Wo ist die Zeit hin? Es ist ja, als wäre das Dorle erst vom Feld heimgekommen. Aber länger bleiben kann man nun keine Minute. Das sagt jede, und doch hat keine den Mut aufzubrechen.

Man rettet sich vor sich selber wieder in das Warnen und Raten hinein.

Ihr geht nicht, Dorle!

Um Gottes willen, bleibt morgen nur daheim.

Daß die Leut mich auslachen, wenn ich nicht geh? Und ich geh ja auch nicht, lacht die Heiterethei. Das ist mir viel zu niederträchtig. Ich fahr.

Ach du lieber Gott, wenn ich denk, wie jetzt das Dorle so frisch und lebendig mit uns redt, und morgen —

Ei was! So wird Unkraut nicht über Nacht anfangen und verderben.

Dorle! Dorle! wenn sie euch morgen bringen!

Dumm Zeug, und nu werd ich bös. Es kann jeder machen, was er will. Und ich geh, und so ists, und nu ists fertig.

So lebt wohl, Dorle! Lebt wohl! Lebt wohl! Paßt auf, wir sehn uns nicht wieder. Wenn ihr tot seid, wirds euch schon reun. Ach, daß Gottes Barmherzigkeit! Ihr seid schon so gut wie tot. Ihr seid ein tot Mädle, und ihr bleibt ein tot Mädle! Und o! und ach! Lebt wohl, Dorle! Dorle, lebt wohl!

So klingen die Stimmen stöhnend und schluchzend

durch einander. Es ist, als wäre das schon das Leichengeläute der armen, eigensinnigen Heiterethei. Bald scheinen die Töne zu ersterben, bald heben sie sich wieder zu voller Macht, wie man vom Turme das Schwanken des schwarzen Zuges bald hinter grünen Bäumen verschwinden, bald wieder hervorkommen sieht. Durch das Wimmern der kleinen Glocken klingen die seltnern und tiefern Pulse der Valtinessin doppelt erschütternd.

Es gehörte ein Wesen dazu, wie es die arme Heiterethei — vielleicht morgen nicht mehr besaß, die unzähligen Umarmungen zu überstehen. Wer der Heiterethei nicht mehr habhaft werden konnte, der ergriff die nächste andre. Wer keine einzelne mehr fand, umschlang eine ganze umschlungne Gruppe. Es war ein wahrer Scheideknäuel, eine durch einander gewirrte Strähne Abschiedsgarn von Armen, Haubenschleifen, blauen Mänteln und auf fremde Schultern gelehnten Haubenfleckchen, die der Engel des Jammers, der bleich über dem Ganzen schwebte, mit Thränenströmen übergoß.

Und so oft die natürliche Erschöpfung des Gefühls den Knäuel lockerte, so oft band ihn die Furcht vor dem Heimwege in tiefer Nacht aufs neue zusammen, bis endlich ein fürchterliches Gebrüll vor der Thür ihn schonungslos mit Einem Ruck zerriß. Und eine schauerliche Stimme sprach — o, es war wie frische Luft für einen Erstickenden, daß sie sprach: Ihr Herrn und laßt euch sagen. Und sie schien auch nicht mehr schauerlich, als man einmal wußte, sie gehörte dem alten Diktes.

Die Gelegenheit einer männlichen Begleitung mußte man benutzen, und wie sie hinter dem alten Diktes herzogen und mit ihm von Zeit zu Zeit stehen blieben, wo er tuten mußte, da sagte die Valtinessin: Nun mögs gehn, wie es will. Wir haben das Unsrig gethan. Wir haben unsre eigne Sach versäumt aus

Christenlieb. Ich wollt gern was anders drum geben, wenn das Annedorle vernünftig wär. Aber einen Kranz soll sie haben auf ihren Sarg, wie noch kein arm Mädle in Luckenbach einen hat gehabt.

Die Tischlerin wollte beim Herausgehen ein Käuzchen gehört haben, das auf dem Holunder gesessen.

Dummes Zeug! sagte die Heiterethei zornig hinter ihr her. Weil ihr selber Käuzle seid. Ihr kennt meinen alten lustigen Holunderbusch schlecht. Solch jammerig Gesindel läßt er gar nicht auf sich sitzen.

Der Mann kämpft mit dem Unglücke. Das drohende sucht er abzuwehren, das vorhandne auszugleichen, und wo er das nicht vermag, unterliegt er ihm. Das Weib, wenn es ihm nicht ausweichen kann, bezwingt das Unglück innerlich durch die sinnliche Erleichterung im Jammer; es bezwingt das Unglück, indem es dasselbe genießt. Mag es nun die unbesiegbare Lust sein, einen Genuß zu teilen, den eine andre schon für alle bezahlt hat, oder wirkt der Jammer körperlich ansteckend wie das Gähnen; gewiß ists, auch die Stärkste kann sich nicht auf die Dauer enthalten, wenn auch nicht über das Unglück, doch über den Jammer mitzujammern. Und so wäre wohl die Heiterethei in das allgemeine barmherzige Gethu der Weiber mit hineingezogen worden, wäre sie auch nicht selbst dessen Gegenstand gewesen.

Der Widerwille gegen alles zur Schau getragne Gefühl, der gesunden, kräftigen Naturen eigen ist und sie oft hart erscheinen läßt, wo sie es am wenigsten sind, hatte sie beschützt, so lange jenes sich ihr in unmittelbarer Gegenwart aufdrang. Ihr Stolz auf ihre Kraft und Unabhängigkeit hatte sich diesem Wider=

willen verbündet. Nun sie allein in ihrem Stübchen war, machte sich jener Einfluß erst allmählich und darum desto gewisser geltend. Sie fühlte sich trotz ihres Sträubens gezwungen, alles, was die Frauen bloß angedeutet hatten, auszumalen. Der Schlaf, auf den sie früher nie zu warten gebraucht, wollte diese Nacht nicht kommen. Und als er endlich nahte, suchte sie selber ihn zu entfernen.

Noch diese Nacht, ehe sie zu Bette gegangen war, hatte ihr die Annemarie gesagt: Ich muß doch auch meinen Traum erzählen. Heint, wie die großen Weiber da sind gewest, da hab ich das Herz nicht dazu gehabt.

Ich mags nicht wissen, entgegnete die Heiterethei. Und die Weiber haben das alles nur erdichtet gehabt. Ich hab dumm Zeug genug müssen hören; fangt nun ihr nicht auch noch an.

Ja, guckt, begann die Annemarie dennoch, wie ich so gelegen hab, da ist auf einmal ein Mann an mein Bett kommen.

Dummes Zeug! sagte die Heiterethei. Die Thür ist fest zu gewest.

Ja, Dorle, wenngleich; und es war ja auch nur ein Traum.

Warum träumt ihr auch?

Ja ihr meint, Bäs Annedorle, weil ihr in euerm ganzen Leben noch nicht habt geträumt? Wie ich noch jung bin gewest, da hab ich auch wenig oder nix vom Träumen gewußt. Da kann man nix dazu thun und nix davon. Wenn der Traum einmal gekommen ist, hernachen und so ist er da, da mög man wollen oder nicht.

Ihr fürcht euch doch nicht gar davor? fragte sie, als sie die Gänsehaut an den Armen der Heiterethei sah.

Ich fürcht mich vor nix, entgegnete die Heiterethei. Und ihr habts euch nur eingebildet, es träumt' euch, ein Mann ständ an euerm Bett. Wer weiß, was das ist gewest!

Nein, Dorle, das hab ich gewiß und wahrhaftig geträumt. Und guckt, ich seh ihn noch so deutlich vor mir, wie ich euch da seh.

Warum habt ihr ihn denn nicht fortgejagt? Ihr hättet ja nur mich zu rufen gebraucht.

Ja, wenn ich hätt gekonnt, Dorle, aber ich hab nicht können Pips sagen.

Die Heiterethei schauderte innerlich vor dem Gedanken, was solch ein Traumbild mit einem hilflos daliegenden Schläfer vornehmen konnte. Sie hatte nie geträumt, und was sie von andern hatte erzählen hören, hatte ihr die Vorstellung gegeben, als sei es etwas Unheimliches, etwa wie eine Gespenstererscheinung. Manche Nacht war ihrs vor dem Einschlafen wie eine Angst gekommen, sie könnte heute träumen.

Und der Mann, fuhr die Annemarie fort, hat mir die Kehl zugehalten. O, ich hab mich gewehrt, aber ich habs nicht ermachen können, bis er endlich selber gangen ist.

Und das habt ihr gefühlt? fragte die Heiterethei.

Ich spürs jetzt noch, entgegnete die Alte.

Und seid auch nicht munter geworden?

Behüte.

Die Heiterethei stellte sich das Traumbild der Annemarie nicht als ein wesenloses Gedankengeschöpf der Alten selbst, sondern in wirklicher äußerlicher Gegenwärtigkeit an dem Bette der Annemarie vor, etwa wie der Aberglaube sich Gespenster denkt. Die weißen Druckflecken, die auf ihrer Wange erschienen, rief der Gedanke hervor, daß ihr in einem ähnlichen Falle ihre Kraft nichts würde helfen können, wenn sie bewegungslos und schlafend liegen bleiben müßte.

Hernachen, guckt, Dorle, war ich auf einmal in der Kirchen.

In der Kirchen? Und seid nicht aus dem Häusle gekommen?

Im Traum, Dorle --

Wenngleich, aber warum seid ihr hingangen in die Kirchen? So bei Nacht?

Ja, ihr denkt, Dorle, im Traum, da kann mans machen, wie mans will!

Habt ihrs denn nicht gewollt?

Ja, daran hab ich nicht können denken, ob ich will oder nicht, so schnell ists gangen.

Auf der Heiterethei Wange zeigten sich wiederum die weißen Druckflecken, als sie schwieg. Endlich fuhr sie auf: Dumm Zeug! ich mag nix mehr davon hören. Geht nauf in euer Stüble. Es ist nunmehr Zeit. Morgen müßt ihr früh auf. Mit der Sonn fahr ich fort.

Aber wie ihr seid, Dorle! In den Zainhammer wollt ihr morgen, so sehr die großen Weiber haben gebarmt, wo ihr vielleicht bei Nacht durchs Ulrichsholz müßt. Wo euch wirklich was kann passieren, da fürcht ihr euch nicht, und vor einem Traum, wo doch nix ist, da fürcht ihr euch. Denn wenn einer vorüber ist, so ist er vorbei, und es bleibt nix haften davon. Das ist, wie wenn man in Gedanken was thut, oder es wird einem was gethan.

Wenngleich! sagte die Heiterethei. Und wenns wie bloß in Gedanken wär, gefallen will ich mir einmal nix lassen. Von Fürchten übrigens ist da kein Red. Nu geht ihr nauf und schlaft wohl, und so ists, und nu ists fertig.

Sie läßt sich einmal nicht abhalten, hatte die Annemarie gesagt, indem sie mit schweren Füßen ihr Stübchen erstieg. Sie hatte ihren Thränen und Klagen freien Lauf gelassen, wozu sie in der Heiterethei Dabeisein den Mut nicht gehabt. Aber dazwischen hatte sie immer wieder einmal ihren grauen Kopf geschüttelt und gesagt: Doch kurios, doch kurios! So hat doch jeds sein wund Fleckle, und sähs noch so gesund aus.

Wir wissen nun, warum die Heiterethei nicht schlafen wollte. Die alte Angst vor dem Träumen war ihr wieder gekommen. Aber wenn sie auch wachte, nichtsdestoweniger hatte sie die ganze Nacht hindurch mit Mördern, Räubern, Gespenstern und Traumbildern zu kämpfen. Und immer reichte ihre Kraft nicht aus; sie mußte hilflos schlummernd sich alles gefallen lassen, oder sie lief und kam nicht vom Fleck. Sie glaubte nicht zu träumen, weil sie jeden Augenblick sich sagte: Ich bin wach, und hielt sich zum erstenmal in ihrem Leben für krank. Denn auch der kalte Schweiß, der sie überströmte, war ihr etwas Fremdes. Das alles machte das sonst so starke Mädchen so kleinmütig, daß sie schon, ohne es sich zu gestehn, auf Vorwände sann, die ihr Daheimbleiben vom Zainhammer vor ihr selbst rechtfertigen sollten.

Als der erste Strahl der aufgehenden Sonne den kleinen zerbrochnen Spiegel traf an der Wand, da litt sies nicht mehr im Bette. Ihr erster Gang war regelmäßig an den nahen Bach, wo sie Gesicht, Arme und Nacken wusch. Wie sie die Thür öffnen will, fällt ihr ein: Wenn der Holders-Fritz jetzt draußen lauerte? Noch ist kein Mensch sonst in der Nähe. Da schlug ihr die Glut der Scham ins Gesicht, und zornig stieß sie die Thür gewaltsam auf.

Herein drang die frische Morgenluft und umdrang und durchquoll sie mit ihren kühlen Wogen. Da war mit eins die ganze Nacht mit ihren Gespenstern hinter ihr versunken, und sie wieder die Heiterethei.

Das erfrischte Blut floß wieder im alten ruhig kräftigen Takt durch die gesunden Adern. Und als sie mit dem leeren Schiebkarren den Weg durch das tauige Gras nach der Straße hinabfuhr, da lachten die braunen Augen wieder mit dem blauen Himmel um die Wette.

Wenn jetzt zwei Holders-Fritze hinter den Weiden hervorrauschten, es wäre ihr um so lieber gewesen.

Es drängte sie geradezu, mit jemandem anzubinden und aller Welt zu zeigen, sie bedürfe keines Schutzes und brauche den Stärksten nicht zu fürchten.

Und doch erinnerte sie sich recht gut, das Liesle hatte geweint. Es hatte mit ungewohnter Heftigkeit die Pflegemutter nicht von sich lassen wollen, was sie sonst nie gethan. Die alte Annemarie hatte das als ein böses Vorzeichen gedeutet und in des Mädchens frisch abweisender Antwort nach ihrer Weise einen Frevel gesehen.

Die Heiterethei mußte über die Alte lachen. Dieser war das Bedenklichste bei der Sache gewesen, daß die Heiterethei den gutmeinenden großen Weibern nicht gefolgt habe. Eine solche Sünde konnte nicht unbestraft bleiben, hatte sie gemeint, und wenn mit dem Wege nach dem Zainhammer auch auf der ganzen Welt kein weiteres Wagnis verbunden gewesen wäre.

Bis nach dem Zainhammer sah die Heiterethei die Haube der Valtinessin von einem Ohr zum andern schweben. Im wachsenden Übermut agierte sie dem stillen Walde die ganze Abschiedsszene vor und stimmte in das Gelächter eines ihr etwa Begegnenden mit ausgelaßner Lustigkeit ein. Die ganze Geschichte von dem wilden Holder und seinem Auflauern kam ihr in der nüchternen Morgenluft wie ein dummes, drolliges Märchen vor.

Es kam, wie die Warnerinnen geahnt hatten. Die Sonne stand schon tief, als die Heiterethei mit ihrer Last den Zainhammer verließ. Ehe sie das Ulrichsholz erreichte, begann es zu dämmern. Obendrein zogen von allen Seiten am Himmel Gewitterwolken auf.

Die Schwüle wuchs mit dem Abend, statt abzunehmen. Im Ulrichsholze kam noch der Duft hinzu, der von den dürren Fichtennadeln auf dem Wege wie heißer Staub emporstieg.

Und kein Lüftchen!

Es war nicht, als schlummerte die Natur, sondern als läge sie im Starrkrampf und sähe, wie die schwarzen Wolken als Leichenmänner schon Anstalten machten, sie lebendig zu begraben, und sie ränge vergebens nach einem Hilferuf, nach einer Bewegung.

Die Last der Heiterethei war heute eine weit geringere als am Tage des Gründer Marktes, und doch schien sie ihr doppelt so schwer.

Wie sehnt man sich auf solchem Wege nach dem Anblick eines Lebenden! Es ist, als bedürfte man eines thatsächlichen Beweises, die Welt sei nicht ausgestorben. Und ein einfaches Grüß Gott oder Dank schön berührt die schmachtende Seele mit kühlem Finger und verdoppelt die Rüstigkeit der Schritte. Wie anders wird es aber auch gesprochen, als am Tage und mitten unter dem lauten Getreibe der Menschen!

Schon drei Viertelstunden mochte sie im Holze fahren, und noch war keine Seele ihr begegnet. An den hinabgegangnen Tag mahnte nur noch ein leiser violetter Schein, der hier und da immer seltner und flüchtiger an einem Föhrenstamm hinzitterte, wie eine verlorne Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden strebt. Und auch dieser verschwand, und die Nacht begann ihr Weben, ihren geheimnisvollen Haushalt in dem stillen Walde. Wie verhaltner Atem säuselte es jetzt kaum hörbar, jetzt anschwellend und plötzlich wie vor Schrecken verstummend dem Mädchen entgegen. Wie heimliche Tritte raschelte es erst fern, dann immer näher und plötzlich stillstehend hinter ihr drein, als wollte es sie locken, sich umzusehen. Jetzt schleift etwas durch die Büsche. Dort ists, wo der fahle Schimmer vorübergleitet wie ein Erbleichen über die Wange der Nacht, kaum zwanzig Schritte weit von der Heiterethei. Dort schleift es, als zöge einer einen schweren Körper in die Büsche sich nach, und die verbognen Zweige schnellten hinter

ihm hörbar in ihren natürlichen Stand zurück. Der Schimmer kommt näher; er verschwindet, und wie aus der Erde gewachsen oder plötzlich aus der Luft verdichtet, wird dafür etwas sichtbar wie Umrisse einer ungeheuern, abenteuerlichen Gestalt.

Aber es ist kein Schreckbild, kein Gespenst, was da sichtbar wird.

Guten Abend allein, sagt eine Frauenstimme. Sie kommt von einer Bäuerin, die einen Karren zieht. Und nun wird die Heiterethei gewahr, was erst von fern ein bloßer Schimmer und näher kommend ein Schreckbild schien, das sind mehrere große Bündel von weißem Tuch, die hoch empor ragen über den Rand des Karrens.

Schönen Dank, entgegnet die Heiterethei und richtet sich unwillkürlich höher auf.

In dem Augenblicke spalten sich auch die Rabenflügel des Gewitters am Himmel, und mit einer Art Trost bemerkt man, der Mond müsse aufgegangen sein, stecke er auch noch tief in Wolken.

Wenn er nur erst heraus kommt! Es ist Vollmond, und der Vollmond läßt kein Gewitter aufkommen und auch andres Schlimmes nicht.

Unwillkürlich halten beide und lassen die Karren nieder; beide wischen sich den Schweiß von den Stirnen, und die Bäuerin sagt: Ihr müßt es sein.

Die Heiterethei wundert sich, wer sie sein soll.

Ja, ihr seid groß und stark, und vorhin schon, wie ihr auf mich zugekommen seid, hab ichs an dem Klirren gehört, ihr habt Eisen geladen. Ihr seids! Nach euch hat er gefragt —

Gefragt? Nach mir? Möcht ich wissen, wer!

Ob ihr mir schon begegnet wärt. Aber, Gott sei Dank, ihr warts noch nicht. Und wenn ihrs schon wart, nein! Dem hätt ichs nicht gesagt. Dem nicht. Und hätt ich nicht die Axt gesehn, wie sie hat geblinkt!

Er hat sie mit der Jacke zugedeckt, ich hab sie nicht sollen sehn, aber sie war zu groß; ich hab sie doch gesehn.

Die Heiterethei weiß immer noch nicht recht — aber ein Schauder über den andern rieselte ihr am Rückgrat hinab. Nicht weil ich mich fürcht, sagte sie erklärend zu sich selber; sondern daß ein Mensch so was soll können vorhaben.

Ja, ich wills euch nur verzählen, begann die Bäuerin wieder und setzte sich auf ihren Karren zwischen die Bündel hinein. Eine ganze Glockenstund hab ich schon nix anders in Gedanken gehabt, als: Wenn ich sie nur sollt sprechen! Wenn ich ihr doch nur sollt begegnen! Meinen ganzen Karren wett ich da, hab ich gedacht, er ist nicht euer Bruder, wie er hat gesagt. Aber warum fragt ihr denn? hab ich gesagt. O, da hab ich wohl gemerkt, wie verlegen er gewesen ist. Es wär nicht sicher da im Ulrichsholz, hat er gesagt. Ja, hab ich gedacht, das mein ich selber. Und wenn ich euch begegnen thät, sollt ich nicht thun, als hätt er nach euch gefragt. Ja, hab ich gedacht, das mein ich wieder. Und weil ich hab wollen wissen, wer er ist, da hat er gethan, als hört' ers nicht. Und weil er so gethan hat, da sind Leut gekommen, und das sind Leut aus der Stadt gewesen. Ich hab ihm ins Gesicht wollen sehen, da ist er fort gewesen. Die Leut aus der Stadt haben aber gleich gesagt: Wenn das die Heiterethei wüßt! Und wenn ich ihr begegnen thät, so sollt ichs ihr um Gottes willen sagen. Und weil ich denk, daß ihr die Heiterethei seid, so kehrt lieber wieder um, als daß ihr dem in die Händ lauft. Aber ich hab noch weit. Wenn ihr mit wollt, so kommt.

Damit nahm sie ihren Karren wieder auf und fuhr ihres Weges weiter.

Wohl möglich, die Heiterethei hätte ihren Rat befolgt, wußte sie sich nicht gekannt von ihr. Aber die

Bäuerin sollte erzählen können, die Heiterethei habe sich vor jemand gefürchtet, sei vor jemand geflohen? Nein! Der Mensch war groß und stark, und wer weiß, vielleicht auch nicht allein. —

Und wenns zwei Holders-Fritze wären, sagte die Heiterethei zum Walde, warf die Lippen auf, daß der Wald hätte große Druckflecken auf ihren Wangen sehen müssen, war es Tag, und nickte noch obendrein mit dem Kopfe: Ich fürcht mich vor zwei solchen nicht. Wegen vier solcher kehr ich nicht um. Und so ists, und nu ists fertig.

Der Wald zitterte vor Verwunderung oder vor Schauder an allen seinen grünen Gliedern.

Aber kaum nach zwanzig Schritten hielt die Heiterethei unwillkürlich an. Sie hörte, auch die Bäuerin blieb stehn, wahrscheinlich, weil sie meinte, die Heiterethei habe sich anders besonnen und werde ihr nachkommen.

Ja, hätt ichs gleich gethan, sagte die Heiterethei; aber nun ich gesagt hab, ich thus nicht? Und hinter der drein, wie ein klein Kind hinter seiner Mutter? — Und noch ehe sie sich selber geantwortet hatte, war sie schon wieder im Schritt und hörte auch die Bäuerin ihres Weges weiterfahren. Sie kam auch gar nicht zur Antwort. So plötzlich fiel ihr ein, daß der Grund, in den sie nun einbiegen müsse, der Blutgrund heiße. Zum erstenmale vertiefte sie sich in die Bedeutung des Wortes, das sie so oft und stets gedankenlos ausgesprochen und eben so ohne Gedanken darüber aussprechen gehört. Und wie der Name, kam ihr auf einmal die ganze Gegend wie eine andre, wildfremde vor, der man es ansähe, daß hier etwas Schreckliches geschehen war oder noch geschehen sollte.

Dummes Zeug! sagte sie endlich zornig zu ihren Gedanken. Das wär, als wenn ich mich fürchtete. Und im Gegenteil hatte sie nun erst recht Lust, in den

Blutgrund einzubiegen, obschon ihr einfiel, alle Leute sagten, der Weg durch den Bühel gehe gar nicht viel oder eigentlich gar nicht um; er sei viel ebner und breiter als der Blutgrund: nicht jeden Augenblick bleibe man dort in Baumwurzeln stecken, wie hier.

Fürchten thu ich mich nicht. Soll ich deshalb jeden Augenblick in Baumwurzeln stecken bleiben, weil eins denken könnt, es wär aus Furcht, wenn ichs nicht thu? Und wos nicht einmal jemand sieht!

So dumm wollte doch die Heiterethei sich selber nicht vorkommen, wollte sie sichs auch nicht gestehn, wie viel leichter es ihr war, als sie den Eingang zum Blutgrunde eine gute Strecke hinter sich hatte.

Endlich nahm das Holz ein Ende. Sie war nicht mehr weit vom Leinfelde ihrer Base. Und nun verflachte sich auch das Gewölk vor dem Monde zusehends. Nur noch ein wenig dünner die dreieckige Wolke da, und sie konnte durch die Erlen und Weiden am Bache den Knopf vom Luckenbacher Kirchturme funkeln sehen. Und der Bach, der neben ihrem Wege hinglitzerte und etwas weiter hin ihn durchschnitt, war ja der Zehntbach, derselbe, der daheim an ihrem Häuschen vorbeifloß, derselbe, in dem sie alle Morgen sich wusch, darin sie sich gebadet in so mancher warmen Nacht.

Dennoch überrieselte sie von neuem ein Schauder, als ganz nahe bei ihr ein leises „Pst“ sich hören ließ.

Fahrt den breiten Weg, Dorle, den über die Herrnmühl, flüsterte eine Stimme, und macht, daß er euch nicht ansichtig wird.

Wer spricht? und wo? und wer soll ihrer nicht ansichtig werden? und wo ist er?

Ein blasses Gesichtchen taucht neben ihr auf aus dem dunkeln Gebüsch. Das kleine lahme Walkmüllers-Gretle ist die Warnerin. Sie stößt die Krücke in den weichen Boden fest ein und streckt sich, mit dieser sich

stützend, auf ihrem gesunden Beine, so hoch sie kann. Mit dem magern Ärmchen zeigt sie nach dort, wo der Bach quer über den Weg läuft.

Dort auf dem Ulrichssteg, dort steht er und lauert schon eine Stund lang. Macht geschwind fort, sonst wird er euch noch gewahr.

Ein flüchtiger Blick des Mondes durch eine Lücke im leichtern Gewölk streifte jetzt dienstfertig den Steg und die dunkle Gestalt, die darauf steht. Es ist, als wolle auch der Mond das Schreckliche nicht geschehen lassen. Im nächsten Augenblicke ists wieder so dunkel dort als vorher; aber sie sieht ihn noch, der auf dem Stege steht: und wärs ganz Nacht, sie würde ihn noch sehen.

Einen Tumult der entgegengesetztesten Gefühle wühlt der Anblick aus ihrem tiefsten Herzen auf; dazwischen zucken wie Blitze fieberhafte Gedanken durch einander hin.

Also ists doch? Also doch lauert er mir auf? Und was hab ich ihm gethan? Warum gerad er?

Alle diese Warnungen, Träume und Vorzeichen, alle Schreckgeschichten der letzten Nacht wachsen aus dem Boden vor ihr auf wie riesengroße Schattengestalten und dräuen sie zurück. Sie sieht die Haube der Valtinessin, aber sie kann nicht lachen. Dazu die Reden der Bäuerin vorhin im Ulrichsholz. Sie sieht das Kind, das sie weinend zurückhalten will. Sie sucht Hilfe in ihrem Innern und findet nur den Gedanken: Ein Weib ist doch kein Mann! Sie weiß, sie wird sich des Gedankens schämen im nächsten Augenblicke. Aber sie fühlt, jetzt ist er ihr Herr. Sie biegt schon mit den Augen in den Weg ein, den das Gretle ihr geraten hat. Aber wie die Füße folgen wollen, sieht sie, der Schneider kommt den Weg her; sie müßte ihm begegnen. Da schlägt ihr die Scham wie eine Flamme ins Gesicht. Sie hört seinen, des Schmiedes und des Webers Gelächter und Spott schon in Gedanken. Un-

willkürlich thut sie einige Schritte weiter dem Verfolger entgegen. Über die Mündung des andern Weges einmal hinaus, kann sie nicht mehr zurück. Das würde den Spott erst gewiß machen.

Aber ists nicht besser, sterben, wenns sein muß, denn leben, der nimmer endenden Furcht und Selbstverachtung preisgegeben? Oder drinnen in der Stube dem Hungertod doch eine gewisse Beute? Denn die Warner bringen Rat dahin, aber kein Brot. — Als ob man sterben müßte! als ob es ausgemacht wäre, der Holders-Fritz sei stärker als sie!

Und wenn ers wäre! Und trotz seinem Beil! Naht sie ihm, dicht am Bache hinfahrend, von den Erlen versteckt, kann er sie nicht sehen, das Beil nicht heben, bis sie an ihm ist. Im weichen Grase rollt der Karren nicht, klirrt das Eisen nicht. So mit dem Vorteile des ungeahnten Angriffs, mit ihrer ganzen Kraft, durch die Verzweiflung des Augenblicks verdreifacht, Gedanke und Ausführung eins! Da müßt es doch — — —

Ja, und es geht auch nicht mit unrechten Dingen zu.

Der Verfolger liegt im Bache, und die Heiterethei ist schon weit über den Steg hinaus, ehe es ihr gelingt, den Karren und sich selber anzuhalten.

Wir müssen nun einen Rückblick auf das Treiben des wilden Fritz werfen seit dem Gründer Markt, um zu erfahren, ob er sein trauriges Schicksal verdient hat, und ob ers um die Heiterethei verdient hat, durch die es ihm geworden ist.

Wir folgen dem lärmenden Haufen seiner Kameraden und dem Holders-Fritz selbst vom Hohlwege vor der Stadt, wo wir nach dem Zank über den Karren hinüber sie sich selbst überlassen haben, nach „der Schwane.“

Nicht weit von unserm Ausgangspunkte klingt uns schon Musik entgegen. Zuweilen wird diese von dem Geschrei vieler durch einander zankenden Stimmen übertönt. Dann macht ein lustiger Juchheruf Frieden, der aber nicht von langer Dauer ist.

Der Adams-Lieb schüttelte sich vor Lust beinah aus seinen Kleidern heraus, die eben so wie sein gewöhnliches altkluges Wesen auf den Zuwachs berechnet schienen. — Die sind schon über einander. Mach zu, Fritz! Wir kommen gerade recht.

Aber wie bist du nur heint? unterbrach er sich selber. Ich meine, du hast deine Ohren bei deinen Gedanken stecken, und die sind wer weiß wo, den ganzen Tag schon weiß man nicht mehr, wie man mit dir dran ist.

Der Fritz schwieg und bejahte dadurch, ohne es zu wissen.

Nun biegen wir um eine Straßenecke. Das Haus, das uns gegenüberliegt und aus allen Fenstern lichte Scheine auf das nasse Pflaster wirft, über welches umschlungne Schattengestalten, sich lautlos drehend, hinweghuschen, ist „die Schwane.“

Fritz! schrie ein andrer, du wirst doch nicht in das Deichle laufen?

An einem Hause hin dehnte sich gemächlich und ungehindert eine Art Pfuhl, dicht von schwimmenden Brunnenröhren bedeckt, die entweder den Hineingeratenden vor dem Untersinken oder sich selber vor dem Verlechzen bewahren sollten. Davon stieg eine Verbindung von Jauchen- und faulem Holzduft auf, welche die Warnung des Kameraden hätte entbehrlich machen sollen.

Wenig Schritte noch, und sie sind, in die Thorfahrt eingetreten, an der Wirtsstubenthür der Schwane.

Gehn wir nicht gleich nauf in den Saal? fragte der Adams-Lieb halb verwundert, halb ärgerlich, als

der Fritz die Thür öffnete. Ja, du willst erst einmal trinken, beruhigte er sich selber.

Und so wars.

Die Kameraden intonierten das klassische Lied: Bier her, Bier her, oder ich fall um! Sie meinten, nur schnell im Durchgehn einen Trunk zu nehmen; aber auch darin erregte der Fritz wiederum ihren Ärger und ihre Verwunderung zugleich, daß er sich setzte, und zwar mit einer Entschiedenheit, als wollte er nie wieder aufstehen.

Bier, Kätterle, rief der Holders-Fritz; aber gleich sechs Maß für mich allein. Das Bestellen allemal ist mir zu viel.

Du bist doch gar nicht mehr wie sonst, sagte der Adams-Lieb; damit hätts Zeit gehabt bis hernachen.

Aber der Fritz entgegnete: Dumms Zeug! und begann dem inzwischen vor ihn auf den Tisch gestellten Getränke fleißiger zuzusprechen, als ein bloß menschlicher Durst rechtfertigen konnte.

Er ist noch auf die Heiterethei wild, sagte ein andrer.

Der wird ers schon zeigen, meinte der Adams-Lieb. Aber daß du den Lärm oben kannst hören und machst nicht mit, Fritz, das weiß ich nicht, wo ichs hinthun soll. Du bist doch immer ein Kerl gewest. Schon in der Schul, sagen sie, bist du der Gescheitst, aber auch der Allerwildst gewest. Und so hast dus hernachen fortgemacht in der Lehr beim Meister Schramm und hernachen, wie du Meister bist gewest, erst recht. Na, der mag geschüttelt haben!

Gelt, fragte ein andrer, mit dem Morzenschmied bist du in die Schul gangen? Hernachen ist der Kaspers-Andres dein Kamerad gewest. Und nach diesem der Tuchscherer in der Weidengaß.

Das sind alles alte Philister geworden, lachte der Adams-Lieb. Und dein letzter vor uns, der Schleier-

müller, der thut auch schon, als wenn er den alten Schloßturm auf seinen Armen hätt getragen, wie der noch ein Wickelkind ist gewest. Und ist kein fünf Jahre älter wie ich. Die haben sich alle vor den Leuten gefürcht, und was die sagen. Du bist ganz allein frisch und jung geblieben. Du bist doch ein ganzer Kerl. Du machst dir aus allen Leuten nix, und so muß ein rechter Mann sein. Aber nu geh zu, daß wir nauf kommen in den Saal. Den mußt du heint noch räumen; das sag ich dir. Wenn du noch lang machst, geh ich erst einmal allein. Ich muß wenigstens erst sehen, was es giebt.

Und das that der Adams-Lieb.

Unterdes beginnt der Holders-Fritz alles Mögliche, in das alte Wildthun hineinzukommen. Aber es gelingt ihm nicht. Wild und toll ist er genug, aber auf andre Weise, als er es sein möchte. Er ist toll auf die Heiterethei, daß sie keinen Respekt vor ihm hat; und daß er sich gestehen muß, sie habe recht daran, das macht ihn noch wilder auf sie. So deutlich ists ihm noch nie geworden, daß der rechte Respekt nicht durch die Kraft seiner gewaltigen Arme und sein gewohntes Wildthun zu erzwingen ist. Darum ist er toll auf dieses Wildthun selber, das ihm nun wie das Treiben dummer Jungen vorkommt.

Seit er im Jüngling stecken geblieben, und Geschlecht um Geschlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer gerückt war, hatte es an Selbstvorwürfen und innern Mahnungen nicht gefehlt. Sie waren immer häufiger und dringender geworden; auf der andern Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Geleise immer mehr ausgetieft. Je nötiger es erschien, aus diesem herauszukommen, um so schwerer erschien es auch. Eine solche Anwandlung hatte ihn heute vom Besuche des Gründer Marktes abgehalten, die alte Gewohnheit aber wiederum den Kameraden in die Hände geführt.

Er sagte sich nun: Ich hab anders wollen werden und wärs geworden, aber nun die Heiterethei denken müßt, ich thus, weil sies hat gewollt, nun gehts nicht! Das will er sich aufreden, eben weil er fühlt, daß die äußere Anregung durch sie notwendig war, daß diese erst seinen Stolz gegen seine Kameraden hatte aufrufen müssen, um ihn loszulösen aus den festhaltenden Armen der Gewohnheit.

Ich hab mehr so dumme Gedanken gehabt, sagte er zu sich selbst, aber ich hab sie nicht lassen aufkommen. Hernachen bin ich noch wilder gewest, bis ich sie los worden bin.

Und das will er eben wieder, aber es gelingt ihm nicht mehr. Der alte Zauber ist gebrochen. Ein neuer zwingt ihm den Gesichtspunkt der Heiterethei unentrinnbar auf.

Er sieht sich um. Wenn doch einer käm und was thät, daß ich wild werden müßt, ich möcht wollen oder nicht! denkt er. Er tritt sich selber auf den Fuß, er fährt alle Augenblicke zausend mit der Hand durch sein Haar, weils ihm kein andrer zu Gefallen thun will. Er trinkt immer hastiger und wird nur immer nüchterner davon.

Jetzt kam der Adams-Lieb wieder und jubelte. Die haun sich da oben und wissen nicht warum! So ein Spaß ist noch nicht gewest. Da sind keine zwei Parten, dies auf einander halten, sondern jeder haut, was ihm vor die Faust kommt.

Und gleich hinter dem Adams-Lieb her kam ein Zimmergeselle wie aus einer Kanone in die Wirtsstube hereingeschossen. Aus eigner Macht, ohne fremde Nachhilfe hätte er nimmermehr so schnell hereinfahren können. Sobald er das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, sah er sich herausfordernd um und schien die Anwesenden für die hilfreichen Geister anzusehen, deren Beistand ihn hereinbefördert.

Nur her, schrie er, wenn ihr das Herz habt, ihr Lumpenpack!

Der Adams-Lieb und die übrigen Kameraden zogen sich hinter die mächtige Gestalt des Holders-Fritz zurück. Der Adams-Lieb bewies dem Holders-Fritz, er dürfe eine solche Herausforderung nicht abweisen um seines Namens willen. Er begriff den Holders-Fritz nicht mehr.

Unterdes waren dem widerwilligen Eindringling mehrere gefolgt.

Der Holders-Fritz hörte das Hetz! hetz! der Heiterethei wieder in seinen Ohren. Er sah, wie der Adams-Lieb und seine übrigen Kameraden sich zuwinkten. Das hatte er hundertmal gesehen, aber halb aus Gutmütigkeit, halb aus Bedürfnis ihrer Gesellschaft nicht gerügt. Dadurch waren sie sicher geworden. Jetzt kam ihm der Zorn. Er begriff, sie legten ihm seine Gutmütigkeit für Einfalt aus. Und wer weiß, was geschehen wäre, fiel ihm nicht ein: Das wärs ja, was die Heiterethei hat haben wollen! Die ganze Stadt und sie selber müßte glauben, er folge ihr, wie ein gescholtner Schulbube seinem Lehrer.

Greif nur einer den Holders-Fritz an, schrie indes der Adams-Lieb hinter dem Holders-Fritz hervor, wenn er das Herz hat!

Er erreichte seine Absicht. Denn die Eingedrungnen kamen auf den Holders-Fritz los, der noch immer an sich spornte. Die Kameraden ließen den Sitzenden und hielten sich die Thüre frei. Der zuerst Hereingeschossene machte mit der rechten Faust eine keineswegs zweideutige Bewegung nach dem Kopfe des Holders-Fritz. Da fuhr dieser empor. Eine kleine Weile schien die Wirtsstube in eine Walkmühle verwandelt. Das ging klipp, klapp! Bald verengte, bald erweiterte sich der Knäuel, bis er auseinander flog und stückweise durch

die Thür verschwand. Der Holders-Fritz war alles, was davon übrig blieb.

Wunderbarerweise hatte er in den Zimmern eigentlich auf seine Kameraden losgeschlagen. Wenigstens war es erst nur der Zorn über diese gewesen, den er an jenen ausließ.

Aber der Kampf gebiert einen neuen Zorn aus sich, wie ein Gewitter einen heftigern Sturm aus sich entwickelt, als der es zusammengeblasen.

Es wäre schwer zu sagen, auf wen der Fritz eigentlich zornig war. Er wars auf die Heiterethei, auf die Kameraden, auf die Zimmergesellen, auf die ganze Stadt, auf sich selber; er war zornig auf das alte Leben, das ihn anekelte, aber auch auf das neue, das er beginnen mußte, wollte er jenes lassen. Er schämte sich vor sich und aller Welt, zu bleiben, wie er war; aber er schämte sich auch vor sich und aller Welt, anders zu werden. Es war wiederum mehr der Drang, sich durch die Betäubung des Kampfes von allem dem wenigstens auf Augenblicke zu befreien, was ihn hinauftrieb in den Saal, der bereits den Anblick eines Schlachtfeldes bot.

Das war ein wildes, buntes Durcheinander, das sich in einen Schleier von Staub und Tabaksrauch verstrickt hin und herwälzte. Da sah man, was man nie gesehen. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwischen Köpfe, die den Mund oben, und andre, die ihn unten hatten, menschliche Rümpfe in allen Stellungen, die nur möglich waren. Welches sterbliche Auge hätte bestimmen mögen, was zusammengehörte? Mit überraschender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwischen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgescheuchte Vögel darüber hin. Wunderbar war die gegenseitige Anziehungskraft von Köpfen und Fäusten, die Zuthulichkeit, womit ganze

Haarbüschel sich um fremde Finger schlangen, die Ausdauer, mit der gekrümmte Fingerknöchel anpochend untersuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da doch eine hohle Stelle sich finde, oder was eine menschliche Nase eigentlich auszuhalten imstande sei. Die Musikanten hatten der Versuchung nicht widerstehen können, auf dem Orchester all die Kunstfertigkeiten, die sie unten im Saale üben sahen, nachzuahmen. Trompete und Posaune, Klarinette und Geige wollten sich von bloßen Stuhlbeinen nicht beschämen lassen. Über Mangel an Musik dabei zu klagen, wäre keinem menschlichen Gehör eingefallen. Eher war der Musik zu viel. Für die wenigen Instrumente, die unter die Stuhlbeine gingen, ward jedes Stuhlbein zu einem musikalischen Instrumente. Das ganze Getümmel war ein großes sausendes und quiekendes Hackbrett, das sich selber mit Stuhlbeinen schlug.

Aus dem Gewoge der kämpfenden Männer ragten Tische und Bänke wie die letzten Bergspitzen aus den steigenden Wassern der Sündflut. Auf diese hatten die Töchter der Riesen sich geflüchtet. Mit Entsetzen sahen sie, wie die Köpfe ihrer Tänzer, hineingerissen in die brausenden Wellen, vergeblich sich emporzuheben rangen; zuweilen spülte eine Woge die Schreienden von der Klippe herab und zog, die Scheitel mit den Gewändern der Stürzenden gekrönt, sie drehend in den Strudel hinein.

Aber wie die Arche Noah hoch über allen, zogen Schultern und Haupt des wilden Fritz ihre Spur. Vor ihm bäumten sich die Gewässer, und hinter ihm zeigte sich Land. Nicht eine halbe Stunde, und er stand in dem weiten Saale unter Stuhlbeinen, gescheiterten Tischen, zerbrochnen Bierkrügen und Fensterscheiben verschnaufend allein. Die kühle Nachtluft, die durch die zerschlagnen Fenster hereinblies, mit dem Staube ein kleines Nachspiel aufführte und die wenigen Lichter,

welche die Schlacht verschont, in ein angstvolles Zittern versetzte, sagte zu ihm: Wir beiden sind die Sieger.

Aber schlimmer als außer ihm sah es im Innern des wilden Holders-Fritz aus — weit öder noch, weit wüster und nüchtern überwachter. Dem „Schwanewirt" mußte es viel leichter werden, seine Stuhlbeine wieder zusammen zu bringen, als das dem Fritz mit seinen zerrißnen und verworrenen Gedanken gelang. Und es war ihm nicht etwa wie jenem an der Erhaltung des noch Vorhandnen gelegen. Er wäre lieber seine ganzen Erinnerungen und sich selbst mit los geworden. Mechanisch sah er sich nach seinen Kameraden um, aber es fiel ihm ein, in der Hitze des Kampfes hatte er vergessen, daß er sie schonen müsse, sollte die Heiterethei nicht triumphieren. So hatten sie das Los der Zimmergesellen geteilt.

In der Thür that er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie sein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend, statt Staubes und Tabakrauches, Ekel, wüster, öder, grenzenloser Ekel.

Bursch! fuhr er auf, indem er sich an der Brust packte mit einem Griff, der einen andern aus dem Gleichgewicht gebracht haben würde, nun ists aus mit dem Wildthun, das sag ich dir! Die alt Zeit hat aufgehört. Hierher kommst du mir nicht wieder!

Und so warf der Fritz, nachdem er das mit all den andern aus dem Saale der Schwane gethan, sich selber zugleich aus dem alten, wüsten Leben hinaus.

Es war nicht mehr früh, als der Holders-Fritz erwachte und sich auf seiner Schnitzbank in den Städeln

sitzend fand. Eben klang die Glocke vom Kirchturm; er zählte neun Schläge.

Er sah sich nach seinen Gesellen um, die eigentlich schon seit drei Stunden in voller Arbeit sein sollten. Er war allein.

Endlich kam der Lehrling und öffnete das Stadelthor. Er sah überwacht aus. Dem Holders-Fritz fiel zum erstenmal auf das Gewissen, wie sehr zu seinem Nachteil der Junge sich verändert hatte, seit er bei ihm war. Er hatte in voller Jugendlust und Gesundheit geblüht; jetzt erschien er verdrießlich, und sein verbleichtes Gesicht trug unverkennbar die Spuren einer wilden Nacht.

Die Stimmung, in welcher der Holders-Fritz sich befand, war der Spiegel, den des Lehrjungen Zustand ihm vorhielt, nicht zu verbessern geeignet. Der Junge warf sich gähnend und dehnend in eine Ecke und bot, da der Schrecken über den unvermuteten Anblick seines Meisters ihn in seiner Stellung versteinerte, ein seltsames Schauspiel dar.

Wo sind die Gesellen? fuhr ihn der Meister an. Ists etwa sechs, daß du erst kommst?

Der Junge raffte sich auf und sagte noch immer in staunendem Schrecken: Herrjeh, der Mäster ist schon auf!

Der Holders-Fritz las ohne Mühe die Antwort aus dem Ausrufe heraus: Ja, wir richten uns nach dem Meister. Früher kommt der auch gewöhnlich nicht.

Er begriff, warum keine Arbeit mehr fertig werden wollte. Das hätte er schon früher einsehen können, aber ihm war das Handwerk zum Ekel geworden, seit ihm die Arbeit keine Freude mehr machte. Die Arbeit freute ihn nicht mehr, seit sie ihm nicht mehr gelang, und sie gelang ihm immer schlechter, je weniger sie ihn freute. Er mußte sich zur Arbeit zwingen, das machte sie ihm völlig verhaßt. Und was er nicht gern that, daran

dachte er auch nicht gern. Er ließ die Sache gehn, wie sie ging.

Zum Überflusse fand er einen Brief von seinem bedeutendsten Kunden vor, der schrieb, wenn man nicht beßre Arbeit liefre, müsse er weiter gehn.

Sonst war des Holders-Fritz Stolz gewesen, der wildeste, aber auch der geschickteste Meister zu heißen. Er sah, er konnte nur noch für den wildesten gelten, das regte ihn noch mehr auf. Alles Unangenehme das er bis jetzt sich in Wildheit betäubend abgehalten hatte, drang nun unabwehrbar zugleich auf ihn herein.

Die Gesellen, von denen wir den Salfelder bereits kennen, waren ebenso erstaunt, als es der Lehrling gewesen, wie sie langsam und mit Gähnen daher schlendernd den Meister schon vorfanden, und zwar mit zornigem Gesicht.

Der Salfelder meinte, sich ihn zu gewinnen, wenn er dessen gestrige Heldenthat in der Schwane, die schon bekannt geworden war, durch Lob und Preis verherrlichte. So war es ihm schon öfter gelungen, wieder gut Wetter zu machen. Dieses mal geschah das Gegenteil. Der Meister stellte eine strenge Untersuchung an. Es fand sich, daß ein großer Teil des ehemals übervollständigen Werkzeuges gänzlich fehlte, ein andrer in den traurigsten Umständen war. Das Ende davon fiel dahin, daß der Salfelder auf der Stelle fortgeschickt wurde, und der Hanauer, der sich in manchen Dingen nicht rein wußte, die noch zur Sprache kommen konnten, selber ging.

Wiederum hatte der Holders-Fritz Gelegenheit gehabt, sein eignes Bild in zwei treuen Spiegeln zu sehen. Das lange wilde Haar besonders, das beide Gesellen nach dem Beispiele des Meisters trugen, das Symbol seiner bisherigen Lebensweise, war ihm so widerwärtig geworden, als diese selbst. Ihm schiens, als beseitige er alles, wovor ihm ekelte, als er mit dem Schnitzer

durch seine dicken Locken fuhr und ihrer wilden Hoffart ein Ende gab mit Schrecken.

Ein ähnliches Schicksal traf die Baumelquasten und das lange weichselne Pfeifenrohr; die erstern wurden gänzlich vernichtet, des letztern Länge auf ein bescheidnes Maß zurückgeführt.

Der Holders-Fritz war nur eben fertig und hatte sich zur Arbeit auf seine Schnitzbank gesetzt, als der alte Meister Schramm in die Werkstatt trat.

Wir wissen, welchen Erfolg seine Mahnung hatte.

Die Ändrung, die der Holders-Fritz mit seiner Lebensweise vorzunehmen im Begriffe war, sollte das Werk seines freien Entschlusses scheinen. Sie sollte womöglich den Leuten zum Trotze geschehen.

Die Leute hatten natürlicherweise von Anfang an schon sein Treiben nicht rühmenswert gefunden. Es war ihm leichter geworden, ihre Mißbilligung zu verachten, als zu benutzen; und wie der Mensch in seiner unbewußten Beifallsbedürftigkeit endlich in jeden Tadel einen Beisatz von abgezwungnem Lob oder gar Bewundrung hineinhört, so war es dem Holder mit dem Namen des wilden Fritz gegangen. In dem Kreise seiner Kameraden verlor er allmählich vollends das Ohr für rechtes Lob. Eine Reibung führte zur andern; seine erst eigenwillige Absondrung zwang ihn endlich, die Gewalt der öffentlichen Meinung, der kein ehrgeiziges Gemüt sich entziehen kann, da ihm der Weg freiwilligen Einstimmens nicht mehr offen stand, durch den Trotz anzuerkennen, den er ihr geflissentlich bei jeder Gelegenheit entgegensetzte.

Die Ermahnung des alten Meisters mußte deshalb das Gegenteil von dem bewirken, was dieser damit beabsichtigte.

Wirklich hätte der Trotz, wider die Meinung der Leute zu schwimmen, den Holders-Fritz fast zu einem Rückfall in sein altes Treiben verleitet, wenigstens zu

einer auffallenden Kundgebung gegen sie. Er wäre dem alten Meister nachgerannt, um vor seinen Augen in das erste beste Wirtshaus einzutreten. Aber zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er dann in seinen geschornen Haaren nur einen Beweis für das Gegenteil zur Schau tragen würde.

Der Lehrjunge mußte mit seiner Arbeit vor den Stadel hinaus. Er selber riegelte das Thor hinter ihm zu. Die offne Thür in den Stadelgarten gab ihm Licht genug. Niemand sollte ihn sehen, bevor seine Haare wieder zu der alten wilden Herrlichkeit herangewachsen waren.

Draußen hielt mancher Vorübergehende eine Weile an, um bei dem Lehrjungen nach dem Fritz zu forschen. Es kam auch mancher, um nach bestellter Arbeit zu fragen oder neue zu bestellen. Hörte der Fritz sein wildes Wesen loben und bewundern, dann freute er sich und sagte: Ja, denen zum Trotz solls anders werden. Tadelten sie ihn aber und wünschten, er möchte sich bessern, dann war es gut für den neuen Entschluß des Fritz, daß er gegen seine Haare gewütet hatte. Zum Glück geschah jenes öfter als dieses. Wenigstens sollen sie nicht denken, sagte er, daß ichs thu.

Vor Zorn und Langerweile bei der Arbeit, die nicht geraten wollte, schnitt er zuweilen wie rasend in die Reife hinein. Dann sagte er sich: Pfui, Bursch! Das ist immer wieder das alt Wildern, und der Heiterethei und allen Leuten zum Trotz werd ich ein andrer!

Mittags ließ er sich das Essen holen. Er konnte sich denken, die Großmutter, die ihm sein Hauswesen besorgte, werde selber kommen, um zu sehen, was er mache, weil sie an seinem unberührten Bett bemerken mußte, er sei über Nacht außen geblieben. Er ließ es ihr verbieten. Er fürchtete auch, ihre Freude, wenn sie ihm seinen Änderungsentschluß anmerkte, würde ihm diesen verleiden.

Allmählich begann die Arbeit, mit der er sich zuerst nur zu betäuben gesucht, ihn zu zerstreuen. Darüber fand er seine Lust daran wieder. Dann sah er mit Freude, wie sie immer besser gelang, immer schneller ihm von den Händen ging.

Abends freute er sich über die kräftige Müdigkeit, die ihm eine Nacht gesunden Schlafes versprach. Das war eine ganz andre Empfindung, als die geistige Abspannung von dem wilden Müßiggang. Er fühlte, sogar die Folgen der letzten wilden Nacht hatte die Arbeit und die wieder erwachte Freude daran beseitigt. Nach dem Feierabend ging er nicht heim. Die Werkstatt begann ihm so lieb zu werden, daß er sich nicht von ihr trennen mochte. Aus Stroh machte er sich ein Lager zurecht. Der Lehrling mußte ihm sein Kopfkissen und seine Decke herbeiholen.

Ehe er sich darauf zur Ruhe begab, ging er durch die Hinterthür in den großen Gras und Baumgarten, der zum Stadel gehört, hinaus, um die Abendkühle zu genießen.

Er hatte die schöne Ruhe in der Brust, womit ein fleißig durcharbeiteter Tag zu lohnen pflegt. Alles sonst mag stehen, wie es will, der Arbeiter fühlt, daß er sich ein Asyl erworben hat, in das selbst die Sorge um den nächsten Morgen nicht mit Heftigkeit eintreten darf. Er hat das Seine gethan, für die Seinen gethan: er kann und darf an einen andern glauben, der auch das Seine für ihn thun wird als für den Seinen.

Vielleicht war es dieses Gefühl, das alles, was ihm naht, verklärt, warum dem Holders-Fritz der Garten so schön vorkam wie nie vorher. Was war das für eine andre Luft als in den dumpfen, rauchigen Bierstuben! Er ging unter den blühenden Bäumen hin durch das grüne Gras. Er empfand, nur wer sein Bestes gegeben hat, besitzt den Sinn, wiederum das Beste andrer zu empfangen. Wie er den Tag thätig

war, ist am Abend alles thätig für ihn. So haben ihm sonst die Blüten nicht geduftet, so weich hat das Gras ihm die wandelnden Füße nicht gebettet, so emsig hat die Luft ihn nicht gekühlt. Es arbeitet alles um den Preis, den er bereits in der Brust trägt. Alles will so zufrieden sein können, als er es ist. Der Trotz gegen die Heiterethei, gegen die Leute schlummert; er hat ihn mit den Leuten vergessen.

Hat er auch die Heiterethei vergessen? Sie wird schon sorgen, ihn an sie zu erinnern. Und an den wilden Fritz dazu, den er froh ist, vergessen zu haben.

Denn das ist sie doch, die umschlingend und umschlungen da drüben mit dem Nagelschmiede geht? Der ists, es ist sein Stadelgarten, der zweite nach Reick zu von dem des Holders-Fritz. Und die Heiterethei ists auch: es giebt nur ein Mädchen so hoch und schlank in Luckenbach. Es ist ihr kleiner Kopf, der lange Oberleib und die schmale Mitte; es ist der rote Unterrock, und es ist auch ihr federnder Gang, ihre trotzige Nackenhaltung, der dicke Zopf, der ihr bis auf den Hals hinabwuchtet. Es sind ihre Bewegungen, das Wegwerfen der rechten Hand, die Wendung, als wenn sie sich der ganzen Welt entgegenstemmen wollte.

Dem Holders-Fritz schießt mit Gewalt das Blut vom Herzen herauf in das Gesicht. Er hatte den schlanken, glatten Wuchs eines Bäumchens mit der umfassenden Hand verfolgt: die Krone fällt ihm auf die Schulter: er hat den Stamm, ohne es zu wissen, umgeknickt. Er ist zornig, ohne zu wissen warum.

Also so ist die? lacht er grimmig vor sich hin. Ich geh in die Schwane und trink die ganz Nacht. Heint sollt den Zimmergesellen ihr Tanz erst sein, hernachen . . . Aber das sagt er nur, um seinen Zorn auszutoben. Es ekelt ihm vor dem wilden Leben noch so sehr als vorhin. Er kommt zu sich und wundert sich. Das ist ja, als wär er der Heiterethei zu Gefallen im

Begriffe, ordentlich zu werden, und um ihre Gunst zu gewinnen. Und das ist ihm nie eingefallen. Nein, aber daß sie so ist! Aber das ist auch wunderlich. Was gehts ihn denn an, wie sie ist? Aber dann soll sie auch andern nichts vorwerfen wollen.

Wie er sich wieder wendet, sind beide fort. Er muß über sich selber lachen. Er hat nie nach einem Mädchen gefragt, nach der am allerwenigsten. Aber das eigne nagende Gefühl im Herzen wird er nicht los. Es ist sonderbar! Er will nichts mit ihr haben, aber ein andrer solls auch nicht.

Nun soll er erst merken, was gesunde Müdigkeit für ein schönes Ding ist. Ohne sie hätte er weder so zeitig noch so ununterbrochen die ganze Nacht hindurch schlafen können, als er that.

Am Morgen ist er mit der Sonne auf und wieder an der Arbeit.

Was ist das für ein andrer Morgen, als er seit vielen Jahren erlebt hat! Aber eigentlich hat er seit vielen Jahren gar keinen Morgen erlebt. Es ist ihm wie eine neue Entdeckung, daß die Sonne früh aufgeht, und daß die Vögel singen.

Das Behagen, womit er auf seiner Schnitzbank schafft oder die glatten Dauben in den Schnürleib der Reife zwingt, hört sich aus jedem Schnitt, aus jedem Hammerschlag heraus. Nur dann fallen die Schläge unregelmäßig und mit unlustigem Klange, wenn er sich der Leute erinnert oder der Heiterethei, wie er sie gestern belauscht hat. Aber das kommt immer seltner und geht immer schneller vorüber.

Die Stadelthür öffnet er noch nicht. Hört er draußen Vorübergehende mit dem Lehrling reden, dann bekommt er vielleicht Lust, noch eine Wand mehr zwischen sich und jene zu ziehen. Zuweilen fragt einer seiner bisherigen Kameraden nach ihm; dann muß er sich Gewalt anthun, daß er nicht sein Ver-

fahren von vorgestern in der Schwane an ihm wiederholt.

So geht es Tag für Tag. Die Ordnung und Mäßigkeit im Genuß von Speise und Getränk, der Schlaf vor Mitternacht, die wachsende Lust an der Arbeit, der regelmäßige Fleiß geben ihm eine Frische und Freudigkeit, die er noch nie gekannt hat. Das Schwerste gelingt ihm, das Gelungne baut einen ganz andern Stolz in ihm auf, als sein früherer auf das Wildthun gewesen ist. Für die Stunden der Ruhe findet er einen ganz andern Gefährten in sich, als seine ehemaligen Kameraden. Er macht sich über alles seine eignen Gedanken. Es genügt ihm nicht mehr, das so und das so zu machen, weils sein Lehrmeister so gemacht hat, dems wiederum sein Lehrmeister so vorgemacht. Er versucht manches anders. Eins mißlingt, dafür giebt ihm das Gelungne, das ganz sein Werk ist, doppeltes Behagen.

Wenn er etwas vollendet vor sich stehen sieht, dann sagt er wohl: Es geht doch kein Handwerk über die Büttnerei. So ein Ding, das steht auf sich selber da, so rund, so glatt und so fest, und man kann seine Freud daran sehn, wies gefügt ist, daß man keine Fuge sieht. Dagegen was hilft dem Schneider und dem Schuster das Schönst, was sie machen? Der Kerl, der hernachen darin steckt, ist er häßlich, so verschimpfiert er das Werk, und ist er schön, so denkt man wieder, der machts. Ich möcht wissen, wie ein Schreiber an seiner Arbeit könnt seine Freud haben, oder ein Kaufmann; denn die Thaler, die der erwirbt, die hat er nicht selber gemacht. Dem Musikanten seine Sach, die ist vollends in die Luft geblasen. Er siehts kein mal ganz vor sich, was er hat gemacht, daß er sich könnt drüber freun.

Das Denken über alles, was ihm vorkommt, bedeckt wenigstens die Leere, die dem vereinsamten Menschen

nicht ausbleiben kann, wenn es sie auch nicht erfüllt. Allmählich aber empfindet er doch, daß ihm etwas fehlt, weiß er auch nicht, was es ist.

Eines Tages hörte er ein paar fremde Stimmen draußen vor dem Stadel. Sie bewundern seine letzte fertige Arbeit, die draußen steht.

Na, ich bin doch auch ein Büttner, sagte der eine, und ich mein, nicht der ungeschicktst. Aber so was von Arbeit hab ich doch noch nicht gesehn. Mein alter Lehrmeister ist der geschicktst gewest im ganzen Land, aber das hat er nicht können machen. Weiß der Kuckuck, wie das gemacht ist! Das ist eine ganz neue Mode.

Sie wollen den Meister sprechen, der das gemacht hat. Der Lehrling, dem Befehle des Fritz gehorsam, sagt, der Meister sei nicht daheim, und in seine Werkstatt dürfe er auch niemand lassen. Sie bieten dem Jungen vergeblich Geld, wenn er sie hineinlasse: sie seien Freunde, dem Meister könne es nicht schaden.

Ja, sagt der andre, indem beide gehen, glaubs schon, daß er niemand in seiner Werkstatt leiden mag, und Büttner am wenigsten. Da muß manchs abzugucken sein.

Was ist das für ein ander Gefühl, als wenn ihn die Kameraden um Dinge lobten, um die er sich hätte schämen müssen!

Ja, Denken, sagt der Fritz vor sich hinlachend auf seiner Schnitzbank, Denken macht den Mann, und nicht, daß er starke Arm hat am Leib. Stärk und Gesundheit sind viel wert, wenn sie richtig gebraucht werden. Und dazu ist das Denken da. Wie oft hab ich meine und andern ihre Stärk und Gesundheit um nix in die Gefahr bracht, weil ich nicht weiter Gedanken hab gehabt, als zu albernem Zeug. Aber hier will ich mir mein heilig Wort drauf geben, in meinem Leben will ich nicht wieder handgemein werden. Wenn ich nun die Hand einbüßt oder nur einen Finger davon, ich

wär der elendst Mensch; und hätt ich einen andern drum bracht, ich könnt nimmermehr wieder ruhig werden! Und die Leut sind doch auch nicht so dumm, wenigstens die fremden nicht.

Aber auch die Luckenbacher lernt er allmählich ruhig reden hören; freilich, weil er sich außerhalb der unmittelbaren Berührung mit ihnen und in seinen Gedanken über sie gestellt hat. Und es ist ein eigen Ding! In seinen Gedanken kann der Mensch sich frei machen, aber so wie er mit Menschen lebt, wird er ihr Sklave, und wenn er sich zu ihrem Beherrscher aufschwänge. Dann muß er den allgemeinen Gedanken anerkennen, seis durch Fügen, seis durch Trotz.

Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in das Gärtchen geht, dann wird das eigne, aus Schmerz und Zorn gemischte Gefühl wieder wach, das ihn die Heiterethei in ihrem Kosen mit dem Nagelschmied hat kennen gelehrt. Er könnte ihm entgehen; seine Schnitzbank und die weite Gedankenwerkstatt, die ihm die Einsamkeit geöffnet hat, sind ihm eine ganze Welt. Aber er geht absichtlich heraus, jenes Gefühl zu erneuern. Er möchte Ursache finden, es noch wilder und tiefer zu empfinden. Seit dem ersten Abendspaziergange in dem Gärtchen hat er das Paar nicht gesehen. Daß sie beisammen sein können, wo er sie nicht sieht, daß es ihn zwingt, ihr Gehaben dabei auf alle mögliche Art sich bis ins einzelnste auszumalen, das erregt ihn weit stachelnder, als sie zu sehen. In dem Augenblicke, wo sie ruhig zusammen sprachen, hat er wenigstens nicht denken müssen: Jetzt küßt er sie, jetzt streichelt sie ihn!

Heute endlich soll er sie wiedersehen, und zwar in größerer Nähe als jenesmal. Sie kommen, einander jagend, aus der Thür von des Nagelschmieds Stadel in den Garten heraus. Sie läuft vor ihm bis fast an die andre Planke, der Thür gegenüber, dann schmiegt

sie sich um ein schlankes Blütenbäumchen und wendet sich schnell in der Richtung nach dem Fritz zu, der hinter einem großen Mehlfäßchenstrauch steht. Im Mutwillen springt sie über den Hag in den Nachbarsgarten; der Nagelschmied immer nach. Sie läuft weiter. Eben wie sie über den Hag in den Garten des Holders-Fritz hereinwill, ergreift sie der Nagelschmied. Sie will sich losmachen; er hält sie fest. Sie ringen mit einander. Sie macht sich doch wieder los. Nun warte nur, Annedorle! droht der Nagelschmied. Du bist schuld, daß ich in einen Dorn bin getreten, oder was es ist, aber er thut verdammt weh.

Sie meint erst, es ist eine List von ihm, durch die er sie beilocken will. Aber als er in das Gras sinkt, da kommt sie näher. Sie muß doch glauben, er hat sich beschädigt. Sie kniet bei ihm nieder und sagt herzlich und bedauernd: Ich bin auch recht dumm. Ja, lacht der Nagelschmied, indem er sie umschlingt, das bist du, Annedorle, sonst hättst du dich nicht lassen fangen.

Aber noch lauter lacht der Holders-Fritz hinter seinem Mehlfäßchenstrauch — so laut, daß die beiden erschrecken und in aller Eile wieder dahin zurücklaufen, wo sie hergekommen sind.

Sie ists ja nicht, es ist ja gar nicht die Heiterethei! wiederholt er wohl sechsmal und lacht immer wieder dazwischen. Er lacht, daß sies nicht ist, wie er sich geärgert hat, weil er meinte, sie seis. Sonst hat er keinen Grund. Er geht in den Stadel zurück und beginnt im Mondenscheine zu arbeiten, weil er nicht weiß, was er sonst vor Freude thun soll. Aber die Thür giebt nicht Licht genug. Er muß wieder aufhören. Er bleibt auf der Schnitzbank sitzen, legt die Hände auf seine Kniee.

Ob das nicht die junge Frau ist gewest? sagt er vor sich hin. Es hat schon lang geheißen, der Nagel-

schmied holt eine Fremde in die Stadt. Dergleichen hat den Holders Fritz sonst wenig gekümmert, drum hat ers vergessen. Jetzt fällts ihm wieder ein. Ja, meint er, der Nagelschmied ist nicht dumm. Wenn er den Tag gearbeitet hat, dann hat er jemand, mit dem er reden kann. Und das Denken ist doch nur eine halbe Sach, wenn man niemand hat, dem mans sagt. Und ich wär noch hundertmal so vergnügt, wenn ich eins hätt, das sich mit mir könnt freuen. Ja, nun begreif ichs freilich, warum meine alten Kameraden das Wildthun müde geworden sind, wenn sie haben geheiratet gehabt. Und hätt ich auch geheiratet, ich könnt schon lang da sein, wo ich jetzt bin, und brauchts nicht heimlich zu sein.

Nun weiß er auf einmal, was ihm fehlt. Und wiederum, nun ers weiß, nun fehlts ihm erst recht. Das Denken, womit er die Leere seither verdeckt hat, hilft, nun er sie sieht, auch nur, sie noch größer machen. Und es freut ihn nicht mehr, weil ers niemandem mitteilen kann.

Wenn du mich doch hättst zur Frau, da könnt noch ein Mann aus dir werden! Das klingt ihm immer noch vor den Ohren. Ja, sie hat auch darin recht gehabt, die Heiterethei. Und sie hats doch wohl eigentlich gut gemeint mit allem, was sie mir am Gründer Markt hat gesagt. Und es war gut, daß sie das hat gethan. Und wenn ich mirs recht überleg, so hab ich doch immer an ihre Reden gedacht. Ich wär doch nicht anders worden ohne die Heiterethei. Weil ich ihr hab folgen müssen, das hat mich wild auf sie gemacht. Und so wild ich auf sie war, ich hab doch nicht anders können. Wenn ich ihr das selber könnt sagen, es wär doch ein ganz ander Ding. Und sie thät sich drüber freuen.

Solche Gedanken hätte er noch vor wenigen Wochen mit Spott verjagt und sich ihrer geschämt. So erweichend wirkt Einsamkeit und Einfluß des Aufenthaltes in freier

Natur. Aber auch nur vor sich selber konnte er sich in solchen unbewußten Geständnissen ergehen; dachte er sich in die Welt, unter die Leute zurück, dann schämte er sich in der Denkart, die er ihnen unterlegte und die er widerwillig teilen mußte, solcher Gefühle desto mehr.

Am andern Morgen kam seine Großmutter in den Stadel. Sie wollte sich nicht länger zurückhalten lassen, nach ihm zu sehen. Die Gerüchte, die über ihren Fritz in der Stadt umherliefen, konnten ihr nicht fremd bleiben. Sie kam zitternd vor ängstlicher Erwartung und war ganz glücklich, als sie den geliebten Enkel weder still wahnsinnig noch über schlimmen Plänen brütend fand. Sie erstaunte über die an Eigensinn grenzende Ordnung, die in seiner Werkstatt herrschte, über seinen Fleiß — denn er allein schaffte den Tag über mehr, als früher mit seinen beiden Gesellen zusammen --, am meisten und freudigsten über sein heiteres, gesundes und freundliches Aussehen. Bedenklich freilich war es ihr, wenn sie ihn mit dem Lehrlinge reden hörte. Dann glich er in der That dem Bilde, wie ihn die Gerüchte malten. Das geschah auch zuweilen, wenn er Bekannte draußen vorbeigehen hörte.

Das „Fräle“ schüttelte den Kopf, als er ihr seine Gründe dazu mitgeteilt hatte, aber sie kannte ihn zu gut und war zu klug, ihm ihre Meinung zu sagen. Auch von den Gerüchten über ihn schwieg sie, um ihn nicht noch mehr gegen die Leute aufzureizen.

Weißt du denn, Tichterle (Enkel), was ich eigentlich bei dir will? Ja, du weißts net. Guck, Fritzle, es wär freilich besser gewest für dich, wenn dein Vater oder deine Mutter selig länger wär am Leben geblieben. Wie du kaum bist zwölf Jahr alt gewest, da hast du armer Jung schon nix mehr gehabt als dein alt Fräle. Ja, wenn du noch wen'gstens hättst Geschwister gehabt; mit denen hättst du dich verstanden, und es wär manchs von euch geredt worden, was gut

wär gewest. Aber was kann ein junger Bursch mit einem alten Fräle reden? Siehste, das ist, als wenn ein Franzos und ein Pariser mit einander wollten reden. Da redt der ein französisch und der ander pariserisch, und hernachen weiß keiner, was der ander eigentlich hat gewollt. Siehste, da hab ich immer gedacht, wenn das Fritzle nur einmal so weit aus dem Gröbsten wär, daß er könnt frein. Und guck, wenn einer auch ist wie ein Baum, wo einen Stamm hat, wer weiß, wie dick, und einen Wust von Blättern, eine rechte Wurzel kriegt er doch erst, wenn er hat gefreit. Jed Kind ist hernachen ein Würzle mehr, das ihn mit der Erden zusammenhält, wodrin er steht. Nu, du wirst dir das alles besser ausdenken, wies ein alt Fräle dir kann sagen. Und wenn dirs nicht recht ist, so ists eben auch ein Wort gewest. Man redt gar viel den Tag, was man nicht in den Kalender schreibt. Nun sind Mädle genug in der Stadt, wo dich möchten. Es ist schon eine Zeit her, daß mir die Valtinessin hat merken lassen, ihre Ev gäb dir keinen Korb. Die Valtinessin ist eine große Frau, und wo viel Geld hat und viel Sachen; es wär davon zu reden. Ich hab freilich meine Gedanken für mich gehabt, und ich weiß nicht, obs deine auch könnten sein. Guck, ich bin ein arm Mädle gewest, wie mich dein Heerle (Großvater) selig hat genommen, er hats aber keine Stund bereut. Ich will nicht weiter davon reden, aber ich hab gedacht, eine Reiche müßts nicht sein, wenns nur eine wär, wie sie für dich passen thut. Es ist nix leichter, als Frau heißen, aber damit ists noch nicht gethan. Guck, die Heiterethei hast du immer so gut können leiden, und wenn ich eine Tichterlesfrau nach meinem Gustum finden müßt, ich braucht nicht lang zu suchen.

Der Fritz saß rittlings auf seiner Schnitzbank. Er streckte seine Beine gerade aus in die Luft und lachte, damit die Großmutter nicht merken sollte, ihm sei der=

selbe Gedanke schon gekommen. Wohl auch aus Freude über das unvermutete Zusammentreffen.

Ihr seid nicht gescheit, sagte er dann. Ihr habt Einfäll wie ein alt Haus, Fräle. Von mir red ich gar nicht, und bei der Heiterethei, da kämt ihr auch schön an.

Ja, du meinst, entgegnete die Alte, wegen ihrem Gethu? Es ist aber gar ein ander Ding, wenn einem Mädle wird gesagt: Willst du frein? Oder wenn einer sagt: Willst du mich frein? Und einem armen Mädle klingt sell (jenes) wie Spott. Und so habens die Leut ihr oft gesagt. Frag du sie nur, Fritzle: Willst du mich? Du fragst gewiß nicht fehl!

Der Fritz zog die Beine wieder an sich und setzte die Füße vor sich auf die Schnitzbank. Ihr seid ein dumms Fräle, lachte er noch einmal. Ihr meint, weil sie arm ist. Ja, seht ihr, ihr denkt nicht. Und ein alt Fräle, wie ihr seid, hats auch nicht nötig. Aber ein Mann, den macht erst das Denken. Wer fleißig ist, der ist nicht arm. Das sind nur die Leut, die nix machen und sich umsehn, wo von selber was kommen könnt für sie. Na, ihr versteht das nicht. Wenn ich einmal will frein -- ich hab noch Zeit genug. Und nu geht heim und laßt euch nicht merken, wie ihr mich habt angetroffen. Der alt Schramm und die ganzen Leut sollen nicht meinen, sie sind schuld. Und wenn ihr sagt, ich bin anders geworden, hernachen werd ich gleich wieder wild!

Die Großmutter ging, das alte ehrliche Herz so froh, wie seit vielen Jahren nicht.

Der Fritz nahm das Schnitzmesser wieder zur Hand; aber er legte beide nur auf seine Kniee; dafür schnitzte er im Kopf an einem Entschlusse. Das Holz, daraus der Entschluß werden sollte, war verdammt hart und voll Äste. Es gab ihm manchen Ruck, wenn das Messer darüber hin rutschte, ohne zu packen.

Wenn du mich zur Frau hättst, begann sein Selbstgespräch — ja, wenn sie das nicht im Zorn hätt gesagt! Und das: Du denkst, dich möcht ich? Dich? Das war ein dicker Ast. Und wenn du einen Rock anhättst, und der wär aus lauter Thalern gemacht, und an jeds Haar wär ein Dukaten gespießt, dich möcht ich nicht. Der ärmst Bettelmann wär mir lieber als du, wenn ich einen möcht. Aber ich mag gar keinen! Aber das hat sie eben auch im Zorn gesagt. Der Adams-Lieb und die andern waren dabei und ich selber, und ich hab sie erst in den Zorn hineingebracht gehabt. Ich hätts eben so gemacht an ihrer Stell, und ich thäts heut noch, wenngleich ich innerlich nicht so dächt. Ja, wenn man wüßt, was sie sich innerlich dabei hat gedacht, hernachen! — Und das, was das Fräle hat gesagt wegen ihrem Gethu? Solch ein alt stumpf Fräle hat manchmal auch eine Stell, wo sie schneidt. Den Reif da, wo noch seine Rinden hat und ungespalten ist, den mach ich auch nicht so um die Stutzen herum. Und ich hab damals freilich noch meine ganze Rinden um mich gehabt und bin noch nicht gespalten gewest. Sie hat gemeint, wie ich damals bin gewest, und da verdenk ich ihrs jetzt selber nicht, wenn sie mich nicht hat gewollt. Hergegen, wenn sie wüßt, wie ich jetzt bin, und daß man schon könnt sagen: Wer was gescheit will anfangen, der muß den Meister Holder fragen! Und wenn sies nun wüßt und möcht mich doch nicht und thät sich groß damit, der Holders-Fritz ist wie dem Herrnmüller sein Spitz; er thut, was ich will, aber einen Spitz nehm ich doch nicht? Oder so; denn sie hat verwünschte Reden, wenn sie anfängt.

Ohne es zu wissen, zerhieb er mit dem Schnitzmesser den Reif, der vor ihm lag.

Oho! sagte er dann; das Wildern ist vorbei! Er packte sich selber mit der nervigen Faust vorn beim Hemdekragen. Ich will doch über dich Herr werden,

Bursch! Du sollst doch nicht der einzig sein, den ich nicht unterkriegt! Na, da wär ja der alte Fritz wieder! Das ist was Rechts, einen an der Gurgel packen. Das ists nicht, sondern Denken macht den Mann!

Ja, wenn man halt wüßt, was sie innerlich meint, setzte er sein Selbstgespräch in einem Tone fort, der mit seiner Aufregung absichtlich im Gegensatze stand. Aber wie soll man das erfahren? Da sind wieder die verwünschten Leut!

Er vergaß, daß er ja selber die Wand zwischen den Leuten und sich aufgeführt hatte. Es ging ihm wie allen, die sich vereinsamen. Er meinte, die Leute machten Opposition gegen ihn, während er dies gegen die Leute that. Den Leuten ists bloß um vorübergehenden Zeitvertreib zu thun. Wär er wieder unter sie getreten, hätt er offen um die Heiterethei geworben und gezeigt, daß er anders sei als sonst, man hätte ihn gelobt und getadelt und — nach wenig Tagen über etwas anderm vergessen. Aber er setzte seinen Groll bei allen voraus, er meinte, ihnen sei es eben so eine Sache des innersten Menschen, ein Ehrenpunkt, wie ihm. In geringerm Maße begegnet jedem etwas Ähnliches. Er kann nicht drüber hinwegkommen, was andre über seine Reden und Handlungen denken mögen, die längst von jenen vergessen sind. Er meint, sie sind so angelegentlich mit ihm beschäftigt, als er selbst es ist.

Das Fräle mag ich nicht schicken, dachte er weiter. Sie kann nicht gut hören, und ich schämt mich, wenn ichs ihr sollt auftragen. Ich könnt die Heiterethei an einen Ort bestellen lassen; das ist auch nix. Wenn ich ihr aufpaßt? Sie ist immer die letzt herein vom Feld. Sodaß sie meinen müßt, ich käm so zufällig den Weg. Und im Zwielicht; und ich müßt passen, wenn sie einmal allein wär, und auch niemand in den Weg kommen könnt. Ja, ich thus! Und die Barten da nehm ich mit. Wenn mir doch jemand begegnet, daß

er meint, ich geh Weiden hauen. Finster ists gnug! Wenn ich noch den Rock umwend, kennt mich keine Seel. Und merken sie doch, und die Heiterethei mag mich nicht, hernachen geh ich nach Amerika!

Wir wissen, wie wenig es ihm glückte, seinen Vorsatz auszuführen. Einmal wartete er vergeblich; sie war wo anders gewesen, als er gemeint; ein andermal war sie nicht allein, ein drittes mal mußte er seinen Lauerposten verlassen, um nicht entdeckt zu werden.

Je öfter er vergeblich gegangen war, desto versessner wurde er darauf, sie zu sprechen. Arbeit und Denken freuten ihn nicht mehr; er dachte bald nur noch an die Heiterethei, und wenn er fleißig arbeitete, so geschah es nur, um das Denken, das immer qualvoller wurde, los zu werden. Und wozu arbeitete er, wenn er nicht für sie mitschaffte? Auch auf die Leute, die zwischen dem Mädchen und ihm hindernd standen, ward er immer zorniger. Und dieser Zorn entfernte ihn wiederum immer mehr von dem einfachsten Wege, das Mädchen durch seine Großmutter ausforschen zu lassen, oder sie offen in ihrem Häuschen oder sonstwo aufzusuchen. Am schlimmsten wurde es mit ihm, als er zu bemerken glaubte, sie weiche ihm geflissentlich aus.

Wir können uns nun leicht erklären, wie es ihn packte, als er dem Schmied glauben mußte, es wisse die ganze Stadt, er sei ein andrer geworden, und zwar aus Gehorsam gegen die Heiterethei, und er bemühe sich um sie, die ihn verschmähe. Sein ganzer alter Stolz wachte wieder auf. Es war ihm nicht genug, sich den Anschein zu geben, als verfolge er die Heiterethei in böser Absicht. Er wollte nun wieder der alte werden, wieder der völlige wilde Fritz, der Heiterethei, der ganzen Stadt und sich selber zum Trotze.

Er stand schon in der Kegelbahn im Schwanengarten, als er zu sich kam und begriff, es sei der verkehrte Weg, sich an der Heiterethei und den Leuten zu

rächen, wenn er nun wieder wild würde, da die Leute wußten, er that es nur, weil die Heiterethei ihn verschmähte. Nein, ihnen zum Trotz mußte er nun ordentlich bleiben, und die Heiterethei mußte Respekt vor ihm bekommen und bereuen, was sie gethan. Der Schwanengarten stieß unmittelbar an die lange Reihe der Stadelgärten. Wenn er über etwa zehn Hage wegstieg, kam er unbemerkt wieder in seiner Werkstatt an.

In wenig Minuten war der Gedanke ausgeführt. Schon stand er an dem letzten Zaune, der ihn noch von seinem Garten schied.

Ja, wenns auf mich ankäm, hörte er da die Stimme der Heiterethei sagen. Er merkt, sie steht im Garten des Nagelschmieds bei diesem und seiner jungen Frau.

Meinetwegen, sagt er trotzig zu sich selbst, ich geh in meine Werkstatt. Er that das wirklich; es war nur seltsam, daß er dazu einen Umweg wählte durch den Nachbarsgarten, und zwar einen, der ihn hinter dichten Weichselbüschchen ganz nahe an den Sprechenden vorbeiführte; und noch seltsamer, daß er dort stehen blieb. Und doch war dies gar nicht seltsam, denn das Rauschen seiner Schritte im tiefen Gras mußte ihn den Sprechenden verraten, wenn er weiter ging.

Ja, wenns auf mich ankäm, hatte die Heiterethei gesagt. Ich könnt bei guter Zeit mit dem Eisen da sein. Aber im Zainhammer ists immer, als machten sie das Eisen erst, das man holen will. Da läuft ein Schmiedeknecht nach dem Buchhalter. Der ist nach Reick gegangen. Hernachen finden sie die Schlüssel nicht, und wer weiß, was noch!

Das Annedorle muß nur recht tribulieren, entgegnete der Nagelschmied.

Jetzt kann der Holders-Fritz die Heiterethei mit der jungen Frau vergleichen, die er neulich für sie gehalten hat. Und er begriff nun kaum, wie die Ver-

wechslung möglich war. Wer die junge Frau allein sieht, der kann sie wohl für hübsch halten, doch der Heiterethei gegenüber! Aber er hat eben selber gar nicht gewußt, wie hübsch die Heiterethei ist. Das sieht er jetzt erst.

Die Heiterethei ist an jedem Gliede voller als die Nagelschmiedin, und doch im ganzen schlanker. Die Nagelschmiedin hat viel in der Art, sich zu halten und sich zu bewegen, mit der Heiterethei gemein; aber es sieht so zufällig an ihr aus, als könnte sie es auch anders machen; bei der Heiterethei dagegen begreift man nicht, wie eine Bewegung an ihr anders sein könnte, als sie ist. Sie gehört zu jenen seltnen Gestalten, die ganz und nur sie selbst sind, wo jeder Zug, jede Bewegung ein notwendiger Bestandteil des Ganzen ist, eine Ausstrahlung ihres innersten Wesenkerns.

Der Holders-Fritz stellt sich vor, wie sie aussehen müßte, wenn sie geputzt an seiner Seite ginge.

Du bist mir der recht Denker! sagt er zu sich. Da hättst du gleich daran denken sollen, daß der Morzenschmied ein Duckmäuser ist, der dich bloß hat ausholen wollen und dich gegen die Heiterethei aufbringen. Das ist dumm, daß die, der Nagelschmied und seine Frau, mit der Heiterethei gehn, sonst probiert ichs heut noch, dem Duckmäuser zum Trotz, ob ich mit ihr sollt zum Sprechen kommen. Aber nun geschiehts morgen ganz gewiß. Die werden sie ja im Zainhammer wieder aufhalten bis zum Abend.

Und mit dem Beginne des nächsten Zwielichts ist er auf dem Wege.

Die Bäuerin, die er am Eingange in das Ulrichsholz fragte, ist ihr nicht begegnet. Herein in die Stadt kann sie noch nicht sein.

Wenn sie aber den Bühel fährt, meint er, verpaß ich sie doch. Den Weg an der Herrnmühl vorbei,

den geht sie nicht; der wär ihr zu viel um. Wenn ich auf dem Ulrichssteg wart, da kann ich sie nicht verfehlen.

Und auf dem Ulrichssteg steht er nun schon eine ganze Stunde lang.

Alles ist still um ihn, kein Mensch zu sehen und zu hören, das ganze Thal hin und her. Wie ists so schwül und so ängstlich! Die Weiden flüstern wehmütig und winken ihn vom Steg weg. Der Bach hüpft, als möchte er nur schnell vorüber sein, und der Fritz sollts auch so machen. Gar nicht fern rauscht das Walkmüllerwehr. Zuweilen blickt der Mond aus den Wolken, als wolle er sehen, ob denn der Holders-Fritz noch immer auf dem Unglückssteg stehe. Dann verhüllt er schnell wieder sein Antlitz, wie einer, der sich seine Angst nicht will ansehen lassen. Wenn er herunter sieht, dann blinkt das Wasserrad der Walkmühle wie die Silberstickerei von einem Leichentuche auf dem Dunkel der Nacht. Eine Singdrossel singt so ängstlich eifrig, als wollte sie einem Scheidenden noch schnell soviel von ihrer süßen Stimme mit auf den Weg geben, als sie kann.

Nur der, dem all dieses ängstliche Bemühen gilt, teilt es nicht, obgleich es allmählich, ohne daß er weiß, warum, seine warmen Gedanken anfröstelt.

Heint muß ich erfahren, wie sie meint, sagt der Holders-Fritz vor sich hin. Will sie mich, hernachen laß ich die Leut Leut sein und führ ein Leben mit ihr, wie der lustig Herrgott von Frankreich, einen Tag schöner wie den andern. Da sollen die Leut einmal sehn, was ein Büttner eigentlich kann machen, der seine Sach versteht, und was einer kann erwerben, wenn er nur fleißig will arbeiten. Und am Sonntag gehn wir zusammen nach den Felsenkellern oder zum Tanz wohin. Die Leut sollen Respekt haben, sie mögen wollen oder nicht. Und wenn wir den Saal hinauf

tanzen zusammen — still! ist das nicht ihr Schiebkarrn, was so geklirrt kommt vom Ulrichsholz her? Den soll sie mir nicht mehr anrühren. Sie soll nix als kochen zu Haus, und was sie selber sonst will thun. Wenn ich einmal sterb, soll sie denken: So lieb hätt mich doch kein andrer gehabt! O, ich wills schon machen, daß sie den Fritz nicht soll können vergessen. Wie ich aber jetzt nur aufs Sterben komm? Ein Kerl wie ich, da gehts nicht so leicht damit, wie mit einem Schneider, und wenn ich das Annedorle hab, vollends nicht! Ja freilich: wenn ich sie hab! —

Aber das ist sie endlich doch, was dort gefahren kommt? Ja, jetzt im Mondschein. Wie das kurios aussieht. Alles drum rum ist finster, und nur das Annedorle und ihr Schiebkarrn sind hell. Es ist ordentlich, als wenn sie selber leuchten thät. Und noch ein Arm daneben, und es ist, als deutet der Arm nach mir. Wem der Arm muß gehören? Das wär verwünscht, wär sie wieder nicht allein. Jetzt — ja nu ists weg. Nu ists dort wieder so finster, wie überall sonst. Aber nunmehr müßt ich sie doch den Weg sehen kommen daher, wenn auch nicht mehr so deutlich wie vorhin. Oder den dort, wo nach der Herrnmühl geht. Und klirren hört man auch nix mehr. Die Bauersfrau hat so wunderlich gethan. Hat sies dem Annedorle doch gesagt, daß sie mir ist begegnet, und ich hab nach ihr gefragt? Und weicht die mir doch mit Fleiß aus? Und hat mich da auf dem Steg gesehn? Aber hernachen müßt sie umgewandt sein und wieder zurück. Oder hab ich mirs bloß eingebildt, daß ich sie sah? Die Leut reden von Ahnungen, wie sies heißen. Soll ich sie nicht kriegen? Dann geh ich übermorgen nach Amerika. Jetzt wars doch, als klirrt' was im Gras unter den Erlen her? — Oder — am allerliebsten wär

mirs hernachen, ich stürb, und lieber heint als morgen. Hernachen wollt ich, es wär eine Ahnung gewest, und die mich hätt bedeutet. Da unten das dunkle Wasser unter mir . . .

Der arme Holders-Fritz! Er hat sie wirklich gesehen; aber er darfs immer für eine Ahnung nehmen, die ihn bedeutet.

Denn nun klirrt es wirklich und laut und hart an ihm auf dem Steg. Er will sich nach dem Klirren wenden, aber ein gewaltiger Stoß reißt ihn um. Er fühlt keinen Halt mehr unter den Füßen. Im Fallen wirkt die Bewegung noch, mit der er sich wenden will. Einen Augenblick sieht er das bleiche Gesicht der Heiterethei über sich; so wild und bleich, so rollend die braunen Augen, so gepreßt die vollen Lippen; es ist immer noch schön. So lange hört er ihr schnelles, tiefes, lautes Atmen.

Jetzt spritzt das Wasser um ihn auf. An allen Gliedern faßt es ihn wie mit kalten Händen an. Mit dem ganzen Leibe aufschlagend, fühlt er wieder festen Boden unter sich; ein Schmerz zuckt vom ersten Finger der rechten Hand nach seinem Herzen zu. Das thut noch ein paar wilde Schläge. In seinen Ohren braust es, als läg er unterm Walkmüllerwehr. Um seine Brust ringelt sich pressend eine ungeheure grüne Schlange; über seine Augen legt sich ein dunkelrotes Tuch. Er schnappt nach Luft und zieht ein kaltes, schweres, nasses, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefste Brust, das er nicht wieder herauszustoßen vermag. Das rote Tuch wird schwarz mit durcheinander wimmelnden gelben Sternen. Der Boden unter seinem Kopfe versinkt, der Kopf nach in eine endlose Tiefe. Und diese eigne Empfindung, die schon in Bewußtlosigkeit übergeht, weiß er, ist die Empfindung, die jeder Mensch kennen lernt, aber keiner mehr als einmal.

Nicht lange, und keine Blase mehr spritzt auf über dem Liegenden. Der Wasserspiegel schließt sich und zeigt gleichmütig der stillen Nacht ihr Bild.

So, zu langsam und doch zu schnell, war der Heiterethei noch keine Nacht vergangen. Dagegen war die vorige mit all ihrer Furcht vor dem Träumen, mit all ihrem Angstschweiß noch eine Ruhenacht, eine Erquickungsnacht gewesen. Da gaukelten nur unbestimmte Erwartungen um sie, was ihr vielleicht Schlimmes begegnen könnte. Heute stand es gewiß, furchtbar gewiß vor ihrer Seele, was sie selber Schlimmes wirklich gethan.

Immer und immer wieder zwang es sie, sich zurück zu rufen, was sie gern vergessen hätte, und hätte sie alles mit vergessen müssen, was sie in andern, glücklichen Nächten so gern gedacht. Und mit unbarmherziger Gewissenhaftigkeit Zug für Zug. Keiner wurde ihr geschenkt. Erst die Genugthuung des Sieges und der Rettung, dann mit der wiederkehrenden ruhigern Besinnung die Angst vor der Art, die Furcht vor den Folgen der That. Wie es sie getrieben, zu dem Stege zurückzulaufen, um zu sehen, ob er noch lebe! Und warum sollte er nicht? Das Bächlein war ja in den heißen Tagen so seicht und floß dort auf weichem, moorigem Grunde. Sie hätte es nicht überleben mögen, wenn er tot war. Ein so tiefes Mitleid entband sich so seltsam und plötzlich aus seinem Gegensatze. Ein beredterer Anwalt sprach dies jetzt für ihn, als alle Stimmen, die ihn früher angeklagt hatten. Ja ihr war, als habe sie selber eigentlich gar nie geglaubt, er verfolge sie, und als müsse sie sich verwundernd besinnen, was sie doch nur getrieben habe zu der feind-

lichen That. Er hatte nichts gegen sie gebrütet; sie hatte nicht Notwehr geübt. Nein! Ohne alle Ursache hatte sie sich an ihm vergriffen. Es war ihr ein Bedürfnis, eine selbstmörderische Lust, ihrer That die geringfügigsten Ursachen unterzulegen, damit sie selber sich nur recht hassenswert erschien.

Aber war jetzt Zeit zu solchen Gedanken? Jetzt, wo jeden Augenblick jemand sie sehen konnte? Und wenn sie sich dennoch wendete, ihn zu retten, wenn es noch möglich ist — stehen nicht schon Menschen um den Steg? wohl gar schon die Gerichte? Wenn sie jenen Umweg unter den Erlen einschlägt, kommt sie von der entgegengesetzten Richtung nach der Stadt. Aber weiß man nicht dennoch, daß sie im Zainhammer gewesen ist? Hat der Schneider sie nicht gesehen?

Die letzten Einwände treffen sie schon auf dem Erlensteig. Der Umweg wird ihr nicht helfen. Und ist es ihr nicht gleichgiltig, ob man sie sieht? Ob man sie ergreift? Wäre ihr in diesem Augenblicke die Todesstrafe nicht Wohlthat? O, ich wollt, stöhnte sie vor sich hin, sie machten mich auch tot! Warum flieht sie denn? Warum schlägt sie den Unterrock herauf über den Kopf, um sich unkenntlich zu machen?

Ja, wäre es einen Augenblick nur! Müßte sie jetzt, jetzt niederknieen, und das breite Schwert durchzischte ihr den Nacken! Aber wenn sie mit Ketten geschlossen über die Straße geführt wird, und die Leute weichen scheu vor ihr und flüstern auch nicht eher mit einander, bis sie vorbei ist! Und das Gefängnis! Zwischen den engen Steinwänden soll sie still sitzen, wer weiß, wie lange! Sie, der es wie dem Reh und dem Vogel nur im Weiten wohl ist! In der Gerichtsstube muß sie stehn und sich von Männern ins Gesicht sehen und sich fragen lassen, wer weiß, was! Stundenlang! Und dazwischen ists so still, daß man nur die Federn knarren hört, die aufschreiben, was sie gethan. Und die Leute —

aber die Leute wissen ja, daß er sie verfolgt hat; sie alle könnens bezeugen, sie alle habens gesehen.

Und so oft sie im gezwungnen wieder und immer wieder Durchleben der Ereignisse der schrecklichen Nacht an diesen Gedanken kommt, dann wünscht sie den Tag herbei, den sie doch fürchten muß. Dann sind die Frauen wieder da, und an der Dringlichkeit ihrer Warnungen wird sie gewiß, daß sie die That thun mußte, daß sie Notwehr war, und Notwehr ist erlaubt. Ja, sie hat nur Notwehr geübt. Hatte die Bäuerin nicht die Axt blinken sehen? Hatte er nicht gegen den Schmied gedroht? Sollte sie in ewiger Angst leben? Nein! lieber sterben, wenn es sein muß. Aber muß es denn sein? Soll sie sich nicht wehren? Und wieder stand der Fritz auf dem Steg. Und wieder fährt sie mit dem Mute der Verzweiflung auf ihn los. Und wieder stürzt der Fritz in den Bach. Und wieder fragt sie sich: Ich habs doch wohl eigentlich gar nicht geglaubt, daß er mir was will thun; ich möcht nur wissen, was mir gewest wär, daß ich ihm das hab gethan! Und wieder endeten und wieder begannen die Ereignisse der Nacht ihren schwindelerregenden Reihentanz vor den fieberisch glühenden Augen des Mädchens.

Der gehoffte und gefürchtete Tag kommt — und kommt eben so wie jeder andre.

Die Heiterethei begreift nicht, daß sein erster Strahl auf den zerbrochnen Spiegel fallen kann wie immer, da in ihr alles so anders ist. Sie meint, heute muß die Sonne wo anders aufgehen und auch anders aussehen als sonst. Aber der Tag kommt eben daher, wo seine ältern Brüder herkamen, und er zögert auch nicht und eilt auch nicht; gleichgiltig wie jeder andre, ob man ihn fürchtet, ob man ihn erhofft. Und er kommt nicht einmal in Wolken gehüllt, er kommt so blau und golden, als wüßte er sich bloß erhofft.

Und wenn es an das Häuschen pocht, so ists auch

nicht ein Bote des Kriminalgerichtes, so ists nur der alte Holunderbusch, der sich behaglich in sich hineinschüttelt im lustigen Morgenwind, als wüßte auch er nichts von den Ereignissen der schrecklichen Nacht.

Die Heiterethei sieht jedes Kleidungsstück, das sie anlegt, darauf an, ob es nichts davon weiß. Der Bach, in dem sie sich wäscht, erzählt immer noch die alten Geschichten und nichts von der gestrigen Nacht.

Wie sie alles andre so fest sieht im alten Geleise, möchte sie an sich selber zweifeln. War alles, was sie erlebt zu haben meint, eben das, vor dessen ihr unbekanntem Wesen sie sich immer gefürchtet, ein Traum?

Aber da steht ihr Karren noch mit dem Eisen. Das hat sie doch gestern vom Zainhammer gebracht. Sie hat es nicht an den Nagelschmied abliefern können, weil sie auf dem Umwege so spät heim kam. Und warum hatte sie den Umweg gemacht?

So war doch alles wirklich geschehen!

Aber wie kam es denn, daß man sie nicht ins Gefängnis holte? War es ihr gelungen, allem Verdachte auszuweichen?

Das Eisen muß zum Nagelschmied. Auf dem Wege dahin wird sie Leuten begegnen, und die müssens ihr doch ansehen, daß sie es ist, die es gethan hat. Die Gassenjungen müssen ihr nachlaufen und mit den Fingern auf sie zeigen: Die, die da ists! Die ists gewesen, die hats gethan!

Oder wars nicht so gefährlich für den Holders-Fritz ausgefallen, als sie gefürchtet hat? Sollte sie nicht sterben oder ein ganzes Leben hindurch das erdrückende Gewicht der Unthat auf ihrer Seele tragen müssen? So will sie wenigstens die Ungewißheit loswerden.

Hab ichs gethan, so mögen sie mich einsetzen, sagte sie; hernachen mag ich auch nicht mehr am Leben bleiben. Muß ich sterben, so will ichs wenigstens nicht am Fürchten. Und so ists, und nu ists fertig.

Aber in dem alten Tone sprach sie das nicht.

Nun hört sie die alte Annemarie die Treppe herunterkommen, um ihr Wächteramt anzutreten. Die Heiterethei muß eilen; sie fühlt die Blicke der Alten auf ihrem Rücken brennen.

Das starke Mädchen vermochte kaum, den Schiebkarren zu heben. Es war, als läge ihre That mit darauf.

Und wie langsam kommt sie diesmal von der Stelle! Jeder Vorübergehende wird sehen, wie sie zittert, und bedenklich stehen bleiben, um sie recht zu besehen. Und desto weniger wird sie eilen können. So dachte sie, wie sie um die Ecke biegend in die Weidengasse kam. Und dort steht schon einer am Fenster und beobachtet sie. Er öffnet das Fenster und ruft: Die ists! Nein; er ruft dem Bader, der aus einem andern Hause kommt, zu eilen! Aber weshalb? Soll er ihm helfen, sie beobachten? Oder sie aufhalten? — Er barbiert wohl den Wirten ihre Fässer, und seine Kunden können sich den Bart mit der Scher abschneiden? So zankt der Geleitsreiter aus dem Fenster, und der Bader entgegnet lallend und stolpernd: Keinen Tropfen, Herr Geleitsreiter! — Das ist ja auch wie jeden Tag, sagt wieder aufatmend die Heiterethei.

Sie kommt durch Gassen und Gäßchen; da hat jedermann mit sich selber zu thun; wenn einer auf sie redet, so ists mit einem herkömmlichen Spaße. Niemand sieht ihre That ihr an. Nirgends stehen Leute beisammen, die mit einander flüstern und sich erzählen, was da wieder einmal Schreckliches ist geschehen. Die Gassenjungen schlendern der Schule zu; keiner läuft hinter ihr her und zeigt mit den Fingern auf sie: Die ists, die hats gethan. Ihre Last wird ihr immer leichter, ihr Schritt federnder.

Ich mein, das Annedorle ist über Nacht geblieben

im Zainhammer, sagt der Nagelschmied, der in seiner Thür steht. Die ist gut nach dem Tode schicken.

Die Heiterethei weiß nicht, soll sie sagen, sie sei die Nacht zu spät heimgekommen, um das Eisen noch zu überliefern. Ich denk, sagt sie, damit wartet ihr noch ein Jährle oder ein paar. Meinen Schiebkarrn kann ich wohl da bei euch lassen stehn, dann brauch ich nicht erst noch einmal heim. Rückwärts von meiner Bäs ihrem Lein nehm ich ihn wieder mit.

Na, da laßt nur nicht etwa das Unkraut stehn und rupst den Lein raus, Annedorle! Damit geht der Schmied wieder hinein.

Die Heiterethei ruft ihm noch nach: Seht ihr nur eure Nasen nicht für einen glühnden Nagel an.

Dann geht sie ohne Schiebkarren weiter nach dem Ulrichsthore zu. Sie lebt zwei Leben zugleich neben einander. Mit dem einen ist sie in der alten Umgebung die alte Heiterethei, mit dem andern eine Verbrecherin, die jeden Blick auf sich gerichtet meint und vor jedem Tritt, vor jedem rauschenden Blatt erschrickt. Bald scheint ihr dieses, bald jenes Wirklichkeit, und das andre ein Traum.

Nun ist sie aus dem Thor; der Weg, den sie geht, ist der Ulrichsweg, derselbe Weg, auf dem sie gestern die That verübt hat. Fast möchte sie umkehren, wenn ihr das einfällt, und doch zieht sies wie gewaltsam und wie der Vollendung ihres Verhängnisses entgegen.

Wie ist das heute anders als gestern! Wie viel Menschen beleben die Gegend, die gestern so einsam war!

Bist du auch einmal die letzt, Annedorle? ruft ihr eine Stimme zu. Es sind ihre Mitjäterinnen auf der Base Leinfeld, die stehn blieben, weil sie die Heiterethei sich nachkommen sahen. Die Heiterethei holt sie ein. Nun gehen sie zusammen weiter. Die Mädchen erzählen sich allerlei, necken sich und lachen; von dem Holders-Fritz wissen sie, scheint es, nichts.

Nun sind sie nahe am Ulrichssteg; immer kommen ihnen Leute nach und entgegen. Im Vorbeigehn wird ein scherzender Gruß ausgetauscht, und noch immer hat kein Mensch des Holders-Fritz gedacht.

Sie möchte schon wieder glauben, ein Traum habe sie zum besten gehabt, aber rechts vom Stege, wo der Bach einen breiten Sumpf bildet, sind die Wassergräser Menschenleibs lang niedergedrückt, und darüber steht eine Pfütze.

Kein Mensch sieht danach; die Heiterethei nur mit einem einzigen scheuen Blicke. Zugleich fragt sie: Aber was ist das für ein Rauch da links in den Bergen?

Ein Rauch? Möcht ich wissen, wo! Was du auch manchmal siehst, Annedorle?

Die Heiterethei hat alle Blicke von der Richtung nach dem Steg abgewandt; nun fehlt ihr der Mut, die gelungne List zu nutzen. Sie fürchtet, die Blicke der andern werden dem ihren folgen, wenn sie nach der Pfütze sieht.

Nun sind sie über den Steg.

Die Heiterethei trägt ihren Hut an den langen Bändern und läßt ihn fallen. Sie geht wie in Gedanken noch einige Schritte, damit sie sich zurückwenden muß, wenn sie ihn aufhebt. Aber sie hat nicht an die Erlen gedacht — dieselben tief herabhangenden Zweige, die gestern ihr Heranfahren auf den Holders-Fritz versteckten, verdecken ihr jetzt die Aussicht nach dem Bache.

Möcht ich nur wissen, wer mir den Hut beschrien hätt! lacht die Heiterethei und martert sich während des ganzen Scherzgesprächs, das sich an diese Worte knüpft, ab, das Erinnerungsbild von jenem flüchtigen Blicke sich zu vergegenwärtigen. Aber so deutlich vermag sie es sich nicht zurück zu rufen, daß sie daran zur Gewißheit käme, ob Blut auf der Pfütze stand oder nicht.

Innerlich damit beschäftigt, ist sie schon auf dem Leinfelde und mit ihren Gefährtinnen lange in der Ar-

beit begriffen, und meint noch auf dem Wege zu sein. Da weckt sie die Stimme eines Vorübergehenden. Es ist die Stimme ihres Verhängnisses selbst.

Wißt ihrs schon?

Die Mädchen richten sich auf und sehen nach dem Fragenden. Die Heiterethei, die dem Weg am nächsten steht, muß an sich halten — sonst merken alle, sie weiß es schon, was der erst sagen will.

Wie lange nun das währt, bis er weiter spricht! Aber nur der Heiterethei, den andern nicht, so neugierig sie sind. Doch wer weiß, wie ewig die Erzählung dauern wird! Und währenddessen muß sie zehn Augen verbergen, was in ihr vorgeht! Das müssen die andern nicht.

Der Holders-Fritz, fährt die Stimme fort, und die Heiterethei zuckt zusammen, ist aufgehoben worden vom Gericht dort im Sumpf am Ulrichssteg.

Die Angst der Heiterethei eilt dem Erzähler voraus: Die Heiterethei hat ihn . . . Aber nein! Der fährt anders fort.

Man weiß nicht, sagt er, ob er selber ist hineingestürzt, oder ob ihn jemand anders hat hineingeworfen, aber tot ist er.

Die Heiterethei vergißt, Atem zu holen; fast hätte sie vergessen, zu leben. Aber — ja so tot wie wir sind! lacht eine andre Stimme. Der recht Arm ist gelähmt, sonst nix. Er ist damit auf einen spitzigen Stein gefallen, wie er hat Weiden wollen haun. Ich hab ihn selber gesehn.

Auf dem Gericht? fragt der erste.

Hast dirs auch lassen weismachen? Wenn sich die auch noch einmengen wollten, wenn einer von selber in den Bach fällt und ganzbeinig wieder aufsteht und geht allein nach heim, das thät gerad noch fehlen.

Weiter hörte die Heiterethei nichts.

Die andern wußten nicht, was ihr begegnet war,

daß sie plötzlich in die Kniee fiel und mit beiden Armen in den grünen Lein griff, als wenn sie jemanden umarmen wollte, und in einem Atem weinte und lachte.

Was ist dem Annedorle? fragte die Base erschrocken.

Nix, sagte die Heiterethei, noch immer zugleich lachend und weinend. Nix, Bäs, nix. So ein verwünschtes Viergebein (Eidechse)! Ich jät der Bäs ihren Lein mein Lebtag nicht wieder mit, wenn sie nicht die Viergebein abschafft auf ihrem Feld. Nein, Bäs, laß Sie nur die Viergebein; sie wollen auch leben auf der Welt. Und die Welt ist so eine lustige Welt! — —

Seht, sagte der Gurken-Kaspar, von seinem Kartoffelfeld auf die Heiterethei deutend, die heimwärts daran vorbeiging. Wie das geht! Sprung auf Sprung. Heiterethei, Heiterethei! Die tanzt wieder einmal ihren Namen.

Auf einem andern Felde stand ein Bursche. Man sah, er suchte ein Gespräch, um einen Vorwand zum Feiern zu haben.

Annedorle! rief er, du tanzst wohl schon auf die Kirchweih los?

Ja, sagte die Heiterethei. Hernachen bin ich fertig, wenn du anfängst. So bleiben wir im Geschick.

Auf einer Wiese lachte man den Abgefertigten aus.

Wann wird der einmal eine gescheite Antwort fehlen! rief einer.

Wenn du einmal eine hast, entgegnete die Heiterethei. Das geschieht in sieben Jahren nicht!

Der Gurken-Kaspar sagte noch hinter ihr her: Die Tag war mirs immerfort, als wär der Kreuzberg nicht mehr an seiner Stell; es war mir was, und ich hab doch nicht gewußt, wo ichs hinthun soll. Nun merk ichs erst; das ist gekommen, weil die Heiterethei nicht mehr so getanzt ist wie sonst.

Wir kehren zum Holders-Fritz zurück, den wir, durch den Anprall der Heiterethei vom Ulrichssteg herabgestürzt, im Zehntbach untersinkend verließen.

Nicht lange, und keine Blase mehr stieg über ihm auf, der Wasserspiegel schloß sich über ihm und zeigte gleichmütig der stillen Nacht ihr Bild. Zu plötzlich war er aus seinen Sehnsuchtsgedanken herausgerissen worden, zu unvermutet war der Angriff des Mädchens gekommen, zu schnell der betäubende Sturz und das erstickende Einatmen des schlammigen Wassers darauf gefolgt. Er wußte kaum, was ihm geschehen und wo er war, und auch der letzte Rest der Besinnung mußte ihn verlassen, hob ihm nicht in dem Augenblicke, der über Leben und Tod entscheiden sollte, ein instinktmäßiges Aufstemmen der Hände auf dem seichten Grunde des Sumpfes Kopf und Brust über die Wasserfläche empor und hielt sie da fest, bis das Eingeschluckte durch Mund und Nase wiederum herausgestoßen war. Das Dunkel vor den Augen schwand; die grüne Schlange wälzte sich von seiner Brust herab, sowie diese statt des harten, kalten, gurgelnden Dinges wiederum die weiche Sommernachtluft einsog, und ringelte sich glitzernd und riesenlang von ihm weg, bis er gewahr wurde, sie sei nichts anders als der altbekannte Zehntbach, und er selber liege bis an die Brust in des Baches Wassern. Was über ihm schwarz vom blauen Nachthimmel sich abschnitt, war der Ulrichssteg, auf dem er kaum vor einer Minute noch gestanden hatte. Er besann sich, was er eben gethan und wie er heruntergekommen sei, und konnte erst nichts finden, als über ihm vorbei rasend ein bleiches, wildes Mädchengesicht mit rollenden braunen Augen und zusammengepreßten Lippen, durch die weitgeöffneten Nüstern schwer, rasch und hörbar atmend. Er griff mit beiden Händen nach dem Steg, um sich auf ihn hinaufzuschwingen; aber der Schmerz, der von der rechten Hand bis zum Herzen flutend zuckte,

machte ihm das unmöglich. Er mußte eine Stelle suchen, wo das Ufer seichter war, und über einen Teil der Wiese, um wieder auf den Weg zu kommen.

Mühsam fand er endlich zusammen, was an und in ihm vorgegangen war in dem Augenblicke zwischen seinen harrenden Sehnsuchtsgedanken und dem Sturz in das Wasser. Er hatte dem so plötzlich auf ihn zuklirrenden Schiebkarren unwillkürlich den Arm entgegengestreckt und war durch den Stoß des Fuhrwerks gegen seine Hand über den Rand des Steges gedrängt worden. Die Verletzung an dem ersten Finger der Hand abgerechnet, konnte der Hergang nicht glücklicher für ihn ausgefallen sein. Aber seine erste tief heraufschwellende Empfindung war: Wärst du doch liegen blieben im Bach!

Er wußte nicht, war der pressende Schmerz im Herzen und krallte bis in die Hand, oder war er in dem Finger und zuckte von da bis in die Brust hinein. Wie seine Seele rang zwischen Zorn und Schmerz, er fand nur die Frage: Was hast du ihr gethan? Er empfand mit einer Art schmerzlicher Lust ihr ganzes Unrecht an ihm durch, und anstatt ihn frei zu machen von seiner Liebe zu ihr, trieb es diese nur zu größerem Wachstum. Es scheint dies wunderlich, aber es ists nicht. Oft macht, was wir voraus haben vor andern, uns sie zu lieben geneigt, während wir im Bewußtsein, gegen andre im Unrecht zu stehen, in ihnen das Gefühl unsers Zurückstehens hassen. Aber seinem Stolze kam eine unerwartete Hilfe.

Er hörte schadenfroh lachen. Zornig wandte er sich und fand den Läpplesschneider hinter sich stehen. So hatte das Tier, das dem Holders-Fritz alles zum Possen that: die Leute, auch hier ein Auge und ein Ohr gehabt. Und was dieses heute gehört, das wußte morgen das ganze Tier. Da stand der alte Groll wieder

auf seinen Beinen und machte den Holders-Fritz dem Schmerz der Liebe streitig.

Nu kann man wohl lachen, sagte der Schneider; denn, wie man sieht, hat dir das — er machte die Bewegung des Schwingens — nix geschadt. Ja, das ist ein Teufelsmädle, das!

Wer? fragte der Fritz, der nicht geahnt hatte, einen Zeugen seines Sturzes zu haben, wild.

Dächt ich doch, entgegnete der Schneider, noch stärker lachend, du wüßtst, wen ich mein. Spürst sie wohl noch in allen Gliedern, denk ich. Kreuzelement, muß dir die einen Schwung gegeben haben, daß du so weit vom Steg bist geflogen! Mach mir nix weis, Fritz. Weiß die ganz Stadt, du hast ihr aufgelauert schon eine Wochen lang. Sie hat einmal sollen sehn, sie ist nicht die Allerstärkst und nimmts mit jedem Mannsbild auf. Sie hat sollen sehn, du bist doch stärker. Du brauchst dich nicht zu ärgern, daß dirs quer ist gangen. Da am Gründer Markt hat sies mir, dem Morzenschmied und dem Weber vom Säumarkt nicht besser gemacht. Sei nicht wild, wenn ich noch immerfort lach. Muß das ein Griff gewest sein! Ja, die hat Arm wie Buchenäst, das Teufelsding! Ich bin doch auch einer und kein Pfefferkuchenmännle — er hob den Rechen, den er auf der Schulter trug, um recht groß auszusehen, — ich hab Stärk wie einer da in meinen Armen, aber bei der ist der stark Holders-Fritz nix. Wir wollen ihr eins einbrocken, Fritz! Das wird angezeigt. Sie soll schon Respekt kriegen vor uns Mannern.

Ich weiß nicht, entgegnete der Fritz, was du mit deiner Sie willst und wen du damit meinst! Ich hab Weiden wollen haun und mich zu weit übergebogen; da hab ich das Geschick verloren und bin gestürzt. Kann sein, es ist just eins über den Steg gegangen; das weiß ich nicht. Und wer weiß, wie dirs da vorgekommen ist!

Er wußte selber nicht, was ihn zu diesem Vorgehen trieb. Er meinte, es sei nur die Scham vor den Leuten, und doch war eben so viel Sorge um das Mädchen mit dabei.

Ja, sagte der Schneider, du willst nicht, daß es heißt: Den starken Holders-Fritz hat ein Mädle in den Bach gerannt. Aber das geht mir nix an. Ein rechter Bürger muß alles Unrecht anzeigen, wo er sieht.

Dem Holders-Fritz stieg der Zorn auf, daß er wieder zum alten Wildthun greifen mußte. Ich sag, ich hab Weiden wollen haun und bin selber gefallen, und du weißt nicht, was du redst. Wers anders sagt, der hats mit mir zu thun!

Ja, meinte der Schneider, da möcht man fast dem Morzenschmied recht geben, du hättst ihr bloß aufgepaßt, du wärst in sie verschameriert und hättst deine Sach wollen anbringen, weil du ihr nix willst lassen thun. Und da ist die Geschicht noch närrischer. Ich hör die Männer schon im Gringel lachen. Haha!

Dem Fritz lohte die Scham ins Gesicht.

Ja, es giebt weiter keine in Luckenbach! Und wenn ich wart, wo die Valtinessin-Ev vorbeigeht oder sonst eine, so geht das keinen Schneider was an.

So? Hast dus auf die gemünzt, und die Heiterethei hat gemeint, es gilt ihr? Du hast mit der Ev wollen karessieren, und die Heiterethei meint, du willst ihr deine Stärk zeigen; das ist verwünscht!

Du bist still mit der Heiterethei! rief der Fritz zornig, aber eigentlich nur, weil der Schneider, das Stück Leute, sie nicht mit diesem Namen und überhaupt gar nicht nennen sollte. Und ich sag dirs noch einmal, wer die Lügen aussprengt, die du da hast gesagt, der soll sehen . . .

Der Fritz schwang den gewaltigen Arm, um seiner Rede mit einem Schlag auf einen imaginierten Wirtstisch Gewicht zu geben, und zuckte zusammen vor dem

Schmerz im Finger, den er in der Hitze des Gespräches vergessen hatte.

Hm, meinte der Schneider, deine Ursach mußt du doch haben. Ja, von der Ev und dir ist die Red gewest, und an so ein arm Mädle, wie die Heiterethei ist — na, ich sag nichts wieder von der Heiterethei, brauchst nicht so aufzufahren, — an so eine ist da freilich nicht zu denken. Donner, die Ev, die hat ein paar Kasten und Zeugs darin! Und da meinst du auch, die Ev wirds erfahren, und du verlierst den Respekt. Ja, und Respekt muß im Haus sein; darauf halt auch ich. Du mußt nicht etwa denken, ich fürcht mich vor dir und bin still aus Furcht. Da kennst du den Schneider schlecht. Ich red so nicht von Sachen, wo mich nix angehn. Das schickt sich nicht für einen, wo ein Mann ist. Deswegen kannst du ohne Furcht sein, Fritzle; da kannst du dich trösten!

Sie waren im Gespräche an einen Ort gekommen, wo ihre Wege sich schieden.

Wie er allein war, fühlte der Holders-Fritz erst, daß ihn fröstelte. Aber er war innerlich zu erregt, um darauf etwas zu geben. Er sagte zu sich: Ich wollt, mir wär was anders eingefallen, als das Ordentlichsein. Das ist schuld an der ganzen Geschicht. Nu wird der Schneider reden und der Schmied. Und das ist verwünscht, daß es wieder die Wahrheit ist. Ich könnt gleich wieder in das alt Wildthun hineinkommen. Ich wollt, ich wär nie anders gewest. Das Denken ist dumm Zeug; deshalb ist das Vieh so vergnügt, weils nicht denkt. Jetzt gleich geh ich in die Schwane und geh nicht eher wieder heraus, bis ich die vergessen hab.

Er hielt den schon schneller gewordnen Schritt wieder an und biß die Zähne zusammen.

Ja, daß sie mich auslachen da und sagen: Er ist wieder wild, weil ihn die nicht mag und hat ihn in

den Bach gerennt? Und wenn sie ihn nicht in den Bach hätt gerennt, wär sie ihn nicht losgeworden; so ist er ihr überall nachgelaufen. Und daß sie selber sagt: Er ist gewest wie dem Herrnmüller sein Spitz, und so einem muß man einen Tritt geben, sonst hat man keine Ruh vor dem Vieh. Element! Daß ich ihr nicht aufsässig kann sein, und wenn sie noch schlimmer wär und noch niederträchtiger thät! Und den Finger da; wenn ich nicht mehr kann arbeiten, hernachen hab ich erst Zeit zum Aufpassen, da kann ich ihr ja nachlaufen den ganzen Tag, da kann sich der Spitz lassen treten, so viel er Lust hat. Das wird anders, Bursch, das sag ich dir! Die Ev sollst du frein, so wahr ich der Holders-Fritz bin. Das soll dir nicht umsonst eingefallen sein. Der Schneider hat mirs auch geglaubt; da werdens die Leut schon erfahren, daß ich der Ev aufgepaßt hab und nicht jener. Und die Heiterethei ..

Er blieb wieder stehen. Es fiel ihm ein, da die Heiterethei nichts mit ihm haben wolle, werde sie sich nicht ärgern, nähm er die Ev. Und wenn ichs ihr nicht zum Trotz thu, so thu ichs dir selber zum Trotz, sagte er dann wieder zu sich, weil du sie nicht aus den Gedanken kannst bringen. Wild thu ich nicht mehr, das weißt du, aber unterkriegen will ich dich wohl noch, Bursch! Du sollst mir die Ev heiraten. Warum willst du jene nicht vergessen?

Er hatte sich selber am Kragen gepackt, so wars ihm ernst.

Es war das eine sehr mittelbare Weise, sich an der Heiterethei in seiner eignen Liebe zu ihr zu rächen. Aber er hielt sie fest.

Fräle, sagte er zu der Großmutter, ihr habt mir neulich von der — Valtinessen-Ev geredt, ihr wißt schon, was. Das könnt ihr fertig machen. Sagt mir nix weiter davon; in acht Tagen muß die Sach fertig sein. Ich bin ihr schon lang zu Gefallen gegangen

— das könnt ihr sagen — und hab sie nicht allein können antreffen.

Die Großmutter wunderte sich, ihn einmal wieder in seinem Hause zu sehen, wenn auch in tiefer Nacht. Da sie seinen Zustand gewahr wurde, seine Kleider naß und voll Schlamm, ihn frösteln und von seinem verletzten Finger Blut fließen sah, geriet sie außer sich.

Es ist nix, sagte er; beim Weidenschneiden bin ich in den Zehntbach gefallen.

Die Alte, voll Furcht, er könne sich erkälten, wollte ihn im Hause behalten und bewegen, schnell zu Bette zu gehn oder wenigstens die Kleider zu wechseln. Er könne den Tod haben davon.

Wär mir just recht, dachte der Fritz. Er blieb darauf, so wie er sei, nach seiner Werkstatt zu gehn, und wenn sie ihm den Bader etwa nachschicke, der solle sehen, seine andre Hand sei noch gesund.

Sie meinte ihn dadurch zu überreden, daß sie sagte: Aber, du bös Tichterle, wenn du krank wirst, oder der Finger wird schlimm, daß du nicht kannst arbeiten?

Ich mag nicht arbeiten mehr! Ich seh nicht, wozu! Ich seh nicht, wozu einer leben will! fuhr der Fritz auf. Wenn ihr was wollt thun, Fräle, so macht das geschwind fertig, ich hab euch gesagt, was. Oder ich geh übermorgen nach Amerika.

Die Vorstellung, daß einer nach Amerika auswandre, war der Großmutter immer schrecklicher gewesen als die des Sterbens. Da, meinte sie, komme man zu seinen Leuten, und dort zu lauter Fremden. Die Valtinessin-Ev schien ihr nicht die Frau, die sie ihrem Enkel wünschen sollte. Doch versprach sie ihm, die Sache möglichst bald in Richtigkeit zu bringen, wenn sie auch bei sich dachte: Das ist die best Eil, die nix übereilt, und Gott seis gedankt, der Menschen Gedanken in ihren Köpfen sind auch nicht so fest, als die Erd unter ihren Füßen.

Sie konnte nicht schlafen. Es fiel ihr nun erst recht ein, wie er gefiebert, wie er bald dunkelrot, bald totenbleich gesehen, sein ganzes zerstörtes Wesen, wie er zuweilen gewankt; wie viel Blut er auf dem Heimwege schon verloren haben müsse. Besser ist besser, meinte sie. Sie nahm ihren blauen Mantel um die alten Schultern, trippelte nach der Weidengasse und weckte den Bader. Mit diesem kam sie eben noch rechtzeitig in ihres Enkels Werkstatt an.

Den andern Abend saß der Morzenschmied ganz still im Gringel. Er hatte sich beiseite gemacht und schien wenig von dem zu hören, was gesprochen wurde. Es galt dies dem Holders-Fritz; man wollte wissen, er sei krank. Der Morzenschmied meinte: Ja, einen Schnupfen mag er schon gekriegt haben davon. Dann kroch er ganz in sich hinein und versank völlig in die Betrachtung seiner Pfeife. Er hielt sie wieder und wieder einmal so nah vor seine Augen, als wär er plötzlich kurzsichtig geworden. Dann kniff er die Augen auf die Weise zusammen, die nur ihm gehörte, bis sie ganz schief zu stehen schienen, und immer öfter meldeten sich Anwandlungen des eignen Schluchzens, das wir schon an ihm kennen.

Endlich erhob er sich, lange vor seiner gewöhnlichen Aufbruchszeit, bezahlte schweigend und duchste hinaus.

Eben so duchsig trat er daheim in die Stube. Ein unmerkbar flüchtiger Blick zeigte ihm, daß seine Morzenschmiedin in der Ecke an der Wiege des Gottliebles saß. Sie nahm sich aus wie ein Pfahl, an den das Kind vielleicht gebunden war, damit kein Geier es wegtragen konnte.

Und nun dehnte sich sein vorher ganz zusammengeschobnes und gefaltetes Gesicht eben so in die Länge. Wiederum fingerte er zitternd an der eben aufgehängten Jacke herum.

Die Schmiedin sah ihm eine Weile zu. Die Neugierde schraubte sie mit unsichtbarer Schraube immer höher vom Stuhle empor; es kostete Mühe, das Gleichgewicht zu erhalten. Das Gottlieble war nie so langsam eingeschlafen als diesen Abend. Als es endlich doch geschehen war, stand sie mit zwei Schritten hinter dem Schmied und fragte: Aber was ist denn? Was hast du nur wieder einmal?

Du bist da? gegenfragte der Schmied über seine Schulter. Dann, indem er sich wandte: Hast du denn auch Thee genug daheim für die Nacht?

Wie kommst du auf den Thee, Morzenschmied? Hasts etwa wieder einmal in der Achsel? Ach, deinen Schlucker hast du einmal wieder!

Der Morzenschmied antwortete nicht, sondern sagte wie zu sich selbst: Ich bin nur froh, daß ich froh bin. Dann wandte er sich zu der Schmiedin: Ich sag dir, es giebt nix Gescheiters auf der Welt, als wenn einer so eine gescheite Frau hat wie ich. So gut ist heut nicht ein jeder dran. Ja ja. Das wird eine schöne Geschicht! Ich habs mir gedacht, was mit der Wachtstuben noch müßt herauskommen. Na, wir beiden können lachen. Aber die daran schuld sind. Ja, du weißts wohl noch gar nicht. Die Heiterethei hat den Holders-Fritz vom Steg gerennt. Und ich möcht nicht unter denen sein, die ihr so lang haben angst gemacht, bis sie desperat ist geworden.

Die Heiterethei hat ihn hineingerennt? Aber er lebt ja noch, und es ist gar so gefährlich nicht mit dem Holders-Fritz. Das Holders-Fräle selber hat mirs gesagt.

Ja, sagte der Schmied, daß er noch lebt, das ist

nicht denen ihre Schuld; das Gericht sieht darauf, wies hätt können werden. So stehts im Gesetz. Sie hat ihn doch in den Bach gerennt, daß er sollt ertrinken, und dazu haben sie die verrückten Wachtstubenweiber gebracht. Sie haben ihr weisgemacht, der Fritz hätt ein Beil bei mir bestellt, und was noch sonst für dummes Zeug.

Ja, hast dus denn nicht selber gesagt? fuhr die Schmiedin auf, wild vor Angst. Und nu sollens die armen Weiber sein, du greulicher Mann?

Der Schmied schien die Rede seiner Frau für einen Ausbruch von Heiterkeit zu nehmen. Ja, wir beiden können lachen, fuhr er fort. Ich hab freilich auch so was gedacht, aber Denken ist ein andrer Mann wie Sagen. Und der Morzenschmied ist kein Esel seines Namens, daß er so schrecklich gefährliche Ding auf dem Markt ausschreit. Ich habs niemand gesagt, als dir, Lene; und hab dir das Weitersagen obendrein verboten. Sag nix; ich weiß ja, das war unnötig. Du bist das vernünftigst Weib in der Stadt und verbrennst dir von selber nicht die Finger. Weil ich so hab gesehn, wie die andern Manner in Angst sind gewest, da hab ich erst gemerkt, was ich an dir hab. Und da hab ich dir ein ganz Päckle Aniskuchen vom dicken Semmelbeck mitgebracht, weil du die so gern ißt. Freilich, Lene, ich weiß ja, dir hätten sie mit glühenden Zangen nix davon abgezwackt, was ich dir hab gesagt, du sollsts heimlich halten. Und da ist auch Zeug zu einem Schöpple für dich. Du hättst längst gern so eins gehabt. Siehstu? Einem vernünftigen Weib kann man nicht zu viel zulieb thun. Mach doch und iß, Lenele. Sie sind wohl nicht süß genug? Sind von den besten, wo er hat. Denn siehstu, wenn auch die Heiterethei nicht desperat wär geworden, so haben die verrückten Wachtstubenweiber doch gesagt, der Fritz will sie umbringen. Ja, das will das Gericht nun bewiesen haben; wer

weiß, müssen die Weiber einen leiblichen Eid schwören vor einem Tisch, der ganz schwarz aus ist geschlagen, und da liegt ein Totenkopf drauf, und die Geistlichkeit steht dabei, und der Meister Schramm, ihr Hinterviertel, und unten auf der Gaß singt der Kantor mit seinen Jungen. Der verwünscht Schlucker! Jß doch, Lenele. Ich mein, es ist ein Jahr her, daß ich dir keinen Schmatz hab geben. Komm her, Lenele; thu nicht so schämerig; eine Frau braucht nicht so zu thun. Und wie dir das Schöpple wird stehn! Ja es heißt, das Gericht will wieder ein neues Trillerhaus dazu lassen baun, weißtu? Wo die armen Sünder herum werden getrillert. Also Thee hastu für die Nacht. Ich bin schrecklich müd. Was schlägst du denn die Händ da unterm Tisch zusammen? Ich meint, du wärst ordentlich verblaßt? Dich dauern wohl die Wachtstubenweiber? Warum sind die so dumm!

Damit duchste der Schmied in seine Kammer. Die Schmiedin rang nun über dem Tisch die Hände. Sie stand schon halb vor dem schwarzbeschlagnen Tische, halb stak sie im Trillerhause.

Hast auch Öl für morgen früh? fragte der Schmied schon über dem Auskleiden in der Kammer.

Die Schmiedin hörte es nicht. Sie setzte ihr Zifferblatt auf ihr Haupt, und nachdem sie die Haltebänder geknüpft, was nicht so schnell ging, da Händezusammenschlagen und Schleifenbinden Dinge sind, die zu vereinigen man ein Taschenspieler sein muß, nahm sie ihr Gehäuse um und verschwand in der Finsternis der Hausflur.

Hätte der Gurken-Kaspar der Heiterethei länger nachsehen können, der Kreuzberg hätte sich wieder um ein Stück aus seiner Stelle bewegt.

Bis jetzt hatte sie nur den einzigen Gedanken gejubelt: Der Fritz lebt! Du hast ihn nicht auf deinem Gewissen! Du wirst nicht geschlossen über die Gasse geführt, daß die Leute ausweichend schweigen, wenn du vorbeikommst, und nicht eher flüstern, als bis du vorüber bist! Nicht im engen Gefängnis lange Monden lang sitzen, du sollst frei bleiben wie die Vögel unter dem Himmel und die Hirsche in dem Walde! Der Glanz des Ganzen, der so plötzlich die Finsternis vertrieb, hatte sie fürs einzelne geblendet. Nun ihr Auge sich an ihn gewöhnte, trat auch dieses hervor.

Der Fritz lebt, aber sein Arm ist gelähmt, und das hast du gethan. Wie soll er schaffen ferner mit dem gelähmten Arm? Und dennoch hat er dich nicht angeklagt; er ist selber gefallen, hat er gesagt. Von ihrem Herzen durch den linken Arm bis in die Fingerspitzen hinein zieht ein Schmerz, der doch etwas Süßes hat. Er schont dich; und du hast ihm das gethan, meinte der Schmerz; das Süße daran ist der Gedanke: Er schont dich! Denn heißt das nicht: er ist dir nicht feindselig, er hat dir nicht aufgepaßt, dir Böses zu thun, vielleicht gar —? Aber dieses voreilige Vielleicht mit seinem blauen Himmel schwindet. Denn freilich, sagt sie, sollt es heißen, ein Mädle hat den starken Fritz überwunden? Dazu ist er zu stolz auf seine Stärk. Und ich hätts an seiner Stell auch nicht können gestehn. — Warum aber ist sie nun traurig?

Ja, der Gurken-Kaspar schüttelte den Kopf, säh er sie so vor sich hingebückt gehen, als läse sie ihre Gedanken von der Erde auf.

So ists. Aber ist es nicht noch unendlich gut, daß es nur so ist? Und nicht so unendlich schlimm, als es sein könnte?

Die ununterdrückbare Jugendkraft hob ihre Augen und ihre Gedanken von der Erde auf. Und als sie emporsehend ihr Häuschen erblickte und den alten Holunderbusch, wie er schon wieder unter einer flatternden Perücke von Kaffeewölkchen prangte, da jagte ein Lächeln die ganze Farbe aus der Mundgegend nach den prallen Wangen hin.

Sind die dummen großen Weiber schon wieder da beisammen? Nun ists doch mit dem Warnen aus und dem andern dummen Zeug. Wie viel haben die nicht geredt, was sie müßten versäumen meinetwegen! Da sollt man meinen, sie sind nun beim Nachholen daheim. Ja, prost! Ums Plaudern ists den Weibern zu thun gewest, und das Häusle steht so just am End; da kann man hineinwischen, und es siehts kein Mensch, der es könnt bereden. Nu, ich will mirs noch ein Tager etliche lassen gefallen. Aber hernachen hörts auf; hernachen kehr ich aus. Und so ists, und nu ists fertig!

Man kann sich denken, mit welcher Freude die Heiterethei von den „Wachtstubenweibern" empfangen wurde. Und auch Stolz war dabei. Der Himmel hatte die Heiterethei gerettet, indem er den boshaften Auflauerer in die eigne Schlinge fallen ließ. Denn es war kein Zweifel, der Holders-Fritz hatte die Heiterethei in den Bach werfen wollen, in den er selber nun gestürzt war. Aber es fragte sich sehr, ob der Himmel ohne die Wünsche, Sorgen und Gebete der vereinigten Frauen ein solch Exempel statuiert hätte. Und diese konnten wiederum daran die Größe des Steines erkennen, den sie bei dem Himmel im Brette hatten. Alle Stimmen feierten das Walten der Gerechtigkeit, nur die kleine verschämte Baderin, die kurz vor der Heiterethei in das Stübchen getreten war, schien von andern Gefühlen beseelt. Aber in ihrer Blödigkeit und ihrer ängstlichen Demut vor den großen Weibern wagte sie kein Wort und schien nur mit stummen Blicken und

gefalteten Händen die jedesmalige Rednerin um Barmherzigkeit für den ja ohnehin vom Himmel Gestraften zu flehen.

Die Weberin spann mit beiden Händen und verklärtem Auge der höhern Fügung, welche die verfolgte Unschuld geschützt hatte, ein Ehrenkleid.

Ja, schloß sie ihre Rede, den Bösewicht hat so recht der Finger der Vorsehung vom Steg getippt.

Da mög einer, machte die Tischlerin begeistert die Nutzanwendung, Bonapart heißen oder Rinaldo Rinaldini oder Holders-Fritz; denn warum? Das ist der Vorsehung egal!

Denn jeder, fügte die Tüncherin hinzu, treibts nur so lang, als es geht, und hernachen geschieht was, worüber sich Menschen und Vieh verwundern.

Und wenn die Zeit gekommen ist, sagte die Beutlerin, hernachen ist sie da.

Und hernachen, nahm die Weberin ihren Faden wieder auf, sagt alle Welt: So ists einmal recht! So hats einmal müssen kommen.

Bewirkte es nun der stumme Flehblick der Baderin, oder war die Genugthuung über die Bestrafung des Sünders zu dem höchsten Punkte gestiegen, wo sie notwendig in Mitleid umschlagen mußte, die Tischlerin sagte sanfter: Ja, aber dauern thut es einen doch; denn warum? Man ist doch ein Mensch.

Und, meinte die Weberin, die auch in der Milde keiner nachstehen wollte, er hat doch eigentlich auch seine schlimme That noch nicht verübt gehabt. Der Himmel kann strafen, aber die Menschen sollen mitleidig sein.

Zumal, bestätigte die Tüncherin, wenn einer hernachen so bußfertig ist wie der Holders-Fritz. Denn das muß man sagen, obschon er ein Bösewicht ist, so ist er doch eine recht christliche Seel. Wie ein Lamm ist er, hat das Holders-Fräle gesagt. Und er hat auch

gar kein bißle Reu über das, was er hat gethan, sondern er erträgts als ein frommer Christ, der da aus seinem Katechismus weiß, der Gottlose muß viel leiden. Und glücklich ist, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist, hat der Apostel Paulus gesagt.

Dem durchdringenden Blicke der Weberin war indes nicht entgangen, daß die kleine Baderin mit einer wichtigen Eröffnung geladen war, aber nur den Mut nicht hatte, in Gegenwart der großen Weiber loszugehn.

Die Frau Baderin muß doch eigentlich wissen, wies mit dem Holders-Fritz steht.

Die Baderin erschrak, daß sie reden sollte. Sie errötete über und über und stotterte eine Entschuldigung. Es kam ihr wie eine Anmaßung vor, etwas zu wissen, was so große Weiber nicht wußten. Und die Nachricht, die sie geben konnte, hätte sie in jedem andern Munde für wichtig und mitteilenswert gehalten; in ihrem eignen aber schien sie ihr so unbedeutend, als sie sich selber vorkam.

Es muß sehr gefährlich sein, spann die Weberin. Die gute Frau hat nicht das Herz, es zu sagen.

Dumms Zeug! lachte die Heiterethei, um sich selber die Furcht zu vertreiben. Er ist auf den Arm gefallen; daran stirbt so einer nicht, wie der Holders-Fritz.

Die Tischlerin wollte beiden recht geben. Nein, daran gewiß nicht, sagte sie, wiewohls ihm kein Mensch könnt wehren, daran zu sterben, wenn ers absolut will. Denn warum? Der Mensch ist wie Gras; das hat gar keinen Arm und muß doch sterben.

Ihrer ist geholt worden? fragte die Weberin.

Ja, entgegnete die arme kleine Frau und zupfte verschämt an ihrem Mantel herum, daß es nur ihrer war, der geholt wurde. Dann faßte sie sich ein Herz und fuhr fort: Das Fräle ist zu Nacht kommen mit ihrer Latern und hat meinen in die Werkstatt geholt.

Da hat der Holders-Fritz gelegen und war von sich. Aber es ist nix —

Was solls denn auch sein? zankte die Heiterethei mit ihrer Angst, bei so einem Jungen!

Ich mein, fuhr die Baderin fort und wußte nicht, wo sie hinsehen sollte, daß ichs sag; ich weiß, daß ganz andre Weiber da sind, und es ist nicht, weil ich dächt, es wär was, weil ichs hätt gesagt, und . . .

Mit wem ist nix? gab die Weberin der allgemeinen Spannung die Frage. Mit dem Holders-Fritz seiner Krankheit?

Die Baderin hatte sichs ja gedacht, daß sie die großen Weiber beleidigen würde. Sie seufzte eine Rede, die an Kleinheit und Vergehn in Angst und Selbstverschmähung ihr völliges Ebenbild war: Mit mir.

Und der Holders-Fritz ist wirklich von sich gewest?

Die Baderin nickte und zuckte die Achseln, daß sies nur war, die entgegnete: Und so ists geblieben. Meiner hat sich alle Müh gegeben, aber so ists geblieben . . .

Die Tüncherin brach aus: Ja, er hat noch gesagt: Ich bin allen Menschen gut gewest, drum will ich nu in Gott begraben sein.

Es ist nicht wahr, sagte die Heiterethei zornig und wollte sich mit Gewalt glauben machen, es könnte nicht sein, wenn sies nicht zugäbe.

Es ist der Marasmus gewest, hat meiner gesagt, fuhr die Baderin fort. Und so ists geblieben . . .

Die Tüncherin konnte sich nicht mehr halten. Wie in schmerzlichem Triumph über die gläubige Heiterethei wiederholte sie mit schrecklichem Nachdruck nickend: Das hat der Holders-Fritz gesagt. Ich will am Schmarasmus sterben, hat er gesagt, und hernachen hat er auch noch gesagt, wies mit der Leich soll werden.

Darüber geriet die Beutlerin außer sich.

Da solls wohl eine große Leich geben? fragte sie hastig. Wann wird er denn begraben? Die Wochen

muß ich nach Tambich; das wär doch dumm, wenns gerad die Wochen wär! Ich mach mir weiter nix daraus, aber man heult doch auch einmal gern mit. Wenn so die Kurrendschüler singen, und der alt Meister Schramm, der Leichenbesorger, wackelt so barmherzig mit dem Kopf, und der Vikares sieht oben nauf, wo alles Gute kommt vom Vater des Lichts. Und der Meister Schramm nimmt seine Pfeifen aus dem Mund und legt sie auf den Teller, und hernachen gehts fort, so schwarz und weiß; da muß es einen Hund erbarmen, und so einer ist doch gleichsam nur ein Vieh, geschweig einen Chri—hi—stenmenschen.

Aber nicht die Beutlerin allein schluchzte; die Frauen schluchzten alle, und die Baderin, die mit einem Worte dem ganzen Jammer ein Ende machen konnte, vergaß dieses Wort und vermochte nicht, dem mächtigen Beispiele zu widerstehen. Wie gewaltig dies sei, wußten die Frauen recht gut. Denn so oft ihnen die Rührung ausgehen wollte, sahen sie einander an und erquickten sich durch das Bewußtsein der Gesellschaftlichkeit zu neuem, stärkerm Schluchzen.

Die Heiterethei war wie ein Marmorbild; ihr spannte die Muskeln an, was die der Frauen auflöste.

Die Weberin ließ den unsichtbaren Rocken, denn sie hob die Arme wie tröstend. Sterben müssen wir alle!

Aber so jung! schluchzte die Tischlerin. Er kann noch keine zweiunddreißig sein. Er ist gerad so alt, wie mein Traugöttle selig. Na, wenn die Stadt wieder brennt, da wird die Kirch nicht wieder gerett. Und wenns einen Wolkenbruch thut, muß der alt Gerber ertrinken. Denn warum? Wenn ein Mensch tot ist, muß man sagen, was wahr ist!

Es entstand eine Stille allgemeiner Ermattung. Die Baderin konnte in ihrer Erzählung fortfahren: Bis meiner ihm einen Topf kalt Wasser hat über den Kopf gossen. Hernachen ist er aufgewacht.

Das war für die Frauen selber kalt Wasser über den Kopf. Die Wendung kam zu unerwartet.

Was den übrigen die Augen trocknete, machte die Heiterethei erst weinen. Vorhin war ihre Seele im Krampf gefangen; jetzt fühlte sie erst seinen Tod und ihren Schmerz über diesen, und daß sie ihn verschuldet, als wär er wirklich, da sie wußte, er lebte noch.

Die Beutlerin dagegen sah auf mit halb unwilliger Verwunderung.

Was? sagte sie. Da ist er noch gar nicht einmal gestorben? Da hab ich für nix geflennt?

Nun, und wenn er auch noch nicht gestorben ist, schluchzte die Tischlerin, die sich nicht so leicht aus dem Jammer herausarbeiten konnte, denn warum? Den Leuten ihre Schuld ists nicht!

Ach, sagte die Baderin leise, ja, er hat auch dem Annedorle gar nix zu Leid wollen thun. Er ist auch schon lang gar nicht mehr wild gewest. Das Holders-Fräle hat gesagt: So ordentlich und so die Gutthat selber ist gar keiner mehr, wie mein Tichterle.

Das gab ein neues Erstaunen. Aber wie man einmal über dieses hinaus war, wunderte man sich, daß man hatte erstaunen können, und fand, daß man ja eigentlich nie an die böse Absicht des Holders-Fritz geglaubt habe. Und nachdem die Frauen einmal so weit vorgerückt waren, bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes weiter, und sie besannen sich, jede hatte diesen Unglauben auch ausgesprochen.

Es war wunderbar, mit welchem Scharfsinn man zuletzt bewies, daß nur ein ganz überspannter Mensch auf eine solche Albernheit habe kommen oder ihr Beifall geben können.

Aber so sind die Leut, sagte die Tischlerin. Denn warum? Wenns nur nix Guts ist vom lieben Nebenmenschen; je schlimmer es ist, je lieber glaubens die Leut.

Freilich! freilich! spann die Weberin mit beiden Händen. Weil er ein Beil bestellt hat? Ich hab gleich gemeint, er will es zu den Weiden haben. Es ist zu verrückt. Da dürft zuletzt kein Mensch mehr ein Beil bestellen. Und er hats ja selber gesagt, er ist über dem Weidenhauen in den Bach gefallen. Na, wenn ein Büttner keinen Reif mehr soll hauen, womit soll er denn binden?

Die Tüncherin war zornig über das Unrecht, das dem unschuldigen Holders-Fritz widerfahren war.

Lieber Gott! rief sie, über die Leut! Und wenn er nu vollends am hellen lichten Tag Weiden gehauen hätt, wos alle Leut hätten gesehn? Was wär da erst draus gemacht worden, wenn ers nicht einmal bei Nacht hat dürfen thun, ohne daß die Leut reden!

Es ist schrecklich, sagte die Tischlerin noch zorniger. Wenn ichs nicht immer gesagt hätt, wenns hat geheißen: Nu hat er wieder da gelauert! Nu hat er wieder dort gelauert! Denn warum? hab ich gesagt. Es darf gar keiner mehr ordentlich werden auf der schlechten Welt. Denn warum? Wenn einer den ganzen Tag ärbet, wann soll er denn Weiden hauen gehn als wie bei Nacht? Da hats geheißen: Er lauert, wo das Annedorle vorbei muß kommen. Da hätten die Leut eben so gut könnt sagen, das Annedorle lauert dem Holders-Fritz auf. Denn warum? Weil sie immer da hat geärbet, wo Weiden stehn.

Ja, sagte die Baderin ängstlich verlegen. Aufgepaßt hat er dem Annedorle schon. Aber nur, weil er sie hat wollen freien und hats nur vor den Leuten nicht wollen thun.

Das wäre schon wieder Stoff zum Erstaunen gewesen. Aber das Unerwartete war diesen Abend so oft gekommen, daß es keine Wirkung mehr that.

Vielmehr lachte die Weberin laut auf und sah die

andern Frauen der Reihe nach an. Was hab ich gemeint, wenn ichs auch nicht hab wollen sagen?

Ja, entgegnete die Tischlerin beistimmend. Denn warum? Man wär ausgelacht worden. Aber darauf wird sich jede noch können besinnen, was ich für ein Gesicht gemacht hab, wie zum erstenmal ist die Karten gelegt worden. Denn warum? Da hat die Eichelzehn und das Eicheldaus beim Annedorle gelegen.

Ja, fuhr die Tüncherin fort, und wie die Tischlerin das Gesicht hat gemacht, da hab ich die Tischlerin angesehn und hab gesagt: Das ist eine Hochzig!

Und hernach hab ich genickt und zwei Lacher gethan, sagte die Beutlerin. Na, die Frau Weberin und die andern werden sich noch können erinnern an die zwei Lacher, wo ich da hab gethan. So: Hahaha! Hahaha!

Und wenns sonst niemand ihnen glaubte, sie hatten sich so hineingeredet, daß jede wenigstens von sich überzeugt war, so habe sie gethan.

Die Baderin hatte davor mit ihrem Bericht kaum zu Ende kommen können, daß für das Leben des Holders-Fritz keine Gefahr mehr vorhanden sei. Nur freilich! der verletzte Finger konnte steif bleiben.

Aller Kraft ihrer ungeschwächten Jugend bedurfte die Heiterethei, den plötzlichen Wechsel der stärksten Gefühle zu verwinden.

Und wunderlich! Auch ihr gings wie den Frauen. Ihr war, als hätte sie, selbst in der Aufregung, die sie zu der wilden That getrieben hatte, im Innersten ihres Herzens gewußt, was der Fritz eigentlich von ihr wollte. Um so entschuldigungsloser und schwärzer stand nun die wilde That vor ihr. Sie konnte der Freude nicht froh werden davor. Und nun schoben die Frauen, indem sie ihr früheres Warnen und Aufregen verleugneten, die ganze Schuld ihr ins Gewissen. Das allein zwar hätte sie nicht so sehr aufgebracht gegen jene;

diese Verleugnung erzeugte im Gegenteil das Gefühl der Verachtung in der stolzen Seele der Heiterethei. Sie vergaß aber, daß sie damals die Frauen nicht so gekannt hatte als jetzt. Und so kam zu der Reue über das Unrecht und die Unentschuldbarkeit ihrer That auch noch der Zorn auf sich selbst, daß sie von solchen Menschen sich habe dazu verleiten lassen. Dazu verleiten! Und durch solche Menschen! Die Heiterethei, die auf ihre Klugheit und Selbständigkeit so stolz war!

Es bedurfte nur noch einer kleinen Reizung, um ihren Zorn von ihr selbst auf die Frauen hinzulenken. Und diese blieb nicht aus.

Dazu that sich jetzt die Thür auf. Herein trat die Gringelwirts-Valtinessin im Sturmschritt. Hinter ihr her die Schlosserin drüben von den Weiden und die Russen-Sattlerin. Das geschah mit so eignen Gebärden und mit so beredtem Schweigen, daß die bereits Anwesenden vor Neugier und Verwunderung verstummten.

Da ließ von all den Vorwänden und Versicherungen, die sonst zum Zeremoniell der „Wachtstube“ gehörten, sich nichts vernehmen. Keine Rede davon, wie viel die Valtinessin daheim zu thun hätte, daß sie eigentlich kaum aus dem Hause gucken sollte, und doch käme, weil sie einmal „so“ sei. Es hatte etwas Beängstigendes, wie die drei guten Frauen nur gekommen zu sein schienen, um hier Kaffee zu trinken. Aber auch das mußte ein eignes Verhängnis nicht geschehen lassen wollen. Sie führten die angebotnen Tassen mit zitternder Hand zum Munde und stellten sie doch, ohne getrunken zu haben, wieder auf den Tisch. Und mit Gesichtern! mit Gesichtern! Wunderbar war es anzusehen, wie in der Spannung von Angst und Neugier die übrigen Frauen unwillkürlich die Mienen und Gebärden der eben angekommnen nachahmten.

Endlich ächzte die Valtinessin: Ei, du Gerechter!

Die Schlosserin von drüben seufzte: Nein, so was!

Die Russen-Sattlerin stöhnte: Sollt mans denn meinen!

Dann war wieder alles still. Und wieder begann das Achselzucken, wieder wurde der Kopf seitwärts geworfen, wurden die Hände zusammengeschlagen.

So eigen, man möchte sagen melancholisch resigniert und doch zugleich mit einer schmerzlichen Anklage des Himmels hatte die Haube der Valtinessin noch nie über ihrem rechten Ohr geschwebt.

Man soll nicht denken, sagte die Valtinessin endlich, als sie saß, aber mehr zu der Stubendecke, als sonst zu jemand, man soll nicht denken, man hat alles erlebt, wenngleich man am Gründonnerstag sechzig ist gewest. Der Holders-Fritz ist ins Wasser gefallen? O es fallen mehr Leut ins Wasser! Er hat Weiden wollen haun? Ja, prost die Mahlzeit!

Sie schlug erst mit beiden Händen auf ihre Kniee, dann fuhr sie in Tönen fort, wie sie der Gringel im Einfallen hören lassen würde: Obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, hier sitz ich und sag: Da liegt eine Kriminaljustiz! Ins Wasser gerennt ist er worden, der Holders-Fritz!

Tausend Ausrufe des Schreckens und Erstaunens, eben so viel Fragen waren im Entstehen. Sie alle erstickte die Valtinessin erbarmungslos in der Geburt, indem sie fortfuhr:

Einem Stuhl und einem Tisch sieht man an, wozu sie gemacht sind, einem Menschen aber nicht. Oftmalen sieht einer aus wie Marzipan und ist aus eitel Galgenholz geschnitzt. Und da findet sich hernachen, daß das, wo man für einen Engel hat gehalten, der Gottseibeiuns selbst ist gewest, und wiederum umgekehrt. Man meint, wenn einer wild heißt, muß er auch wild sein, und wenn eine fröhlichen Herzens ist, so ist kein Falsch an ihr. Ja, prost die Mahlzeit! Und wenn eine hinter dem Schiebkarrn hertanzt wie weiland der König David

seliger vor der Bundeslad — aber der Mensch redt sich nicht in Ungelegenheiten hinein, wenn er am Gründonnerstag sechzig ist gewest.

Sie brauchte den Thäter nicht namentlich zu bezeichnen. Alles sah erstaunt auf die Heiterethei.

Aber, fuhr die Valtinessin fort, indem sie ihre Haube auf das linke Ohr schwang, aber es ist nix so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Und wenn nur ein Schneider in der Näh ist gewest. Denn der Vorsehung ist keine Kreatur zu gering. Und kommt so was nicht vor die Gericht, so ists von wegen der Schererei und nicht etwa, als ob man ein Gewissen hätt. Aber darum soll keine meinen, nun ist ihrs geschenkt. Denn dort über dem Häusle da — sie zeigte hinauf, wo man eben den Holunder am Strohdach kratzen hörte — dort oben, da ist einer, und dem ists egal, ob einer König oder Kaiser oder auch ein ledig Weibsbild ist. Und der sieht mit dem einen Aug nach Amerika und mit dem andern auf den Ulrichssteg. Und wenn schon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, und die Leut, dies trifft, mögen leugnen, wie sie wollen, hier sitz ich und sag: So ists!

Nun blieb den Frauen eigentlich kein Zweifel mehr; dennoch versicherten alle, sie könntens nicht glauben, sie könntens wirklich nicht, daß so eine, die man für die Best, für die Gutthat selber gehalten, so was ganz extra Schrecklichs sollte gethan haben.

Die Valtinessin schlug auf ihre Kniee und wiederholte: Ja, mögs leugnen, dies gethan hat, wie sie will; hier sitz ich und sag: So ists.

Die Heiterethei aber sprang wie eine Stahlfeder von ihrem Schemel auf, daß die Frauen einen Schritt zurückwichen und nur die tapfre Valtinessin ruhig sitzen blieb.

Leugnen? sagte sie zornig. Und vor wem? Vor euch? Was seid ihr denn, wennschon ich ein arm

Mädle bin, und ihr seid reich und denkt, ihr seid wunder was? Und gut: wenns so einen giebt über dem Häusle da, wie die Valtinessin sagt, so weiß er auch, wer schuld daran ist, und wenn ihr euch noch hundert mal mehr wundert. Was ich gethan hab, das hab ich gethan! Und wärs was Schlimmers, so bin ich nicht, daß ich nun thät, als wüßt ich nix davon, wies andre machen, die erst einen reizen dazu, daß mans thut, und hernach verklagen sie einen noch.

Die einen reizen? rief die Valtinessin voll Erstaunen, als die andern verlegen schwiegen. Hier sitz ich und frag: Wer hat einen gereizt?

Da erhob sich eine Stimme, in deren Ton sich Angst und Zorn wunderbar in einander verbissen hatten. Alle sahen nach der Thür; in dieser erschien die Schmiedin eben wie ein Komet. Ihr Antlitz schimmerte in bläulichem Glanze, und hinter ihm rauschte unglückverkündend das lange Haubenband als Schweif.

Und da meint die dort, schrie sie, daß man vor Gericht das glauben wird? Und denkt, sie will sich weiß brennen, wenn sie ehrbare Frauen verleumden thut? Die, sag ich, muß einen leiblichen Eid leisten, und nicht arme unschuldige Weiber! Und für die wird das Trillerhäusle gebaut. Ich sag nur, mich sollen sie nicht trillern, eher lauf ich in den Zehntbach. Ich hab nix weiter gethan, als was alle haben gethan, wo hier sind. Und wenn sies dahin bringt, und die Weiber da lassen sichs alle gefallen . . .

Wenn man wüßt, was sie eigentlich will, die Schmiedin! unterbrach sie die Valtinessin. Ich für mein Teil, was das auch mög sein, hier sitz ich und sag: Ich laß mirs nicht gefallen!

Und da wundert ihr euch auch noch! entgegnete die Schmiedin. Zum leiblichen Eid und ins Trillerhäusle will die uns bringen da! Aber sie soll nur vor Gericht sagen, ich hätt sie angestift!

Angestift? schrieen alle zusammen.

Vor Gericht? fragte erblassend die Tischlerin.

Zum leiblichen Schwur? rief entsetzt die Tüncherin.

Die Beutlerin schlug schreiend die Hände zusammen: Ins Trillerhaus?

Und dessentwegen, sagte die Valtinessin vorwurfsvoll, langsam die Haube schwingend, sind wir so gewest? Und haben uns aufgeopfert? Blutig aufgeopfert? Sind alle Tag hergekommen und sind nicht so gewest und haben das Unsrig versäumt?

Ich hab euch nicht verlangt, entgegnete die Heiterethei.

Ja, sagte die Valtinessin und schlug den Takt dazu auf ihren Knieen, freiwillig sind wir gekommen, unverlangt sind wir gekommen, nicht um gute Wort und auch nicht um Lohn. Das ist unser Ruhm und Ehrenkleid. Ich hab gewußt, je größer der Dienst, je größer der Undank; ich bin nicht umsonst am Gründonnerstag sechzig gewest; und bin dennoch kommen. Aber jede Stuben hat ihre Thür, und wer fort geht, der braucht deshalb nicht wieder zu kommen.

Die Valtinessin erhob sich, warf die Haube auf das rechte Ohr und schritt der Thür zu. Viele schlossen sich ihr an. Aber an der Thür wandten sich alle unwillkürlich zurück, die Valtinessin nicht ausgenommen.

Sie erwarteten, die Heiterethei werde sie nicht gehen lassen. Unverkennbar sah aus allen Gesichtern die Wehmut, den Ort für immer verlassen zu sollen, wo man so bequem sich täglich gesehen, zusammen geplaudert und Kaffee getrunken hatte.

Die Valtinessin versteckte diese Anwandlung unter feierlichem Ernst und sagte: Die Schmiedin ist zu ängstlich. Das Annedorle wird sich hüten, solche unkluge Ding zu machen. Und wenn sies demohnerachtet thut, hier steh ich und sag: Meine Händ wasch ich in Unschuld. Hier hab ich gestanden, und den meinen

Finger von der meiner Hand hab ich aufgereckt, wie ich gesagt hab: Annedorle, der Fritz paßt ihr auf, aber das braucht sie sich nicht zu Herzen zu nehmen!

Ja und wahrhaftig, bestätigte die Schlosserin von drüben, so hat die Valtinessin gesagt, und wie ich dazu hab gesagt: Wenns die Valtinessin spricht, kann sies glauben, Annedorle, und da hat der Wind das Fenster aufgerissen. Das ist mir, als wärs gestern erst gewest.

Hernachen, beteuerte die Russen-Sattlerin, hat der Kaffee angefangen zu kochen, und da hab ich gemeint, es ist, als sagt der Kaffee ja.

Hundertmal flecken nicht, rief die Tischlerin, daß ich gesagt hab: Sei sie gescheit, Annedorle; das ist ja lächerlich da mit ihrer Furcht.

Der Heiterethei kam das Gehaben der Frauen verächtlich vor. Sie hatte nicht gewußt, ob sie zornig werden oder lachen sollte. Aber das Wort Furcht überhob sie der Wahl. Der Tischlerin Rede traf sie da, wo sie am kitzligsten war.

Furcht? lachte sie zornig. Furcht? Ihr redt von Furcht? Ich fürcht mich vor niemand. Ich hab mich nicht vor dem Holders-Fritz gefürcht und fürcht mich nicht vor euch. Ihr habt Furcht gehabt und habt mich zu fürchten wollen machen. Und jetzt habt ihr wieder Furcht, ich könnt vor den Gerichten sagen, ihr seid schuld, daß ichs hab gethan. Und nun wollt ihr alles auf mich allein schieben, und das ist erbärmlich. Nicht weils mich betrifft, aber daß die Leut so sind, das könnt einem weh thun, wenn man nicht müßt lachen. Ja, und wenn ich nu vor den Gerichten so spräch, wie ihr meint, da würden die sagen: Es ist nicht das Gescheitst, was sie hat gemacht, aber wenn sie denen gefolgt wär, hernachen wärs erst recht dumm. Ja, wenn ich sagen thät: Ich hab den Wachtstubenweibern gefolgt, da wärs für mich nicht besser, und ich würd noch ausgelacht dazu.

Die Valtinessin beschwichtigte die Empfindlichkeit der Frauen durch einen jener Blicke, die die Annemarie nicht „aussagen“ konnte.

Wenn die Sach, begann sie dann, nur der Müh wert wär, daß der liebe Kaffee drüber kalt wird. Ich sag: Ein Wort ist kein Donnerwetter, und guter Rat kommt über Nacht. Morgen wird das Annedorle schon wieder vernünftig sein. Ich mein, wir setzen uns noch ein bißle. So jung kommen wir nicht wieder zusammen.

Ja, sagte die Heiterethei, indem die weißen Druckflecken ihr um Mund und Wange spielten. Setzt euch, wann ihr wollt und wo ihr wollt, nur in meinem Stüble nicht. Ihr sagt, morgen wird das Annedorle schon vernünftig sein, aber das Annedorle ists schon heint. Ihr denkt, ich soll mich in meinem eignen Häusle schlecht lassen machen und soll euch noch Töpf und Holz geben zu euerm Kaffee? So wär ich doch noch dummer, als ihr meint. Mit solchen Leuten will ich nicht zusammen sein, die heint so reden und morgen so. Und so ists, und nu ists fertig!

Die Frauen hatten sichs schon wieder bequem gemacht und glaubten an den Ernst der Heiterethei nicht eher, als bis diese mit entschloßnem Schritt dem Herd sich näherte und den Topf ergriff.

Was halfs, daß die Annemarie sie von hinten umschlang, um sie aufzuhalten, was halfs, daß Tüncherin, Tischlerin und Beutlerin heldenmütig ihre Leiber dazwischen warfen, daß die Valtinessin beschwörend ihren Arm gegen sie aufhob! Das starke Mädchen schob sie mit leichter Mühe beiseite. Sie achtete der Wehmut im Gesicht der Beutlerin nicht, nicht des Zorns im Antlitz der Schmiedin. Hoch hob sie den Topf, und die braune Flut strömte unaufgehalten in das Feuer.

Ein vielstimmiger Schrei, in dem zugleich das Erschrecken kreischte, der Schmerz ausstöhnte und der

Zorn drohte, klang in das Prasseln der erlöschenden Kohlen. Drei Funken irrten zuletzt noch ratlos an den zischenden Scheitern hin, Mann, Weib und Kind, die letzten Flüchtlinge aus dem Greuel einer Wassersnot. Und nun erreichte auch diese das Verhängnis, und sie verschwanden spurlos unter den Wogen der Flut.

Und schwarz stand der Herd, die Opferstätte traulicher Geselligkeit noch vor einer Stunde; schwarz, als hätte nie ein Kaffeeflämmlein ihn beleuchtet, öde wie ein ausgebrannter Vulkan.

Über ihm aber erhob sich die Valtinessin, die Oberpriesterin des gestürzten Opferdienstes, in ihrer ganzen häuserbreiten Majestät.

Man sah, noch immer war sie geneigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen, wenn das Annedorle Vernunft annahm. Sie wollte eben ihre Haube auf das rechte Ohr schwingen, aber ihr fiel ein, sie müsse diese bedeutungsvolle Handlung aufschieben, um ihrem etwaigen baldigen Abgange damit den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Die abgeschiednen Geister des erstickten Kohlenfeuers aber waren auferstanden zu einem neuen Leben und glühten racheforderndaus den Augen der Beleidigten die Heiterethei an.

Das erhöhte nur den Trotz des Mädchens. Ich will die Thür zumachen, sagte sie befehlend.

Aber nun konnte keine Macht des Himmels und der Erde mehr die Haube der Valtinessin auf ihrem linken Ohre schwebend erhalten. Die Valtinessin selber schlug mit beiden Händen auf die Schürze und sprach: Nun wohlan! Woher wir gekommen sind, dahin gehen wir wieder, wenn auch mit anderm Herzen. Aus andern Stuben sind wir gekommen in das arme Stüble da. Aber wir sind nicht für uns gekommen. Das christliche Mitleid zu üben sind wir gekommen mit

Warnung und mit gottseligen Lehren. Aber wem die Ohren seines Herzens verstockt sind, der macht auch die Ohren seines Leibes zu. Obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, hier steh ich und sag: Das Annedorle wird wohl sehen, was sie hat gemacht. Und sie sollt lieber sehn, wie sie ihre Sach könnt verdunkeln (verstecken), als daß sie den Leuten selber auf ihre Sprüng hilft kommen. Der Holders-Fritz hat ihr aufgelauert? Weiden gehaun hat er. Wo soll einer anders Weiden haun, denn wo welche stehn? Das Annedorle hat wohl auch Weiden gehaun, weil sie immer um die Weiden herum ist gewest? Nun begreift man wohl, warum das Annedorle hat gelacht, wenns hat geheißen, der Holders-Fritz lauert ihr auf!

Die Heiterethei lief nach der Thür und öffnete sie so weit, als sie sich öffnen ließ.

Schade, daß kein Maler das Mädchen sah, wie sie so schlank und hoch an der Thür stand, mit einem Holzscheit in der ausgestreckten Hand den Frauen zeigend, wohin sie sollten. Die Lippen geschlossen, daß die Farbe bis in die vollen Wangen hineinwich; funkelnde Augen unter herabgezognen Brauen, eine Stirn darüber, die in ihrer Höhe und Reinheit von dem Zorne unter ihr nichts zu wissen schien, leidenschaftslos und heiter wie der blaue Himmel über Wetterwolken. Er hätte kein schöner Modell zu dem Engel finden können, der die ersten Sünder aus dem ersten Paradiese treibt. Neben den kleinen Bewegungen ängstlicher Hast die großlinige ruhige Gestalt. Der Arm, vor der Spannung der eignen Kraft erbleichend, brauchte kein kriegerisch Werkzeug; es war ein Arm, in dessen Hand das unschuldigste Holz zum flammenden Schwert werden konnte. Wenn etwas an der Heiterethei zu diesem Bilde gebrach, so war es der Zug mitleidigen Lächelns. Aber Mitleid und Lächeln im Zorne geziemt nur den Unsterblichen. Und

die Heiterethei war sterblicher als andre, weil sie mehr Leben besaß.

Die Valtinessin fuhr einen Schritt zurück vor dem Wandeln des austreibenden Engels und wäre rücklings aus der Thür gefallen, wenn sie diese anders als mit einer Schwenkung halb rechts hätte passieren können. Sie verstopfte sich und den andern auf einen Augenblick die Passage, sodaß diese im unwillkürlichen Weichen vor der Heiterethei weiter nach der Tiefe des Stübchens zurückgedrängt wurden. Aber nur einen Augenblick. Denn sie war trotz ihrer Häuserbreite eine rasche Frau, wenn es sein mußte. Erst als sie den Bereich des scheitbewaffneten Armes überschritten hatte, fand sie den Faden ihrer Rede wieder. Nun begreift man wohl, fuhr sie fort, indem sie draußen Front machte gegen die Thür, als wollte sie sich mit dem Häuschen messen, nun begreift man wohl, wer eigentlich derjenig ist gewest, der dem andern aufgelauert hat. Freilich hat sie müssen lachen, wenn wir unschuldigen Lämmer haben gemeint, wir müssen sie warnen vor demjenigen, den sie selber hat verfolgt!

Ja, sagte die Weberin, indem sie eilig bei der Heiterethei vorbeischlüpfend das Freie gewann, ja weil sie selber die ganz Geschicht hat erfunden, daß der Holders-Fritz ihr auf thät lauern. Es weiß jeder, daß sie toll auf ihn ist gewest!

Die Tüncherin war unterdes dem Beispiel der letzten Sprecherin gefolgt. Auch sie war im Sichern, als sie begann: So was Schrecklichs ist noch nicht dagewest von einem ledigen Mädle!

Ja, fuhr die Russen-Sattlerin fort, noch atemlos vom Sprunge, am Gründer Markt einem ledigen Bursch zu sagen, er soll sie frein! Und sie könnt einen Mann aus ihm machen!

Und wie er nicht will, ergänzte die Schlosserin von

drüben noch im Vorbeiwischen, rennt sie ihm den Schiebkarrn an die Bein!

Denn warum? sagte die Tischlerin, als sie wieder Boden fand. Weil wir nicht haben mitgethan, wie sie den armen Bursch hat wollen verhetzen!

O, seufzte die befreite Baderin vor sich hin, er sagt, er ist selber gefallen, und zum Lohn rennt sie ihn vom Steg!

Die Angst der noch in der Stube Weilenden stieg natürlich bei jeder Rede, durch welche die bereits Befreiten den Zorn der Heiterethei noch reizten. Als die Schmiedin, an die jetzt die Reihe kam, weil sie der Thür zunächst stand, ihren Sprung fassen wollte, hängte sich die Nächstfolgende an sie an, und an diese wieder eine andre. Das Gewicht der ganzen Kette mit sich fortzureißen war die Schmiedin denn doch zu schwach. So kams, daß sie in der Thür zu fallen kam, und die übrigen im wilden Knäuel über die Schmiedin hin! Mit Mühe wirrten sie sich auseinander; übereinander rollend und krabbelnd kamen sie um so langsamer aus dem Bereiche der Heiterethei, als sie das überschnell ins Werk zu setzen sich bemühten.

Die Heiterethei mußte im bittersten Zorne lachen. Als die letzte aus der Thür war, warf sie diese zu. Sie fühlte, daß ihr Zorn im Lachen schmolz.

Die Weiber draußen, hörte sie, gingen noch nicht.

Drum soll sie doch ja nicht meinen, sagte die Tischlerin noch, es möcht eine noch da bleiben, wo einer der Kaffee wie vergiftet müßt vorkommen. Und wer weiß? Denn warum? Es giebt Leut, denen auch das ist zuzutraun!

Aber nu soll die ganz Stadt wissen, wie die Sach eigentlich ist gewest, sagte die Weberin.

Eine schrie dazwischen auf: Man holt sich da nix als Unrat und Geschmeiß!

Der alte Holunderbusch wirtschaftete wie toll. Er

warf Raupen, Schnecken und dürre Blätter den Gehenden auf die Köpfe.

Und wenn sies dahin will lassen kommen, scholl die Stimme der Schmiedin bereits von den Weiden herauf, die Gericht werden ihrs schon zeigen, Verleumder gehören ins Trillerhaus.

Von der halben Höhe des Schloßberges erklang es: Ja, hier steh ich und sag, so eine Hochzig, wie sie hat wollen zunichte machen, soll noch nicht in Luckenbach sein gewest.

Und nu wird sich zeigen, rief noch entfernter die Beutlerin, ob das ihrer Schwester Kind ist oder ihrs.

Ganz zuletzt kam noch, halb verhallend, vom Gipfel des Schloßberges herab: Und obschon mein Vater selig . . .

Und nun war nichts mehr zu vernehmen, als das Rütteln des Holunderbaumes am Häuschen und das Sausen der Weiden im Winde.

Ich wollt wer weiß was drum geben, sagte die alte Annemarie, indem sie ihr Lämpchen anzündete, wenn ihr das nicht hättet gemacht, Annedorle. Die größten Weiber, wo in der ganzen Stadt sind, habt ihr auf euch verbittert. Ich kann nix dazu. Wenn ich euch wollt abhalten, seid ihr nur immer noch wilder geworden.

Weil ich recht hab gehabt!

Die Alte schüttelte den Kopf. Davon wär noch zu reden, sagte sie, und wenn man auch nicht am Gründonnerstag sechzig ist gewest.

Die Heiterethei sah sich nach der Alten um, ob diese die Redensart der Valtinessin anwende, um sie zu verspotten. Da diese aber völlig ernsthaft, ja mit An-

dacht weiter sprach, öffnete die Heiterethei das Fenster, um nichts weiter zu hören.

Ja, wenns euresgleichen wär gewest, spann die Alte an dem unsichtbaren Rocken der Weberin. Die armen Leut haben nur gegen arme Leut recht. Die großen Leut sind wie das Wetter, das muß man nehmen, wies kommt, und wenns gut ist, so ist man froh und bildt sich doch nicht ein, es hätt gut Wetter müssen sein. Denn warum? Wenns schlecht ist, muß man immer denken, es könnt noch schlechter sein, und man müßt sichs auch lassen gefallen.

Die Heiterethei wandte sich heftig vom Fenster nach ihr um. Und da meint ihr, die armen Leut müssen denen ihre Wetterhähn sein und müssen sich drehn, wie die blasen! Ja, ihr seid so eine, die krumm läßt grad sein, wenn nur die Valtinessin einen gnädigen Nicker macht, wenn ihr an ihr vorbeigeht und euch bis auf die Erden verneigt. Meinethalben sind sie die größten Weiber in der Stadt; ich bin ich und fürcht mich vor der ganzen Stadt nicht, geschweig vor euern dummen großen Weibern. Und nu geht und macht mich nicht vollends noch wild!

Ich wollt, sagte die Annemarie, ich wollt lieber, ihr wärt vier Jahr lang in keine Kirchen gekommen!

Sie setzte die Lampe, die sie eben aufgenommen hatte, wieder auf den Tisch.

Aber die Heiterethei sagte ungeduldig: Der Diktes hat getütt; macht, daß ihr nauf kommt in euer Stüble.

Die Alte nahm die Lampe wieder und sagte vor Kummer und Verletztheit in ihrem eignen Ton: Ich wollt — ich wollt — aber ihr — nicht einmal den Neiger habt ihr mir zulieb gethan — ihr seid — na, ich mach ja schon. Ich wollt — nu gute Nacht, Annedorle — schlaft wohl.

Die Annemarie ging hinauf. Die Heiterethei öffnete die Stubenthür, um an den Bach zu gehen. Sie dachte

unwillkürlich daran, unter wie so ganz andern Gefühlen sie dies noch vor wenigen Tagen, ja daß sie es da so spät vielleicht gar nicht gethan haben würde.

Und wenn sie mich setzen, sagte sie, indem sie hinaus ging, an dem Fritz hab ichs zehnmal verdient, und es ist doch tausendmal besser, als der Fritz wär tot, und wüßt auch keine Menschenseel, daß ichs hätt gethan.

Zwischen den Weiden am Bach kauerte sie nieder, schöpfte mit der hohlen Hand von seinem Wasser und warf es sich in das brennende Gesicht.

Darüber vertiefte sie sich in Gedanken, was der Fritz nun daheim machen und denken möchte. Je freudiger sie sich ihrer Kraft und Selbständigkeit der Welt gegenüber bewußt war, desto tiefer wurde ihr Mitleid mit dem Holders-Fritz. Sie konnte alle Welt auslachen; sie konnte arbeiten; aber er? Mit dem gelähmten Finger? Sie malte sich aus, wie er vergeblich sich mühte, Schnitzmesser und Beil zu handhaben, und so lebendig, daß sie unwillkürlich die Hand ausstreckte, wenn sie bald diese, bald jene Hilfeleistung nötig sah. Die Arbeit konnte bis morgen nicht fertig werden, wovon sollte er morgen leben? Und wenn Hunger und Sorge ihn noch mehr schwächten! Sie wußte wohl, der Fritz war eher reich als arm, und auch im großen und ganzen, Reichtum sei eine schöne Sache, und die Reichen hätten gut leben; aber indem sie sich in die Einzelheiten seines unglücklichen Zustandes hineindachte, nahmen diese die Gestalt an, unter der das Unglück sich vorzustellen ihr in ihrem eignen engen Kreise am nächsten lag.

Den Schmerz seiner vermeintlich mit Haß erwiderten Liebe ihm in ihren Gedanken nachzuempfinden hätte ihr noch weniger gelingen können, da diese Gefühle ihr fremder waren als die innere Gestalt des Lebens in einem reichen Hause.

So stand es mit ihm, und das war ihre Schuld. Und er hatte es gut gemeint und mußte denken, sie hat sich aus Haß an ihm vergriffen.

Wenn ichs ihm nur wenigstens könnt sagen: Es ist nicht gern geschehn, und ich machts gern ungethan, wenn ichs könnt! Wenn er freilich so klug wär und mich doch noch freit! Er sollts nicht spüren, daß ihm der Finger fehlt, und es sollt trotzdem doch ein Rechter aus ihm werden. Aber ich bin selber daran schuld; warum hab ich mich von den dummen großen Weibern lassen verleiten! Vielleicht, wenn ers erführ, daß ichs nicht apart aus Bosheit gegen ihn hab gethan. Aber wer sollt ihm das sagen? Und wenn ich mir so was ließ merken, wie würden die Weiber erst reden! Und ich weiß nicht einmal, was er selber meinen thät. Er dächt wohl gar, es wär mir um ihn zu thun. Ich brauch keinen, ich kanns noch selbst ermachen. Mir ists nur darum, daß er mich dauert, und ich bin schuld daran. Ich wollt, ich könnts machen, und er wüßt gar nichts davon!

Sie sann vergeblich auf das Wie.

Ein Windstoß arbeitete sich eben aus der Erlenkrone über ihr los, die ihn mit den krausbelaubten Ästen kämpfend festhielt wie ein Spinngewebe eine lärmende Bremse. Er erinnerte sie weckend, daß sie noch am Bach kauerte, und warf ihr von der Erle herab einen Einfall zu.

Da am Erlensteig —! Es war ziemlich dunkel, der Mond kam erst gegen Morgen. Da gar nicht weit, am Erlensteig, hatte der Holders-Fritz einen Acker mit Kartoffeln. Sie hatte heute noch im Vorbeigehn gesehen, der Acker war voll Unkraut, das die Kartoffeln fast erstickte.

Mit drei Schritten den Abhang hinauf hatte sie das Häuschen erreicht. Einen flüchtigen Blick warf sie auf das Kind, das im sanftesten Schlummer lag.

Dann nahm sie die Haue vom Nagel, und eilig mit schnellem Schritt gings erst an den Weiden, dann den Weg querfeldein hin.

Eben so flüchtig als gestern um diese Stunde eilte sie durch das Thal. Eben so hatte sie den Unterrock über den Kopf herauf geschlagen, daß niemand sie erkennen sollte. Wie gestern erschrak sie, wenn es hinter ihr rauschte. Wie gestern wuchs der Laut von jedem fallenden Blatte zum Hall eines Verfolgertrittes im furchtgeschärften Ohr. Eben so laut pochte ihr Herz, und doch von wie ganz andern Empfindungen als gestern!

Nun war der Acker erreicht. Am Raine blieb sie stehn und gab dem Blute Zeit, sich zu beruhigen.

Wie sah der Acker aus! Das stand noch schlimmer mit dem Unkraut, als es ihr heut vom Weidenwege aus vorgekommen war. Der Holders-Fritz mußte seine Kartoffeln ganz vergessen haben. Sie schüttelte immer von neuem wieder den Kopf. Wie nötig brauchte der Fritz eine tüchtige Frau! Wie aufs Geratewohl hingesät standen die Zeilen, ein Stock wie auf einem Berge, ein andrer wie in einem Thale. Das muß der Lehrer (Lehrling) gemacht haben, und der hat dabei die Augen so fest zu gehabt, als müßt er die Räusch verschlafen, die der Meister und die Gesellen sich trinken! Der Holders-Fritz kam ihr in der Verwahrlosung seines Gutes noch mitleidsbedürftiger vor.

Es war ihr unlieb, daß der Wind jetzt nachließ. Sie hatte darauf gerechnet, daß man vor seinem Sausen das Geräusch ihrer Arbeit nicht hören würde. Ein leiseres Lüftchen strich nur mit den äußersten Flügelspitzen an den Erlen hin. Drüben, wo die Wiese sumpfig ist, läuteten Unken. Und wie das Rauschen des nahen Wehrs, das sie übertönend verbergen sollte, bald leiser, bald lauter erklingend, hielten die gedämpften Schläge von der Haue der Heiterethei die Nacht hin-

durch den Takt zu der heimlichen Musik des Thales. Dazwischen tönte hie und da einmal der ferne Stundenschlag vom Kirchturme der Stadt, den die Rathausglocke wie ein ferneres Echo wiederholte, und des alten Diktes Nachtwächterhorn.

Endlich bot die wachsende Helle dem heimlichen Geschäft der Heiterethei Feierabend.

Der Mond erhob sich, in bleiche, regenkündende Dünste gehüllt, wie im bloßen Hemde aus seinem Lager hinter dem Perleberg.

Der Einfall der Großmutter, den Bader zu wecken und mit ihm nach ihres Enkels Werkstatt in seinem Stadel zu gehen, erwies sich als ein sehr glücklicher. Aber leicht auszuführen war er nicht.

Das alte Fräle that zwar, so schnell sie konnte, die Haube auf und den Mantel um; das Laternenanzünden wurde um so leichter, als der Mond durchs Küchenfenster herein ihr dazu leuchtete. Die Sorge um ihren Fritz spannte sich hilfreich ihren schwachen Beinen vor, und das Häuschen in der Weidengasse mit den grünen Fensterläden konnte sie schon beim Heraustreten aus ihrer Hausthür sehen. Aber den Bader aus dem Bett zu bringen, das er gewöhnlich mit einem Räuschchen teilte, und ihn zu verständigen, wohin, und was er dort sollte, das hatte seine Schwierigkeit.

Indes war diese zu überwinden gewesen, wenn auch auf dem Wege nach dem Stadel noch mancher Mangel an richtigem Verständnis zu Tage kam. Die Alte schritt voran, sorgfältig dem Meister Schnödler leuchtend; sie schien zu meinen, sein unsichrer Gang rühre daher, daß das Mondlicht ihm noch zu dunkel

sei. Dafür glaubte er wohl ihren Zuruf: Da ist ein Loch! da ist ein Stein, Meister Schnödler! so verstehen zu müssen, als meine sie, er solle in das Loch fallen und sich an den Stein stoßen; wenigstens führte er den vermeinten Auftrag mit größter Gewissenhaftigkeit aus.

Es war der Wahrheit gemäß, was wir seine kleine verschämte Frau in der Wachtstube erzählen hörten. Die alte Großmutter und Meister Schnödler fanden den Fritz in bewußtlosem Zustande auf seinem Lager.

Die Alte war außer sich, aber der Meister Schnödler sagte, um sie zu beruhigen, geringschätzig lachend: Da giebts noch ganz andre Ding auf der Welt, Frau Holderin. Das ist noch lang kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen; 's ist bloß, daß sein Blut ist herausgelaufen. Er nickte der Jammernden wie schelmisch zu: Den wollen wir schon kriegen, Frau Holderin!

In der Siegesgewißheit wäre er fast über den Liegenden gefallen. Um einem möglichen Vorurteile von seiten der Frau Holderin vorzubeugen, sagte er: 'S ist bloß aus Durst, Frau Holderin. Keinen Tropfen! Keinen Tropfen heint den ganzen Tag!

Dabei griff er nach dem Arm des Holders-Fritz und fühlte diesem den Puls, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, weil er ihn in der Gegend des Ellenbogens suchte.

Die Alte hing in Angst an des Meister Schnödler Mund. Sie fürchtete zu hören: Es ist aus mit ihm! Dieser nickte ihr wieder schelmisch lachend zu und sagte: Ein verwünschter Kerl! Nicht einmal sein Puls schlägt mehr; aber wir wollen ihn schon kriegen!

Aber, Meister Schnödler, wo greift er denn hin?

Der Meister wurde seinen Irrtum gewahr, er rutschte suchend vom Ellenbogen zum Handgelenke des Holders-Fritz. Um seinen Zustand nicht eingestehen

zu müssen, erklärte er der Alten, so ein Kerl, wie der Fritz, sei nicht wie jeder. Am Handgelenke einen Puls haben, das sei keine Kunst, das könne jeder Schneider. Aber von einem Kerl, wie der Fritz einer sei, verlange man mehr.

Nicht weit vom Kopfende des Lagers stand ein Krug. Den faßte der Bader. Aber er roch erst hinein. Es ist eine Schande, daß so ein Kerl Wasser säuft. Das ist nur dazu gut! Er goß es dem Holders-Fritz über den Kopf. Dann nickte er pfiffig der Alten zu, sie solle nun aufmerken.

Das that die Großmutter, und mit einer Spannung, als meinte sie, der Fritz könne von ihrem Aufmerken gesund werden.

Und wirklich gab dieser nun ein Zeichen des Lebens von sich.

Der Bader nickte der Alten wiederum blinzelnd zu. Was? Schüttelts ihn tüchtig? Das muß noch ganz anders kommen. Wir wollen ihn schon kriegen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Wenn er den Hals hätt gebrochen, das wär ein ganz ander Ding!

Der Alten fiel der verletzte Finger ein; sie machte den Bader darauf aufmerksam. Ach, Meister Schnödler, wenn nur der Finger dem Fritz nix schadt!

Schadt? entgegnete der Meister. Da schneiden wir ihn runter!

Die Alte sah ihren Enkel schon verstümmelt und schluchzte laut.

Der Meister aber lachte, um sie zu beruhigen, wie ein Teufel und sagte: Was da ein Finger? Der hat noch Knochen und Fleisch genug am Leib, und thät man ihm alle zehn runterschneiden und die Füß dazu. Das geht wie ein Donnerwetter; wo hab ich nur mein Messer hingebracht? Sieht sie: Eins! zwei! drei! Nur nicht ängstlich, Frau Holderin!

Die Alte hielt dem Meister in ihrer Angst beide

Hände fest. Sie schien ihm zuzutrauen, er schnitte dem Fritz einen Finger ab, nur um ihr zu zeigen, wie leicht das ginge, und daß sie darüber nicht ängstlich zu sein brauche.

Was? sagte der Meister. Das ist die Hauptsach, daß man den Leuten Herz macht. Und wenn der da im Sterben liegt, es soll ihr nicht angst werden; dafür bin ich da. Was ists denn ums Sterben? Und für so einen Kerl? Der stirbt nur so; das hat gar keine Schwierigkeit; wenn er den Hals bräch, das wär noch ein ganz ander Ding. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin!

Ach du lieber Gott, er stirbt! brach die Alte aus.

Was denn? sagte der Meister. Der? dem fällts noch nicht ein!

Aber er hats ja selber gesagt, der Meister Schnödler.

Ja, zum Exempel, entgegnete der Meister, wie ich sie beruhigen thät, wenns der Fall wär, er stürb. Aber das ist ja Kinderei mit dem. Höchstens ein tüchtigs Nervenfieberle und einen steifen Finger, weiter ists mit dem nix. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.

Dabei streifte er sich die Ärmel auf, und es kamen zwei Mitteldinge von zottigen Bärenfüßen und menschlichen Händen zum Vorschein. Er schüttelte sie erst, um sich zu versichern, er habe alles weggeräumt, was ihre freie Bewegung hindern könnte. Dann kramte er sein Verbindzeug hervor und faßte die verletzte Hand des Holders-Fritz.

Der Finger wird steif, weiter ists nix, lachte er dann der Alten zu, als meint er ihr wunder welche Freude mit der Nachricht zu machen. Aber soll denn gar nix weiter da sein, als Wasser? Ich hab heint noch keinen Tropfen getrunken!

Mein Tichterle, sagte die Alte, trinkt nix anders mehr als Wasser.

Na und da sind die Folgen davon! Hätt er ruhig

im Gringel gesessen und eins getrunken, da wär er nicht in den Bach gefallen!

Der Kranke zuckte auf. Er mußte es entgelten, daß der Meister Schnödler auch durch die sorglose Art, mit der er den Verband umlegte, dem Holders-Fräle zeigen wollte, sie habe keine Ursache, ängstlich zu sein.

Wenn ich einmal so einen unter mein Messer hätt gekriegt, weil ich in Dresden die Chirurgie hab studiert! Was das für ein Brustkasten ist, und wie der heraufgezogen ist! Ja, da ists keine Kunst, wenn einer eine Mitten hat wie ein Mädle. Da ist die Heiterethei, das ist auch so eine!

Der Name Heiterethei wirkte stärker auf den Kranken, als vorhin der Überguß mit kaltem Wasser. Er erhob sich halb und sagte mit matter Stimme: Was geht die mich an? Der Gringelwirts-Ev hab ich aufgepaßt. Meint ich doch, ich wär in meiner Werkstatt, setzte er, sich besinnend, hinzu.

Wer war glücklicher als das gute alte Holders-Fräle, ihren Fritz wieder bei Besinnung zu sehen! Sie liebkosete ihm wie einem kleinen Kinde.

Ihr seids, Fräle? Habt ihr das richtig gemacht, ihr wißt schon, was?

Aber, Fritzle, entgegnete die Alte, du hast mirs die Nacht erst gesagt. Was denkst du denn? Ich kann doch zu Nacht nicht zu den Leuten gehn, wenn sie schlafen?

So thuts morgen, sagte der Fritz, redet mit der Baltinessin!

Er sank wieder aufs Lager zurück.

Ja doch, Fritzle, gleich morgen früh, versicherte die Alte. Dann sah sie den Meister Schnödler wiederum ängstlich fragend an. Das Umsinken des Kranken beunruhigte sie von neuem.

Der Meister aber machte ihr ein Zeichen, daß er entfernter von diesem ihr antworten wolle.

Das Stehen wird mir sauer, sagte er, als sie an die Schnitzbank kamen. Ich hab heint noch keinen Tropfen getrunken. Er setzte sich und fuhr fort: Ich hab morgen im Gringel zu thun; ich könnts besorgen.

Die Alte erschrak. Ja, was denn?

Das Richtigmachen mit der Valtinessin-Ev.

Die Alte wollte ihn noch nicht verstehen. Er erzählte ihr, um zu zeigen, er sei eingeweiht, was er unter dem Siegel der Verschwiegenheit von einem erfahren, den er nicht nennen dürfe. Er meinte den Schneider.

Dadurch erfuhr das Holders-Fräle erst die ganze Geschichte von dem Auflauern ihres Enkels, und wie man erst geglaubt habe, er wolle der Heiterethei etwas Böses zufügen, dann, er sei ihr zu Gefallen gegangen, bis er selbst erklärt habe, es habe der Gringelwirts-Valtinessin-Ev gegolten.

Das letzte kam ihr, wie sie bei sich selber meinte, kurios vor. Freilich die ganze Geschichte klang kurios. Das Holders-Fräle war gar nicht schwer im Begreifen. Nachdem sie, was sie noch nicht wußte, dem Bader geschickt abgefragt hatte, sodaß sie das Ganze der Begebnisse, soweit sie bekannt waren, übersehen konnte, begriff sie den Zusammenhang. Das Beste schien ihr, den Fritz sich erst wieder beruhigen zu lassen; denn sein heftiges Verlangen, die Sache mit der Valtinessin-Ev richtig gemacht zu sehen, ging, das sah sie wohl, aus dem Zorne hervor, von der Heiterethei verschmäht zu sein. Wenn sie ihm den Willen that, mußte er es später bereuen. Konnte sie ihn nur so lang in dem Wahne lassen, sie gehorche ihm, bis er ruhiger geworden war! Bis dahin klärte sich manches auf, was jetzt noch verwirrte, und alles fügte sich so, wie sie überzeugt war, daß es für den Fritz am wünschenswertesten sei.

Das konnte der Meister Schnödler mit seiner Vermittlerzudringlichkeit vereiteln. Drum sagte das kluge Fräle nach einigem Besinnen: Ja, Meister Schnödler,

was denkt er denn? Ich will gar nicht meinen, daß mein Fritzle jetzt gar nicht so recht bei sich ist; das muß der Meister Schnödler besser wissen, als ich. Aber bei so einer Frau, wie die Valtinessin, ists nicht, als wollt ich eine Mäd dingen; da könnt ich euch wohl schicken. Aber zu der, da muß ich selber. Und hernachen wird der Meister Schnödler auch gegen andre Leut still sein von der Sach. Mein Fritzle ist gar ein Wunderlicher. Weil die Leut meinen, er hat der Heiterethei aufgepaßt, so will er den Leuten zum Trotz die Valtinessin-Ev. Sagen aber die Leut, es ist ihm um die Valtinessin-Ev, hernachen verfällt er gewiß wieder auf die Heiterethei. Und wenn er meint, daß die Valtinessin meinem Fritzle keinen Korb geben wird, so wird die Valtinessin dem Meister Schnödler keinen Dank sagen, wenn er die Sach verderbt hat. Wenn mein Fritzle euch vielleicht fragt, so sagt nur, ich bin dort gewesen, und die Sach wär so gut wie fertig. Aber was meint er denn zu meinem Fritzle? Das ists eigentlich gewest, was ich ihn hab fragen wollen.

Ein Fieberle kriegt er, und das ein tüchtigs, entgegnete der Meister. Wenn eine Krankheit in so einen Kerl kommt, da ists nicht, wie wenn sie in einen Schneider gerät. Hernachen ists eine Lust, wie sie drin herum hantiert. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Morgen komm ich wieder, und den wollen wir schon kriegen!

Die Alte mußte ihm hinaushelfen. Sie sah ihm besorgt nach. Er bemerkte das. Zwanzig Schritte von der Stadelthür kam ihm sein Beruhigungseifer noch einmal. Er wandte sich mühsam und versicherte: Keinen Tropfen, Frau Holderin, keinen Tropfen!

Des Mondes Prophezeiung erfüllte sich. Die Heiterethei war noch nicht eingeschlafen, als es schon zu rieseln begann. Wie sie erwachte, hörte sie die fallenden Tropfen im Strohdach rauschen und auf den Blättern des Holunders zerplatzen. Und noch ehe die Stunde schlug, wo sie gewöhnlich auf den Tagelohn ging, goß es wie mit Kannen.

Ein kleines Mädchen kam, ihr für heut die bestellte Arbeit abzusagen.

Morgen wirds schon anders Wetter sein, meinte die Heiterethei.

Das Mädchen sagte im Weggehen: Das Annedorle braucht nicht eher zu kommen, bis die Mutter mich wieder nach ihr schickt.

Die Heiterethei sah ihr einen Augenblick befremdet nach. Dann sagte sie: Schadt nix. Ists nicht da, so ists wo anders. Arbeit giebts genung.

Die Annemarie that diesen Morgen ganz einsilbig, als sie herabkam, die Heiterethei in der Wartung des Kindes abzulösen.

Eben ließ die Valtinessin die Stühle und Tassen abholen, welche die Frauen bei ihrem gezwungen schleunigen Abzuge nicht hatten mitnehmen können. Das zu sehen, that der guten Alten in der tiefsten Seele leid. Jedem einzelnen Stücke blickte sie einen wehmütigen Abschied nach. Die vornehmen Besuche und deren Sorgen und Bemühungen um die Heiterethei hatten dieser in ihren Augen eine Art Wichtigkeit gegeben, ein Glanz, von dem ein Teil verklärend auf sie selber fiel. Sie hatte die Empfindung eines alten angeerbten Dieners, der in dem Ansehen seiner heruntergekommnen Herrschaft sein eignes scheiden sieht. Sie hatte die Heiterethei lieb und meinte sich darum im Rechte, in dem Bruch der Heiterethei mit den großen Weibern noch eine besondre Lieblosigkeit gegen sie selber zu sehen. Es hatte sie schon bekümmert, daß die Hei-

terethei nicht einmal den einzigen Neiger ihr zuliebe gethan. Und wenn sie auch den großen Weibern nicht unbedingt recht gab, so begriff sie doch in ihrem Respekt vor ihnen nicht, wie ein Armes gegen sie könnte recht haben wollen. Daß die Heiterethei dies gewollt, kam ihr ordentlich wie ein Majestätsverbrechen vor.

Da die Heiterethei zuhause blieb, war sie überflüssig und tappte kopfschüttelnd wieder in ihr Stübchen hinauf.

Das Mädchen hatte sich mit einer Näherei an das vordere Fenster gesetzt — das hintere behielt sich der Holunderbusch ganz allein zum Hereinsehen vor — und bemerkte in Gedanken vertieft den Abgang der Alten nicht.

Nie hatte ein Tag dem andern so unähnlich gesehen, als seit die Heiterethei zum letztenmal nach dem Zainhammer gefahren war. Der heutige hatte wieder sein ganz eignes Gesicht. Es war, als wäre das Stübchen seit seiner Erbauung zum erstenmale leer, seine Wände rückten immer weiter aus einander. Der Holunderbusch sah wie glatzköpfig aus; so sehr war man daran gewohnt, ihn den ganzen Tag aus einer tausendlockigen Perücke herausblicken zu sehen. Das Kind, das um die Heiterethei spielte, hielt unbewußt noch den kleinen Raum ein, der allein ihm wochenlang zur Benutzung geblieben war, und wich noch immer all den Knieen aus, die nicht mehr vorhanden waren. Um die Stelle, wo die Valtinessin gesessen hatte, bewegte es sich noch nicht anders als in einem weiten Kreisabschnitte. Vermied doch die Heiterethei selber, im Vorbeigehn mit der

seitwärts schwebenden Haube der Valtinessin zusammen zu stoßen.

Außerdem vergaß sie alles über den Gedanken an den Fritz. Die Befürchtungen und Gespräche der frühern, die Angst und das Mitleid der letzten Tage hatten sie so sehr gewöhnt, an ihn zu denken, daß sie es nicht mehr wußte, wenn sie es that.

Eine eigne Wirkung hatte dieses Denken an den Fritz. Das Bewußtsein ihrer Verschuldung, ihr Sinnen, wie sie das, was nicht mehr ungethan zu machen war, wenigstens zum Teil ausgleichen könnte, weckte vertiefend die innere Welt, die bis jetzt in dem handfertigen Mädchen unter der fortwährenden Richtung ihrer Kräfte auf ermüdende Körperarbeit und die äußern Dinge des Lebens geschlummert hatte. Das zeigte sich bald auch in ihrem äußern Ansehen. Ihr Blick wurde tiefer. Dem Kenner wären die Anfänge eines neuen Daseins in ihr lesbar gewesen. Es hätte ihn an jene topographischen Pläne erinnert, wo neben und über dem gegenwärtig Vorhandnen mit schwächern Linien die beabsichtigten Umgestaltungen eingezeichnet sind.

Und Zeit hatte sie und sollte immer noch mehr Zeit haben für die ruhige Entwicklung dieses neuen Daseins.

Während der Nacht hatte der Regen eine Pause gemacht; noch vor der Sonne des nächsten Tages begann er wieder seine eintönige Musik. Den ganzen dritten Tag zitterten die Blätter des Holunders unter den zerplatzenden Tropfen. Am vierten geriet der Regen in Zorn, daß die Ringe, die er unermüdlich grau in grau auf die wachsenden Pfützen zeichnete, immer wieder zerflossen; er nahm seinen schärfsten Stift und schien nicht eher ruhen zu wollen, als bis es ihm gelänge, sie unzerstörbar einzugraben. Das Wachen selber konnte die Augen nicht offen erhalten, die Fröhlichkeit selber wurde schwermütig bei dem eintönigen Liede, das er sich dabei sang.

Stunde um Stunde verging, Tag um Tag, Woche um Woche; was allein blieb im ewigen Wechsel, das war der Regen. Aber wer keine Uhr besaß, für den gab es bald nicht mehr Nacht und Tag. Himmel und Erde unterschieden sich nur noch durch das Oben und Unten.

Erst sah man jede Stunde nach dem Wetterglase, dann jeden Tag, zuletzt gar nicht mehr. Es war, als könnte es nun nicht mehr anders werden. Erst sehnte man sich, wieder Grün und Blau zu sehen, zuletzt hatte man vergessen, daß es noch andre Farben gab als Grau; man sah die Zeit kommen, wo Rechen und Haue zu fabelhaften Altertümern wurden, über deren einstige Bestimmung man sich den Kopf zerbrach, wo man nicht mehr an das Kartoffelhacken glaubte, und das Heueinernten für ein schönes Märchen alter Tage galt. Die besonnensten Leute mußten konfus werden, wie sie sich in der neuen Welt einrichten sollten, wo das Wasser an die Stelle der Luft zu treten schien. Denn die alte, in der man bisher gelebt, war abgethan.

Wenn man nur auch hätte vergessen können, daß man einen Magen besaß! Von der Herzgrube aus eroberte sich das Ehemals wiederum die Welt. Der Hunger war das erste Glied der Kette von Schlüssen, durch die die Gegenwart von neuem an die Vergangenheit festgemacht wurde.

Wenn nun ein solches Wetter zur Zeit der Heuernte selbst den großen Leuten Sorge machte, wie mußte es einem alleinstehenden Mädchen das Herz bedrängen, das heute brauchte, was es gestern verdient hatte! Und doch war die Heiterethei sonst auch bei solchem Wetter nie zu feiern gezwungen gewesen. Als Tag um Tag verging und niemand ihrer begehrte, weder zum Waschen, noch zum Scheuern, noch zu sonstiger Haus und Stubenarbeit, da lag es ihr nahe genug, einzusehen, was sie, wie die Valtinessin gesagt, angerichtet hatte. Aber sie

wollte es lieber den Umständen in die Schuhe schieben, als sich selbst. Freilich! Wer soll jetzt waschen, wo keine Aussicht ist auf Trockenwerden? wer scheuern lassen, wo jeder Eintretende die halbe Luckenbacher Flur an den Schuhen mit in die Stuben schleppt? Und ihre Unzulänglichkeit als Nähterin gestand sie sich selber willig ein. Denn sie sah das Gegenteil für keinen großen Vorzug an. Nähen galt ihr für keine Arbeit. Eine Nähterin stand bei ihr nicht in viel größerer Achtung als ein Schreiber. Es ging ihr wie den meisten Leuten ihres Standes. Wenn diese selber einmal einen Brief oder sonst etwas zu schreiben haben, dünkt sie das so schwer und peinlich, daß sie für jeden Buchstaben gern ein Scheit Holz sägten oder hackten; an einem andern kommt es ihnen dennoch wie nichts, wie eine Art bevorwandeten Müßigganges vor. Und sie halten es für unnötig, obgleich es ihnen nötig genug vorkam, sich darum stundenlang zu quälen.

Und an solcher Faulenzerei, fuhr die Heiterethei dann in Gedanken fort, hab ich selber keinen Spaß. Aber laßt nur wieder schön Wetter werden!

Sie weiß ja, daß sie in Luckenbach mit zu dem guten Wetter gehört. Sie ist so wesentlich und unentbehrlich zur Heuernte als Sonne und trocknender Wind.

Freilich! Bis dahin ist verzehrt, was sie für ein mögliches Krankenlager bisher sich abgedarbt hat; nicht für sich — daß sie krank werden könnte, ist ein Gedanke, der niemandem einfallen wird, am wenigsten der Heiterethei selbst — aber für das Liesle, das Kind.

Die Annemarie ist dafür auf einmal desto gesuchter. Bald wird sie zu der Valtinessin gerufen, bald zur Weberin, bald zu einer andern großen Frau. Sie kommt wenig mehr nach Haus. Sie spricht jeden Tag vornehmer, sie fängt schon an, die Haube zu balancieren wie die Valtinessin, aber natürlich im richtig bemeßnen Grade ihrer Unterordnung. Ihr Hauben-

werfen verhält sich zu dem der Valtinessin wie ein Schweineschwänzchen zu einem Löwenschweif. Und geht sie breiter, denn sonst, so ist ihre Grazie gegen die massive, steinerne der Valtinessin nur eine aus Holz und Lehm, und sie selber nur ein bescheidnes bretternes Hintergebäude.

Nur selten kann sie die Zeit erübrigen, im Vorbeigehen unten hereinzusehen, und dann läßt sie gutmütig, so viel in der Eile möglich ist, von ihrem neuen Glanze auf die verdunkelte Gestalt der Heiterethei fallen. Ihr etwas anzubieten, hat sie nicht den Mut, wenn auch die Lust. Denn sie kennt die Heiterethei. Und die giebt sich auch nicht das Ansehen, als ob sie etwas bedürfe. Ja, sie treibt noch Possen mit der Annemarie. Sie spielt die Person der Valtinessin und der Weberin gegen sie und weiß das mit solcher Geschicklichkeit der Nachahmung zu thun, daß die Annemarie zuweilen ihr süßsaures Lachen vergißt und in unwillkürlicher Täuschung befangen sich verneigt und ihr antwortet, als wäre die Heiterethei wirklich jene große Frau selber.

Eines Regentages kam die Annemarie zur Zeit der Dämmerung, das heißt, wo es noch dämmeriger war, als den ganzen übrigen Tag, zu der Heiterethei in das Stübchen herein. Aus allerlei Vorbereitungen ersah die Heiterethei, die Annemarie hatte etwas auf dem Herzen, das nicht über die Zunge wollte.

Ich bin keine von euern großen Weibern, sagte sie, daß ihr erst vom Wetter müßt anfangen, wenn ihr mir was wollt sagen. Da ist nur eins zu machen, entweder ihr redt, oder ihr redt nicht. Und so ists, und nu ists fertig. Ihr wollt vielleicht damit warten, bis ich die Lampen hab angezündt.

Vor meinetwegen brennt die Lampen ja nicht an, Bäs Dorle, entgegnete die Annemarie, die noch immer das Trumm suchte zu ihrem Vorbringen.

Nu, doch wegen dem Liesle da, damit sich die nicht stößt.

Das Liesle sitzt ja so ruhig, und das Öl, das wird schrecklich teuer bei der Witterung.

So will ichs noch lassen gehn, aber nu hätt ich gedacht . . .

Ja, sagte die Annemarie. Sie dachte, einmal muß es sein, und gab sich selber einen Stoß, daß sie gleich mitten in die Sache hineinfuhr.

Weil ihr das Kind mit auf die Arbeit wollt nehmen, sagte sie, und es ist groß genug dazu; sonst übrigens außerdem blieb ich lieber bei euch wohnen, als wo anders.

Ihr wollt fort aus meinem Häusle? fragte die Heiterethei.

Ja, sagte die Annemarie, und der Holunderbusch droben, wenn der blüht, das kann ich auf meiner Brust nicht mehr ertragen.

Der hat abgeblüht, entgegnete die Heiterethei ruhig. Und wenn ers einmal hat gethan, so thut ers das ganz Jahr nicht zum zweitenmal.

Und der Bach, fuhr verlegen die Annemarie fort.

Ja, der Bach, half die Heiterethei der Alten, weil sie sah, diese wurde nicht allein mit dem neuen Vorwande fertig. Der Bach, der ist halt schrecklich naß. Habt ihr heint schon ans Ausziehn gedacht, wie ihr mittag seid dagewest?

Die Alte bejahte nur und geriet schon vorläufig in Verlegenheit, wozu die Heiterethei ihre Antwort benutzen könnte.

Ja, nu weiß ich, sagte diese, warum das Öl so teuer ist, und warum ihr gerad jetzt kommt, wos finster ist. Ihr habt gedacht, ich sehs euch sonst an, daß ihr Vorwänd macht. Wärt ihr zu Nacht gekommen, wo ich hätt geschlafen, da wärs noch besser gewest; da hätt ichs auch nicht gehört. Und nu will ichs euch auch

nicht zuleid thun und die Lampen anbrennen, eh ihr wieder fort seid. Ich bin freilich nicht so höflich wie ihr. Damit 's nicht zu grob herauskommt, wenn ihr einmal die Wahrheit redt, wollt ihr mir lieber zwei Lügen weismachen. Bei euern großen Weibern ist das vielleicht das Recht', zumal wenn ihr noch einen schönen Neiger dazu macht. Aber ich mein, wenn mir einer Lügen weis will machen, so ist das die größt Grobheit, wo er mir kann anthun. Ihr seid euer eigner Herr und könnt in der Valtinessin ihre Brillenscheiden ziehen, wenn ihr wollt. Ich hab euch nix zu sagen und mithin auch nix übel zu nehmen. Was das Liesle da angeht, so muß die Sach gehn, wie sie kann. Mir kanns einerlei sein und ists auch, und nu ists fertig.

Bei der Annemarie wars aber noch nicht fertig. Sie hätte gar zu gern gehört, die Heiterethei könne es nicht ermachen ohne sie. Nicht als hätte sie gewünscht, die Heiterethei vermöchte das wirklich nicht. Dazu hatte die Annemarie das Mädchen, so sehr sie ihr schon entfremdet war, im Grunde ihres Herzens doch noch zu lieb. Sie ging ja bloß aus Furcht, die großen Weiber könntens für eine Sünde halten, wenn sie bei der Heiterethei wohnen bliebe. Aber ein Haus zu verlassen, darin man so lange gewohnt, ohne die Bekräftigung und Anerkennung, daß man auch etwas darin gewesen, daß man ihm fehlen werde, das ist so leicht nicht. Sie wickelte ein großes, großes Papier auseinander, worin eine kleine Zuckerbrezel auch fast gar nichts gewesen war, und gab diese dem Liesle. Es war wohl nicht die entfernte Ähnlichkeit ihres Schicksals mit dem dieser Brezel, was sie dabei so mit Wehmut erfüllte.

Wenn ihr doch das nicht hättet gemacht, das mit den großen Weibern, Annedorle! begann sie mit zitternder Stimme, in der Thür sich noch zurückwendend.

Und wenn ihr mir nur wen'gstens den Neiger zulieb hättet gethan vor meinem End, aber so . . .

Den Anstrengungen ihrer Hand gelangs nicht, die vom Schluchzen unterbrochne Rede zeigend und winkend zu ergänzen, wohl hauptsächlich deshalb, weil man die Hand vor der völlig eingetretenen Nacht bereits nicht mehr sehen konnte.

Der Klang der in das Schloß fallenden Thür zeigte an, daß sie gegangen war.

Draußen stand sie noch eine Weile, mit den Augen in den Regen regnend. Die wunderliche Alte vermißte ein Zeichen der Anhänglichkeit, indem sie selber keine bewies.

Aber die Heiterethei hatte sich eben so seltsam widersprochen, da sie gegen die Unwahrheit der Annemarie geeifert. Sie dachte nicht daran, daß sie selber in demselben Augenblick unwahr wurde. Denn einerlei wars ihr gewiß nicht, daß die Annemarie fort wollte.

Nicht deshalb, weil sie daraus, daß selbst die treue Alte sie verließ, erkannt hätte, wie schlimm man in dem ganzen Städtchen von ihr denken mußte.

Diese hatte über ein Menschenalter lang da gewohnt. Sie hatte lange vorher schon da gewohnt, ehe die Mutter der Heiterethei hereingeheiratet hatte. Eins nach dem andern neben der Heiterethei hatte das Häuschen verlassen. Vater und Mutter und ihre eignen jüngern Geschwister hatte sie hinaustragen sehen; die ältere Schwester hatte sie selbst hinaustreiben müssen. Nun, da auch die Annemarie ging, wards erst leer, trug man ihr die Mutter noch einmal hinaus. Damals hatte es auch schon so lange geregnet und regnete noch. Und der alte Holunder rauschte jetzt wieder eben so eigen wie damals, als seine Zweige den Sarg nicht hinauslassen wollten. Wie wenn die Leute in der Kirche nach dem Gebet aufatmend sich leise setzen.

Das alles war ihr beim Abschied der Alten gekommen, und sie hätt es der Annemarie gesagt. Diese wäre entweder geblieben oder beruhigter gegangen. Aber die Heiterethei fürchtete, ihre Stimme werde brechen, wenn sie rede. Und ehe sie die Wahrheit ihrer Empfindung durch „jammeriges Wesen" selber verdächtigte, blieb sie lieber schweigend an ihrem Fenster sitzen.

Verfolgte nun das Schicksal die Heiterethei, so nahm es sich eben so sichtbarlich der Annemarie an. Den Entschluß, das Häuschen der Heiterethei zu verlassen, schien es selber ihr eingegeben zu haben. Denn eben zur rechten Zeit hatte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ihre neue Wohnung hinübergeschafft.

Das baufällige Strohdach des Häuschens an den Weiden bot diesem gegen den endlos herabfallenden Regen immer ungenügendern Schutz. Selber bis in sein Innerstes von dessen Wassern durchdrungen, aufgequollen wie ein vollgesogner Badeschwamm vermehrte es durch sein Gewicht nur die Unannehmlichkeiten, mit denen Regen und Wind das arme Häuschen heimsuchten. Die alten Lücken der Lehmwand nahmen den Feind mit offnen Armen auf, der sie aus Erkenntlichkeit dafür nach Vermögen vergrößerte. Das Beispiel der belohnten Verräter mehrte ihre Zahl. Was die Heiterethei hineinklebte, nahm der Regen in derselben Stunde wieder hinweg. Von den Nachbarn kam keiner, wie sonst wohl geschehen war. Und ging einer vorüber, so geschah es nur, eine offne Schadenfreude zu befriedigen. Der Holunder konnte nichts, als ratlos seine Zweige zusammenschlagen; sie wurden ihm immer schwerer. Von Zeit zu Zeit pochte er an die Wände, wie um zu sehen, wie fest sie noch seien, und

nach jedem Pochen schüttelte er ängstlicher das Haupt und griff immer zitternder in den Regen hinein, ihn zu beschwören, er solle nun endlich nachlassen. Der hatte keine Antwort für ihn, als sein ewiges plätscherndes Hohngelächter. Der Fels dicht an der linken Flanke des Häuschens aber war des Häuschens allerschlimmster Nachbar. Er goß Öl ins Feuer oder vielmehr Wasser ins Wasser. Er sammelte all den Regen, der auf seine Scheitel fiel, und hinderte nicht, daß die gesammelten Wasser sich ein Bett nach dem Häuschen hin schufen und von seiner Kante darauf herabstürzten, als hielten sie das Häuschen für ein Mühlrad, das sie in Bewegung setzen müßten.

Jetzt sank die linke Seitenwand des Häuschens unter ihrem Gewichte. Das Dach wäre nachgesunken, hätte nicht der Fels mit zu spätem Erbarmen jene ersetzt und das wankende mit der eignen Schulter gestützt. Und nun begann auch der größte Teil der Vorderwand zu weichen. Sie bog sich matt vornüber, als wollte sie um die Ecke nach Hilfe sehen. Als keine kam und immer und immer noch keine kam, da sank ihr, ein Bild stiller Ergebung, das Haupt auf die Kniee; dann brachen auch diese ein, und der Tod löste zu früh, wenn auch mit sanfter Hand, einen so innigen Bund, als Holz und Lehm nur je geschlossen.

Nun glich das Häuschen einer Wasserkunst. Über die Furchen des Strohdaches ergossen sich die Wasser vom Felsen herab in hüpfenden Kaskaden. Unzählige Öffnungen schluckten sie gierig ein, eben so viel andre spieen sie in schönen Bogen wieder von sich. Dabei grünte das verwitterte Stroh im größten Elend so lustig wie eine Wiese, und der alte Holunder stand daneben abgespannt und schlaff wie ein durchnäßter Regenschirm in einer Ecke und schlug die Zweige über seinem Kopfe zusammen aus Entsetzen vor solchem Frevel.

Die Valtinessin that, als der Bader die Nachricht von dem Schicksal des Häuschens in den Gringel brachte, etwas ähnliches. Sie schlug mit beiden Händen auf die Kniee.

Da sieht man doch, daß man richtig hat geweissagt, meinte sie. Es hat wohl öfter schon geregnet, aber der Regen da, das ist ein sichtbarlich Strafgericht vom Himmel. Und das ganz Luckenbach muß mit darunter leiden. Wer den Gründonnerstag sechzig ist gewest, der weiß, was er redt. Hier sitz ich und sag: Ein Regen soll das sein? Eine Sündflut ists.

Ja, sagte der Meister Schnödler mit unsichrer Zunge, die Heiterethei, das ist so ein Kerl, wie die Töchter der Riesen sind gewest. Aber ich will euch schon kriegen!

Und der Herr hat wieder einen unschuldigen Noah gerett, wie selbmal, fuhr die Valtinessin fort. Die Annemarie da, das ist der ander Noah.

Die Annemarie, die an der Thür Leuchter putzte, that einen Neiger. Sie lächelte, aber innerlich seufzte ihr Herz über das Schicksal des Häuschens.

Ja, es ist kurios, sagte der Morzenschmied mit einem kleinen Anfall von Schluchzen. Es scheint, das ganz Alte Testament geht noch einmal für in unserm Luckenbach. Erst ist die Austreibung aus dem Paradies gewest; jetzund ist die Sündflut; nu muß der babylonisch Turm noch kommen und der Auszug der Kinder Israel aus Ägyptenland.

Der ist gewest, der Auszug, sprach die Valtinessin. Aber nu ist er erst fertig. Der Pharao, der sein Herz hat verstockt gehabt, nu liegt er im Roten Meer. Ich hab manchmal beinah gemeint, man hätt ihr zu viel gethan, aber nu hat der Himmel selber geredt.

Zuviel gethan? beruhigte der Meister Schnödler nachträglich. So ein Kerl wie die Frau Valtinessin, die kann schon eine Sünd mehr thun. Wozu wär denn

einer reich auf der Welt? Das ist noch immer nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängstlich, Frau Valtinessin. So eine kann gar nicht zu viel thun.

Ja, meinte der Schmied, das Zuvielthun ist andern Leuten ihre Sach.

Der Meister Schnödler sah den Morzenschmied an; er konnte nicht einig werden, ob der ihn meine. Aus Vorsicht für jeden Fall sagte er dann: Keinen Tropfen, Meister Langgut. Der Tropfen, den ich heut getrunken hab . . .

Er wollte sich eben eines hohen Schwurs vermessen, aber die Valtinessin unterlief seine Zunge, indem sie feierlich warnend die Haube schwang. Meister Schnödler! Aber was ist denn da in seinem Glas gewest?

Das ist Bier gewest, Frau Valtinessin. Wenn ich sag: Einen Tropfen, hernachen mein ich einen Bittern.

Die Valtinessin sagte: Ja, wenn ers so meint!

Der Schmied und die übrigen gingen. Der Meister Schnödler rannte die Valtinessin an. In seinem weißlichen Rocke schien er mit ihr Nachtfalter und Pfingstrose spielen zu wollen. Es ergab sich aber, er hatte beabsichtigt, der Valtinessin etwas ins Ohr zu flüstern.

Von wegen, sagte er und zeigte auf die Ev, die eben hereintrat.

Ev! rief die Valtinessin.

Nu, wie ists denn mit dem? fragte die Ev leichthin, als sie herangekommen war.

Ja, so ein Kerl, lachte der Meister Schnödler. Das ist eine Lust, wenn so ein Kerl das Fieber hat! Die Frau Valtinessin, wollt ich, krägs einmal. Die sollts herumreißen. Das ist noch lang nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängstlich, Frau Valtinessin. Wir wollen sie schon kriegen. Ja, wenns ihn hat, da redt er von nix als der Heiterethei. Ich kann sie nicht los werden, schreit er. Da steckt sie fest. Jetzt ist sie da, jetzt da. Und deutet bald auf seinen Brustkasten, bald

an seinen Schädel. Ein verwünschter Kerl, aber wir wollen ihn schon kriegen. Und wenn er einmal zu sich kommt, dann fragt er: Fräle, habt ihrs richtig gemacht mit der Valtinessin? So ist er auf die Jungfer Ev versessen!

Die Gringelwirts-Ev schien andrer Meinung. Aber: Wenn ich ihn nur erst hab, sagte sie zu sich. Ich will sie ihm schon heraus bringen!

Der Meister Schnödler war innerlich der Meinung der Ev, wenn er es auch aus Galanterie oder sonst einem andern Grunde nicht wollte merken lassen.

Der Valtinessin allein fiel es nicht ein, der Fritz könnte eine Neigung zum König Pharao haben, oder es schien ihr nicht der Mühe wert, sich so etwas einfallen zu lassen.

Und das Fräle? fragte die Ev, und ein liebevoller Zug um den Mund sagte, sie brauche eigentlich gar nicht zu fragen.

Sie wills absolut nicht, daß ichs in Ordnung bring. Das ist ein Kerl! Aber ich will ihn schon kriegen. Wenns eine Mäd zu dingen gält, meint sie, das könnt ich verrichten. Aber zu einem Kerl, wie die Frau Valtinessin, da müßt sie selber kommen. Und das geschäh, so wie sies nicht mehr in den Beinen hätt, daß sie den Schloßberg könnt steigen. Und weiter sagen soll ich nix. Der Fritz wär ein Wunderlicher. Wenn die Leut sagten: Er freit den Kerl — die Gringelwirts-Ev, da könnt er aus Trotz die Heiterethei noch nehmen.

Hm! dachte die Gringelwirts-Ev. Das Mordmädle erriet richtig, daß das Holders-Fräle sie nicht haben wollte. Sie dachte: Wenns nur erst fertig ist, der will ichs schon eintränken!

Ich meint, er wär selber alt genung, sagte sie, und könnt schicken, wen er wollt. Die Alte kann mich nicht erriechen. Meinetwegen. Sie kann ihn zusammenthun

mit dem rohen Ding da unten und kann sie noch in Baumwollen einwickeln bis über ihr unverschämtes Gesicht. Wenns einer machen thät, einen großen Kuppelpelz kräg er nicht von mir.

Der Meister Schnödler verstand wohl, daß das hieß: Der kräg einen großen Kuppelpelz von mir.

Er schmachtete sie an und sagte: Ein Schieferdecker, der den Hals gebrochen hat, das ist noch ein ganz andrer Kerl als das Holders-Fräle.

Aber die Valtinessin schwang ihre Haube, sodaß diese auf ihrem Wege einen Strich durch die Rechnung der Tochter zu machen schien.

Das Holders-Fräle hat recht. So einen schickt man nicht zu der Gringelwirts-Valtinessin, sagte sie, in solcher Sach. Das Holders-Fräle weiß, wie man eine große Frau zu respektieren hat. Und es wird ihr schon aus den Beinen herauskommen, daß sie den Schloßberg kann ersteigen. Hier sitz ich und sag: Der Gringel wirft sein Mordmädle niemand an den Kopf.

Das Mordmädle griff nach einer Flasche, darauf geschrieben stand: Spanisch Bitter, und schenkte dem Meister Schnödler unverlangt zweimal nach einander davon in ein Glas. Sie verweigerte die Bezahlung hinter dem Rücken ihrer Mutter und sagte: Der Meister Schnödler braucht sich mit der Sach nicht weiter unnütz zu beschweren. Wie meine Mutter meint, so mein ich auch.

Der Meister Schnödler verstand; er nickte der Ev mit lachendem Gesicht zu und gab, nach der Valtinessin hindeutend, zu verstehen: Ein verwünschter Kerl, die Frau Valtinessin! Aber wir wollen sie schon kriegen!

Der Meister ging, und die Valtinessin wandte sich zu der Annemarie, die eben den blauen Mantel umnahm und auch gehen wollte.

Ja, sagte sie, Annemarie, wär der gerecht Zorn der großen Weiber nicht gewest, ganz Luckenbach hätt

mit dem König Pharao müssen ersaufen. Und wären wir noch anders aufgetreten, so wär vielleicht der ganz Regen nicht gewest. Was denkt sich die Annemarie dabei?

Ach, sagte die Annemarie; aber was meint die Frau Valtinessin nur? So würd ich mir doch das nicht zu schulden kommen lassen. Und wenns zehn mal sich für arme Leut schicken thät, daß sie was denken thäten dabei, was die Frau Valtinessin sagt. Und die Frau Valtinessin weiß es schon einzurichten, wenn sie was sagt, daß nix dabei zu denken ist. Und wenns sein könnt, in der Frau Valtinessin ihrem Beisein michs zu unterstehn, das wär mir ja noch immer viel zu niederträchtig. Ja, wer so reich ist, wie die Frau Valtinessin, und ist am Gründonnerstag sechzig gewest!

Die Annemarie ist eine recht vernünftige Person für ihre Umständ, genehmigte die Valtinessin dieses Ersterben in Demut, drum hat der Herr sie auch so sichtbarlich mit seinem Arm behüt. Und an dem Exempel da kann sies ersehn, daß der liebe Gott die Welt nicht so in den Tag hinein hat erschaffen, sondern hat sich was dabei gedacht, warum er reiche Leut und arme Leut hat erschaffen.

Die Valtinessin dachte, als sie die Rächerhand des Himmels feierte, nicht daran, daß sie noch vor kurzem den Unfall des Holders-Fritz eben so bestimmt den Gästen des Gringels als ein solches Strafgericht verkündet hatte.

Dennoch schien sie recht zu haben. Denn kaum war die Rache des Himmels an dem Häuschen der Heiterethei so weit vollzogen, als wir geschildert haben, und schon machte sich ein Morgenwind auf, dem weitern Regen zu steuern.

Ja, sagte die Valtinessin, als zum erstenmal wieder das blaue Auge des Himmels durch die grauen Regen=

wimpern sah, das ist sichtbarlich. Ordentlich gewartt hat der Wind, daß er nicht eher ist losgebrochen, bis das Strafgericht ist vollend gewest. Und daß er nicht hat müssen warten, bis das Häusle ganz verstört wär gewest, daraus kann man ersehn, daß der Himmel den König Pharao nicht hat ganz wollen vertilgen, sondern hat ihn nur wollen demütigen und hat ihn durch Demütigung zum Rechten wollen führen. Und wenn der lieb Gott so was vor hat, so sollen die Menschen behilflich sein. Und was mich anbetrifft, hier sitz ich und sag: Was ich kann thun, daß der König Pharao wird gebessert, das soll ehrlich und getreulich geschehn.

So triumphierte die Valtinessin in der Seele des Schicksals und faßte den Entschluß, ihm zum besten der Heiterethei unter die Arme zu greifen.

Die alte Annemarie dagegen in ihrem Taubenschlag — denn als solcher hatte ihre neue Wohnung früher gedient — war zwar stolz auf die unmittelbare Gnade des Himmels, aber heimlich mußte sie doch über das Schicksal des alten Häuschens und die Verstocktheit und Lieblosigkeit des Königs Pharao weinen. Sie konnte sich nicht eingewöhnen, weder in die neue Gunst, die doch ihr Stolz war, noch in ihren Taubenschlag, da sie beides allein genießen mußte. Im dicksten Regen wandelte ihr alter blauer Mantel, wenn es dämmerte, scheuen Schrittes wie ein Gespenst um die Stätte früherer Traulichkeit. Es war, als müßte das Häuslein seinen Lauerer haben. Seit der Fritz diese Stelle niedergelegt hatte, versah die alte Annemarie ihre Obliegenheiten. Dabei marterte sie ihren alten grauen Kopf, nachträglich noch auszudenken, wie alles hätte so ganz anders werden müssen, hätte die Heiterethei ihr nur gefolgt. Und wunderbarerweise that sie das in den vornehmsten und verbindlichsten Redewendungen, die sie der Valtinessin und der Weberin abgelauscht hatte. So hatte ja sie immer

die Neiger gemacht, die eigentlich die Heiterethei hätte machen müssen, und jetzt war es, als könnte sie noch rückwirkend alles gut machen, wenn sie die Artigkeit, durch deren Mangel die Heiterethei ihr Unglück verschuldet hatte, nachträglich für sie ersetzte. Und so oft sie in ihrer Erinnerung auf den Grund des Papiers hinabtauchte, in dem die Abschiedsbrezel untergegangen war, schluchzte sie wiederum mit schmerzlichem Vorwurf: Wenn sie nur wenigstens hätt gesagt, ich wollt lieber, ihr bliebt! Aber die —! Nicht einmal den einzigen Neiger hat sie mir noch zulieb gethan vor meinem End.

Der Morgenwind aber, wie anders wurde er heut vom ganzen Städtchen begrüßt, als wenn er in der Zeit der Kornblüte zu Besuch kam! So angenehm hätte nicht die Milde des süßesten Westlüftchens geschienen, als das rauhe Wesen des alten trocknen Gesellen.

Denn rauh und streng mußte er sein, um all das heruntergekommne Wolkengesindel, das wochenlang mit strotzenden Wasserbäuchen von Abend hergekommen war, wieder dahin zurück zu jagen. Unter seinem zornigen Schnauben raffte es sich zusammen aus seiner Zerfahrenheit und floh zurück nach seiner Heimat, dem alten Meer. Was davon zurückgeblieben war, als er sich zum Ruhen legte nach der schweren Arbeit, das hing hoch wie schneeweiße Baumwollenrocken am blauen Himmel. Da spann es die Sonne ab in langen zarten Fäden mit rosiger Hand.

Wie war das nun ein ander Leben, als aus dem zerborstnen Leibe des Grau all die Farben wieder erstanden, die es verschlungen hatte! Wie Scharlachspinnchen auf grünem Papier rannten auf den grünen Wiesen die roten Unterröcke durch einander, dazwischen dunkle Jacken und Beinkleider wie schwarze Käferchen oder wie lebendig gewordne Tintenkleckse. Wie vorher

der Regen vom Himmel zur Erde gefallen war, so in tausend Strömen stieg jetzt der Heuduft von der Erde zum Himmel hinauf. Anstatt des grauen Regengeplätschers erklangen unermüdlich die buntesten Vogelstimmen. So verlassen hatten noch nie der Webstuhl und die Brücke gestanden in der dumpfigen Stube, die Schere gehangen und die Säge am alten langweiligen Nagel. Wer Sense oder Rechen zu führen wußte, konnte schwitzen ohne Holunderthee. Kein Paar gesunder Arme blieb in dem Städtchen zurück.

Und doch eins, und vielleicht das gesundeste, regte sich nicht in der freien Luft, wo es hingehörte. Freilich war das Häuschen, in dem es stak, dank den Anstrengungen des Regens, luftig genug geworden, luftig bis fast zur Durchsichtigkeit.

Die Heiterethei hätte sich beim Ein und Ausgehen das Thüröffnen ersparen können. Es war fast komisch, daß sie nicht neben der Thür durch die Wand ging. Die hätte sie nicht erst zu öffnen gebraucht. Ja, sie schloß die Thür sorgfältiger als je, wennschon sie nicht weiter als nach ihrem Gärtchen ging, das etwa hundert Quadratfuß groß, über dem Schloßweg drüben, ihrem Häuschen gegenüber lag. Und wenn sie dies jetzt mit noch leichtern Schritten und aufgerichtetern Hauptes that und dabei ein lustiger Liedchen sang als je zuvor, so sah man wohl, daß es aus Trotz gegen den Spott der Vorübergehenden geschah.

Wäre sie neben der Thür durch die Lücke gegangen, so hätte sie diese förmlich anerkannt, und den Triumph darüber gönnte sie den Spöttern nicht.

Selbst ihr Zurückziehen bei Tage in ihr unversehrtes Schlafgemach hätte sie als ein Zugeständnis angesehen, durch das erst der Zustand ihres Häuschens eine feste Thatsache geworden wäre. So saß sie den ganzen Tag über, da niemand ihrer begehrte, allen Vorübergehenden sichtbar an ihrem Tische. Aber sie schien

niemanden zu sehen; für sie war keine Lücke in der Wand.

Das war ein rechtes Fest für alle Spottmäuler des Städtchens. Jeder suchte der notwendigen Arbeit wenigstens so viel Zeit abzustehlen, als er brauchte, die Heiterethei so dasitzen zu sehen, und irgend einem Nachbar oder Gevatter eine Bemerkung zuzuflüstern, eben noch laut genug, um von der Heiterethei selber verstanden zu werden. Aber nur, wenn sie etwa in der Thür stand oder durch das eine übriggebliebne Fenster sah, nahm sie von dergleichen Notiz. Dann hatte sie, ohne irgend ein Zugeständnis in Rücksicht des delikaten Punktes zu machen, auf jedes Wort der Spötter ein frisches Lachen und eine witzigere Antwort.

Nachts in dem kleinen Kämmerchen wars freilich anders. Zunächst half ihrs noch, daß sie sich erst an das Bewußtsein gewöhnen mußte, nicht mehr jedem Vorübergehenden sichtbar zu sein, und jedes Geräusch rief augenblicklich ihren ganzen Trotz wieder wach. Aber wenn nun so lange draußen alles still gewesen war, und ihr Stolz die unnötige Wacht endlich aufgegeben hatte, dann erlag die müde Seele dem Drucke der Gegenwart und dem Drohen der Zukunft.

Dann zeigte sich aber auch, wie sehr zu ihrem Glück der Gedanke an den Fritz ein so unzertrennlicher Gefährte ihrer einsamen Stunden geworden war; und wiederum wurde er dies dadurch noch immer mehr.

Als einmal die Heiterethei aus dem kurzen erst spät gekommnen Schlaf erwachte und den Tag im Anbrechen fand und doch den Wiederschein seines ersten Strahles aus ihrem kleinen Spiegel vermißte, da trieb der fast verdorrte Baum ihrer Hoffnung neue Knospen. Schnell sprang sie aus dem Bette, und wirklich! sie sah den ganzen Himmel umzogen von grauem Gewölk. Dazu flogen die Schwalben hastiger als sonst und so

niedrig, daß sie fast das Wasser des Baches berührten. Nu werden sie doch müssen kommen, lachte sie in sich hinein. Das viele Heu, das noch draußen liegt! Und so ein Gewitter vor der Sonn kommt jederzeit vor Abend wieder. Das weiß alle Welt. Wird nicht lang dauern, so werd ich geholt, aber hernachen thu ich gewiß nicht, als wär mir viel dran gelegen. Und bin ich einmal wieder dabei gewest, hernachen ist mir nicht bang. Wenn sie nur einmal wieder gesehn haben, was ich ermachen kann!

So schnell war sie nie fertig geworden mit Anziehen und Waschen. Sie hatte ihren leichtesten Rock angethan, um recht ausbündig schaffen zu können. Und bald pochte es auch, erst einmal, dann wieder und wieder, aber es war immer einer und derselbe, der gepocht hatte; es war kein Bote, der zur Arbeit rief; es war nur der alte Holunder. Von einem so wertgehaltnen Freunde wahrlich ein schlechter Spaß! Sie war nahe daran, zu glauben, auch den alten Busch hätten ihr die Weiber verhetzt. Und je höher die Sonne stieg, desto ruhiger und höher über der Erde flogen die Schwalben. Die Waldberge tranken so gierig die Wolken ein, daß bald der blaue Grund ihres Bechers durchschien. Jetzt war er leer, und seine Ränder liefen von jenem eignen graurötlichen Dufte an, den man den Herauch nennt, und der dauernde Trockne prophezeit.

Der Heiterethei Gedanken flogen nicht mit den Schwalben in die Höhe, ihr innerer Himmel umzog sich, wie der äußere sich aufklärte, und es fehlte nicht viel, so regneten ihre Augen.

Da näherte sich durch das Gras draußen schleifend ein schwerfälliger, hinkender Schritt. So viel war nun gewiß, der Schritt gehörte keinem jener Boten, die sie am frühen Morgen erwartet hatte. Seinen ganzen lebendigen Inhalt hatte das Städtchen auf die Wiesen

hinausgeschüttet. Wer konnte es sein, der jetzt daher kam dem Häuschen zu, als ein Dienstbote oder Lehrling, der, etwas Vergeßnes nachzuholen in die Stadt geschickt, sich unterwegs an dem Anblicke des Häuschens eine Schadenfreude machen wollte?

Im Nu war der Stolz der Heiterethei wieder oben; sie saß in straffer Haltung und sang ein lustiges Liedchen.

Jetzt hielt der Schritt dicht vor der Lücke in der Vorderwand an. Die Heiterethei that nicht, als hörte sie den schweren Atem des nun stillstehenden, sie sah nicht nach ihm um. Der Atem klang ihr wie der der Valtinessin; das Blut drängte sich nach den Augenbrauen, aber sie sang noch besser als vorhin.

Draußen erklang nun ein Räuspern, aus dem Verwunderung und Unwille herauszuhören war. Endlich sagte zürnend die Stimme der Reicker Wirtin: Aber Mädle, bist du denn der Verzeihmirsgott? Was ist das für eine Aufführung da?

Die Heiterethei verdroß in ihrer Gereiztheit der Ton, in dem die Frau das sagte. Sie ist eben auch eine von den Großen oder wills wenigstens sein, dachte sie bei sich; sie soll aber nicht denken, ich kniee vor ihr nieder. Dann rief sie laut, als wenn die Dotin durch die Lücke nicht das leiseste Wort hätte verstehen können: Ist jemand da draußen vor der Thür?

Diese Komödie verdroß wiederum die Dotin, die allerdings für eine große Frau gehalten und danach behandelt sein wollte. Mit mir stellst du keine Faxen an, sagte sie. Du bist nicht der Mann danach!

Trotzdem ging die Heiterethei erst ans Fenster und öffnete es auch noch mit großer Umständlichkeit. Ihr seids, Frau Dotin? Aber warum kommt ihr nicht herein ins Häusle? Ich laß das Fenster nicht gern auf; das Liesle hats mit den Zähnen, und da kanns die Luft nicht vertragen. Und wenn das Fenster zu

ist, kann mans nicht gut hören, wenn jemand draußen spricht.

Die Reicker Wirtin schüttelte mit dem Kopf und dachte: Sollts mit der nicht richtig sein hinter der Stirn? Aber danach ist sie doch nie gewest, daß das mit dem Häusle sie so sehr hätt sollen angreifen. Sie wollte durch die Lücke hinein, da sie aber die Thür aufschließen hörte, meinte sie: Wenn sie wirklich so ist, solchen Leuten muß man den Willen thun, sonst können sie einem was zufügen in ihrer Wut.

Jetzt ging die Thür auf, und die Wirtin hinkte unwillkürlich einen Schritt rückwärts, als sie die Heiterethei so nahe vor sich stehen sah. Ihr fielen in dem Augenblick allerlei Geschichten von Verrückten ein. Als sie aber die Heiterethei genauer betrachtet und von verwirrtem Wesen, wenigstens von den Anzeichen eines nahen Wutausbruches nichts gefunden hatte, hinkte sie hinter dem Mädchen in die Stube hinein.

Guten Tag herein, sagte sie dann, wenn man dir nämlich was Guts zu wünschen braucht. Deinem Gesicht nach sollt man meinen, es wär nicht nötig.

Ach, entgegnete die Heiterethei lustig. Guts kann man immer brauchen. Und wenn man gleich keiner ist von denen, die nix genug können kriegen. Aber ihr fürcht euch wohl gar vor mir?

Du denkst, du bist die einzig, die sich vor gar nix fürcht, lachte die Wirtin in ihrer Erleichterung. Denn sie sah wohl, die Heiterethei war noch ganz die alte. Indem sie sich in dem Stübchen umsah, ärgerte sie sich wiederum, wenn auch in andrer Meinung, darüber, daß die Heiterethei nach solchen Erlebnissen und Thaten noch die alte sein konnte. Drum fuhr sie fort und nicht mehr im Tone des Scherzes: Aber nu läßt du mir deine Faxen. Ich bin da, ein ernsthaft Wort mit dir zu reden. Aber ich kann auch wieder fortgehn ohne das, das sag ich dir!

Die Dotin setzte sich auf die Ofenbank und legte ein Bündel, das sie mitgebracht, vor sich auf den Tisch. Die Heiterethei holte ihren Stuhl vom Fenster und nahm der Dotin gegenüber Platz.

Die Dotin zog ihre Brille aus dem Busentuch, das gehörte zu den nötigen Vorbereitungen, wenn sie jemandem eine Predigt halten wollte. Dann strich sie die Schürze glatt, lehnte sich hintenüber, setzte die Brille auf und begann: Aber Mädle! Mädle! was machst du mir da für Ding! Rennst den Holders=Fritz vom Steg, weil er dich nicht will frein, und wie dir die großen Weiber deine Unart verweisen, bist du noch so unsinnig und jagst sie aus dem Häusle!

Weil er mich nicht will frein? unterbrach sie die Heiterethei zornig. Die Wirtin nahm die Brille ab, wie jederzeit, so lang sie nicht selber sprach. Die Heiterethei aber fuhr fort: Das habt ihr euch weis lassen machen und hättet doch daran sollen sehn, was zu euern großen Weibern ist. Und sie sollen erst an ihre eigne Unart denken, wie sie mir so lang in den Ohren haben gelegen, der Fritz paßt mir auf und wollt mir was thun, bis ichs hab geglaubt.

Das mög sein, entgegnete die Wirtin, nachdem sie die Brille wieder aufgesetzt hatte, das mög sein, wies will. Und daran liegt auch nix, wie die Sach ist gewest: Das Ding ist so: du bist ein arm Mädle, und das sind große Weiber. Das ist die Sach, und nicht, wer schuld ist, und wer nicht schuld ist. Denn Reden, siehste, das sind nur Wörter, und es kommt nix drauf an, was einer redt, sondern ob einer Geld hat und Sachen oder nicht. Und wenn, siehste, die Weiber den Fritz selber neingerennt hätten, das bleibt sich gleich; aber ein arm Mädle darf einer großen Frau nicht so kommen, wie du gekommen bist. Ich hab mir immer gedacht, daß das mit deinem Wesen einmal schlimm wird ablaufen. Armut und Hochmut, die führen zu=

sammen eine schlechte Eh, und wird nicht gut, bis sie sich scheiden und die Armut freit die Modestigkeit. Der Hochmut hat dir alle Leut erbittert und hätt dir das Häusle eingerennt, hätts auch nicht der Regen gethan. Aber die Modestigkeit, siehste, wenn du die gehabt hättst, da wär die Wand wieder zugewachsen, du hättst selber nicht gewußt, wie. Und wer weiß, was nicht noch kann werden, wenn du dich beizeit bekehrst! Drum gehst du heint noch herum und bittst den großen Weibern dein Unart ab. Die Valtinessin ist eine herzensgute Frau, wenn sie nicht einer mit Gewalt reizt, wie dus hast gemacht. Hernachen . . .

Auf der Heiterethei Backen hatte schon während der ganzen Rede der Dotin ein weißer Druckflecken den andern gejagt; jetzt fiel sie jener in das Wort. Ich dächt auch, ihr hättet noch ein Hernachen oder zwei. Das geht nun in einem hin, und wer einmal den Mund voll nimmt, da kommts auf ein oder zwei Hernachen nicht an. Ich sag euch nur so viel: in meine Ohren geht nicht das Zehntel, als in euern Mund!

Die Wirtin setzte die Brille wieder auf und sagte ruhig: Das ist deine Sach. Mach du, was du willst; hör oder hör nicht. Ich red, weils meine Schuldigkeit ist, und es soll mir kein Mensch einmal nachsagen, ich hätt meine Schuldigkeit nicht gethan, und du selber nicht, wenn dichs einmal reut. Da mit dem Liesle, das wär recht gut und schön, was du an der thust, wenn du kein arm Mädle wärst, das genung für sich selber zu sorgen hat. Ich weiß, wems ist, aber das wissen nicht alle Leut, und manchmal will einer nicht wissen, was er weiß. Und du denkst, du meinsts gut mit deiner Schwester, wenn du ihr die Ruten abnimmst, die sie sich aufgebunden hat? Wenn du ihr die Sorg abnimmst, die sie vernünftig machen konnt, besser als deine Reden, damit sie so leichtsinnig fort kann machen, wie sie angefangen hat?

Die Heiterethei hatte unwillkürlich das Liesle, das eben vor ihr stand, mit beiden Armen umschlungen. Als die Dotin die Brille abnahm, wie um nicht zu sehen, was die Heiterethei auf ihre Reden sagen könnte, entgegnete diese mit leiserer Stimme als gewöhnlich: Ich red nicht gern davon! Und indem sie das Liesle auf ihren Schoß setzte, fuhr sie, mehr zu dieser als zur Dotin gewandt, fort: Es muß jeder seine Leut kennen und muß wissen, ob das Elend sie nicht noch schlimmer kann machen statt besser; und wenn eine schlimm wird, ists besser, sie wirds allein, als daß sie noch ein anders mit schlimm macht. Gelt, Liesle, wir bitten nix ab, wo uns die andern sollten abbitten, und auseinander bringt uns auch keiner, es müßt denn der Totengräber sein. Und so ists, und nu ists fertig. Ihr habt mir auch noch gar nicht gesagt, Frau Dotin, was der Mann macht, den ich euch hab mitgebracht vom Gründer Markt. Wärs nur ein lebendiger gewest, der hätt euch aufgefressen, statt ihr ihn. Und eine rote Nase hätt er nunmehr auch von euerm Bier.

Ja, sagte die Wirtin, indem sie ihre Brille wiederum im Busentuch unterbrachte, lernt einen Bär tanzen, er fällt doch wieder auf seine alle Vier. Und wenn man denkt, du bist einmal vernünftig, da bist du geschwind mit deinen Faxen wieder dahinter her. So groß und stark du bist, so bist du doch nix als ein pures Kind. Ich hab dir gesagt: Mach, was du willst; aber denk nicht, daß du an mir einen Rückhalt haben willst, wenn du mir nicht folgst. Nicht, daß ichs mit den Weibern in der Stadt nicht möcht verderben um deinetwegen; wiewohl ich nicht wüßt, warum ich das sollt thun. Aber es soll auch nicht heißen, die Reicker Wirtin hat sie in ihrem Trotz bestärkt. Und nun will ich auch einmal sagen: Und so ists, und nu ists fertig. Behüt dich Gott!

Ja, wie ihrs sagt, da klingts auch nach was! lachte

die Heiterethei. Sie sah die Dotin ungewiß, ob sie durch die Lücke gehen solle oder durch die Thür. Es ist eigen, daß man gern wieder durch den Eingang fortgeht, durch den man herein gekommen ist. Hätte nicht unbewußterweise auch die Reicker Wirtin diese Nötigung gefühlt, die Heiterethei wäre mit dem Thüröffnen zu spät gekommen. Die Wirtin wartete darauf und schüttelte doch selber verwundert darüber den Kopf, und schüttelte ihn noch, als die Heiterethei sie nicht mehr sehen konnte.

Der Heiterethei war es nicht so ums Herz gewesen, als sie die Wirtin glauben machte, daß ihr wäre. Sie war vor dem Häuschen stehen geblieben, bis die Alte über die Strecke ihres Weges hinweggehinkt war, die sie durch eine Lücke in den Weiden hindurch sehen konnte. Die Dotin war die einzige, von der sie noch Teilnahme und Hilfe erwarten durfte gegen die Not, die mit schnellerm Schritte dem Häuschen zueilte, als die Alte sich davon entfernte. Mehr als einmal meinte sie, sie noch errufen zu müssen. Aber die Alte wäre auf ihrer Rede bestanden, und abbitten konnte sie nicht, wenn sie auch gewollt hätte.

Der Spott der am Abend auf der Heimkehr aus dem Heuen an ihrem Häuschen Vorbeikommenden hatte sie dann nur noch in ihrem Trotze bestärkt.

Waren das böse Nächte gewesen seither für die Heiterethei, so zeigte sich die heutige um nichts besser.

Die Not drohte näher, ihre Empfindlichkeit war gereizter als je. Sie war nie erbitterter auf die Menschen gewesen, die so unbillig mit ihr verfuhren, und doch hatte sie nie dringender gefühlt, wie nötig sie sie hatte.

Meinetwegen? sagte sie, kummervoll aufsitzend im Bette, denn nichts verstärkt das Gefühl innerer Bedrängnis empfindlicher, als die äußere Hilflosigkeit der liegenden Stellung. Meinetwegen? O, wenn ich allein wär, sie sollten mich zu nix zwingen, so langs Wurzeln

giebt auf den Wiesen und Wasser im Bach. Aber mit dem Liesle da, wo ich froh bin, daß ichs so aufgebracht hab mit Ziegenmilch und Thee! Und hätt ichs nur wenigstens ermachen können, daß ich die Geiß behalten hätt! Und sie geben mir keine Milch auf Borg; ich muß froh sein, wenn ich für Geld welche krieg. Und das ist nun auch alle. Aber abbitten thu ich doch nicht! Mich anbieten zur Ärbet, das will ich meinetwegen noch. Und ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll, daß ich zu den Leuten soll sagen: Gebt mir Ärbet, wo sie sich vorher haben gerissen um mich. Ja, anbieten, das will ich noch thun um dem Liesle seinetwegen. Und das thu ich morgen, aber jetzt denk ich nicht mehr dran. Die Gedanken machen einen desperat. Gut; lachen sie äußerlich, so lach ich innerlich. Am End müssen die Leut sich schämen, und nicht ich. Und thun sie das nicht, so thun sie was anders. Ich schlaf aber nun, und nun seid still, ihr Gedanken, ich sags euch zum letztenmal, und so ists, und nu ists fertig!

Dazu machte die Heiterethei eine entschiedne Wendung auf die Seite, um ihren Worten den Nachdruck der Geberde zu leihen. Aber es schien vergebens. Der Schlaf, den sie gerufen, kam ihr noch nicht zu Hilfe. Instinktmäßig suchte sie nach einem Punkte, an den sich eine andre Gedankenreihe knüpfen ließe. Ihr Blick fiel auf das Händchen des Kindes, das im vollen Mondlicht auf der Decke neben ihr lag. Unwillkürlich fiel ihr ein, wie ihre Schwestern und Bettgenossinnen sich schon als Kinder gemüht, aus den Verzweigungen des Geäders auf dem Händerücken die Anfangsbuchstaben des Namens ihrer künftigen Männer heraus zu lesen. Sie selber hatte dann dieses Treiben verspottet; die Schwestern behaupteten, weil auf ihrer Hand nichts geschrieben stehe, so werde sie einmal gar keinen bekommen. Jetzt, wo ihrs darum zu thun war, nur nicht wieder in jene Gedanken zu geraten, that

sie, was sie damals nicht gethan. Und seltsamerweise, als sie eben dieses Treibens halb sich vor sich selber schämen wollte, meinte sie, ganz leserlich ständen zwei verschlungne Schriftzüge auf ihrer Hand. Sie fühlte sich über und über erröten und wollte nicht wieder hinsehen; denn so keck und frisch vor den Leuten, so schamhaft war sie vor sich selbst.

Und wie nun das Liesle, plötzlich erwachend, die Pflegerin munter sah und nach seiner Weise mit ihr zu reden begann, da fürchtete sich die Heiterethei vor seinen klugen Augen. Es war, als wolle das Kind die Namen nennen, die sie eben entdeckt hatte. Sie wußte, daß das Kind noch kein Wort sprechen konnte, dennoch suchte sie es auf andre Gedanken zu bringen.

Sei nicht dumm, Liesle, sagte sie schnell, um ihr zuvor zu kommen; es ist ja nicht wahr. Der Mond guckt rein, ob du ein gut Kind bist und schläfst, und hernachen sagt ers seinen kleinen Brüderlen am Himmel. Guck, er ist schon auf dem Gringel da oben; da trinkt er erst eins, hernachen legt er sich auch nieder und schläft.

Das Kind war schon wieder im Entschlummern und sank zurück. Und nun bedurfte es keiner Anstrengung mehr, sich der Sorgen von vorhin zu erwehren; denn es knüpfte sich eine Gedankenreihe an, die stark genug war, sich gegen jede andre zu behaupten.

Es war, als wenn die Heiterethei sich bei sich selber entschuldigen müßte, daß ein F und ein H auf ihrem Handrücken stand. Denn daß am Ende aus den Verschlingungen des Geäders zu lesen war, was man wollte, daran dachte sie in ihrer Unbefangenheit nicht.

Dummes Zeug, sagte sie zu ihrem Handrücken, ich brauch keinen Mann. Nicht den und auch einen andern nicht! Wenn ich was möcht, so wärs ein Bruder. Schön sein muß es doch, wenn man einen Menschen hat, dem man alles kann sagen. Ja, und zu einem

Bruder, da ließ ich mir meinetwegen den Holders-Fritz gefallen. Wenn er mein Bruder wär, und ich wohnt bei ihm, wie wollt ich ihm seine Sach zusammenhalten! Da wollt ich den ganzen Tag in seiner Werkstatt mit ihm sein und ihm helfen. Er sollt nicht merken, daß er einen Finger weniger hat. Hernachen, wenn er nieder wär, da macht ich Ordnung in der Werkstatt und scheuert und macht, was zu machen wär. Und wenn mir das Blut unter den Nägeln vorlief, ich wollt nicht meinen, ich thät zu viel. Zuerst müßt er ein ordentlich Halstuch haben, denn das Krägeleszeug kann ich nicht leiden, und die langen Quasten schnitt ich gleich den ersten Tag von seiner Pfeifen. Rauchen möcht er meinetwegen; es ist, als wenns einmal zu einem Mannsbild gehört. Und ohne Westen wie ein Schlenkerles-Jörg dürft er mir auch nicht mehr auf die Gaß. Es ist ein Jammer, wenn so ein hübscher gewachsner Mensch so gar nix auf sich hält. Er ist der schönst Bursch, den ich gesehen hab. Aber die langen wilden Haare, da weiß ich auch nicht, wozu das helfen soll; wird nur der Rockkragen schmutzig davon. Und sein Maß Bier den Tag, das wollt ich ihm auch nicht verwehren. Das Geld freilich, das müßt ich haben. Er ist die Gutthat selber, und wenn er welchs hat, so habens eigentlich andre Leut, und wo selber genug haben im Haus.

So sinnt sie. Aber schon versagen ihr die Worte, bald auch die Gedanken vor Schläfrigkeit. Ihre Augen fallen zu. Kaum noch, daß sie hört, was zwei am Häuschen Vorübergehende eben sprechen.

Der eine sagt: Ja, jetzt hat er eine tüchtige Frau notwendiger, denn zuvor, mit seinem gelähmten Finger.

Die Heiterethei denkt im Einschlummern: Die meinen den Fritz.

Und wenn die Ev ist, entgegnet der andre, wie

ihre Mutter, die Valtinessin! Das ist eine Tüchtige. So eine könnt ihn zusammenhalten.

Die Ev — denkt die Heiterethei noch, dann nichts mehr. Sie ist eingeschlafen.

Und wie lang schläft sie dasmal! Als sie erwacht, ists schon hoher Tag.

Sie hört reden in der Stube. Sind die dummen Weiber doch wieder da? Aber sie hat keine Zeit, sich zu verwundern; sie hört das Walkmüllers-Gretle drinnen sagen: Die Heiterethei soll aber ja gleich kommen. Heint muß die Ulrichswiesen noch rein. Sie zieht sich eilend an, während die Valtinessin dem Gretle antwortet. Jetzt schlägt die Valtinessin auf ihre Kniee, denkt die Heiterethei, und nun gehts los. Richtig!

Denn obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, hier sitz ich und sag: sie wird gleich kommen, das Annedorle.

Denn warum? fügt die Schreinerin hinzu, sie will ja noch auf der Ev ihre Hochzeit.

Aber daß das Annedorle sich in acht nimmt! sagt die Schmiedin. Er hat schon wieder ein Beil bei meinm bestellt.

Dummes Zeug! sagt sie selber, nämlich die Heiterethei. Ich fürcht mich vor zehn solchen nicht. Dabei wundert sie sich über sich selber und denkt: Das ist ja eigentlich alles lang vorbei.

Aber schon ist sie draußen und wundert sich wiederum, daß sie den Schiebkarren mit sich führt. Den braucht sie doch eigentlich nicht. Und sie ist auch schon weit über des Walkmüllers Ulrichswiese hinaus. Sie ist schon im Ulrichsholze; sie fährt schon wieder heimwärts. Sie hört noch den Karren der Bäuerin mit den weißen Bündeln hinter sich. Die Tannennadeln duften so stark, es nimmt ihr fast den Atem. Da tritt auf einmal der Fritz hinter einem Baum hervor, aber nicht im Ulrichs-

holz, sondern in ihrem Gärtchen drüben über dem Schloßweg.

Er nimmt sie bei der Hand. Sie hat den Schiebkarren nicht mehr.

Laß mich los, sagt sie; ich hab gern meine Händ frei!

Sie sieht ihm ins Gesicht; das ist blaß, aber so gut, daß es ihr in der Seele weh thut. Und was ist das auch für ein Blick, mit dem er sie ansieht! Sie denkt: Wenn ich immer so dastünd, und er säh mich immer so an!

Gelt, sagt sie zu ihm, du hast mich gewollt? Du hast dir kein Beil bestellt? Ich hab ja auch immerfort gedacht, du sollst mich nehmen, damit dein Sach gut gehalten wird. Daß ich so bei dir könnt stehn und könnt dir das selber sagen, das hätt ich mir nimmermehr eingebildt, und es wundert mich noch, indem ichs zu dir sag. Aber daß du nun die Ev willst frein!

Ja, sagt der Fritz und sieht sie immerfort dabei an, das ist freilich schrecklich schlimm! Aber das Fräle hat einmal ihre Laden zugemacht, da kann das Zeug zum Brauthemd nicht mehr wieder hineingethan werden. Ja, da ists nun nicht mehr zu ändern.

Das begreift die Heiterethei. Wenns so ist, meint sie traurig, da ists freilich zu spät. Aber halt mich nicht so närrisch bei der Hand.

Thut dirs weh? Ja, ich bin stark. Ich bin der wilde Fritz!

Deswegen? Und wenn du noch zehnmal stärker wärst, vor dir fürcht ich mich noch nicht. Aber die Flämmle, die aus deinen Fingerspitzen kommen und schlängeln so heiß den ganzen Arm herauf bis ins Herz. Mir ist angst, die thun mir was daran. Es pocht auch so sehr; ich kann kaum Atem kriegen! Und sieh mich auch nicht mehr so an, ich kanns nicht mehr erleiden. Ach Gott, Fritz, was willst du mit der

Gringelwirts-Ev? Guck, so eine ist nix für dich. Du kannst keine brauchen, als mich. Hätt ich dich doch nicht vom Steg gerennt; nun denkst du, ich mag dich nicht. Du meinst, weil sie ein hübsch Gesichtle hat? Und es ist nicht einmal so hübsch. Nein, hübsch ists gar auf der Welt nicht, der Gringelwirts-Ev ihr Gesicht! Wenn ich mir denk, wies einmal aussehen soll bei dir, wenn die einmal ein ganz Jahr den Schmutz unter den Schränken hat lassen liegen. So ist ihre Mode; sie kehrt nix weg, als was von selber geht. Du denkst, ihre Leut haben Geld; aber sie haben auch Kinder genung; und wer weiß leben sie noch wie lang! Ach, du weißt nicht, Fritz, wie leid du mir thust! Und dein Handwerkszeug! Wenn ich nur wüßt, ob dein Stadel wieder offen ständ. Das wird sie hin und herwerfen aus einer Ecken in die ander, wie sies macht. So ging ich hin, damits säh, wies mich dauert. Aber ich sag dirs noch einmal, laß mich los! So um die Achsel laß ich mich nicht angreifen. So leid ichs von meiner Schwester nicht, geschweig von einem Mannsbild! Wer weiß, was ich sonst thu. Ach Gott, ich weiß nicht, wie mirs ist! So ist mirs mein Lebtag nimmermehr gewest. So müßts im Himmel sein, wenn nicht die Angst dabei wär!

Vor was denn?

Ja, das weiß ich nicht.

Wenn nun das Liesle da im Bett dein Kind wär, oder du hättst ein ander Kind, aber es wär dein?

Aber das von deinem Fräle gefällt mir nicht, daß sie nur ein Bein hat. Da kann sie nicht in den Himmel kommen; das geht hoch hinauf.

So? sagt der Fritz. Hat sie nur eins? Das hab ich nicht gewußt. Aber sie kann besser damit laufen, als andre mit zwei!

Das ist alles so närrisch, meint die Heiterethei. Aber so närrisch Zeug hab ich ja die ganz Zeit erlebt.

Und warum soll ich das nicht glauben? Hab ich doch das ander geglaubt.

Aber da kommt gar der Holunderbusch an mein Häusle. Wo der nur dem alten Schramm seinen roten Kirchenfrack her hat gekriegt! Und er bringt die Valtinessin geführt. Wie die geputzt ist! Das ist auch noch nicht passiert, daß eine alte Frau bei ihrer Tochter ist Brautjungfer gewest. Ach, nimm sie nicht, Fritz! Nimm sie nicht, die Gringelwirts-Ev! Und laß mich los, sonst muß ich dich ja drücken, bis du tot wirst, und hernachen kannst du die Gringelwirts-Ev nicht frein!

Drück mich tot! Drück mich tot! sagt der Fritz, umschlingt sie und legt seinen Mund auf ihren.

Laß mich los, ruft sie zornig und hält ihn doch selber fest. Da wallt ihr der Stolz und die Scham mit einem Druck vom Herzen ins Gesicht. Sie giebt ihm einen Stoß, daß er weit fortgeschleudert wird, wie damals vom Ulrichssteg; daß sie selber gegen einen Baum fällt mit dem Kopf.

Wie hat der Baum eine kalte Rinde! Und es ist fast, als wärs gar kein Baum, als wärs eine Kalkwand. Sie tastet daran herum, denn es ist plötzlich Nacht geworden; nur ein kleiner viereckiger Raum dort gegenüber ist etwas heller; sonst ist die ganze Gegend finster um den Garten herum.

Ja, es ist eine Wand, an der sie sitzend lehnt. Der Boden unter ihr ist weich, wie ein Bett. Neben sich hört sie einen leisen Atem. Sie fühlt, sie ist im bloßen Hemde. Die Scham brennt ihr immer heißer im Gesicht. Der Fritz hat sie geküßt! Und wie hat sie mit ihm geredet! War sie denn das selber? So kann sie ja nicht gesprochen haben! Von einem Manne kann sie sich ja nicht haben küssen lassen! Aber sie fühlt ja noch den Druck, mit dem sie ihn an sich preßte, an ihrer Brust. Sie fühlt seine Wärme noch auf ihrem

Munde, das Gefühl noch, das sie vorher nicht gekannt, in ihrem Herzen.

Und doch gehört der leise Atem neben ihr dem Liesle. Der viereckige Raum, der etwas heller erscheint, als die übrige Umgebung, ist ihr Kammerfenster. Sie sitzt in ihrem Bette. Es kann doch wohl noch gar nicht wieder Tag gewesen sein, seit sie zum letztenmale einschlief. Ob das ein Traum gewesen ist? Ja, so hat sie sich das Träumen immer gedacht, daß man thun und leiden müßte, was man wachend nicht thäte und nicht litte.

Wie wär das gut! Da wär auch das nicht wirklich, daß der Fritz die Gringelwirts-Ev freite. Denn das könnte sie nicht ertragen. Aber auch, daß er sie, die Heiterethei, lieber hätte, war dann nur ein Traum. Und das muß sie wiederum schmerzen.

Wenn sie von neuem einschliefe, träumte sie vielleicht so fort, und die seltsame Angst, die sie noch wachend fühlt, würde noch größer, und wer weiß, was sie noch thäte im Traum! Und ihr Gesicht brennt noch über das, was sie schon gethan hat. Was muß der Fritz denken von ihr? Was werden die Weiber nun erst reden!

Sie weint vor Entrüstung über sich selbst, daß sie die Gefühle nicht wieder los werden kann, ja nicht los werden möchte, um alles nicht!

Ich will nichts vom Fritz, sagt sie laut. Mag er die Gringelwirts-Ev frein. Ich mag ihn nicht! Ich mag keinen! Und so ists, und nu ists fertig. Sie kann sich zwingen, so zu reden, aber nicht, daß sie so fühlt, wie sie spricht. Sie wird aus sich selber nicht klug. Immer wieder verwechselt sie Traum und Wirklichkeit. Sie weiß nicht, wo der eine aufhört und die andre beginnt.

Sie sieht aus dem Fenster, um sich zu kühlen; die Luft scheint ihr so heiß als ihr Gesicht.

Wenn ich baden ging, sagt sie zu sich, dann müßts anders werden.

Das Liesle, das weiß sie, wacht vor dem Morgen nicht wieder auf. Sie zieht sich an. Denkt sie ihrer Empfindungen, wie der Fritz gefragt hatte: Wenn du ein ander Kind hättest, aber es wär dein? da schmerzt sie das in der Seele des kleinen Liesle, als hätte sies verleugnen wollen. Sie bittets der Schlafenden ab. Dann eilt sie dem Bade zu.

Und wie sie nun an der heimlichen Stelle steht, wo sie so oft um diese Nachtzeit gebadet hat, da kann sies nicht über sich gewinnen, nur das Halstuch abzulegen. Sonst entkleidete sie sich so unbefangen wie ein Kind und stürzte sich in die kühle Flut. Und nun — sie weiß, es sieht sie niemand, dennoch kann sie sich nicht entkleiden. Sie schämt sich vor den Bäumen, vor dem Himmel, vor dem Wasser, vor der Nacht und vor sich selbst.

Hat sie denn etwas Böses gethan?

Denkt sie der Gringelwirts-Ev, so schnürts ihr die Seele zu. Da steht sie; die vertraute Tiefe lockt sie mit tausend heimlichen Lauten, sich hineinzustürzen, wie sie geht. Ein leiser Windstoß erschreckt sie; erst sucht sie sich in sich selber zu verstecken, dann flieht sie heimwärts wie ein scheues Reh.

Hat sie der erste Traum so ganz geändert? Sonst fürchtete sie niemanden. Aber es ist auch nicht die Furcht vor fremder Stärke; die Furcht vor der eignen Schwäche ists. Und diese hat sie noch vor einer Stunde nicht gekannt.

Das erste Rot des jungen Morgens glüht ihr aus dem kleinen zerbrochnen Spiegel entgegen, als sie, heimgekehrt, atemlos wieder in ihre Schlafkammer tritt. Sie sieht nach dem Kinde. Das war doch aufgewacht während ihrer Abwesenheit. Es hatte sich aufgesetzt und geweint; das fühlte sie an der Bettdecke, wo sein

Köpfchen lag; dann war es, im Sitzen wieder entschlummernd, mit dem Oberleibe nach vorn gesunken. Ihr wars, als könnte das Liesle über nichts geweint haben als über sie selber. Sie kniete an das Bett hin und schlang den einen Arm leise um das Kind.

Glaub mirs doch nur, Liesle, sagt sie zu der Schlafenden, aber flüsternd, um sie nicht zu wecken, ich laß dich gewiß nicht, so lang ich lebe. Ich brauch kein Kind weiter als dich. Und ich werd auch gewiß nicht schlecht. So was, wie vorhin, thu ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub mir nur, Liesle; und die Mutter selig vom Himmel wird helfen, daß ichs auch nicht im Traum wieder muß thun!

Die gute Natur des Holders-Fritz hatte unterdes seine Krankheit überwunden. Er durfte wieder an die freie Luft. Ja, sagte er, als er auf einem Stuhle in seinem Stadelgarten saß, es ist doch kurios, wie alles will gelernt sein, auch das Kranksein, und hernachen auch das Wiedergesundsein. Ja, wenn man läuft und redt und hantiert, da denkt man gar nicht, daß man jedes Wörtle und jede Bewegung erst hat einzeln auswendig müssen lernen, wo man jetzt gar nicht mehr dran denkt, daß man sie will machen, als wenns halt von selber geschäh. Und wenn ich wieder gesund bin, hernachen werd ichs auch nicht begreifen, daß ich erst ins Gesundsein gar nicht recht hab hinein können kommen, und daß ichs erst wieder hab müssen lernen. Es heißt, wer gesund wär, der thät nicht wissen, daß er einen Magen hat. Da möcht ich meinen, er müßt auch nicht wissen, daß eine Sonn ist und ein Himmel und Gras und Bäum. Jetzund spür ich das alles, wie ein Kranker seinen Magen. Die Bäum drücken mich,

der Himmel ist, als wenn er sich auf mich legen wollt oder schon läg mit seiner schrecklichen Blauheit, und das grüne Gras, das benimmt mir ordentlich den Odem, so grün ists. Das Lüftle vom Kreuzberg her, da ists, als müßt ich mich dagegen stemmen, und die Hummel da macht mich bis in den Magen hinein konfus. Das ist verwünscht; jedes Steinle, wo da liegt, und jedes Mückle, das sich seine Flügel putzt, und jeden Grashalm spür ich einzeln. Da sieht man erst recht, was das für dumm Zeug mit dem Wildthun ist gewest. Gegen das da helfen die Fäust nix, da kann man sich nur mit den Gedanken erwehren. Und wenn einer kein Glied kann regen, so kann er doch ein Mann sein, und ein rechter dazu. Den Mann machts, daß einer denkt und bleibt ganz ruhig fest auf dem, was er einmal hat gesagt.

Jetzt sah er seine Großmutter vor sich stehn. Sie weinte.

Was weint ihr denn, Fräle? fragte der Fritz.

Die Alte schluchzte: Ach du lieber Gott, du arm Fritzle! Daß du nu wieder dasitzst und bist gesund, das dauert mich so!

Es ist eigen, oft fühlen wir das Mitleid erst recht, wenn der Grund dazu schon hinter uns liegt. Das glückliche Lächeln, mit dem ein Armer die geschenkte Suppe ißt, rührt uns viel tiefer als vorher der Hunger auf seinem Gesichte. Vielleicht, weil wir nun erst an dem Glücke der Befriedigung den Schmerz des vorhergegangnen Entbehrens ermessen. Oder weil uns das gegenwärtige Leiden zu sehr erschreckt, als daß wir den Mut hätten, seiner Mitempfindung uns hinzugeben.

Ihr seid ein dummes Fräle, sagte der Fritz. — Habt ihr das nu fertig gemacht, da mit der — ihr wißt schon, was?

Mach nur erst, daß du wieder stark bist und deinen Besuch kannst abstatten!

Weiter fehlt nix? fragte der Fritz. Und sie wissen, daß ich auf die Ev gepaßt hab, ob ich sie allein könnt sprechen?

Freilich, Fritzle, freilich, entgegnete die Alte. Es ist aber doch närrisch mit den Menschen. Guck, sag mir einmal, Fritzle, hast du dich einmal recht gewundert, daß bei dir aufgeräumt ist gewest in der Werkstatt?

Ihr meint, in der alten Zeit? So nannte der Fritz die Zeit vor seiner Änderung.

Ja, entgegnete die Großmutter. Dem Fritz fiels ein.

Ihr habt einmal heimlich das Zeug reingeräumt, weil ihr gemeint habt, ich werd wild, wenn ichs weiß. Damals bin ich auch wild gewest; ich hab nix können finden.

Ja, meinte die Alte; glaubs wohl, weil du unter den Spänen und in allen Ecken hast deine Sach aufgehoben gehabt. Wenn du dein Beil nicht erst eine halbe Stund hast vergebens müssen suchen, da hast du gemeint, es schneidt nicht!

Ja, sagte der Fritz. Es ist den Morgen nach dem letzten Gründer Markttag gewest, wo ich — ihr wißt schon, was; ich denk nicht gern an die alt Zeit. Im Anfang bin ich wild gewest, daß ich die Sachen dort hab müssen suchen, wo sie haben hingehört. Auch die Stadelthür ist angelehnt gewest.

Und rat einmal, wer das hat gemacht gehabt, Fritzle! Aber ich bins nicht gewest.

Der Fritz besann sich und sagte dann zornig vor sich hin: Muß mir denn allemal zuerst die einfallen? Und wenns was Unmöglichs wär, die fiel mir dabei ein, als hätt sies gemacht. Und das ist auch unmöglich, daß die das soll gewesen sein.

Nu, ich will dirs sagen, Fritzle, die Heiterethei ists gewest.

Also doch? Dem Fritz stieg Dunkelröte in die blei-

chen Wangen. Er merkte es und fuhr aus Scham vor der Großmutter zornig auf: Von der Baltinessin-Ev habt ihr wollen sprechen!

So sagte er, und doch hätte er gern gewußt, wars wahr, was die Alte gesprochen? Aber hatte er nicht in seiner verbundnen Hand einen unwiderleglichen Gewährsmann für das Gegenteil? Über seine Schwäche zornig, fuhr er fort: Wenns nicht richtig ist, bis ich wieder kann ausgehn, zieh ich nach Amerika!

Die Alte erschrak. Sie fing an zu glauben, sie werde ihren Plan nicht durchsetzen. Damit es nicht auffiele, wenn sie plötzlich von der Heiterethei abbräche, und weil sie meinte, sie müsse nun noch das Mögliche versuchen, den Fritz von seiner Meinung abzubringen, die Heiterethei verschmähe ihn, plauderte sie wie unabsichtlich weiter:

Aber was redst du nur immer noch, Fritzle? Die Sachen ist abgemacht. Es ist alles fertig. Die Baltinessin hat auf die Knie geschlagen und hat gesprochen: Hier sitz ich und sag: So ein Paar wie mein Mordmädle und der Frau Holderin ihr Tichterle, die hat der Himmel selber zusammen gefügt. Er soll nur kommen, der Meister Holder. Sie ist eben guter Laune gewest über der Heiterethei ihr Häusle, wo der Regen beinah hat eingeworfen. Die Weiber haben der Heiterethei so lang angst gemacht — nu kann ich dirs schon sagen, Fritzle —, du thätst ihr mit dem Beil auflauern und wolltst ihr wer weiß was thun, bis die Heiterethei ist desperat geworden, und du weißt schon, was hernachen ist passiert. Und wie die Heiterethei gemerkt hat, es ist nicht wahr, was ihr die Weiber haben gesagt, da ist sie noch einmal desperat worden und hat die Weiber aus ihrem Häusle gejagt, die sie dazu haben verleitet gehabt. Nu gönnen die ihr das mit dem Häusle.

Es war ein Wagnis von der Großmutter, jetzt schon

vor dem Fritz der Heiterethei That an ihm zu erwähnen, und so ihn merken zu lassen, man wisse trotz seiner Bemühungen, ihn zu verschleiern, den wirklichen Verhalt der Sache. Das wußte die Alte recht gut. Und doch konnte sie auf andre Weise ihm nicht beibringen, daß die Heiterethei, von der er sich aus Haß angegriffen meinte, nur Notwehr habe üben wollen. Sie hatte damit zu warten gedacht, bis er, ruhiger geworden, sich freuen müßte, daß ihre Versicherung, sie unterhandle mit der Valtinessin, ein bloßes Vorgeben gewesen. Aber sein jetzt noch eben so heftiges Dringen auf das Fertigmachen der Heirat und seine Drohungen erlaubten den Aufschub der Mitteilung nicht länger.

Es braucht daher keiner Erwähnung, mit welcher Spannung der Großmutter Augen am Gesichte ihres Enkels hafteten, während sie, nur wie beiläufig, des nötigen und doch bedenklichen Punktes erwähnte; wie sie miterblaßte, als sie ihn noch bleicher werden und an den Lippen nagen sah. Sie mußte nun die Voraussetzung, auf die ihr Plan gegründet war, und damit alles Gelingen aufgeben. Auch keine Spur von Freude, daß er sich in der Heiterethei geirrt, zeigte sich in des Enkels Gesicht.

Sie wußte nicht, daß der Zorn, den sie darin aufsteigen sah, eben von dem Gedanken kam, welche Freude die Gewißheit, er habe sich in der Heiterethei geirrt, hätte bringen müssen, kam sie nicht zu spät. Es war Zorn auf sich selber, daß er den unglücklichen Einfall gehabt habe mit der Ev, den er nun festhalten mußte, mit so großer Beschämung er auch einsah, er sei zugleich ein alberner gewesen. Das Glück mochte er sich nicht ausmalen, dessen ihm lächelndes Gesicht er nun erst erkannte, da er es auf Nimmerwiederkehr von sich gewiesen. Die Leute wußten nun doch, daß die Heiterethei ihn in den Graben geworfen, sie wußten sogar, warum sie es gethan hatte. Er meinte, sie müßten über sein

schulknabenhaftes Vorgeben, er habe an dem Häuschen und auf den Wegen der Heiterethei der Ev aufgepaßt, eben so verächtlich denken, als ihn selber Trotz und Scham zwangen, zu thun. Aber er mußte es festhalten; und da er dies als einen Zwang empfand, den nicht er selbst, sondern den die Leute ihm anthäten, fuhr er im Zorne darüber auf: Mit euern Leuten! Was wissen die? Die sagen, ich hätt der Heiterethei aufgelauert, damit sie ihren Ärger und ihren Hohn recht könnten auslassen!

Na, suchte die Alte ihn zu begütigen, du denkst, Fritzle, sie haben dirs verdacht, wie sie haben gemeint, du bist dem Annedorle zu Gefallen gegangen? Aber guck, Fritzle, so ists nicht gewest. Darum haben sie dich gelobt. Aber daß dus so wunderlich hast angefangen, das, haben sie gemeint, wär nicht das Richtig gewest. Wer die Leut wollt blind machen, der thät ihnen erst die Augen auf. Und wenn einer was wollt verstecken, so meinen sie, es müßt auch danach sein, daß mans müßt verstecken; und was Guts versteckt man nicht. Daß du dir so viel aus den Leuten hättst gemacht, und wärst so heimlich gangen, und hättst die Heiterethei selber mit desperat gemacht, und hernachen wieder der Leut wegen gesagt, du wärst der Gringelwirts-Ev zulieb gangen, das wär nicht das Gescheitst gewest. Auf die Leut dürft man nix geben, haben sie gemeint.

Die Sorge der Großmutter wandte sich auf seinen augenblicklichen Zustand. Sie war bekümmert und unwillig auf sich, daß sie diesen veranlaßt habe. War ihr doch vom Bader auf die Seele gebunden worden, alle Ursache zu Zorn und Ärger von ihm fern zu halten. Sie ging, ihm einen niederschlagenden Trank zu besorgen.

Dem Fritz aber war es lieb, daß die Großmutter ging. Es wurde ihm schwer, im Zorne zu bleiben;

und ein traurig Gesicht ihr zu zeigen oder Gedanken an die Heiterethei darin lesen zu lassen, das litt sein Trotz nicht. Es wär verkehrt gewest, daß ich zu viel auf die Leut hätt gegeben? sagte er zu sich, indem sie ging. Und wer hat das gemeint? Die Leut? Wer sind denn nun eigentlich die Leut? Die da sagen, man soll nix auf die Leut geben, das sind ja selber wieder die Leut. Himmelelement! Wer da nicht konfus soll werden! Und das ist verwünscht, daß sie wieder recht haben. So wär doch wirklich ein Narr, der auf die Leut was gäb. Und der ihnen was zum Trotz will thun, noch mehr, als wer ihnen will zu Gefallen leben. Im Fieber, da hab ich immer mein link Bein für einen Hund angesehn, der mich hat angebellt, und wenn ich nach ihm hab wollen treten, da hab ich mich selber getreten. Die Leut sind nix, wie so ein verwünschter Fieberhund. Du hast gemeint, die Leut bellen dich an, und hast sie wollen treten, und hast dein ganz Glück zertreten. Und da hast du gemeint, du bist ein andrer Kerl worden und ein rechter Denker, und — halt nur still, Bursch, du sollst mir nix mehr vormachen, das sag ich dir! Ist das alles, was du seither hast gemacht, was anders gewest, als dein alt Wild und Dummthun, wo du hast gemeint, du bist drüber hinaus? Und hast nicht wieder gemeint, das ist was Aparts, wo du bist auslachenswert gewest, und wo du was Gescheits hast wollen thun, da hast du dich geschämt? O Himmelelement! Und wenn ichs noch wenigstens könnt verlaufen oder ausarbeiten; aber so muß ich sitzen bleiben bei meiner Dummheit wie das Kind bei dem, was es hat gemacht!

Ja, wenns wär, was ich mir da denk! Aber es könnt auch wieder so ein Fieberhund von Denkerei sein, wie das die Zeit her ist gewest. Das Fräle hat keinmal recht damit heraus gewollt, ob sie die Sach mit der Ev hat fertig gemacht, und hat immer von dem

Annedorle geredt, daß es sollt herauskommen, als wärs zufällig gewest. Ja, so ein alt Fräle hat auch noch ihre Äst. Das wär gar nicht unmöglich, daß das Fräle nur so hätt gesagt und wär noch gar nicht bei der Valtinessin gewest. Weiß ich nicht, was ich thät vor Pläsier, wenns so wär. Aber sagen könnt ich dem Fräle nicht, wie lieb mirs wär. Wenn doch am End schon alles fertig wär, und eher freit ich den Teufel, als daß ich könnt sagen wie ein klein Kind: Vorhin ist mir sell nicht recht gewest, jetzund ist mir wieder das nicht recht. Das Wildthun, das soll mir nicht noch einmal kommen, es mög sich stellen, wies will; den Fieberhund kenn ich nu schon. Aber die Mannesehr, die freilich muß ein rechter Kerl aufrecht erhalten. Was einer einmal hat gesagt, dabei muß er bleiben, und sollt ihm darüber das Herz entzwei gehn im Leib. Und so was wird hernachen auch werden. Wenn ich das Annedorle hätt, ich wär morgen wieder gesund. Sie hat gemeint, ich will ihr was thun, das dauert mich. Und muß nun denken, sie hat mich um nix in den Bach gerennt. Wenn ich nur sollt wissen, was sie dächt, wenn die Leut sagen, ich hab sie gewollt! Ob sies recht sehr reuen thät? So recht sehr? Ob sie wohl könnt weinen darüber? Wenn mir doch nur das Fräle hätt was weis gemacht! Ich weiß nicht, was ich könnt thun darum. Da kommt der Schnödler. Wenn ich den könnt ausholen! Aber der ist auch pfiffig genung. Es wär verwünscht, wenn ich die Ev nun müßt nehmen; ich könnt nicht wieder recht gesund werden danach; das weiß ich. Und ich möchts auch nicht!

Der Meister Schnödler merkte trotzdem, daß er den Tag noch keinen Tropfen getrunken hatte, was der Fritz wissen wollte.

Es lag im Vorteil der Valtinessin-Ev, wenn er so antwortete, wie das Fräle von ihm verlangt hatte.

Er stellte also die Sache mit der Ev als ganz fertig dar und zugleich als völlig stadtbekannt. Die Leute hätten die Heirat längst voraus gesehen, deshalb finde die Rede einiger wenigen, die sich ein weises Ansehen zu geben suchten, wenn sie behaupteten, des Fritz Werbung habe eigentlich der Heiterethei gegolten, nicht nur keinen Anklang, man mache sich auch noch über die weisen Leute lustig. Ein so wunderliches, grundloses Hin und Her mit seinen Absichten und Entschlüssen traue man einem solchen Manne, wie der Holders-Fritz, nicht zu.

Den Fritz hatte endlich weniger der noch nicht wieder gewohnte Aufenthalt im Freien, als die Bewegung seines Gemütes in Zorn, Freude und Schmerz angegriffen. Er ließ sich wieder zu seinem Lager führen.

Der Bader benutzte auch diesen Umstand. Er suchte die Alte auf und brachte sie durch wohl angewandte Beruhigungsreden bald in die größte Angst.

Der Fritz, sagte er ihr beiläufig, scheine zu glauben, daß sie ihn zum besten habe mit vorgespiegelter Erfüllung seines Wunsches. Das habe er, der Bader, gemerkt. Er wolle nicht meinen, daß die bedenkliche Wendung, die der Zustand des Genesenden wieder zu nehmen drohe, von dem Zorn und dem Schmerz, getäuscht zu sein, herrühre. Sie solle, da ein gefährlicherer Rückfall in Aussicht sei, ein Gespräch darüber mit ihm vermeiden.

Was der verwünschte Kerl sagt, daß er übermorgen nach Amerika will, da wollen wir ihn schon kriegen. Was? Der braucht auch noch die Seekrankheit dazu? Der kann so sterben. Er braucht kein Schiff; wenns gerät, braucht er nicht einmal seine Beine und wandert noch wo ganz anders hin, als bloß nach Amerika. Aber wer weiß, geht er zu Schiff, kuriert ihn vielleicht die Seeluft. Das ist ein ganz andrer Kerl, als so ein Landwindle. Ich soll sehn, obs wahr ist, das mit der

Valtinessin, daß das fertig wär. Und ists nicht, soll ichs machen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin; auf der See gestorben, das ist noch lang kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen.

Ja, Meister Schnödler, begann die Alte. Aber der Meister konnte sich wohl denken, die Großmutter werde ihn nur bereden wollen, mit der Ausführung seines erdichteten Auftrages noch zu zögern. Einen scheinbaren Vorwand dafür zu finden, traute er der Klugheit der Alten zu. Dann, erkannte er voraus, werde er es entweder mit ihr verderben, oder den Vorteil, den des Enkels Angegriffenheit ihm in die Hände gab, ungenutzt fallen lassen müssen. Da beide Aussichten ihm nicht behagten, that er entsetzlich eilig, sprach von der Heiligkeit, den der Auftrag eines vielleicht Sterbenden habe, und rannte davon, ehe er sie hatte zu Wort kommen lassen.

Da stand nun das gute Holders-Fräle und wußte ihres Leibes keinen Rat. Der Bader ging wahrscheinlich geraden Weges nach dem Gringel. Seine Rede von der Heiligkeit des Auftrages eines vielleicht Sterbenden hatten sie vollends niedergeschlagen. Sie hatte das Vertrauen eines solchen betrogen, der noch obendrein ihr ganzes Leben war, und hatte damit nichts erreicht, was die Täuschung rechtfertigen oder auch nur entschuldigen konnte. Hatte der Bader aus einem Grunde, der nahe genug lag, den Zustand ihres Fritzle ihr bedenklicher vorgestellt, als er wirklich war — wir wollen es der Alten nicht verdenken, daß sie sich nicht ganz vergaß —, so lief sie Gefahr, ihre Stellung zu dessen künftigem Haushalte selbst zu untergraben. Und so schwere Dinge dies waren, das Mißfallen an der Ungeschicklichkeit einer Werbung durch den betrunknen Bader hatte Gewicht genug, sich neben ihnen geltend zu machen.

Jene Möglichkeit, der Bader habe sie bloß schrecken

wollen, wuchs zu einem Hoffnungskeim in ihrem betrübten Herzen, den aber der Anblick des Fritz, als sie ihn bleich und matt wieder auf seinem Bette liegen sah, sogleich wieder erstickte. Im Eintreten hörte sie ihn noch mit schwacher Stimme von einem Fieberhunde reden.

Ach Gott, dachte sie, der Bader hat doch recht gehabt: das Fritzle faselt schon wieder. Wenn er wirklich sollt sterben, ich könnts nicht verwinden, daß ich ihm die letzt Lieb nicht hätt gethan mit der Valtinessin-Ev. Und ich wär noch obendrein damit schuld an seinem Tod.

Da, Fritzle, sagte sie, indem sie mit zitternder Hand den Kremortartaritrank neben ihn stellte.

Im Fritz war die Hoffnung, seine Großmutter habe ihn zu seinem Besten getäuscht, noch nicht ganz erstorben. — Der Schnödler, meinte er, kann von dem Fräle angestellt sein. — Zwar schienen die einzelnen Reden des Baders nicht mit dem Plane zu stimmen, den er bei der Großmutter voraussetzte; aber im ganzen ließen sie sich nach seinem Wunsche auslegen. Er nahm sie so, obgleich er wußte, wenn er sich ernstlich fragte, müßte er sich antworten: Ich glaub es freilich doch nur, weil ich möcht, es wär so!

Fräle, sagte er, ihr habts nicht fertig gemacht, das, ihr wißt schon, was. Ihr seid wie der Fieberhund...

Die Alte schlug in Gedanken die Hände über den Kopf zusammen. Aber, Fritzle...

Die Leut, mein ich. Ihr seid wie die Leut. Ihr wollts nicht haben. Ihr wollt mir mit Gewalt eine andre aufdringen!

Der zornige Ton, mit dem er es sprach, klang so von Schwäche angewelkt, daß er die Alte mehr erschütterte, als der Inhalt seiner Rede selbst. Sie hörte im Geist die Sterbeglocke dazu läuten.

Aber, Fritzle, wie kannst du das denken? sagte sie

weinend. Sie sah schon den Meister Schramm im schwarzen Mantel an der Thür stehn, und es schien ihr nun selber, als habe sie das thun wollen, was er ihr vorwarf. Sie nahm sich vor, sobald es möglich sei, noch nachträglich wahr zu machen, was sie ihm bisher vorgespiegelt hatte.

Es ist ja fertig, und guck, Fritzle, was noch dran fehlen sollt, das ist ja mit einem Wörtle gemacht. Ich will auch zum Superdent. Sei nur nicht zornig, sonst wirds schlimmer mit dir.

Der Fritz sah sie ihren Mantel nehmen und begann nun mit Recht zu fürchten, er zwinge sie vielleicht erst, das zu thun, wovon er so sehnlich wünschte, es sei noch ungethan. Gleichwohl wollte er sich nicht bloßgeben.

Wenns noch nicht ist, fuhr er daher fort, so laßts bleiben, Fräle. Hört ihr?

Sie traute ihren alten Ohren nicht; sie wandte sich und nahm die Augen zu Hilfe.

Ihr scharfer Blick zeigte ihm, er sei im Begriff, sich zu verraten. Er meinte, ihr müsse es eben so verächtlich scheinen, wenn sie sehe, er sei mit seinem Zorn und seiner Reue ein kleines Kind, als ihm selber das durch die Augen beschämten Trotzes angesehen vorkam.

Ich kanns schon selber. Ihr meint, ich bin ein klein Kind, dem man weismacht, was man will. Ihr sollt meinetwegen nix thun, was ihr nicht gern mögt.

Diese Milde traf das Fräle in das Herz hinein.

Hört ihr, Fräle? Und wenn ichs nicht selber kann, ich find schon einen.

Den Bader, dachte die Alte mit einer Art eifersüchtigen Schmerzes. Vielleicht komm ich doch noch eher, als der; es sind, wer weiß, wie viel Schenken an dem Weg bis zum Gringel.

Von euch will ichs nu nicht. Ihr sollts nu nicht. Hört ihr? Sonst verdrießt michs noch mehr.

Was du redst, Fritzle! Ja, wenns nicht wirklich schon fertig wär! Aber es ist ja schon. Und du wirst noch ganz krank von dem unnützen Reden. Wenn du lieber könntest ein bißle schlafen!

Sie setzte sich auf einen Stuhl und schien sich in ihr Gestrick zu vertiefen. Sie wollte sein Einschlafen abwarten.

Die letzten Reden der Großmutter hatten den Fritz fast wieder irr gemacht. Er sah ein, daß er in der Weise, wie er begonnen, nicht hinter den wirklichen Verhalt der Sache kommen könne. Nach einem harten Kampfe seiner Sehnsucht mit seiner trotzigen Scham wurde ihm deutlich, daß auch diese Scham nichts weiter sei, als sein altes Wild und Dummthun, als nur wieder ein Fieberhund, indem er in dem Gemüte der Großmutter seine eignen Grillen fürchte. Er triumphierte wiederum mit seinem Denkerstolz, um seinem Gedankenergebnis die nötige Wucht zum Todesstoß auf die widerstrebenden Gefühle zu geben. Wäre er geübter im Denken gewesen, so mußte er freilich inne werden, daß dieses selbst weder in seinem Ausgangspunkt noch in seiner Richtung den Einfluß der Gefühle gänzlich verleugnen kann.

Da er merkte, wenn es ihm gelingen sollte, Trotz und Scham zu überwältigen, dürfte er sein Gesicht den klugen Augen der Großmutter nicht aussetzen, so wandte er sich nach der andern Seite.

Fräle, ich will euch was sagen, aber — ja, wenn ich wüßt — na, seid nicht etwa dumm —

Er fühlte die Scham schon auf seinen Backen brennen, daß die Großmutter ihm nicht gleich erleichternd in die Rede fiel. Da dies aber gar nicht geschah, so fiel ihm ein, die Alte könnte, von ihm in seinen Gedanken unbemerkt, leise aus der Thür gegangen sein. Er kehrte

sich, so rasch als ihm möglich war, wieder um. Die Alte war fort. Auch der Mantel hing nicht mehr an seiner Stelle. Erschrocken setzte der Fritz sich im Bette auf. Nun ist sie erst zur Valtinessin gegangen! fiel ihm ein. Nu ists aus mit dem Annedorle! Er fühlte nun erst recht, wie in dieser all sein Glück beschlossen war. Und ich muß die Valtinessin-Ev frein! Fräle, Fräle! Ihr müßt noch da sein! Hört doch nur!

Aber das Fräle hörte nicht; es war wirklich auf dem Wege zur Valtinessin.

Hätte er hoffen können, daran zu verbluten, wenn er von dem verletzten Finger den Verband abriß, er hätte es gethan.

Es wird so werden, tröstete er sich grimmig, ohne das!

Indem er vor die Stadelthür hinauslief, gab er sich das Wort, von Stund an ernstlich alles Wild und Dummthun abzuschaffen und unter keiner Maske mehr an sich zu lassen, sie sei so verführerisch, als sie wolle.

Auch vor dem Stadel war die Alte nicht mehr.

Es ist eine Eigenheit guter Entschlüsse, daß sie gewöhnlich zu spät kommen.

Glaub mirs nur, Liesle, sagte die Heiterethei vor dem Bette knieend und den linken Arm um das Kind geschlungen, leise zu dem schlafenden. Sie mußte es dem Kinde noch einmal sagen, und da sie es doch nicht wecken wollte, so flüsterte sie: Ich laß dich gewiß nicht, so lang ich leb. Ich brauch kein Kind weiter als dich. Und ich werd auch gewiß nicht schlecht. So was, wie vorhin, thu ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub mir nur, Liesle! Und die Mutter selig vom

Himmel wird helfen, daß ichs auch im Traum nicht wieder muß thun!

Sie fühlte, daß es ihr heiliger Ernst war mit diesen Vorsätzen; das gab ihr neue Kraft. Den nüchternen Blick des hellen Morgens konnten die Gebilde des Traumes ohnehin nicht ertragen; sie fielen eines um das andre vor seiner Gewalt in sich zusammen, und die Heiterethei sah halb froh halb traurig die Gestalt der Wirklichkeit aus den sinkenden bunten Hüllen Glied um Glied wiederum hervorgehen. Bald vermochte sie nicht mehr zu begreifen, wie sie solch „verrücktes Zeug" nur einen Augenblick lang hatte glauben können. Es wurde ihr immer gewisser, die wachende Heiterethei hatte für das, was die träumende gethan hatte oder noch thun konnte, nicht einzustehen. Nur etwas davon blieb zurück und war durch kein Mittel zu verscheuchen: die Wirklichkeit, die dem Traume zu Grunde lag.

Bis zu dieser Nacht war die Seele des gesunden, kräftigen Mädchens in geschlechtlicher Hinsicht noch ein Kind gewesen. Wenn sie erst den Fritz ungern in seiner Verwilderung gesehen hatte, so war das eine Folge ihrer natürlichen Gutmütigkeit gewesen. Dann hatte das endlose Warnen und Raten der Wachtstubenweiber sie gewöhnt, ihn zum steten Gegenstand ihrer Gedanken zu machen. Furcht, Mitleid, Angst und Selbstanklage hatten dieses Denken an ihn zu inniger Teilnahme gesteigert und ihre Seele vertieft, die aber noch immer geschlechtslos blieb, bis die Eifersucht endlich das Weib in ihr weckte. Die Bilder des Traumes waren nur die Blumenblätter gewesen, die nach Befruchtung der Blüte abfallen konnten ohne Nachteil für das Wachstum der Frucht. Und diese reifte schnell zu der schwellenden Fülle, die sie auf so saftvollem Stamme erreichen mußte.

Bald war ihr einziger Gedanke: Wenn nur das

mit der Ev bloß geträumt ist gewest! Hernachen ist alles gut!

Die Milch zum Frühstück für das Kind kostete der Heiterethei ihre letzten Kreuzer. Das berührte sie nicht. Diese tiefen, strömenden Gefühle dehnten ihr Herz bis zum Zerspringen und ließen keiner Sorge darin Platz. Das Elend, das nun, Gesicht an Gesicht, vor ihr stand, verlor, von ihnen angestrahlt, alle seine Schrecken. Ohne daß sie es selbst wußte, kleidete sie sich, als wär ein hoher Festtag. Auch darin zeigte sich ihre Wandlung.

Wie sie an dem kleinen Spiegel stand, den sie auf und ab wenden mußte, um ihre ganze Gestalt darin sehen zu können, wurde sie zum erstenmale in ihrem Leben gewahr, wie hübsch sie aussah. Gegen diese volle und doch schlanke hohe Gestalt ist die Ev nur ein Schatten. Und auch solche Haare hat sie nicht, so klar und dicht, wie sie jetzt der Heiterethei über die Schulter fallen, herab bis fast auf die Kniee, und sie einhüllen, daß sie eigentlich keines Gewandes weiter bedürfte. Nur ein dunkles Gefühl ists in diesem Augenblick, als wären doch nicht alle Sorgen vorbei, was sie dem Liesle zurufen läßt: Es wird alles gut, Liesle, es wird alles gut! Sie wundert sich, daß dessenungeachtet das Liesle noch wird Milch trinken wollen. Nimms doch nicht übel, Liesle, daß ich so lustig bin! Sie fühlt schon, daß sie es auch bald nicht mehr sein wird.

Und wirklich, es ist nun hohe Zeit, wenn sie gehen will, sich anzubieten; sonst trifft sie niemanden mehr zu Haus.

Sie ist fertig und nimmt das Liesle auf den Arm; denn allein kann sies nicht im Häuschen lassen. Daß es um den Fritz wär — wie leicht würde ihr das Sichanbieten sein! Um den Fritz könnte sie den großen Weibern knieend abbitten, und der Schmerz des zerbrechenden Stolzes würde nur die Wollust des in ihn

Sichverlierens erhöhen. Wie ist das alles so anders in ihr, als nur gestern noch! Sie drückt das Kind an ihre Brust; sie fühlt halb mit Schrecken, sie ist ihm Ersatz schuldig, denn sie hat den Fritz lieber als das Kind.

Um das Häuschen herum ist sie schon in der Stadt. Sie fragt sich, wohin sie zuerst will. Daß sie zu keiner von den Wachtstubenweibern gehen wird, ist natürlich. Da steht ein Haus, die obere Hälfte grün angestrichen, die untere blau; die Besitzer der beiden Hälften sind sich feind und verkünden das solchergestalt jedem Vorübergehenden. Der unten hat viel Felder und Wiesen; er fährt auch selbst mit seinen Kühen; vor dem Hause steht ein Leiterwagen. Der Mann ist beschäftigt, die Achsen daran zu schmieren; die Frau sieht aus dem Fenster und spricht mit ihm.

Einen guten Morgen, sagt die Heiterethei in ihrer gewohnten Weise. Der Mann entgegnet ihr halblaut, als wünsche er, es möge es niemand hören. Die Frau sieht auf die Seite.

Weil ich einmal da vorbeigeh. Ihr habt noch Heu draußen. Heint, denk ich, giebts noch ander Wetter. Da werdt ihr mehr Leut müssen anspannen.

Es kommt ihr keine Antwort zu Hilfe, kein: Ja, wenn ihr könntet helfen! Der Heiterethei schwillt das Herz. Ein Blick auf das Liesle läßt sie sich bezwingen. Ich wär imstand und hälf euch den Vormittag aus, fährt sie fort.

Ich meint, sagt dagegen die Frau zu ihrem Manne, dort käm der Bäs Valtinessin ihr Knecht. Mach, daß du rein kommst!

Die Heiterethei sieht wohl, die Leute fürchten sich vor der Valtinessin. Um nicht Zeit zu verlieren, geht sie weiter und sagt im Gehen: Ja, es wird mir doch nicht passen. Ihr müßt euch schon allein behelfen dasmal.

Der Mann, der schon in der Thür war, sieht, daß

sie geht, und kommt wieder heraus, um seine Arbeit fortzusetzen.

Was kanns helfen! sagt die Heiterethei; du mußt Milch haben und Brot, du arms Liesle. Und wenn nur das mit der Ev ein Traum ist gewest, so will ich mir gern noch mehr lassen gefallen!

Da kommt der Gurken-Kaspar daher. Ehe er der Heiterethei ansichtig wird, zankt er mit seiner Frau, die ihm mit ihren Töchtern folgt, alle mit Rechen bewaffnet. Das kommt von deinen Anstalten! Hättst du beizeit dazu gethan, so hätten wir nun Leut. Aber dir fällts nicht eher ein, daß du eins willst bestellen, als wenns schon versprochen ist.

Da komm ich gerad recht, denkt die Heiterethei.

Glück zu ins Heu! sagt sie laut und setzt hinzu, als wenn sie spaßte: Das Annedorle möchtet ihr gern mit haben; ich sehs euch an. Ihr habt nur nicht das Herz, weil ihr wißt, ich bin immerfort schon auf Wochen hinaus verthan.

Der Gurken-Kaspar erschrickt und stottert verlegen: Ja, manchmal, da möcht man wohl — wunderlich Wetter, das ist — wenn nicht — so aber — hat man sich beinah zuviel vorgesehn . . .

Der Heiterethei schlägt die Glut ins Gesicht. Ich glaub doch gar, lacht sie, er denkt, ich biet mich an?

Ja so, sagt der Gurken-Kaspar erleichtert. Er war im Zuge, noch einen Scherz mit ihr zu wechseln; seine Frau aber rannte ihm absichtlich unabsichtlich den Rechen an den Kopf. Der Gurken-Kaspar war der Mann, der einen Wink verstand, und wenn er noch feiner war. Er schluckte hinunter, was er hatte sagen wollen, und ging schweigend fürbaß.

Eine von seinen Töchtern aber wandte sich im Gehen: Weißt dus noch nicht, Annedorle? Sonntag über acht Tag macht der Holders-Fritz Hochzig mit der Gringelwirts-Ev.

Der Heiterethei wankten die Kniee. So war das doch nicht geträumt? In den Schmerz hinein, der sie mit hundert Krallen faßt, hört sie die Mädchen kichern. Sie rafft sich mit aller Kraft zusammen und lacht: Das wißt ihr heut erst? Ich habs beinah schon wieder vergessen!

Eine junge Frau, die ihr begegnet, sagt zu einer andern: Wie das Annedorle sich geputzt hat! Die hat gewiß gedacht, heint schon ist die Hochzig.

Die Heiterethei drückt unwillkürlich das Kind gegen das schwellende Herz, daß es zu weinen beginnt. Werd ich doch noch was Bessers anzuziehn haben zur Ev ihrer Hochzig, lacht sie der jungen Frau über die Schulter nach. Dann wendet sie sich zum Liesle auf ihrem Arm: Pfui, Liesle, wir weinen nicht. Wir thun den Leuten nicht die Lieb. Sie denken, sie wollen uns weh thun damit. Lach, Liesle, lach! Und wenns uns weh thät bis in den Tod, wir lassens doch niemand merken. Daß die Gringelwirts-Ev 's erführ und schnitt ein Gesicht, wie sies macht? Daß den großen Weibern ihr Jubel erst recht fertig werden thät? Was geht mich der Fritz an? So ein dummer Traum wird doch zu vergessen sein? Ich hab ihn nicht gemöcht und möcht ihn noch nicht, wenn er hundertmal noch ledig wär. Ich mag den nicht. Ich mag gar keinen! Und so ists, und nu ists fertig!

Aber sie sagt das nur mechanisch. Sie sieht sich verwundert um, wo sie ist. Ich hab doch was vorgehabt? Daß ich nur nichts Dummes mach, so lang mich die Leut sehn! Ja, anbieten hab ich mich wollen. Komm, Liesle, aber gute Worte geben wir nicht!

Das wurde denn ein wunderlich Anbieten, wie es in Luckenbach wohl nicht gesehen worden ist, seit das gute hölzerne Städtchen auf seinen steinernen Füßen steht. Man meinte, wer nach solchen Sünden etwas von den Leuten haben wollte, der müsse auch Reue

zeigen und sich demütigen. Aber das that die Heiterethei nicht. Sie betrieb die Sache mit einem Übermute, der größer und beleidigender erschien, als ihr früherer, weil er mühsam erkünstelt war. Hinter jedem Lachen stak ein mühsam zurückgedrängtes Weinen, und jenes gebärdete sich nur deshalb so wild, damit dieses nicht den Mut gewinnen sollte, hindurch zu brechen.

Wenige waren so ehrlich, zu gestehen, daß sie in dem Gewebe von Vetter, Basen und Arbeitskundschaft mit Armen und Beinen gefangen seien. Der Hohn, der ihr an andern Orten unversteckt entgegen kam, steigerte ihre künstliche Laune nur immer höher. Es war, als sei ihr eigentlich an der Arbeit gar nichts gelegen, und sie verlange, man müsse sich bedanken, wenn sie sie nur annähme. Und wenn es jemand nicht über sich gewinnen konnte, ihr geradeaus abschlägig zu antworten, half sie ihm selber Vorwände zu erfinden. Es schien, sie sei froh, keine Arbeit finden zu können.

So äußerlich fiebernd im Übermute und innerlich zusammenbrechend in Schmerz und Sorge, traf sie auf dem Heimwege mit dem Meister Schramm zusammen, der ihrer Mutter Kurator gewesen war und nun ihrer war.

Der Meister sah sich kopfschüttelnd um. Er war derselbe, dessen roten Kirchenfrack der alte Holunder angehabt, und ging vielleicht nur deshalb in Hemdärmeln und blauer Schürze, weil der Leiher ihm das Gewand noch nicht wieder zurückgegeben hatte. Er war, wie wir wissen, das lebendige Lokalblatt des Städtchens, was die Meldung von Hochzeiten und Todesfällen betraf. Bei letztern spielte er — wir haben das aus der poetischen Beschreibung im Munde der Beutlerin erfahren — eine große und erbauliche Rolle.

Dieser Mann sah sich fast ängstlich um, als er von der Heiterethei eingeholt wurde, und da er keines Zeugen

ansichtig geworden, sagte er: Ich bin eigentlich so zu sagen auf dem Weg zu ihr.

Die Heiterethei nahm keine Rücksicht darauf, daß er sich über sein eignes Vorhaben zu wundern schien; sie sagte: Da haben wir einen Weg, und schritt voran.

Der Meister wußte es so einzurichten, daß kein Vorübergehender merken konnte, er folge der Heiterethei. Er hätte dies ohnehin nicht gekonnt, ohne seiner Gravität etwas zu vergeben, so schnell lief das Mädchen vor ihm her.

Als er sie an ihrem Häuschen endlich einholte und die Heiterethei erst nach dem Schlüssel suchen und dann die Thür aufschließen sah, da schien seine stehende Verwunderung in Betreff der unnötigen Zeremonie mehr als gerechtfertigt.

Drinnen setzte die Heiterethei das Kind, das ihr nie so schwer geworden war, auf den Boden nieder und gab ihm ein paar Kartenblätter zum Spielen, die einzigen Überbleibsel des Wachtstubenglanzes.

Der Meister verwunderte sich auch hierüber und sagte dann: Sie ist heut herum gewesen wegen Arbeit, Annedorle; ich bin nicht heimgewest, wie sie in mein Haus ist gekommen. Arbeit hätt ich ihr freilich auch nicht können geben — von wegen . . .

Weiß wohl, half ihm die Heiterethei. Er hat der Leut schon zu viel. Ich dacht auch nur, weil ich eben vorbei bin gangen.

Der Leut wegen so just eigentlich gerad nicht. Und wenn ich schon genug zur Arbeit hab, vom Essen hätt immer noch was können abfallen. Nur freilich halt zwar müßt sie sich das bei Abend holen von wegen der Leut halben.

Dieses Anerbieten war der Heiterethei kränkender als aller Hohn, den sie heut erfahren hatte. Der weiße Druckflecken zeigte sich auf ihren Wangen, ehe sie lachend erwiderte: Essens wegen?

Der Meister aber schien dasmal nicht aus bloßer Verwunderung den Kopf zu schütteln. So wärs doch wahr, sagte er halb unwillig halb bedauernd, was die Leut sagen, daß sie zu essen weiß, ohne zu arbeiten? Und daß man ihr angesehen hätt, sie ging so ordentlich recht just bloß zum Schein um Ärbet, und ihr wärs um Ärbet gar nicht zu thun? Und ich seh, sie hat auch keinen Mangel an Kleidern, das wär am Sonntag gut genung in die Kirchen, was sie anhat da. Sie ist nicht von mein'n Leuten, aber daß ihr Vater und Mutter seliger sich im Grab sollen umwenden, daß so was aus ihr wär geworden, da hab ich doch erst noch eine Vormahnung wollen versuchen.

Die Heiterethei hielt sich mit solcher Gewalt zurück, daß ihr ganzer Arm erbleichte. Sie schob dem Ausbruche, den sie selber fürchtete, eine Frage als Riegel vor, um ruhiger zu werden.

Er merkt wohl, wo solche Reden hingehören, sagte sie. Was steckt er denn da in der Ecken? Da ist ein Stuhl und eine Ofenbank.

Der Meister Schramm aber drückte noch inniger die Wand an sich oder sich an die Wand.

Ich meint doch, sagte er, es ist just gerad recht genung, daß ich daher bin gekommen, und ich müßt mich nicht noch durch die Wetterlücken den Leuten zeigen und meine Reputation verlieren. Sagen doch die Leut, ihr ists gar just gerad recht gewest, daß der Regen die Wänd hat verschwemmt; so küntens die Leut in der Nachbarschaft nicht am Thür Auf und Zugehen hören, wenns zu Nacht etwa Besuch gäb bei ihr. Ich will ja nicht meinen, die Leut hätten recht. Aber eine ledige Weibsperson, wo allein wohnt, sollts gar nicht dazu kommen lassen, daß so eine Frag nur überhaupt ohnehin überdies könnt entstehn. Das Annedorle, mein ich, kann nix Bessers thun, als daß sie sieht, wie sie je eher je lieber unter die Hauben kömmt. Denn man

vernimmt ja, daß der und jener noch Lust hat, sie drunter zu bringen. Und die können sich weiterhin auch noch der Sach bedenken. Wo Gelegenheit, da, meinen die Leut, wird sie auch benutzt. Einm ledigen Mädle wird überhaupt ohnehin überdies von selber schon scharf nachgerechnet, und wo die Leut gern das Schlimmst glauben, da geben sie sich nicht noch Müh, die Sach erst nachzusehn, ob ihr wirklich so an dem ist. So machens die Leut. Ich meinesteils, was mich betrifft, will gern nix Schlimms von ihr meinen, und drum wär mirs recht, wenn sie den Beck nähm. Der hat mirs schon lang lassen merken, daß er Lust hat, das Annedorle zu frein, so gut und schlimm, wie sie ist. Aber das Kind da, das müßt sie freilich erst von sich thun.

Die Heiterethei fuhr vor Entrüstung von dem Stuhl empor, auf den sie sich gesetzt. Den? sagte sie mit Verachtung. Der sein eigen Kind nicht haben will? Er will nichts Schlimms von mir glauben und meint, ich nähm den?

Der Meister Schramm schüttelte jetzt unzweifelhaft vor Verwunderung den Kopf. Bei dem, meint er, bedächt sich die Valtinessin selber nicht. Er hat acht Küh und kanns kaum erbacken, was er verkauft.

Warum heirat er, fuhr das Mädchen fort, die Küh nicht selber, wenn er sich so in sie verschameriert hat? Ich mag keine Kuh und auch kein Ochsen. Ich kanns noch allein ermachen. Ich brauch keinen, und wär er der Herrgott selber. Und mit seinen Leuten? Als wenn ich den'n was Liebers thun könnt, als daß ich schlecht thät werden!

Mög das sein, wie es will, sagte der Meister, indem seine Verwunderung einen Amtsrock anzog. Aber überhaupt ohnehin überdies darf das Annedorle nicht denken, daß wir von Gerichts wegen so ein Ärgernis werden dulden, wie das Häusle da jetzund der ganzen

Stadt giebt. Und sie wird wohl thun, wenn sies nicht dahin läßt kommen, daß wir von Gerichts wegen einen Polizeier zu ihr schicken.

Der Heiterethei erblaßte der ganze Arm. Es soll mir nur einer kommen, sagte sie, ich wills ihm schon sagen! Das Häusle ist mein. Es giebt mir niemand nix dazu. Und wenn ich die ganzen Wänd heraus mach und nix laß stehn als die bloße Decken. Ich wills ihm schon sagen, daß er für sich soll sorgen und andre Leut in Ruh soll lassen.

Ihr redt wie ein Weibsbild, entgegnete der Meister und wunderte sich über die geistige Überlegenheit, die er der Heiterethei gegenüber entwickelte. Ihr redt wie ein Weibsbild, und einem Weibsbild nehmen wir von Gerichts wegen nichts übel. Denkt ihr denn, der Polizeier kommt für sich? Ihn schickt die Obrigkeit, und die Obrigkeit hat die Gewalt, das heißt wir von Gerichts wegen, und wir von Gerichts wegen dürfen Ärgernis nicht leiden, und nicht der Polizeier, der nur kommt, wenn er wird geschickt. Na, ich hab ihr gesagt, was ich als ihr Kurator ihr hab müssen sagen. Thu sie nun, was sie will, aber mir kann sie hernachen keine Schuld geben!

Damit knöpfte der Meister die Weste unter seiner Schürze zu und schien sich über die Anzahl der Knöpfe zu verwundern. Dann verwunderte er sich über den Weg, den er ging, und war noch nicht damit fertig, als er aus der Heiterethei Augen verschwand.

Die Heiterethei hatte keine Zeit, Betrachtungen über seine Verwunderung anzustellen, ja nicht einmal über ihre eigne Lage. Das Kind forderte ungestüm das Stückchen Brot, das es nach der bisherigen Hausordnung schon vor einer Stunde hätte haben sollen. Sonst, wenn es so vor ihr stand und mit drolliger Ernsthaftigkeit eine Strafrede in unbekannten Sprachen hielt, pflegte sie es lachend zu küssen. Recht so, Liesle,

sagte sie dann wohl; du wirst auch einmal eine Heiterethei und bleibst den Leuten keine Red schuldig! Dasmal, nachdem sie vergeblich alles durchsucht, wo noch ein Kreuzer sich verkrochen haben konnte, riß sie das Kind mit plötzlichem Entschlusse in die Höhe und lief aus dem Häuschen, ohne es zu verschließen. Fast hätte sie unwillkürlich das Vorhandensein der Lücke durch die That anerkannt.

Sie hatte nicht weit bis zu dem stattlichen Hause des Becken. Die Heiterethei hätte sich von der Wahrheit der Meinung ihres Kurators überzeugen können, der Semmelbeck könne kaum erbacken, was er verkaufe. Der Laden neben der Hausthür war förmlich belagert. Zwei Arme, welche die äußersten der ganzen Armwelt vorstellen konnten, fuhren bald mit Backwerk aus dem Ladenfenster heraus, bald mit Geld hinein und kamen dabei zuweilen unabsichtlich in Kollision mit einander. Der eine gehörte einem unreifen Lehrjungen, der andre einer überreifen Magd. Aber die Heiterethei hatte für das alles keine Augen und keinen Sinn.

Sie rannte an diesen Beweismitteln vorüber und mit solcher Hast durch die Hausflur in die Stube, daß man wohl sah, sie eilte, einen Entschluß auszuführen, ehe er sie gereuen könnte.

Der dicke Meister war eben in der Stube und saß behaglich beim Frühstück. Er sah aus wie die gesegnete Mahlzeit selber und schwitzte leise vor Wohlsein. Alles an ihm war behaglich, ja mehr als behaglich; seine weiße Jacke dehnte sich ordentlich um den wohlgenährten Leib, der Schweiß auf seinem kahlen Vorderhaupt, der Mehlstaub, mit dem er eingepudert war, die weiten Hausschuhe, alles zerfloß vor Üppigkeit.

Erst schien er sich über das Kommen der Heiterethei zu verwundern, aber auch die Verwunderung zerfloß in ein lüsternes Lächeln. Er nickte halb dem Gedanken,

der ihm kam: Hm, ist das wilde Ding endlich mürbe? halb der Heiterethei selber vergnüglich zu.

Sein bloßer Blick machte die Heiterethei vor Scham und Unwillen erröten. Er braucht nicht so zu nicken, sagte sie zwischen Verachtung und Zorn. Das Kind da will essen. Weiter ists nix. Sie ergriff ein dortliegendes Brot, und man sah an der Bewegung, mit der sie es anfaßte, daß ihr der Ekel vor dem Mann auf seine Ware überging.

Ja, rief ihr der Bäcker nach und zerfloß in die Worte: Wenn das Dorle bei mir bleibt, soll das Kind zu essen haben, was es mag, und das Dorle mit. Und meinetwegen kanns auch dableiben.

Die Heiterethei wandte sich in der Thür. Das Kind kam ihr beschmutzt vor, wenn er es nur nannte.

Das Kind ist mein, und er solls nicht auf die Zunge nehmen! sagte sie.

Der ganze Bäcker zerfloß in ein Lachen. So seh ich nicht, entgegnete er, warum ich ihm zu essen geben soll, wenns mich nichts angeht.

Die Heiterethei stand einen Augenblick überrascht. Die Wahrheit der Äußerung traf sie so stark, daß sie das Brot wieder auf den Tisch legen mußte. Aber mit einem Ausdrucke, als wär es nicht darum, sagte sie: Daß er meint, es wär gestohlen? Von seinem Brot solls gar nicht essen. Und es mags nicht einmal!

Der Bäcker lachte ihr nach, dann dehnte er sich vor behaglicher Gewißheit. Elend macht ein schön Feuer unter die Leut. Wenn das Küchelchen noch nicht gar ist, mir ists gar nicht bang, daß sies nicht noch wird!

Die Heiterethei aber sang und scherzte mit dem Liesle den ganzen Weg zurück, bis sie allein mit dem Kinde in ihrem Kämmerlein war.

Dann aber brachs wie ein Gewitterregen aus ihren Augen. Daß ein solcher ein braves Mädle nur in seinen Gedanken schlecht machen und beschmutzen konnte!

Daß mans ihm nicht wehren konnte, von einer wie von der andern zu denken!

Aber draußen hatte es schon einigemale gepocht und gelacht. Jetzt wurde das Pochen und Lachen so laut, daß sie es durch den innern Tumult hindurch hören mußte.

Mechanisch drückte die Heiterethei ein angehauchtes Tuch gegen die Augen, als die Kammerthür hinter ihr aufging. Zorn, daß es jemand wagen konnte, in ihr innerstes Heiligtum einzudringen, verwischte schnell jede Spur des Jammers.

Hatte die Verleumdung ihres Rufes schon einem Wüstling Mut gemacht?

Alle Muskeln der großen schlanken Gestalt schwollen an, wie sies herumriß nach der Thür. Weiß wie ein Marmorbild am ganzen Leibe vor Spannung der Haut stand sie da.

Guten Tag herein, sagte eine leichtfertige Stimme.

In der Thür erschien eine weibliche Gestalt, kleiner als die Heiterethei und ihr zugleich so ähnlich und so unähnlich, als ein Mädchen dem andern sein kann. Es waren zwei ganz verschiedne Worte, aber mit denselben Schriftzügen geschrieben. Eben das, worin ihre Ähnlichkeit lag, machte sie sich so unähnlich. Wie andrer Natur war das Kinderartige, Trotzige, Mutwillige an der Heiterethei, wie andrer an ihrer Schwester! Wie spröde, geschlossen und abwehrend in den Zügen und Bewegungen der Heiterethei, wie sorglos hingegeben und doch absichtlich lockend im Ansehen und Wesen der Schwester; die Heiterethei immerwährende Spannung, steter Nachlaß die Schwester. Dasselbe Auge ließ dort kaum den Augapfel völlig sehen und zeigte hier sein ganzes Weiß; von jenem Mund entblößte das Lachen kaum die weißen Zähne, hier machte es das ganze rosige Zahnfleisch zugleich sichtbar. Und ähnlich ver=

hielt es sich mit Denkart, Stimme, mit dem ganzen Wesen.

Die Heiterethei erkannte die Schwester und trat ihr ernst abwehrend entgegen. Du hast vor fünf Jahren nicht wieder ins Häusle sollen kommen, sagte sie; was willst du schon, wo das zweit erst angefangen hat? Und weißt, daß ich auch das leichtfertig Lachen nicht leiden kann. Schickt dich deine Herrschaft zu mir, und was willst du?

Als wenn man immer geschickt müßt sein, entgegnete die Schwester, indem sie sich geschmeidig hereindrehte aus der Thür in die Kammer. Und eine Herrschaft hab ich eben nicht.

Sie hat dich fortgeschickt? fragte ernst die Heiterethei.

Die Schwester tritt erst unwillkürlich vor dem Blicke der Heiterethei einen Schritt zurück, dann sagt sie trotzig, aber sie weiß, daß der Trotz sie hübscher macht: Ich bin selber gangen. Die Leut meinen, Tanzen ist Sünd, und ich will meine jungen Jahr genießen. Andre machens auch, so heilig sie sich stellen. — Das ganze Zahnfleisch wurde sichtbar, als sie lachend an der Heiterethei sich vorbei schmeicheln wollte. Und nun sei nicht mehr dumm. Was machts? Ists gesund?

Die Heiterethei vertrat der Schwester den Weg zu dem Kinde. Es sah aus, als wenn ein üppiges Schlingkraut sich um eine hindernde Marmorsäule herum vorbei winden wollte.

Wärst du ordentlich worden, sagte die Heiterethei; aber so, ich sag dir, du rührsts nicht an!

Hm, weil du so ordentlich bist? lachte die Schwester, und nie sah sie der Heiterethei unähnlicher. Ich war einmal so dumm, daß ich anders hab werden wollen, weil ich gedacht hab, du wärst so; weil ich nicht gewußt hab, daß du dich nur so stellst. Du brauchst mich nicht so von oben anzusehn. Wenns was Schlimms

ist, so ist die, die vor den Leuten nicht besser will sein, als sie ist, immerfort noch nicht die allerschlimmst. Und zumal, wenns die Leut doch wissen!

Was wissen die Leut? fragte die Heiterethei, indem sie einen Schritt nach der Schwester zu that.

Die wich zurück und sagte nicht so mutig als vorhin: Frag sie selbst; aber ich denk, du wirsts immer noch besser wissen, als die Leut!

Du gehst hinaus, sagte die Heiterethei gebietend. In dem Häusle da waren immerfort brave Leut!

Die Schwester fügte mit noch kleinmütigerem Trotze hinzu: Kann sein, einmal.

Einmal und immer noch, und drum sollst du hinaus. Wen die Leut schlecht machen, der ist darum noch nicht schlecht!

Die Schwester wollte in gleichem Tone antworten. Es verdroß sie, daß die schlimmere noch den Sittenrichter spielen wollte. Überdies war sie die ältere und hatte darum mehr Recht, hier zu gebieten. Aber es kam doch nur wie verbissen heraus: Aber wers selbst thut, meinst du, und drum bist dus nicht.

Ich sag dirs noch einmal, fuhr die Heiterethei fort; die selig Mutter hat sich meiner noch nicht geschämt, wenn sie hat herunter gesehn. Und drum lach ich nur, was die Leut sagen!

Die Schwester sammelte ihren ganzen Trotz, um nach dem Kinde vorzudringen. Sie wollte es küssen. Es schrie und langte nach der Heiterethei, die es aufnahm und unwillkürlich mit der Hand abwischte, was die Schwester an ihm berührt hatte.

Ich sag, drohte die Heiterethei, und das Kind soll wieder brav werden, wie seine Großmutter war. Die Kinder haben einen Engel; der machts, daß es nicht zu dir mag. Und nun gehst du und kommst nicht wieder, bis du brav worden bist, daß es zu dir mag, und du darfst es angreifen. Weil ichs hab genommen,

daß es soll brav werden, und plag mich seinethalben Tag und Nacht, sagen die Leut, es ist mein Kind. So sind die Leut, und du weißt, wem es ist, und könntest dran erkennen, wie die Leut sind. Red wie du willst; du mußt mirs noch einmal danken. Du müßtest sagen: So ist sie nicht, wie sie die Leut machen, aber dir wärs recht, wenn alle wären wie du, daß du nicht brauchtst zu denken, du sollst auch besser werden. Und drum glaubst dus mit Gewalt, obschon du weißt, es ist nicht wahr. Und — nun kennst mich zu gut, als daß du nicht auf der Stell fortgingst. Kommst du brav wieder, soll ich deine Schwester sein und das dein Kind. Und so ists, und nu ists fertig!

Die Schwester machte noch eine vergebliche Anstrengung, sich der Heiterethei gegenüber so stolz aufzurichten, als diese that; dann brach sie zusammen vor der Kraft der Wahrheit. Sie hatte nicht den Mut, noch ein leichtfertig Wort zu sprechen, aber noch Trotz genug, ihr Unrecht nicht einzugestehn. Einen Augenblick stand sie unschlüssig, ohne das Ansehen der Heiterethei ertragen zu können. Sie warf noch einen Blick auf ihr Kind und ging weiter. War es die Erinnerung an die Zeit, wo sie besser war und glücklicher, die ihr der alte Holunder zurauschte, oder der Zustand des Häuschens, in dem sie Kind gewesen war: etwas traf dieses leichtsinnige Herz, stark genug, ihm eine Thräne abzupressen. Sie rang noch einen Augenblick stillstehend mit ihrem Trotze, dann kam sie zurück und bot der Heiterethei die Hand. Die gab die ihre nicht. Sie sagte: Wenn du wieder brav bist, hernachen komm.

Die Schwester wollte lachen, aber es gelang ihr nicht. Eine kurze Weile, und sie war in den Weiden verschwunden.

So lange wartete die Heiterethei, dann schloß sie die Kammerthür hinter sich und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Ihr Stolz brach zum erstenmale völlig

zusammen im Geständnisse: Ein ledig Weib ist das elendst Ding auf der Welt! Wie anders hats da ein Mann! Nicht allein, daß sie recht thut, sie muß auch sorgen, daß ihrs recht ausgelegt wird. Ein ledig Weib ist wie ein Mäuschen, dem alle Welt auflauert, und wenn es niemand ein Weh zufügt. Was hilft ihr all ihre Kraft? Gegen die Schläge der Verleumdung kann sie der stärkste Arm nicht schützen. Der schwächste Mann ist stark gegen sie. Nicht einmal ihr etwas übel zu nehmen hält man der Mühe wert. Ein Mann kann aufstehn, auf den Tisch schlagen und zur Rechenschaft ziehen, wer ihn schlecht machen will. Und woran wär er so tief zu verletzen, als ein Weib an seiner Ehre? So unwiderbringlich? Mit einem bloßen Blick, einem bloßen Gedanken?

Und was nun beginnen! Um Arbeit betteln? Das kann sie nicht. Lieber sterben! Das Häuschen, ihr Letztes, fällt ein; sie kanns nicht stützen. Das Häuschen, darin sie als Kind gelacht und geweint, und die Mutter sie lieb gehabt. Hätte sie nur Ein Herz, von dem sie wüßte, es trüg unausgesprochen an ihren Schmerzen mit! Denn klagen könnte sie nicht! Die Mutter liegt draußen im Gottesacker, die Annemarie ist fortgezogen: ihre Schwester hat dem Häuschen Schande gemacht; mit dem Kinde hat sie täglich gesprochen, aber es hat ja doch noch kein Herz, das ihre Lage fassen kann. An den alten Holunder, der eben über ihr kratzt und rauscht, als wollte er sie an ihn erinnern, denkt sie nicht; und wenn sie an ihn dächte, er hat andre Leiden und Freuden, und sie muß ihm erst die Seele leihen; seine Seele ist ihr eigen Mitleid und ihre eigne Mitfreude mit sich selbst. Und was soll aus dem Kinde werden? Wird sies erhalten können und brav erziehen, wie ihre Mutter sie? Wenn sie stirbt, was soll aus ihm werden, wo niemand es lieb hat, und so arm, ohne Mutterpflege und Vaterschutz? Am End ists besser für dich und das Kind,

weg von der Welt, wo einen die Leut durchaus schlecht wollen haben!

Immer lockender rieselt draußen der Bach, so viel Mühe sich auch der alte Holunderbusch giebt, ihn zu überrauschen. Immer lockender wird das Bild der heimlichen Stelle darin, wo sie so oft und erst diesen Morgen noch kaum die Lust überwunden hat, sich hinein zu stürzen, nicht bloß zum flüchtigen Bad. Diesen ganzen Tag hat sies immer in ihre Gedanken hineinrauschen hören, als riefe es sie; sie wußte nicht, warum; jetzt weiß sie es. Und der Fritz — der sie jetzt vielleicht verhöhnt mit der Gringelwirts-Ev —, wenn ers hört, es muß ihn schmerzen, er muß an sie denken, so oft er Weiden haut; jeder Reif auf seiner Schnitzbank muß ihn an die Stelle erinnern, wo die schönsten Weiden stehen und wo . . . Es packt sie wie ein Schwindel. Sie reißt das Liesle vom Boden auf mit wildem Entschlusse. Sie wendet sich, die Kleine auf dem Arme, nach der Thür. Da meint das Kind, die Pflegemutter will mit ihm spaßen. Es schlägt die Hände zusammen und jauchzt laut auf. Sie läßt es sinken und sinkt ihm nach in die Kniee und küßt es und weint laut, und küßt es und weint immer wieder, bis sie alles von dem Herzen heruntergeweint hat, was es belastet.

Wie schüttelte sich der alte Holunder vor Freude und Schmerz zugleich, als der Heiterethei einfiel: Es ist noch Welt außer Luckenbach, wos nicht mehr heißt: Respekt muß sein im Haus vor den dummen großen Weibern! Warum heißen sie mich die Heiterethei? Warum hat mir der lieb Gott die starken Arm gegeben und das lustig Herz, wenn ichs nicht sollt brauchen für das Liesle und mich selber?

Wieder nimmt sie das Kind auf den Arm: sie jauchzt mit dem Kind um die Wette. Guck, Liesle, wie wir dumm sind gewest! Der reiche Metzger am

Markt, wie oft hat er gefragt: Was will das Annedorle für ihr Häusle? Komm, Liesle, wir gehn gleich hin!

Als sie mit dem Kinde hinaustritt durch die Lücke — denn nun ist ihrs gleich, was die Luckenbacher denken davon — in die heitere Mittagssonne, langt das Liesle nach einem gelben Schmetterling. Der ist eben auf dem Weg vom Holunderbusch in das Gärtchen drüben. Dort setzt er sich auf eine rote Bohnenblüte gleich neben dem großen Stachelbeerbusch. An diesem bleibt das Auge der Heiterethei, das ihm folgte, haften.

Wenn die Stachelbeeren reif wären! Du bist hungrig, du arms Liesle, und ich auch. Das merk ich jetzt erst. Ja, die alt Annemarie hat recht gehabt. Wenns nur den Menschen einmal wieder hungert, hat sie gesagt, hernachen ist dem Tod sein Heu verregnet. Dazu kommt dort — aber er ists doch nicht? Ja, er ists doch! Der Holders-Fritz ists; der Holders-Fritz ists wirklich, der dort von den Weiden herauf kommt. Wie sieht er anders aus, als sonst! Er hat eine weiße Weste unter seinem Rock und auch ein ordentlich Halstuch an. Was will er —?

Fast wäre die Heiterethei so thöricht gewesen, vergeblich zu erschrecken. Was sollte er bei ihr wollen? Den Schloßweg hinauf will er. Es ist der kürzeste Weg zu seiner Braut; der hochmütige Giebel da oben, der ist ja vom Gringelwirtshaus.

Aber sie ist schon erschrocken, so thöricht das ist.

Wenn er sähe, daß sie über ihn erschrocken ist — das darf er nicht wissen, wie ihrs um das Herz ist. Niemand darfs wissen. Um alles nicht! Das wär erst ein gefunden Fressen für die Leut, für die Gringelwirts-Ev, für die Valtinessin, für alle die großen Weiber und — für ihn selber mit! Und wenn sie aller Welt Spott jetzt tragen kann, den seinen könnte sie nicht

tragen; nicht einen Blick von ihm, der so aussähe, keinen Laut von ihm, der so klänge!

Sie setzt das Kind an dem Stachelbeerbusch nieder; zum erstenmale vergißt sie, daß es unreife Beeren abreißen und essen kann. Sie selber sieht sich vergeblich nach einer Zuflucht um, wo er sie nicht gewahr werden soll. Aber schon kommt er näher. Sie bückt sich, entfernter vom Zaune, abgewandt vom Wege, den er kommt, nach einem Gelblackstöckchen, das mitten in der Petersilie steht. Der Atem vergeht ihr fast; sie sieht auf die gelben Blumen herab mit einer Angst, als hinge Tod und Leben für sie an der Zahl ihrer Blätter. Die Angst wächst, wie ihr der Traum einfällt. Hier stand sie ja im Traume mit dem Fritz. So hell wars und so warm, und so ein fröhlich Rauschen zog durch Büsche und Kräuter.

Der Holders-Fritz ist indes an den Zaun gekommen.

Sieh, sagt er, was ich dir hab mitgebracht, Liesle!

Er hält einen Stromweck in die Höhe, so gelb gebacken und glänzend, daß das hungrige Kind die unreifen Beeren fallen läßt, die es eben in den Mund stecken wollte. Es kommt ans Staket und langt danach. Der Holders-Fritz giebt ihm den Stromweck, und es fürchtet sich so wenig vor dem „wilden“ Fritz, als wärs alle seine Tage mit ihm zusammen gewesen.

Der weiß aber auch nicht, was er sagt, der ihn jetzt noch den wilden Fritz nennt. Er ist ein ganz andrer als sonst. Da ist nichts mehr von dem übernächtigen, gedankenlosen Blick, von der dunkeln Röte in seinem Gesicht; nichts mehr von dem herausfordernden, schlagfertigen Wesen. Er hat vielmehr etwas Ruhiges, Sinnendes in seinen Zügen, das lange Haar ist bedeutend kürzer geschnitten und fliegt ihm nicht mehr so wild verworren um das Gesicht. Der Blick, die Stimme kommen tiefer aus seinem Innern hervor; die Stimme ist nicht mehr so heiser und ge-

waltsam in die Höhe getrieben. Er ist schlanker als sonst; alles an ihm ist milder und bescheidner und dennoch männlicher. Er ist ein ganz andrer; er ist nun erst der richtige Fritz, den der liebe Gott in ihm erschaffen wollte.

Das hungrige Liesle beißt tüchtig in den Stromweck ein: der Fritz spricht erst mit ihr und übersetzt sich die Reden, die sie in unbekannten Sprachen hält, so gut es gehen will; währenddes ist er näher herangetreten an den Zaun; nun sagt er ganz leise: Dorle!

Das ist doch dieselbe Stimme, wie den Morgen im Traum, denkt die Heiterethei in ihrer wachsenden Angst. Und wie er so freundlich mit dem Liesle ist, das alle Leut sonst scheel ansehn! Das ist schön von dem Fritz; das will ich dem Fritz nicht vergessen, und wenn er . . .

Dorle, sagt er noch einmal.

Aber sie läßt ihn noch zweimal rufen, ehe sie thut, als würde sie ihn eben erst gewahr. Und sie kommt auch nicht näher an den Zaun; kaum daß sie die Augen nach ihm hinzuwenden scheint.

Wer weiß, ob ich dich noch einmal allein find, fährt er nun fort. Ich wollt dich nur was fragen!

Mit einem Blicke übersieht sie die ganze Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist.

Mich? fragt sie so gleichgiltig und verwundert, als sie kann.

Ja dich, entgegnet er.

So frag. Aber mach; ich hab nicht viel Zeit.

Du hast bei mir aufgeräumt . . .

Aufgeräumt? Wer? Ich? Bei dir?

Ja, du; und bei mir. In meiner Werkstatt in den Städeln, da am Gründer Weg.

Wenn doch nur ein Baum da herum Ja spräche! Die Heiterethei kanns nicht, und hinge wer weiß was davon ab.

Guckt doch, lacht sie. Ich hab weiter nix zu thun, als daß ich jedem Schlenkerlesjörg da aufräum!

Der Holders-Fritz wird dennoch sichtlich freudiger.

Wenn du nicht rot würdst, wollt ichs glauben, sagt er schnell. Und du wirst noch immer röter!

Er thät sich freun, denkt sie, sagt ich Ja. Warum nur? Was hat er damit? Aber sie sagt: Freilich, weil ich mich schäm, daß du so einfältig redst. Und weil ich mich gebückt hab. Der Bader sagt immer, ich soll aderlassen. Wenn du deinen Spott haben willst, geh zu deiner.

Der Holders-Fritz sagt, so ernst er kann: Ich spott nicht. Ich denk eben, du sollst die Mein sein. — Ein kleines bißchen Schelmerei war unter den Ernst gemischt, mit dem er fortfuhr: Ich hab gedacht, du brauchsts nicht bei Nacht zu machen; du könntsts am Tage thun.

Die Heiterethei hörte den Ernst nicht vor der Schelmerei.

Ich hab dir nix gemacht, sagte sie gereizt, und dein Gered leid ich nicht. Und nun gehst du deiner Weg. Ich hab noch nichts mit einem ledigen Bursch gehabt, geschweig mit einem versprochnen; am wen'gsten mit dir. Ich dächt, du weißts gut genung. Und ich hab mehr zu thun, als Maulaffen feil halten, und du läßt mich gehn; und so ists, und nu ists fertig!

Der Holders-Fritz schwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder: Dorle, hörst du? Und als sie hartnäckig schwieg und that, als meine sie, er sei schon gegangen, setzte er hinzu: Na, nix für ungut. Ich hab nur wollen wissen, wie du denkst. 'S war nur gefragt, und eine Frag ist kein Donnerschlag. — Dennoch wartet er eine Weile. Wie er sieht, sie antwortet doch nicht, geht er weiter.

Sie kauert währenddes wieder am Lackstock und rauft unbarmherzig in die Petersilie hinein, damit es

scheinen soll, sie habe wirklich notwendig zu thun. Aber sie fragt sich: Ich denk eben, du sollst die Mein sein — was will er damit?

Der Holunder nickt ihr von drüben zu: Laß ihn nicht fort. In den Bohnen vor ihr flüstert die Luft: Er will dich ja, nur dich; aber weil er denkt, du willst ihn nicht, muß er ja zur Gringelwirts-Ev. Schon aus Stolz ja muß er das nun! Doch sie weiß ja selber, ihr ganzes Leben geht mit ihm von ihr, aber sie kann ihn nicht aufhalten, nicht durch einen Wink, nicht durch einen Vorwand, wenn sie auch einen wüßte. Ja, stünd er vor ihr und fragte noch einmal, sie könnte ihn nichts merken lassen. Um so weniger, je mehr sie fühlt. Es ist, als führte gar kein Weg mehr aus ihrer Seele in die Welt! Immer weiter außen ist die Welt, immer tiefer drin die Seele.

Auf dem Schloßweg, auf der Stelle, wo der alte Diktes die Stunde zu rufen pflegt, bleibt er stehn, der Fritz. Will er wieder zurück? Nein, das Gehen wird ihm schwer. Er ist ja noch krank, und daran ist sie schuld. Jetzt geht er weiter. Ruft ihn denn niemand zurück? Und doch erschrickt sie, wie sie rufen hört: Fritz! Das Kind ists, das gerufen hat. Das Kind, das nicht reden kann. Und ganz deutlich hat es Fritz! gerufen.

Und er hat es gehört; er bleibt wieder stehn, er kehrt um.

Wer hat das Kind Fritz sagen gelehrt? Die Heiterethei selber, ohne daß sie es wußte, wenn sie vom Fritz mit ihm sprach. Das wird er nun erraten. Er muß denken, sie hats dem Kinde angelehrt, ihn zu rufen.

Und schon steht er wieder am Zaun. Den rechten Arm in der Binde lehnt er in die Blätter und Blüten des Zauns.

Du hast mich gerufen, Dorle, sagt er matter als

vorhin. Ich konnts ohnehin nicht glauben, daß du mich wirst gehn lassen!

Ich? entgegnet sie, das brennende Gesicht abwendend. Was dir einfällt! Ich hab nicht an dich gedacht!

So wars das Liesle!

Das? lacht sie.

Er fragt das Kind, das er mühsam auf den linken Arm nimmt.

Sie läuft hinzu und hält dem Kinde auf seinem Arm die Hand vor den Mund. Sei nicht so dumm, sagt sie hastig zu ihm. Das Kind kann kein Wort reden!

Als nur Fritz? fragt er blasser als vorhin, aber wieder mit einem Anfluge von Schelmerei. Das ist doch kurios!

Das ist nicht kurios, sagt sie noch hastiger. Weil dem Nachbar sein Kater Fritz heißt.

Der dort? fragt der Fritz und lockt ihn: Komm, Fritz, Fritz, komm. Der muß anders heißen, fährt er fort, oder er hat seinen Namen vergessen. Das Vergessen scheint überhaupt hier Mode!

Die Heiterethei ist ganz verwirrt, blutrot, zornig vor Scham. Der Kater, sagt sie, hört bloß auf seine Leut und nicht auf jeden Narren!

Der Fritz scheint sich an ihrem Zustande zu ergötzen. Wenn auch immer bleicher und leiser redend, man sieht, er wird immer heiterer.

Warum hältst du dem Liesle den Mund zu? fragt er; es will mir noch was sagen.

Es ist nicht wahr, was es sagen will, spricht sie. In immer noch wachsender Verwirrung traut sie dem Kinde nicht allein die Sprache, auch die Absicht zu, sie zu verraten. Und nun wird sie auch noch gewahr, sie zeigt dem Fritz, indem sie dem Kinde den Mund zuhält, ihren Handrücken. Er muß die blauen Buch-

staben darauf lesen und mit diesen alles, was sie dabei gedacht. Sie will ihm das Kind vom Arm reißen. Da blutet des Fritz kranker Finger. Er wird noch blässer als vorher. Er macht eine Bewegung. Sie meint, er wird umsinken, und hält ihn mit dem Kinde zugleich. Ihr tiefstes Herz schwillt in Mitleid auf und Liebe, aber der Gedanke: Wenn es jemand sähe! beherrscht ihr Äußeres.

Es war gut, daß der Zaun zwischen ihnen stand, sonst wär sie mit umgesunken. In einem Arm hat sie den Fritz und das Kind, den andern stützt sie auf den Zaun. Und, wie eigen! Eines von dessen wilden Röschen schwebt wie ein Symbol ihrer Neigung zwischen beiden und zittert zugleich vom Atem beider. Eben so, Wange an Wange, lagen sie in ihrem Traume, sie fühlt, daß sein Auge, das sie vor der zu großen Nähe nicht sehen kann, mit eben dem Ausdrucke auf ihr ruht. Es ist dieselbe Stelle wie im Traume. Dieselbe Wonneangst dehnt und preßt ihr zugleich das Herz. Sie sieht hinüber nach dem Holunderbusche und könnte sich verwundern, ihn nicht in des Meisters Schramm rotem Kirchenfrack herüber kommen zu sehen.

Wenn ich könnt sitzen, sagt der Fritz! Es wird gleich vorüber sein. Wegen dem Finger hats nix zu bedeuten; du brauchst dir kein Gewissen deshalb zu machen. Der Bader sagt, es wird bald wieder ganz gut sein, daß ich kann arbeiten wie vorher. Es ist auch nicht der Finger, der mich krank hat gemacht.

Die Heiterethei sollte sich darüber freuen, und doch kann sie es nicht. Er wird ihr fremder, er ist ihr wie genommen. Das Gefühl ihrer Verschuldung gegen ihn, ihr Selbstvorwurf war ein Band gewesen, das sie an ihn gebunden hat. Sie fühlt nur, daß ein Liebesband gelöst war. In diesem Gefühle sagt sie, und das Drängende des Augenblicks giebt den Ton dazu: Geh zu deiner Braut.

Braut? fragt der Fritz. Das ist dummes Zeug!

Zur Gringelwirts-Ev, fuhr die Heiterethei wie im Zorn auf, um nicht weinen zu müssen, und dachte nicht, daß der Zorn eben so gut ein Verräter war, als Thränen.

Die Ev? fuhr der Fritz fort. Ja, der Fieberhund — die Leut, mein ich, hätten mich beinah dazu gebracht. Weil ich hab geglaubt, du hast mich aus Zorn in den Bach gerennt —

Und du willst doch zu der, sagte das Mädchen, der das Atmen so schwer wurde, wie damals im Traume.

Zu dir wollt ich, sagte der Fritz. Ich wollt wissen, wie ich mit dir dran bin von wegen dem Aufräumen.

Schon wieder?

Und noch um was. (Die Heiterethei fürchtete, er müsse ihr Herz schlagen hören.) Warum du mich vom Steg hast gerennt.

Weil ich dacht, du wolltst mir was thun.

Ich?

Du hast mir doch aufgepaßt, sagte sie, von neuem rot, und die Leut —

Freilich aufgepaßt, aber nicht —

Sagten, du wärst wütend, eilte sie, um über das Geständnis hinaus zu kommen, daß sie sich doch gefürchtet habe.

Ja, freilich erst, entgegnete er. Ja; nach deinen Reden da im Hohlweg am Gründer Markt hab ich erst nicht gewußt, was ich dir sollt thun. So war ich des Teufels vor Desperatheit auf dich, und noch den ganzen andern Tag.

Was ich hab geredt, das ist die Wahrheit gewest!

Eben darum, entgegnete der Fritz. Guck, Annedorle, was ich dir jetzt will sagen, das hätt ich noch vor ein Tager acht nicht können sagen, dir nicht und auch einem andern Menschen nicht. Ich habs erst dem Nagelschmied seinem Hund, hernachen hab ichs meinem Fräle

vorerzählt, alle Stunden ein paarmal, bis ich das unrecht Schämen hab verlernt und nicht mehr hab gestottert und bin rot geworden dabei. Du hast eben in allem recht gehabt, und auch darin, daß du hast gesagt, wenn ich dich freit, da — könnt — noch einer aus mir werden. Da ist mirs doch wieder in die Backen gekommen. Und wenn dirs die Haar versengen thät, Bursch, du redst weiter. Wir wollen dich schon kriegen, wie der Bader sagt. Schäm dich, daß du dich schämst, wos verkehrt ist. Ja, da hab ich dich wollen fragen, Annedorle, ob du mich wolltst nehmen. Aber da bin ich heimlich gewest wegen der Fieberleut und bin nachts mit dem Beil gerennt, bis du dich hast gefürchtet.

Gefürchtet? lachte die Heiterethei. Und wohl vor dir?

Ja, du bist eben noch, wie ich damals bin gewest, entgegnete der Fritz. Du bist deinen Fieberhund noch nicht los. Du schämst dich noch, daß du dich sollst schämen!

Du hast dumm Zeug genung gemacht, sagte die Heiterethei, du hast Ursach genung. Ich hab nix Dummes gemacht, daß ich mich brauch zu schämen!

Nu, meinetwegen, entgegnete der Holders-Fritz. Ich will nicht den Leuten ihren Schulmeister machen, wo ich noch an mir selber genung zu ziehen hab. Ja, das war alles dumm, was ich damals hab gemacht; und wie ich gemeint hab, nu bin ich gescheit, das Allerdummst, das erzähl ich dir ein andermal. Zuletzt ist das alt Wildthun noch einmal gekommen und hat gesagt: Ich bin das alt Wildthun nicht mehr; ich heiß jetzt Mannesehr, und weil du ein dumm Wort hast geredt, so verlang ich nu von dir, du mußt auch einen dummen Streich machen. Es ist nur gut gewest, daß ich den alten Dieb in dem neuen Röckle noch zur rechten Zeit hab weg gekriegt, und daß ich trotz dem Fieber noch besser bin zu Fuß gewest, wie mein alt Fräle. Guck, Annedorle, ich schäm mich nicht, daß ich muß

sagen: Du hast recht gehabt, und es ist alles gut gewest, was mir von dir gekommen ist. Auch daß du mich in den Bach hast gerennt. Es ist schon gut, wenn sich einer einmal in der Einsamkeit auf sich selber besinnt, aber er darf kein Stadelthor zwischen sich thun und die Welt. Denn in der Welt und unter die Menschen ist er hineingeschaffen, und dahinein gehört er auch. Ich wär immer verbißner geworden in meinem Fieber und hätt immer mehr gemeint, die Leut thäten mir alles zum Trotz, je mehr ich den Leuten hätt alles zum Trotz wollen thun. Und ich weiß nicht, wie ich wieder in die Welt hinein hätt solln kommen, wenn du mich nicht mit Gewalt hättst hineingerennt. Hernachen bin ich krank worden, aber nicht an dem dummen Finger und auch nicht von dem bißle kalten Wasser, sondern weil ich hab gemeint, du kannst mich nicht leiden. Und wär ich nicht krank worden, so säß ich jetzt drüben in Amerika und dächt immer noch, du hasts auf mich. Aber du weißt nicht, was ich mein, und das brauchts auch jetzund nicht. Genug! Ich bin noch hüben, und wenn du mir hast aufgeräumt, gehn wir noch heut zum Superdent. Wenn du mich aber nicht willst haben, so bleib ich ein Junggesell; eine andre nehm ich nicht als dich, und werd ich noch hundert Jahr.

Wieder barg die Heiterethei ihre Weichheit in Zorn. Aufgeräumt hab ich einmal nicht, sagte sie. Wer weiß, wer das ist gewest! Und du denkst vielleicht, weil ich ein Häusle hab, ich hab mehr, als wahr ist. Und das Liesle da . . .

Nehm ich gleich mit, sagte der Fritz triumphierend. Du mußt nicht denken, du hasts allein gern!

Und die Leut im Städtle sind mir erbittert; das ließen sie hernachen an dir aus!

Was frag ich nach denen! Das sind Fieberleut. Eigentliche Leut giebts gar nicht!

Da war ja das Herz, nach dem sie sich gesehnt. Der ganze Himmel ihrer Seele wurde blau. Aber sie sagte wie zornig: Nu, wenn du denkst, es ist dein Bests, und du willsts durchaus; aber ich dring mich nicht auf. Wahr ists, du hast mich gedauert wegen der Gringelwirts-Ev, und ich hab dir eine Frau gegönnt, wie du eine brauchst. Aber wegen mir -- daß ich dich etwa haben wollt, das ist mir nicht eingefallen. Thust dus, meinetwegen, thust dus nicht, auch meinetwegen. Brauchst nicht zu denken, daß ich einen muß haben. Ich habs nicht nötig. Ich kanns noch selber ermachen!

Der Fritz hatte seine eignen Gedanken bei dieser Rede der Heiterethei. Er brauchte nur in seine eigne letzte Vergangenheit zurück zu blicken, um zu wissen, wie er sie verstehen müsse. Er meinte: So ists recht. Der Mann muß der Frau voraus sein: das macht den Respekt von ihrer Seite und die Lieb von seiner. So dachte er, aber er sagte: Da kannst du gleich mit angreifen bei mir, wenn du willst. Ich kann wegen dem Finger noch nicht viel mitmachen im Heu, und das Fräle weiß ihrer Sorg kein End, wie sies allein soll durchsetzen mit dem Angeben und Kochen; sie ist alt. Sie liebt dich immer und hat von Anfang ein Aug auf dich gehabt, daß du meine Frau sollst werden. Es freut sich kein Mensch so, wie das Fräle, wenn du kommst. Das Liesle nehm ich gleich mit!

Du denkst auch, lachte die Heiterethei, ich hab auf dich gepaßt und hab sonst nix zu thun und komm gleich wie ein Spitz, wenn man ruft: Hierher kommst du?

Wie sichs dir schickt, sagte der Fritz schon im Gehen. Du wirst schon deiner Fieberleut wegen nicht gleich mit mögen. Aber das Liesle, das ist nun mein, das ist das Draufgeld, das wirst du nicht im Stich lassen, wenn dichs auch sollt reun.

Die Heiterethei hielt sich noch immer am Zaun. Ich komm schon nach, sagte sie. Denn das kannst du gleich

wissen, despektierlich behandeln laß ich mich nicht, und laß mir nix sagen, wo ich selber seh, was zu thun ist. Und nun gehst du, und so ists, und nu ists fertig!

Aber wunderlich! Wie der Fritz an den Weiden war und eben umbiegend verschwinden wollte, da fehlte wenig, sie wär ihm nach, hätt ihm das Traufgeld abgenommen und den ganzen Kauf aufgesagt. Ihr war, als sollte ein Eisen um ihren Hals gelegt und sie damit irgendwo angeschmiedet werden. Alles das, was sie noch vorhin so heiß ersehnt und dann so selig als ihr Eigentum begrüßt hatte, lag ihr plötzlich als eine Last auf dem Herzen, die ihm das Schlagen wehren wollte. Es war, als wäre sie auf einmal wieder ganz die alte Heiterethei geworden, die in jedem Manne einen Feind sah, gegen den sie sich wehren müßte. Sie bereute, daß sie nicht gleich den Entschluß, mit dem Liesle in die Welt zu gehen, ausgeführt hatte, ehe der Fritz kommen konnte. Das fremde Haus, in das sie sollte, kam ihr wie ein Gefängnis vor. Sie wußte nicht mehr, ob sie den Fritz lieb hatte, oder ob er ihr zuwider war. Sie sollte nun nicht mehr thun, was und wie ihrs einfiel; sie sollte thun, was und wie ein Mann es wollte; und bedachte sie, daß der Fritz eben dieser Mann war, dann wußte sie, es war nur Widerwille, was sie gegen ihn empfand.

Und doch fühlte sie zugleich, wie sorgenlos und schön sich ihr Leben wandte. Das Häuschen hätte sie doch lassen müssen, und die fremden Leute, zu denen sie ging, sie mochten wohnen, wo sie wollten, es waren eben doch nur Leute wie die Luckenbacher auch. Ihr eignes freies Wesen hätte auch jene ihr zu Feinden gemacht. Die Menschen wollen sich nach andern richten und verlangen, daß diese sich nach ihnen richten sollen. Wer sich auf irgend eine Weise loslöst, der muß auch in andrer nicht mehr von ihnen abhangen dürfen. Wer die Menschen braucht, der muß sein, wie sie ihn wollen.

Sie fürchtete auch am Ende weniger den neuen Zustand als den Übergang dazu. Ihr ging es wie den Kindern, die selber gern aus ihrem Eigensinn heraus wären und aus Ärger darüber, daß sies nicht können, nur noch eigensinniger werden.

So schwer war der Heiterethei noch kein Weg geworden, als nach dem Hause, in dem sie in Gedanken schon geschaltet hatte. Sie ersann hundert Vorwände, um nur den Augenblick des Hineintretens zu verzögern. Noch vor der Thür wäre sie fast wieder umgekehrt. Erst hatte sie sich geschämt, hinzugehn, nun schämte sie sich, wieder umzukehren. Am liebsten wär ihr gewesen, es hätte sie irgend eine Gewalt ohne ihr Zuthun hineingeführt, oder sie wäre schon drin, schon seit Jahren drin.

Es war gut, daß sie nun auch anfing, sich des langsamen Gehens zu schämen. Sie können mir doch nix thun drin, als was ich leiden will, und ists nicht, als dächt ich, ich müsse drin leiden, was sie mir thun wollen, wenn ich so langsam geh? Hab ich mich vorher vor dem Fritz nicht gefürcht, so werd ichs jetzt nicht erst anfangen. Mögen die drinnen sein, was sie wollen, ich bin ich; nun geh ich hinein, und so ists, und nu ists fertig.

Die Gesellen und der Lehrling hatten schon gegessen und die Wohnstube wieder verlassen; das Liesle ließ sichs noch schmecken, aber der Fritz und das Fräle warteten noch auf die Heiterethei. Die kam endlich, und nicht, wie mans von ihr hätte erwarten sollen, wenn man sie sonst kannte. Sonderbarerweise schiens, als habe sie nicht den Mut, hörbar aufzutreten. So freundlich das Fräle und der Fritz sie empfingen, so fröhlich das Liesle, das schon ganz hier zu Hause schien, ihr entgegenjubelte, ihr war immer, als hätte sie wenigstens einen Arm oder ein Bein draußen lassen sollen, als wärs unhöflich, daß sie so mit ihrem ganzen Kör-

per hereingetreten war. In des Herrgotts großer Stube, im Freien, und in ihrem Häuschen war sie wie in ihrem Eigentume. Auch wenn sie, bei großen Leuten in Arbeit, zum Essen in die Stube kam, erschien sie nichts weniger als verlegen. Aber da wollte sie auch nichts als essen, dann ging es wieder hinaus oder heim. Hierher dagegen kam sie mit dem Anspruche, hier zu bleiben, das alles, was sie sah, als ihr Eigentum zu besitzen. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, die Leute müßten meinen, sie dränge sich auf, wenn sies auch nicht merken ließen. Der Fritz wurde ihr immer fremder unter den fremden Umgebungen. Selbst mit dem Liesle konnte sie sich nicht gehaben, wie draußen oder daheim; es war ihr, als hätte das mehr Recht, hier zu sein, als sie, und doch fiel ihr hier jede Eigenwilligkeit des Kindes auf, die sie in ihrem Häuschen gar nicht bemerkt haben würde.

Das Fräle brachte nun das Essen und nötigte so gutmütig und freundlich, als nur möglich war; aber die Heiterethei war nicht zu vermögen, einen Bissen anzurühren. Sie sagte, sie habe zuhaus schon gegessen. Den eigentlichen Grund verschwieg sie. Es war kein andrer, als das Gefühl, daß sie hier noch kein Essen verdient habe. Darum drückte sie auch die Freundlichkeit der Alten. Sie sollte so viel haben und hatte nichts dafür gethan, und zweifelte, ob sies würde können. Sie konnte nicht über den Gedanken eines Verhältnisses hinauskommen, das ihrem bisherigen mit großen Leuten entsprach.

Als die Alte wieder an ihre Arbeit ging, und die Heiterethei ihr an die Hand gehen konnte, da ward ihr besser zu Mute.

Was war da alles in der Küche vorhanden! In ihrem Stübchen sich all diese Dinge, dieses Steingut, dieses Zinn, dieses blecherne Geschirr einen Augenblick lang als das ihre zu denken, hätte sie jubeln gemacht

wie ein Kind, aber die wirkliche körperliche Gegenwart bedrückte sie. Es war nicht, als wenn sie diese Dinge, sondern als wenn diese Dinge sie besitzen sollten. Eine solche Beschränkung der persönlichen Freiheit liegt in jedem Besitze, und es ist begreiflich, daß Naturvölker das bleibende Eigentum als eine Last ansehen. Dann war die Alte langsam und mußte sich immer mühsam besinnen. Die Heiterethei konnte nicht, wie sie gewohnt war, rasch und in einem Zuge schaffen; es war, als müßte sie einem Stotternden zu Gefallen mit stottern. Das Mißverhältnis zwischen dem, was zu thun war, und der Langsamkeit, mit der das Schaffen vor sich ging, war bis zum Lähmenden beängstigend. Sie sah nicht, wie sie auf diese Art sollte verdienen können, was man ihr bot, und zugleich war ihr damit der einzige Weg abgeschnitten, auf dem sie überhaupt sich von etwas Bedrängendem zu befreien wußte.

Sie empfand, was ein seinem Bauer entflogner Vogel empfinden muß, als sie am Abende in ihr Häuschen zurückkehrte. Diese Nacht sollte sie noch mit dem Liesle darin schlafen, von morgen an beim Holders-Fräle

Sie hatte selber begriffen, daß der längere Aufenthalt in dem von dem Regen her noch ganz feuchten Häuschen das Kind krank machen müsse; jetzt reute sies, nachgegeben zu haben. Es war ihr nichts geheißen worden; was sie gethan hatte, hatte sie freiwillig gethan; dennoch kam sie sich vor, wie in fremder Gewalt, und selbst in dem Vorschlage, die seitherige Schlafstelle zu verlassen, schien ihr nun der Fritz schon den Herrn gespielt zu haben.

Als sie ihr Häuschen und den alten Holunderbusch wiedersah, jubelte sie dem Kinde auf ihrem Arme zu: Nu sind wir wieder zuhaus, Liesle! Wenn die Welt recht schön sollt sein, müßt ich das Häusle da auf meinem Schiebkarrn in die Welt hinein können fahren.

Und wos recht weit und lustig ist, da müßt ichs können hinstellen, einmal in einen Wald, ein andermal auf eine Wiesen. Und wos uns nicht mehr gefiel, heidi wären wir fort und lachten alle Leut aus! Der Fritz könnt bei uns sein und auch das Fräle; das wär noch schöner. Aber ich müßt können machen, was und wie ich selber will; es sollt ihr Schaden gewiß nicht sein. Und ich müßt jeden Augenblick fort können!

Du bist ein närrisch Kind, Liesle, sagte sie, als sie die Kleine, die schon halb schlief, ins Bett brachte, eigentlich zu sich selber. Es ist ja noch gar nicht so weit; wir können ja jeden Tag noch fort. Das Häusle trägt uns niemand davon. Das mußt du dir nur immer vorstellen, und du wirst sehn, wie leicht die Sach hernachen geht.

Und sie ging wirklich den andern Tag schon leichter. Der Fritz hatte mit dem Fräle gesprochen. Das sagte, als die Heiterethei kam: Wenn ich wüßt, daß du die Sach allein möchtst machen, das wär mir eine große Lieb. Du hast einen jungen Kopf, der kann sich leichter besinnen, und junge Händ greifen rascher an. Aber es müßt dir nicht zur Last sein.

Aber was denkt ihr denn, Fräle? entgegnete die Heiterethei froh. Ich muß nur sehn, daß ichs auch so mach, wie ihrs gern habt, und das könnt ihr immerfort sagen.

Nun ging ein ander Schaffen an, als das gestern war. Und je mehr die Heiterethei sah, wie das Fräle ihre Kraft und Geschicklichkeit bewunderte und sich darüber freute, desto besser gings ihr von den Händen. Sie versorgte nicht allein den ganzen Haushalt daheim, sie gewann Zeit, ganze Stunden auf den Wiesen dabei zu sein, und da gefiel ihrs doch am besten. Sie dachte sich den Fritz als ihren Bruder und das Fräle als ihre Mutter. Diese nahm die Pflege des Kindes über sich, und das gedieh sichtbar. So gings von Tag zu Tag.

besser, bis der Fritz sie bat, zu bestimmen, wann die Hochzeit sein sollte. Sie hatte absichtlich den Gedanken daran sich fern gehalten. Sie begriff, der Leute wegen müßte dazu gethan werden. Man kam überein, in acht Tagen sollte die Hochzeit sein. Aber von da an wachten all die alten Bedenken und Gefühle in ihr auf. An ihrem Fleiße wurde man keine Veränderung gewahr; er nahm eher zu, weil sie sich im Schaffen zu zerstreuen suchte. Aber es zeigte sich eine Empfindlichkeit, die in jedem gleichgiltigsten Worte einen Vorwurf sah, weil sie sich bewußt war, Vorwürfe zu verdienen. Sich selber tröstete sie immer mit der Zuflucht, die ihr in ihrem Häuschen blieb. Dennoch konnte sie es dem Fritz in Gedanken übel nehmen, daß er so wenig ihre Nähe suchte. Er hatte viel mit einem Zimmermanne zu verkehren, er war viel auswärts, und ihr schien es, er verlängere die Unterredung mit ihm absichtlich über das Nötige hinaus, um nur so lange ihrer los zu sein. Und es waren nur so wenig Tage mehr übrig, die sie noch beisammen sein sollten. Dazu bemerkte sie, daß man ein Geheimnis vor ihr hatte; bald ertappte sie einen Gesellen, bald den Lehrling auf einem Winke, den sie nicht bemerken sollte. Sie kam sich vor wie verraten und verkauft. Dann kränkte es sie, daß der Fritz keine Dienstleistung von ihr verlangte; zuweilen war sie auf dem Sprunge, ungerufen etwas zu bringen, Pfeife, Ausgeherock und dergleichen. Wenn er sie einmal bat, dachte sie: Wenn er dich lieb hätt, thät er nicht so fremd. Und doch — verlangte er einmal etwas, ohne zu bitten, trat ihr das Blut ins Gesicht, daß er schon den Herrn spielen wollte, und fast täglich sagte sie ihm einmal den ganzen Handel auf und drohte mit ihrer Flucht in ihr Häuschen. Das reute sie dann wieder, und in ihrem Ärger über sich selbst sagte sie ihm: Ihr habt wohl recht, ich gehör nicht in so ein Haus. Ich kanns den großen Leuten einmal nicht recht

machen! Dann sagte der Fritz: Das ist uns nicht eingefallen, zu meinen, du gehörtst nicht in unser Haus. Das weißt du selber recht gut. Und du bist doch nicht von selber gekommen; wir haben dich hergeholt. Aber du thust, als müßtest du dich gegen den Himmel wehren, wenn er nicht sollt auf dich fallen. Das ist nix als dein Fieberhund. Du selber machst dir all die Vorwürf, über die du bös wirst, wir nicht. Ich thu dir keine Gewalt; und wären wir schon getraut, es wär nicht anders. Was du mir nicht zulieb thun magst, das verlang ich nicht. — Sie fühlte dann, daß er recht hatte, sie fühlte seine Liebe in seiner Geduld, und das vermehrte nur ihren Unwillen auf sich selbst und dadurch wiederum ihre Empfindlichkeit.

War das ein Erstaunen in dem guten Luckenbach, als bekannt wurde, der Holders-Fritz wolle die Heiterethei heimführen. Ein Fragen und ein Erstaunen und wieder ein Fragen und Erstaunen. Wie früher die Heiterethei, so hatten nun der Holders-Fritz und das Fräle von gutem Rat, Warnungen und Unglücksprophezeiungen zu leiden. Es wundert mich, pflegte der Fritz zu sagen, wenn ich hinaus komm, daß nicht die Bäum, die Zäun und die Grenzstein gelaufen kommen mit gutem Rat. Aber so weit, wie sie das Annedorle damit haben gebracht, so weit sollen sies bei mir nicht bringen!

Und das Wort hielt er. Nicht, daß er zornig die Warner abgewiesen hätte, denn es war ja jetzt sein Wahlspruch nicht mehr, Wildthun, sondern Überlegung und ruhige Festigkeit mache den Mann.

Er hatte sich eine eigne Methode erfunden, auf die er sich bei sich selbst nicht wenig wußte. Sagte ihm

einer, er solle sich wohl bedenken, eh er den Schritt thue, dann entgegnete er: Ja, bedenken muß man freilich alles. Mancher machte keinen dummen Streich, wenn er sich erst bedacht hätt. Das mein ich auch.

Ihr könntet jede kriegen im Städtle, fuhr dann jener fort, und da sind reiche Mädle genung. Die Valtinessin hats nah genung gegeben, wenn er käm, ein Nein thät nicht fallen. Und ich wüßt hundert reiche Bursch, die sich die Händ lecken thäten nach der Gringelwirts-Ev. Die hat Geld und Sachen; da kanns heißen: Goldmädle, ich mag dich!

Dann sagte der Fritz: Ja, Reichtum ist eine Hauptsach, und die Valtinessin, das ist eine ganze Frau. Und in dieser Art ging es weiter, sodaß der andre am Ende nichts mehr zu sagen wußte und ging.

Das Holders-Fräle hatte sich eine andre Art, die Leute mit guter Manier los zu werden, beigelegt. Sie war immer etwas schwerhörig gewesen.

Sagte ihr eine: So ein arm Mädle wird doch ihr Fritz nicht nehmen, dann entgegnete sie wohl: Grämen, meint ihr? Ja, ich hab mich schon genung gegrämt darum, und gedoktert hab ich, aber es hat alles nichts wollen helfen!

Ihr versteht mich falsch, sprach dann wohl die Warnerin mit lauterer Stimme; ich mein, von wegen der Heiterethei —

Ja, nickte das Fräle. Einerlei; 's ist alleweil einerlei gewest, was ich auch hab angewendt. Ja, die letzt Zeit ists immerfort noch schlimmer gewest.

Dann sagte die andre schreiend, mit Armen und Beinen hantierend, um den Augen verständlich zu werden, wenn nicht den Ohren: Ihr habt mich nicht verstanden, ich mein, von wegen euerm Fritz —

Das Fräle hatte Mund und Augen aufgerissen dabei, dennoch kam zum Vorschein: Hitz? Ja; das ists eben. Hitz hab ich die ganz Nacht in den Ohren ge-

habt; und ich wunder mich nur, daß ich heut einmal wieder so gut hör. Ja, manchmal ist das so, aber hernachen wirds wieder so schlimm wie zuvor.

Wenn das gut gehört heißt! meinte dann die andre bei sich und gab ihren Vorsatz auf.

Das Reden der Leute hätte das Fräle nicht irr gemacht; der Heiterethei wunderliches Benehmen that mehr dazu.

Guck, Fritzle, guck wohl, was du da machst, sagte sie zuweilen zu ihrem Enkel. Mir ist das Annedorle immerfort im Kopfe gelegen, und ich hab gemeint, sie paßt just zu dir. Aber wie sie jetzt ist, da wird mirs manchmal angst; das wird immer schlimmer, je mehrs auf die Hochzeit losgeht; was soll da hernachen erst werden!

Laßts nur gut sein, Fräle, sagte dann der Fritz. Manchmal möcht ich auch mit den Fäusten drein haun, aber hernachen würds erst recht schlimm und nicht wieder gut zu machen. Und das ist nix, sondern Verstand macht den Mann. Paßt auf, es ist weiter nix, als die alt Heiterethei, die sich noch geschwind in ihr aus will toben. So einen alten Fritz oder Christlieb oder meinetwegen so einen alten Adam hat jeder Mensch in sich stecken; der muß einmal heraus. Und das weiß ich aus Erfahrung; der alt Fritz hat auch am ärgsten in mir gewirtschaft, wie er hat gesehn, nun wirds ernst, daß er raus muß. Bleibt ihr nur immer wie bisher. Der alten Heiterethei wärs selber lieber, man braucht Gewalt; da könnt sie sich erst recht verstocken!

Aber nicht allein von der Heiterethei kam ihm Anreizung, seiner Philosophie zu vergessen und wieder vom „alten Fritz“ besessen zu werden, welchen bösen Geist er mit so viel Kraft seither hatte von sich abzuhalten gewußt.

Hat man einen Popanz in die Kirschen gesetzt, damit er die Sperlinge abhalten soll, dann lähmt das

graue Diebesvolk erst ein allgemeiner Schrecken. Sein bloßer Anblick scheucht sie schon davon. Nur hie und da findet sich ein kecker oder durchtriebner Kopf, der sich nahe genug wagt, das Schreckbild genauer anzuschauen. So grimmig dem Popanz der verbogne Hut sitzt, bald kommt der Wagling auf den Gedanken, es möge wohl kein Kopf darunter stecken. Einmal, zweimal flieht er wohl unwillkürlich, wenn der Popanz sich zornig schüttelt. Aber er sieht, der schüttelt sich nur, wenn der Wind weht; wie nahe liegt der Schluß, der Wind bewegt ihn, er nicht sich selbst! Und warum kommt der Popanz nicht und verfolgt den Wagling, der nun schon in kleiner Entfernung vor seinen Augen, wenn er welche hat, Kirschen nascht? Aber nur ein wenig näher, und der Wagling sieht, er hat keine, er hat gar keinen Kopf, er hat wirklich keinen Kopf! Der Wagling macht durch sein Beispiel andern Mut, diese wieder andern. Nicht lange, und das ganze graue Volk verhöhnt den Popanz, den es im Kreise umzirpt, und bald sitzt der Furchtsamste darunter dem armen Popanz auf der schlagenden Hand und läßt sich triumphierend mit ihr vom Winde schaukeln.

Ähnlich wie dem Popanz mit den Sperlingen ging es dem Fritz mit den Burschen seiner ehemaligen Kameradschaft; der Unterschied lag nur darin, daß der Fritz kein Popanz war.

Daß er von einem Mädchen sich in den Morast rennen lasse, das hatte den Burschen die Augen geöffnet über das Wahnbild seiner vermeintlichen Kraft. Sie hatten sichs so lange und so laut in allen Wirtshäusern vorgeschrien, bis sie es selber glaubten, nicht die Kraft des Fritz, sondern die Macht der Meinung von ihr hatte die Wunderthaten vollbracht, die man jener sonst zugemessen. Es hatte sich keiner ihm ernstlich gegenüber gestellt, weil man gemeint hatte, es sei doch vergeblich. Und wo man nicht in dieser Täuschung

befangen war, da hatte man es mit dem besten Erfolg gethan. Der und der hatte den Fritz bezwungen, aber niemand hatte es ihnen geglaubt. Und diese waren bei weitem nicht einmal die stärksten gewesen.

Das alles war dem Fritz nicht fremd geblieben. Es ist leicht, bescheiden auf einen Vorzug zu sein, der allgemein anerkannt ist. Als seine Stärke bezweifelt wurde, stieg sie ihm wieder im Preise, und seine neue Philosophie hatte schwere Proben zu bestehen, um so schwerere, je mehr er seine Gesundheit wiederkehren fühlte. Es gab Augenblicke, wo er das Wort bereute, das er sich selbst gegeben hatte, nie wieder an einem Schenkorte handgemein zu werden. Die schwerste Probe stand ihm heute bevor.

Zum erstenmale wieder seit dem Gründer Markt besuchte er einen öffentlichen Ort. Die Heiterethei begleitete ihn, und es war ein schöner Anblick, als die beiden hohen blühenden Gestalten geputzt neben einander nach dem Schützenhofe gingen. Die Musik tönte ihnen schon von weitem entgegen.

In der Heiterethei war ein wunderlicher Kampf. Von dem schönsten Burschen zum Tanze geführt zu werden, schien ein Vorzug, der einem Mädchen schmeicheln konnte. Aber die Leute mußten sagen: Seht, da kommt die, die immer die Männer verhöhnt hat und die Mädle, die Männer genommen, und nun nimmt sie selber einen. So lang hat sie stolz gethan, als sie keinen hat gehabt; da sieht man, es war nur Neid und Ärger. Unwillkürlich ging sie immer so entfernt vom Fritz, als nur möglich war, und that, als ob sie gar nicht zu ihm gehöre.

Im obern Stübchen neben dem Tanzsaale war nur noch ein Tisch frei. Daran setzte sich der Fritz und ließ etwas zu trinken bringen. Die Heiterethei nahm an dem andern Ende Platz. Sie trank keinen Tropfen und kehrte sich wenig an den Fritz.

An den übrigen Tischen trank man, um sich Mut zu machen, desto mehr, und nicht lange, so begann das Mittel zu wirken. Von allen Seiten wurden Spottreden laut. Der Schlimmste unter all den Sprechern war der Adams-Lieb. Jeder Rede folgte erst ein halbunterdrücktes, und da der Fritz ruhig blieb, als hörte er nichts, ein immer lauteres Lachen.

Ich möcht wissen, wie sichs im Zehntbach läg, lachte der Adams-Lieb.

Ich sollt doch meinen, es müßt sich weich darin liegen, sagte einer von einem andern Tische.

Und kühl, meinte einer aus einer Ecke heraus.

Sonst würd sich einer nicht hinein legen lassen, lachte der Adams-Lieb wieder.

Der Fritz stand auf. Wie die hohe kräftige Gestalt dastand, war es doch, als hätte sich der alte Respekt wieder gefunden. Einen Augenblick hielt ängstliche Erwartung aller Atem an. Der Heiterethei braune Augen lachten einmal wieder wie von Stolz und Freude. Aber draußen hatte eben ein neuer Tanz begonnen. Der Fritz war nur aufgestanden, die Heiterethei in den Saal zu führen und sich mit ihr unter die Tanzenden zu mischen. Die Spottredner faßten neuen Mut, aber auf der Heiterethei Wangen zeigten sich im bunten Wechsel die weißen Druckflecken mit dunkelm Rot. Hinter dem Paare her tönte wiederum das Gelächter über des Adams-Lieb und seiner Genossen Späße.

In der Thür riß sich das Mädchen von seinem Arme los und sagte leise, aber heftig: Ich geh nach Haus. Du kannst da bleiben. Du hörst wohl solche Reden gern!

Es war, als schüttelte eine unsichtbare Hand die Gestalt des Holders-Fritz zusammen. Es war ein Ruck, vor dem seine Brust den ganzen Atem ausstieß in einem hörbaren Hauche. Dann sagte er mühsam leise, indem er die Hand gegen die Brust stemmte, wie um keinen

zu lauten Ton heraus zu lassen: Wenn du auch noch hilfst, du sollst mich lieber helfen halten!

Die Heiterethei lachte halb zornig halb geringschätzig: Sieht nicht aus, als brauchtst du einen, der dich hielt. Du bist ja der stark Fritz, mein ich, der wird sich doch allein können halten. Ich geh aber nu, und mich hält niemand, das sag ich dir!

Der Holders-Fritz hielt sich wirklich mit beiden Händen an den Rockklappen vor seiner Brust fest. Das ist die Prob, redete er in Gedanken auf sich ein, ob du ein andrer Kerl worden bist wie vordem. Und wenn du die nicht hältst, hernachen ist deine ganze Änderung nix als ein dummer Jungenstreich gewest, wie die vorher, nur wieder ein andrer. Dein Wort mußt du halten. Das sag ich dir; du bleibst ruhig, und wenn der Teufel selber in die Heiterethei führ. Sie soll sehn, und alle sollens sehn, daß der Mann nicht im Wildthun steckt! Dann wandte er sich so ruhig zur Heiterethei, daß die sich darüber ärgerte. Wenn du willst gehn, ich bezahl nur, und hernachen geh ich mit.

Ich kann auch allein gehn; ich fürcht mich nicht, entgegnete sie.

Brauchst nicht zu spotten, sagte der Fritz. Ich sag dir nur, ich hab den Saal da wohl zwanzigmal geräumt und schäm mich jetzt deshalb, und du selber hast mirs verdacht, und wenn du mirs jetzt verdenkst, daß ichs nicht thu, so sag ich dir doch: So stark bin ich in dem Saal noch nicht gewest als jetzund!

Draußen trug der Fritz dem Schützenwirt auf: Ihr könnt den Burschen drin sagen, sie sollen morgen abend in meinen Garten in den Städeln kommen. Es ist der Vorabend vor meiner Hochzig, und ihr könnt ein paar Eimer Bier hinbringen.

Der Wirt ging in den Saal, und der Fritz und die Heiterethei konnten noch einen Flintenschuß weit davon das Jubelgeschrei der Burschen hören über die Ein-

ladung. Diese legten die Burschen natürlich so aus: der Fritz wolle sich wieder beimachen. Sie stolzierten um einen ganzen Kopf gestreckter als zuvor vor ihren Mädchen einher. Er hatte die Herausforderung, den Ruf seiner Kraft wieder herzustellen, mit der Flucht beantwortet. Morgen aber sollte er Stich halten müssen. Da wollten sie ihm zeigen, daß es noch andre Leute gäbe, dies eher verdienten, der Starke zu heißen, als der Holders-Fritz.

Die Heiterethei erlebte das alles in ihren Gedanken mit. Sie ließ sich nicht vom Fritz führen und war so übermütig, aber auch so bitter als noch nie. Wenn sie ihn wie ein Kind behandelte und ihm über kleine Gräben weghelfen wollte oder ihn fragte, ob er auch noch heil und ganz sei, und ob sie ihn nicht halten solle, damit er dem Stein, über den er gestrauchelt war, nichts thue, da faßte der Fritz noch mehr als einmal nach seinen Rockaufschlägen.

Das Fräle daheim wußte heute noch weniger als die Tage her, wie sie mit der Heiterethei daran war.

Die Nacht war vorüber, der Vorabend der Hochzeit war gekommen. Die Heiterethei erschien den ganzen Tag in derselben Laune wie gestern; bei sich hielt sie immer den Gedanken fest: wenns ihr einfiele, heute noch in ihr Häuschen zu gehn und nicht wieder zu kommen, morgen war sie dann vor Sonnenaufgang mit dem Liesle auf dem Weg.

Die eingeladenen Burschen fanden sich alle ein und waren erstaunt, auch die ältern Kampfhähne der Gegend, die früher mit dem Fritz um den Preis der Stärke gewetteifert hatten, da zu finden. Der Fritz und seine Gesellen hatten den Tag über mit in den Grasboden einge-

schlagnen Stecken und darauf genagelten Brettern Tische und Bänke aus dem Stegreif hergestellt. Es war lustig, beim Biere — denn auch der Schützenwirt und das bestellte Getränk blieben nicht aus — in dem großen Gras und Baumgarten zu sitzen.

Es dauerte auch gar nicht lange und ein herausforderndes Wort um das andre ließ sich vernehmen. Der Fritz konnte sich kaum all derer erwehren, die ihn zu einem Ringkampfe im Spaße auf dem weichen Rasen einluden. Vergebens gab er sein neues Glaubensbekenntnis zum besten: Wer stark sei, solle Gott danken und seine Stärke zur Arbeit anwenden, und wenn etwa ein Unglück oder ein Unrecht an ihm oder an andern Abwehr fordre. Sein Widerstreben machte sie nur dringender. Die Heiterethei war am schlimmsten. Und da man ihn sonst dazu gezwungen hätte, seine Kraft mit den Angreifern zu messen, so machte er den Vorschlag, damit wenigstens bis vorm Nachhausegehen zu warten. Und dieser wurde endlich, doch nicht ohne Widerstand, angenommen.

Wie man im besten Schreien und Trinken war, trat der älteste Geselle des Fritz in der Heiterethei alten Kleidern, die er zu erhaschen gewußt, wunderlich verkleidet unter die Gäste. Er sagte, er sei das Annedorle und habe vom Zainhammer heim seinen Schiebkarren in dem weichen Boden unten am Bache festgefahren. Ob ihm nicht einer der Anwesenden, der stärker sei, den Karren herausholen wolle.

Da entstand ein allgemeiner Aufbruch. Man sah, es sollte eine Kraftprobe gelten, da war jeder dabei. Nur der Fritz schien ungehalten, daß des Gesellen alberner Einfall das Fest störe. Er redete seinen Gästen zu, hier zu bleiben und ihn allein wieder gehn zu lassen. Aber sein Zureden half nichts, und halb willenlos wurde er mit den Abhang hinuntergezogen, wo der

Schiebkarren schwerbepackt wirklich im weichen Rasen festgefahren erschien.

Jeder wollte nun der erste sein, den Karren wieder herauszuholen. Darüber kam keiner dazu, und ein älterer machte den Vorschlag, die Reihe des Zutritts durch Losen zu bestimmen. Das geschah; nur der Fritz schloß sich aus.

Und nun begann ein ähnliches Schauspiel, als am Abende des Gründer Marktes das Reicker Wirtshaus gesehen hatte. Eine wahre Musterkarte aller beim Aufheben eines Schiebkarrens möglichen Stellungen entfaltete sich. Da sah man die Siegesgewißheit lachend zu dem Karren eilen und den Ärger der getäuschten Hoffnung, fluchend und die Gelenke zurecht rückend, wieder davon hinken und endlich mit lautem Gelächter über das gleiche Schicksal andrer sich trösten.

Dem Fritz mochte der Anblick nicht behagen; er ging wieder hinauf, wo man erst gesessen hatte, und man verlor ihn aus den Augen.

Nun hatten sich die sämtlichen Gäste ohne Erfolg an dem Karren versucht, und einstimmig war man der Meinung, es sei ein Vexierspiel. Den Karren vermöge kein einzelner herauszuheben, und sei er der stärkste.

Vielleicht, lachte die Heiterethei, die den vergeblichen Bemühungen mit Jubel zugesehen, ist der Karren so verhext, daß ihn nur ein Weibsbild kann herausbringen!

Alle redeten ihr zu, es zu versuchen. Man hätte gern noch eine Weile auf fremde Kosten gelacht, um sich für den Hohn, den man soeben erlitten, zu entschädigen.

Die Heiterethei tanzte in den Karren. Sie dachte an ihren Triumph über Schneider, Weber und Schmied. Aber der Karren war doch schwerer, als der ihre damals. Gelang ihr schon mehr als den andern, hob sie ihn auch, von der Stelle rückte sie ihn doch nicht.

Indem brachten der Adams-Lieb und noch einige den Fritz den Abhang heruntergeführt.

Was einem recht ist, das ist dem andern billig, schrie der Adams-Lieb. Wir sind alle ausgelacht worden, das muß sich der Fritz auch lassen gefallen!

Ja, schrie ein andrer, er soll hernachen nicht können sagen: Wenn ich nur gewollt hätt, ich hätt ihn rausgebracht.

Der Fritz wehrte sich vergebens, die Kinderpossen mitzumachen, wie er sagte. Und was wärs denn nun? Ob ich ihn rausbrächt oder nicht, deshalb wär ich um nichts besser und um nichts schlimmer, als ich bin, und ihr alle miteinander nicht!

Ja, sagte der Adams-Lieb, dann hieß es: Das sind alles Jungen gewest, der Holders-Fritz ist allein einer!

Ein andrer meinte: Und hernachen glaub ich auch, der Fritz hats selber angestellt, damit die Leut über uns könnten lachen!

Soll ich? fragte der Holders-Fritz die Heiterethei, die neben ihm stand.

Nein! entgegnete die zornig.

Was Schlimmers kann nicht werden, sagte der Fritz, als daß sie mich auslachen. Und da kann keiner mir was vorwerfen, sie sind alle ausgelacht worden.

Aber ich kanns nicht leiden, erwiderte die Heiterethei noch zorniger. Dich sollen sie nicht auslachen!

Ja, er hats selber angestellt! Er hats selber angestellt! schrie alles durcheinander. Da kriegts einer wohlfeil, daß es heißt, er ist allein der Starke. Er soll sich auch auslachen lassen, oder er ist kein ehrlicher Kerl!

Ja, wenn ihr mir so kommt! sagte der Fritz; laß mich nur, Dorle, vielleicht lachen sie nicht!

Er stand schon im Karren und bückte sich.

Die Mäuler, die schon zum Lachen aufgerissen waren, blieben vor Verwunderung offen, wie man den Karren

gehoben sah, und als ihn der Fritz nun vollends noch quer den Abhang herauffuhr, da öffneten sie sich noch weiter. Aber es war kein Gelächter, was herauskam, sondern ein Ausruf des Staunens.

Dem Fritz aber schien es so wenig um ihre Bewunderung zu thun, als er sich vor ihrem Lachen gefürchtet hatte. Oben ließ er den Schiebkarren aus den Händen und sagte: Ich hab euch euern Willen gethan, nun laßt das Bier nicht noch matter werden!

Alles setzte sich schweigend vor Ärger, Scham und Bewunderung. Von einer ferneren Einladung zum Ringkampfe war den Abend nichts zu vernehmen. Vielmehr erhob sich, da man dem Biere wiederum zugesprochen, der alte Preis des starken Fritz so laut als je zuvor. Aber dem Fritz gewann er nicht das leiseste Lächeln ab. Laßt das dumme Zeug, sagte er; wie ich gestern eure Reden ruhig angehört hab und gangen bin, das war hundertmal mehr, als das mit dem Karrn!

Die Braut aber saß schweigend dort, und die Druckflecken zeigten sich wie gestern mit dunkler Röte auf ihren Wangen.

Als alles aufgebrochen war und der Fritz sie nach Hause führen wollte, riß sie sich los. Daß dus schon anfängst? sagte sie, mühsam das Weinen vor Zorn unterdrückend. Ich bin nicht, wie meine Mutter war, das sag ich dir, und gefallen laß ich mir nix. Jetzt hol ich das Liesle; die Nacht schlaf ich in meinem Häusle; mach du, was du willst; ich machs auch. Und so ists, und nu ists fertig!

In deinem Häusle kannst du nicht schlafen, sagte der Erstaunte, indem er sich an seinen Rockaufschlägen faßte. Und das Liesle schläft nunmehr. Das wirst du nicht aus dem Schlaf aufwecken. Ich halt dich nicht, das hab ich dir tausendmal gesagt; daß mirs weh thut, wenn du gehst, das weißt du selber. Und deshalb kannst du immer die Nacht noch bei deinem Fräle

bleiben. Da bist du so gut aufgehoben, wie dus in deinem Häusle wärst. Wenn dus willst, gehn wir an deinem Häusle vorbei, ich hab so im Sinn gehabt, daß ich dich morgen hin wollt führen vor der Trauung.

Das Mädchen erwiderte nichts, sie ging aber voran nach ihrem Häuschen zu, sie sehnte sich danach; vierzehn Tage lang hatte sie es nicht gesehen. Der Fritz, in dem eine neue Hoffnung aufgegangen war, drang ihr seinen Arm nicht auf, sondern folgte der Eilenden schweigend.

Es war eine jener lauen Sommernächte, wo man meint das Gras wachsen zu hören. Die Halme, von der Hitze des Tages auf die Erde niedergebeugt, tranken sich im Tau wieder frisch und richteten sich leise knisternd in die Höhe. Was unter dem weichen Mantel der Nacht Lebendiges sein Wesen treibt, das raschelte am Boden hin oder durchschnitt in zackigem Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Igel, der stachelgeharnischte, sich selber zu seinem Marsche den Takt, die Nachtfalter rannten mit ungeschickter Galanterie die Blumen an, denen das Ständchen galt, das sie mit schweren Flügeln absummten. Die Grillen durchstachen der Nacht die schwarzen Ohren mit ihrem spitzigen Gesange. Der geizige Hamster zankte seine eigne Frau von seiner Hausthür hinweg. Hie und da stieg ein Kater im Grase umher und schüttelte vornehm nach jedem Tritte den Tau von den hochgehobnen Pfoten.

Von all diesem Leben und Treiben an seinem Wege bemerkte unser eilendes Paar in seine Gedanken versunken nichts. Eine Weile schritten sie zwischen grünen Hecken hindurch, dann an der alten grauen Stadtmauer hin. Jetzt kamen sie unter die Weiden. Die Heiterethei blieb plötzlich stehn. Dort, wo sie ihr Häuschen wußte, schimmerte etwas hell durch die Nacht. Das alte, graue Häuschen konnte das nicht sein. Was aber war es

sonst? Hätte der Mond hoch am Himmel gestanden, sie hätte gemeint, er vergolde mit einem Streiflichte das alte Dach; aber er kam erst hinter dem Felsen an dem Häuschen in die Höhe.

Der Fritz teilte ihr Erstaunen nicht; er lächelte, wie einer, der eingeweiht ist, in das Geheimnis, dessen Eröffnung einen andern überraschen soll. Wenn er noch schneller eilte als die Heiterethei, so geschahs, um, was in ihr vorgehen möchte, in ihrem Gesichte zu lesen.

Und es war doch ihr Häuschen! Und war es doch auch nicht. Seine äußern Umrisse waren es, aber auch nicht, die es seit seiner traurigen Veränderung durch den letzten Regen gezeigt hatte. Es hing nicht mehr im Innersten zerknickt an dem Fels; es stand mit wagrecht abschneidendem First gerad empor, so gerad, als sich die Heiterethei nicht erinnern konnte, daß es gestanden hätte. Je näher sie kam, desto mehr Neues fiel ihr daran auf. Nicht allein die Lücke in der Lehmwand, die ganze alte Wand war fort. Dafür zeigte sich ein Netz aus schlanken Balken gewebt und die Maschen mit Feldern von rot schimmernden Ziegelsteinen ausgefüllt, oben darauf ein lustiges Ziegeldach.

Sie stand wie selbst versteinert davor, bis der alte Holunder aufrauschte wie vor Freude oder Schmerz des Wiedersehens. Da brach ihr ein Strom von Thränen aus den Augen, und sie rang die Hände und rief nur immer wieder aus dem tiefsten Schmerz heraus: Ach, mein gut alt Häusle! Ach, mein gut alt Häusle!

Erst meinte der Fritz bei sich: Nu adje, alte Heiterethei! Nu muß sie heraus! Als aber das Mädchen nicht aufhörte, über ihr altes Häuschen zu jammern, da gings ihm selber nahe, und er bereute fast, was er so gut gemeint.

Aber, Dorle, sagte er begütigend, es ist ja dein alt Häusle noch, wenns auch einen neuen Rock an hat gekriegt. Inwendig ists noch gerad so, wie es ge-

wesen ist. Und der alt Holunderbusch, der hat nicht ein Ästle eingebüßt. Den hab ich bewacht, wie wenn er mein Bruder wär. Auch nicht das Rotschwänzchennest darauf ist weg!

Nein! sagte das Mädchen, mein Häusle ist das nicht mehr. Das geht mich nix an. Ich hab gedacht, wenns nicht mehr geht, zieh ich wieder in mein alt Häusle, und nu hab ich keines mehr. Nun hab ich nix mehr auf der Welt. Nun kann ich fort in die Fremd. Da hab ich nu nix mehr zu suchen!

Der Fritz bewegte die eine Hand schon halbwegs nach den Rockklappen, indem er erwiderte: Ich hab freilich nicht gedacht, daß du die Sach so wirst ansehn. Aber das ists auch nicht. Du weißts recht gut, daß ichs nur hab aus Lieb gethan!

Ja, sagte die Heiterethei, damit du mich recht könntst plagen, und ich wüßt nicht, wohin! Deshalb hast dus gethan. Du hasts fortgethan, damit ich nix mehr hätt und dich müßt nehmen!

Der Fritz redete in sich hinein: Das ist die alt Heiterethei, und du willst ein Mann sein! Mit Gewalt an sich haltend, fuhr er gegen das Mädchen gewandt fort: Das wirst du doch einsehn, daß das Häusle so nicht hat können bleiben. Der nächst Regen hätts vollends weggeschwemmt.

Ja, sagte die Heiterethei immer zorniger. Du hast dich geschämt, daß das Häusle ein arm Häusle ist gewest. Da hast du müssen zeigen, daß du ein Reicher bist. Ich habs allein nicht gewußt, daß ich arm bin, und da hast du mir noch mein Häusle müssen nehmen, damit ichs nur recht soll fühlen, daß du ein Reicher bist und ich bin arm.

Der Fritz hatte Mühe, sich zu halten. Er sagte sich: Wenn das Eis geht, da giebts auch ein Geprassel; hernachen wirds von selber still. Guck, Dorle, hätt ich mich geschämt des Häusles wegen, so hätt ichs lassen

gehn. Und dich zwingen, wie du vorhin hast gemeint, das ist mir auch nicht eingefallen. Eben darum, weil du immer mit deinem Häusle hast gedroht, und du hast sollen sehn, daß ich dir keine Gewalt hab wollen anthun.

Ja, sagte die Heiterethei noch zorniger, sag, was du willst; was ich seh, das seh ich. Du hast mich wollen los werden. Ich bin einmal nicht wie andre Leut, drum bin ich auch überall zu viel. Du hättst michs nicht so merken zu lassen gebraucht. Ich wart von selber nicht, bis die Leut sagen: Nu kannst du gehn. Und ich geh auch, wenn schon du mir mein Häusle hast genommen. Du denkst wunder, was du bist. Ich brauch keinen, und dich gar nicht. Mach, was du willst, ich machs auch. Und so ists, und nu ists fertig!

Der Fritz hatte sich wiederum erst mit beiden Fäusten fest gepackt. Aber er sah, die alte Heiterethei spottete aller milden Mittel. Nun muß es biegen oder brechen. Nu mög draus werden, was da will. Das ist kein Fieberhund jetzund; das ist die wahr Mannesehr, und die muß aufrecht erhalten werden. Aber ruhig, Bursch, und ohne Wildthun! So dachte der Fritz bei sich, spuckte in Gedanken in die Hände und brach los:

Ich denk wunder, wer ich bin? Und was denkst du denn, was du bist? Ich will dir sagen, was du bist. Ein alberns Mädle bist du, das selber nicht weiß, was es will. Das da meint, nu ists was rechts, wenn du nur immer was anders willst, als andre Leut. Armut ist keine Schand, wenn man sie nicht selber hat verschuldt, aber sie ist auch nix, womit man groß kann thun, wie dus machst. Aber ein Arms kann sonst Tugenden haben. Und die sinds hernachen wohl, worauf du so stolz bist? Nein, du meinst, der Stolz selber ist eine Tugend; und da bist du stolz, daß du stolz bist.

Oder ists, weil du meinst, du bist stark und kannst ärbeten? So stark du bist, ein Pferd ist noch sechsmal so stark und ärbet dich sechsmal weg. Da kanns auch noch sechsmal so stolz sein, als du. Das macht den Menschen aus, daß er Vernunft hat, aber Vernunft hast du nicht viel mehr wie ein Pferd, sonst wärst du nicht stolz. Ja, du meinst, das ist Vernunft, daß du schnippisch kannst thun und machen, daß Leut, die auch nicht mehr denken als du, über Ding lachen, wo du und die Lacher erst euch die Müh geben solltet, sie zu begreifen. Das ist Vernunft, daß einer sucht, die Welt zu verstehn, und was er darin soll sein, und soll ärbeten, daß er das auch wirklich wird. Aber nicht, daß einer wider den Strom will schwimmen und sich einbilden, er ist allein gescheit, und die ganz Welt ist konfus, und er ist noch groß im Recht, wenn nicht der ganz Strom umwendt und schwimmt mit ihm bergauf. Das ist Vernunft, wenn man den Leuten erweist, was man ihnen schuldig ist, und ist nicht unbillig gegen sie in seinen Gedanken. Die Leut aber, gegen die dus hast, das sind Fieberleut, und die sind nirgend als in deinem Kopf. Und auch daran ist dein Hochmut schuld. Die wirklichen Leut haben mehr zu thun, als daß sie Tag und Nacht nur an dich dächten und was sie dir zum Trotz wollten thun. Die wirklichen Leut sind freilich auch nicht alle vernünftig, und man wärs selber nicht, wollt man sich nach allen richten. Die Unvernünftigen läßt man gehn. Denen thut man zu viel Ehr, man mag ihnen zu Gefallen oder zum Trotz wollen leben. Und wer ihnen alles zum Trotz will thun, der richtet sich eben auch nach ihnen, wie der zu Gefallen, und ist recht mit Wissen und Willen ihr Knecht. Das, was die Vernünftigen von uns meinen, das sollen wir nicht verachten. Aber wir sollens auch nicht zu sehr achten, denn die Vernünftigen sind noch nicht die Vernunft selber. Man muß

nix darauf geben, was sie überhaupt sagen, sondern darauf, was sie sagen thäten, wenn sie unsre Sach so kännten, wie wir selber. Darum müssen wir eben selbst vernünftige Leut werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für was noch bessers ansehn, er mög sich gebärden und sagen, was er will. Du meinst, das ist was rechts, wenn du ein Erdäpfelfeld umhackst, aber an dir selber hackst du nicht, und wenn du in deinem Unkraut thätst ersticken. Über das Unkraut auf einem Feld schimpfst du, und auf das Unkraut in deinem Kopf, da bist du stolz. Du willst die Männer verachten und die Weiber; wenn du doch verständst, was das ist: ein Mann und ein Weib! Hernachen würdst du nicht darüber spotten, sondern gäbst dir Müh, daß du eins wirst. Deine Fieberhünd hab ich mir seither lassen gefallen, weil ich gemeint hab, du wirst sie selber abschaffen. Aber nu seh ich, es werden ihrer nur immer mehr, je geduldiger ich bin. Du sollst Respekt haben können vor mir, und ich will Respekt haben vor dir; sonst müßt ich dich nicht lieb haben, wenn mirs gleichgiltig wär, wie du bist. Ich zwing mich dir nicht auf, aber ich bettel mich dir auch nicht auf. Das Häusle da ist dein; ich hab nix dran zu suchen. Du kannst wieder hineinziehn. Du kannst machen, was du willst. Dir weh thun wollen hab ich nicht und würds nicht, und wenn wir hundert Jahr lang wären getraut; aber wenn ich heirat, will ich der Mann sein. Nu weißt du, was ich von der Sach denk und von dir. Danach kannst du dich entschließen. Und so ists, und nu ists fertig!

Noch im Sprechen hatte er jeden Augenblick gemeint, jetzt werde die Heiterethei aufbegehren und ihr Verhältnis vollends zerreißen. Er fühlte, er habe sie so lieb, als ein Mann ein Weib nur haben könnte. Er fühlte das um so stärker, je gewisser er meinte, er

spreche ihrem Zusammensein jetzt das Todesurteil. Um so überraschter war er, als sie auch nun noch schwieg, da er seine Rede geendet hatte. In ihrem Gesichte konnte er, da der Mond sich in dicke Wolken gehüllt hatte, nicht lesen. Er horchte auf ihren Atem; sie atmete nicht rascher als sonst. Erwartete sie, daß er doch noch sich aufbetteln würde? Dann hatte sie sich geirrt. Er war sich bewußt, so viel Geduld gezeigt zu haben, als ein Mann nach seiner Meinung zeigen durfte. Und die Strafrede war er sich und ihr schuldig gewesen. Deshalb schwieg er auch. Sie wandte sich endlich langsam, zu gehen, und er folgte ihr. Auf dem ganzen Heimwege sprachen beide kein Wort. Das Fräle hatte mit dem Zubettegehen auf die Heiterethei gewartet. Der Fritz sagte gute Nacht und ging stolz und doch herzensbedrängt nach seiner Werkstatt in den Städeln. Er fühlte, daß seiner Erklärung heute kein anderweitig Gespräch mehr folgen dürfe, sollte sich ihr Eindruck nicht verwischen.

Draußen aber hoben sich immer noch tauerfrischte Halme, trommelte der Igel, trieben die Nachtfalter ihre ungeschickte Galanterie fort, die Grillen zirpten, die Hamster zankten, die Kater schüttelten noch immer den Tau von den gehobnen Pfoten. Jedes hatte mit sich zu thun. Das Häuschen schimmerte unbekümmert; nur der Holunderbusch schien zu ahnen, was diese Nacht in zwei liebenden Menschenherzen vorging. Er rauschte leiser, wie um sie nicht zu stören.

Der folgende Morgen fand das ganze Haus des Holders-Fritz schon wach. Es war ja der Trauungstag seines Hauptes. Er selber kam mit der Sonne von seiner Werkstatt herein. Nur die Braut ließ sich

nicht sehen. Die Trauung sollte früh vollzogen werden. Das Holders-Fräle fand die Heiterethei noch schlafend, als sie ihr den gestrigen Anzug von dem Stuhl an ihrem Bett hinwegnahm und das Brautkleid dafür hinlegte. Auch für das Liesle war ein festlicher Gewand besorgt worden. Das schlief in einem besondern Bette.

Der Holders-Fritz konnte seine Unruhe kaum verbergen, als Viertelstunde um Viertelstunde verging und das Mädchen nicht zum Vorschein kam. Das Holders-Fräle merkte ihm seinen Zustand an und ging, nach ihr zu sehen. Gleich darauf kam sie erschrocken wieder. Sie schlug die Hände zusammen und sagte: Die Schand! Die Schand!

Der Fritz fragte nicht. Er begriff, das Fräle hatte sie nicht gefunden.

Wenn sie nicht unten am Brunnen ist, unterbrach er sie.

Ich hab mirs seit jenem Tag vorgestellt, sagte das Fräle, wo sie so wunderlich ist worden. Und die ganz Nacht hab ich sie hören lachen. Daß das meinem Tichterle muß geschehn!

Der Fritz wurde fast zornig. Aber sie ist da, behauptete er, und sollt sie in jenem Schrank dort stecken. Er wollte die Gewißheit so lange von sich abhalten, als ihm möglich wäre. — Und macht kein Lärmens davon. Das wär manchen Leuten just recht, wenns herumkäm. Und es wär doch nicht wahr! Macht eure Sach ruhig fort, Fräle. Es ist noch eine Viertelstund Zeit. Bis dahin ist sie wieder da!

Und so war es wirklich.

Aber die Klinke ging lange vorher, ehe die Thür sich aufthat, und die Thür stand lange auf, ehe jemand darin erschien. Und die Heiterethei, denn sie war der jemand, wäre, wer weiß, noch länger auf der Schwelle stehen geblieben, hätte das Fräle sie nicht hereingeholt.

Dem Fritz war es schwerer, als es zu sagen ist, seinen innern Jubel zu verbergen. Er gab ihr schweigend die Hand und fühlte die ihre in der seinen zittern.

Das Fräle begriff nicht, wie ihr das Kleid zu geworden sei.

Die Heiterethei entgegnete, die alte Annemarie habe sie aufgesucht und ihr diesen Dienst geleistet.

Und wo ist sie denn? fragte der Fritz. Ist sie draußen? Fräle, hol sie doch herein!

Wie ich runter an den Brunnen bin gangen, sagte die Braut scheu, da ist sie wieder heim.

Und da sagst du, warf ihr der Fritz vor, der begriff, was die Heiterethei dachte, wir schämen uns deiner, und du bists, die sich unser schämt. Und wenn wir so wären, wie du meinst, dann hättst du auch Ursach dazu. — —

So klein der Fritz seinen Grundsätzen getreu seine Hochzeit hielt, mehr Aufsehen konnte die größte nicht machen. Die Straßenecken, wo das Brautpaar vorbeikam, hatten das Ansehen eines Bienenstocks, der eben schwärmen will. Die Kirche war so voll, wie nur selten während des Gottesdienstes. Da die Warnungen nicht gefruchtet hatten, ging nun das Prophezeien los, und das prophezeite Unglück wär für zehn Paare zu viel gewesen, geschweige für eins.

Wir schweigen von allem dem und versichern nur, daß vielleicht nie ein schöneres Paar in Luckenbach zusammen in die Kirche gegangen ist.

Die Braut hatte schon oft den Bräutigam angesehen, ja schon die Lippen geöffnet gehabt, dem Bräutigam etwas zu sagen, und doch geschwiegen und wenn der Fritz fragte: Du willst mir was sagen, Dorle? die Augen wieder weggewandt und leise geantwortet: Wart nur. Jetzt noch nicht!

Als sie nach beendeter Trauung wieder aus der Kirche heraustraten, fiel ein leichter Wolkenduft wie

ein zarter Schleier in kleinen leisen Tröpfchen auf sie herab und regnete Gold in den Kranz der Braut, wie der Volksmund sagt.

Jetzt flüsterte sie: Ich weiß nicht, ob sichs schickt und ob du auch magst; ich möcht gern an meinem Häusle vorbei zu dir.

Warum zu mir? fragte der Fritz, indem er zur Antwort den Weg nach dem Häuschen einschlug. Du kannst nun eben so gut sagen: Zu dir oder auch zu uns. Wenn du nur allemal denkst, daß du zu mir willst, wenn du heim gehst in unser Haus, da will ich zufrieden sein.

Es war kein unnützer Einfall, der dem Fritz jetzt kam, nach dem Häuschen zu einen Umweg zu machen. So verloren sie die Gaffer endlich und kamen allein und unbeachtet bei dem Häuschen an.

Ein schönerer Vormittag ist nicht leicht gewesen. Kein Wölkchen am Himmel, und der alte Holunderbusch hat von dem leisen Sprühregen her ein Hochzeitkleid an, weit prächtiger als der rote Kirchenfrack des Meisters Schramm; das blinkt und funkelt durcheinander wie tausend Diamanten, wenn er nach seiner Art in sich hineinlacht; und so herzlich und selig in sich hineingelacht, wie heute, hat er noch nie. Das erneute Häuslein unter seinen Flügeln glänzt, als wär es selber eine Braut. Der Fels an seiner linken Flanke hatte über sein graues Hemd einen Rock angethan, aus den schönsten, rötesten Pechnelken gewebt, auf seinem Haupte einen grünen Hut wie ein Tiroler. Siehst du, redete er mit hundert rauschenden Stimmen auf das Häuschen hinein, all den Glanz dankst du mir, und hast mirs übel genommen, wie ich dir das alte Gewand auszog, wie ein ungebärdig Kind auf dem Knie der Mutter, die es putzen will. Es wird nichts Neues und Gutes, wenn das Alte nicht ausgetrieben wird, frag nur den Holders-Fritz und seine

Braut; denen ists gangen wie dir. — Und auch an Musik fehlte es nicht. Der alte Holunderbusch stellte in seiner wunderbaren Vielseitigkeit den Brautführer und das Musikorchester zugleich vor. Ein Grasmückchen darauf sang die Melodie zu dem ewigen Lied von der glücklichen Liebe, und zwei selige Herzen schlugen den Takt dazu. Denn drüben im Gärtchen über dem Schloßweg, da lehnt die Braut leise ihr Angesicht an des Bräutigams Brust und sagt: Ich muß dirs doch sagen, Fritz; ich wollt, ich müßts nicht sagen, und du wüßtest es schon!

Und wenn ichs weiß, ich hörs noch tausendmal gern, erwiderte der Fritz nur mit seinen Augen. Es ist der Blick, der ihr im Traume so weh gethan hat. Und da standen sie ja auch hier im Schatten von dem alten Apfelbaum.

Sie wollte weiter sprechen, aber sie sieht sich erst noch einmal scheu um, ob niemand in der Nähe ist, und seinen Augen weichen ihre aus.

Ich war ein dumms Mädle und bin nur immer dummer worden statt gescheiter, und gestern war ich am allerdummsten. Die ganz Zeit her, seit wir zum letztenmal haben hier gestanden — aber guck, es ist auch nix Gerings, daß alles auf einmal anders soll werden, und man soll sein eigner Herr nicht mehr sein, zumal für ein arms Mädle, das nix hat, als daß es sich nix braucht sagen zu lassen.

Sie schweigt wieder. Die dunkle Rose gleich neben ihr findet Zeit, den Schmetterling zu fragen: Nun sag, ob sie röter ist als ich! Der würdigt sie keiner Antwort und setzt sich auf die Bohnenblüte, wo er dem Mädchen ins Gesicht sehen kann. Aus dem ist die alte Heiterethei völlig verschwunden; über Nacht ist die Blume der Innigkeit völlig aufgebrochen, die in der Traumnacht die Knospe gesprengt hat.

Unten in den Weiden rauscht es so heimlich, daß man seine Gedanken darüber vergessen kann.

Ich hab dir nicht gesagt, fuhr die Braut fort, wie mirs war; ich habs nicht gekonnt und kanns auch jetzt nicht, obschon ich will. Ich hab damals, wie du an das Gärtle bist kommen, gethan, als wär mir nix an dir gelegen; aber wenn du wärst gangen, wie dir das Liesle gerufen hat, guck, ich wär gestorben. Daß ich den Männern bin feind gewesen, das ist von meinem Vater seliger gekommen. Als ein klein Kind hab ich müssen sehn, wie er meine Mutter hat geschlagen, daß sie manchmal beinah ist liegen blieben. Da hab ich meine Arm um die Mutter geschlungen, daß er mich mit hat müssen treffen, weil ichs auch nicht hab besser haben wollen, als die Mutter 's hat gehabt. Ich hab ihn auch nie lieb gehabt, verzeih mirs Gott. Ich habs nicht gekonnt, es mag recht sein oder nicht. Und da hab ichs eingesogen, daß das Heiraten ein Unglück für ein Mädchen wär, und daß ich den Männern hab zum Hohn gethan, was ich hab gekonnt. Drum hat michs gleich gereut, wie ich mich dir hab zugesagt. Wie ich hernachen in dein Haus bin kommen, da hab ich erst begriffen, daß du reich warst, und ich war arm. Daran hab ich vorher nicht gedacht gehabt, und das hat mich noch mehr gedrückt; und meine Angst ist immer größer worden, weil ich in meinen Gedanken immer weniger bin geworden gegen dich. Wenn du mein Bruder wärst gewest, ich wär nicht darauf gekommen, daß ich wieder in mein Häusle wollt. Und wenn ich gangen wär, ich hätts nicht einmal können erleiden; ich wär gewiß bald gestorben. Ich hab nun freilich eingesehn, daß du viel besser und vernünftiger bist als ich; aber da bin ich mir nur immer kleiner geworden in meinen Gedanken, und ich hab mir nicht können denken, du hättst mich lieb. Und auch das war dumm, daß ich mir immer noch so viel aus den

Leuten gemacht hab, und hab doch gewußt, wie sie sind. Du darfst nicht ungeduldig werden, wenn ich dir alles durch einander erzähl; gerad so sind immer meine Gedanken unter einander herum gefahren. Die ganzen Nächt hab ich mich im Schlaf gewehrt gegen dich; da hab ich mich endlich getröstet und hab mir eingebildt, ich bin stärker als du, wie du den Burschen ihre Reden so ruhig hast angehört. Aber hernachen war mir das wieder nicht recht, daß ich einen Mann haben sollt, der schwächer wär denn ich, daß ich keinen Respekt haben könnt, und ich hätt wieder so gern Respekt müssen haben vor dir. Da hab ich vollends dumm gethan, und wie sie gespottet haben, noch immer dummer, und wie du den Schiebkarrn heraus hast gehoben, noch dummer, weil ich hab geglaubt, du willst mich damit verspotten. Und weil ich gesehn hab, daß du doch stärker bist als ich, da ist meine erste Angst wieder gekommen. Am allerdummsten bin ich gewest wegen dem Häusle, wo dus hast so gut gemeint. Nein, das ist nicht dumm gewest; schlecht ist das gewest von mir. Ich hab das gleich gewußt, ich hätt dirs mögen sagen, und hab doch nicht gekonnt; ich hab auch gedacht, du hast mich nicht mehr lieb, bis du bös bist geworden und hast mich herunter gemacht, da hat mir das Herz dabei gelacht im Leibe, denn an deiner Zornigkeit hab ich erst recht gesehn, wie lieb du mich hast. Und nun hab ichs erst recht gewußt, daß alles dummes Zeug war, was ich hab gedacht, und du bist besser als ich, und du hast mich lieber, als ichs verdien, und ich sollt lieber denken, wie ich gegen dich müßt sein, als wies sein könnt, daß du einmal gegen mich wärst.

Sie schwieg an seiner Brust, und der Fritz jubelte: Sie ist raus, sie ist raus, die alt Heiterethei!

Aber ich muß dir noch was sagen, fuhr sie nach einer Weile zögernd fort.

Sags nur, sags! lachte der Fritz. Kein Stückl alte Heiterethei soll drin bleiben!

Ja, sagte sie, guck, Fritz, und wer aufgeräumt hat bei dir, das bin ich doch gewest!

Und so sprachen sie weiter. Wir übergehen, was sie noch sagte und er noch antwortete. Die Besserung, zu dem eines dem andern verholfen, hat sich bleibend bewährt. Ihr Wort, bei dem er sie genommen, hat sie gehalten; sie hat es wahr und ihn zum Manne gemacht, und ihm keine Ursache mehr gegeben, den Grundsätzen untreu zu werden, die er ihr verdankt.

Die öffentliche Meinung hat sich abermals überschlagen und steht nun wieder richtig auf den Füßen. Denn von Spott und gutem Rat ist keine Rede mehr; das Holders-Fräle hört wieder so gut als vorher. Den guten Rat trägt man nicht mehr hin, sondern man holt ihn beim Meister Holder und seiner Meisterin. Ja, er ist nun förmlich zum Ratsherrn gewählt und kanns bis zum Bürgermeister bringen. Die Frau Valtinessin und die übrigen großen Weiber haben Freundschaft mit der Heiterethei geschlossen, denn sie ist nun auch eine große Frau, und wenn sie, seit sie dies geworden ist, noch von allen großen Weibern denkt wie früher, so thut sie wenigstens Einer Unrecht. Die ist sie selbst. Sie ist schlicht und bescheiden, ihre Wahrhaftigkeit und ihr braves Gemüt hat sie sich erhalten. Die alte Annemarie, die nun im Holdershause den eignen Kindern der Heiterethei das ist, was sie früher dem Liesle gewesen, thut sich auf den neuen Glanz der Heiterethei, über den sich niemand aufrichtiger freut als sie, mehr zu gute, als die Heiterethei selbst. Sie hat die Redensart: Und so ists, und nu ists fertig!

an sich genommen, seit die Heiterethei ihr Eigentums-recht daran aufgegeben hat, und diese kontrastiert wunderlich genug mit dem bescheidnen Tone, in dem sie jetzt vorgetragen wird.

Die Dotin in Reick ist gestorben und hat die Heiterethei in ihrem Testamente ansehnlich bedacht. Die Schwester der Heiterethei ist verheiratet, und man hört nichts Übels mehr von ihr.

Die Jungen des Paares jagen zwar nicht, wie der Weber prophetisch gehustet hatte, den Kirchturm von der Kirche und aus der Stadt, aber sie machen den Eltern keine Schande. Oft spielen sie um das verjüngte Häuschen, und der alte Holunder hat seine Freude, wenn die ältern auf ihm herumklettern, eine Freude, welche die ängstliche Annemarie nicht teilt.

Die Heiterethei sagt, so oft sie das wohlhabige Hauswesen und ihren zufriednen Mann anschaut, immer noch: Ich bin nur froh, daß du mich hast! Und das ist nicht ruhmredig gemeint, und er versteht es auch nicht so.

Wir aber schließen unsre Erzählung mit dem Wunsche, daß der Leser jetzt nicht etwa gelangweilt die nun der Annemarie angehörige Redensart auf unsre Bemühung anwende, indem er sie umkehrt und verändert: Und nun endlich ists fertig, und das ist gut!

Aus dem Regen in die Traufe

In Luckenbach, fast am Ende des Städtchens, steht ein kleines Haus. Luckenbach hat ganz ansehnliche Häuser; die meisten prangen mit zwei Fensterreihen, ja das Rathaus hat ihrer drei. Man trifft da Leute genug, die ein ganzes Haus besitzen; häufiger aber findet es sich, daß ein und dasselbe Haus zwei Eigentümer hat. Einem gehört dann das Parterre, dem andern das obere Stockwerk. In Keller und Boden sind Scheidungen angebracht; es ist ganz genau im Kaufbriefe beschrieben, welchen Raum der eine, welchen der andre Eigentümer zur Benutzung ansprechen darf. Und das ist gut. Entstehen doch trotzdem nur zu oft vorübergehende Reibungen, ja dauernde Feindschaften zwischen den zwei Besitzern, die zuletzt an dem Besitztum kleben bleiben, sodaß der neue Käufer der einen Hälfte auch in die alte Feindschaft eintritt. Ich habe noch ein Haus in Luckenbach gesehen, das den Haß seiner beiden Besitzer offen auf der Stirne trug. Der eine hatte seine Hälfte außen rot malen lassen, sogleich strich der andre die seine grün an. Unter solchem forterbenden Fluche litt das Häuschen nicht, das ich meine. Es hatte zwar zwei Fensterreihen übereinander und war unten und oben bewohnt, und wär es zur Feindschaft zwischen den Bewohnern gekommen, so konnte es eine gefährlichere werden, als irgendwo. Denn die Bewohner der untern Hälfte waren beständig unter Waffen und trugen nicht einmal eine Scheide darum. Sie konnten sie nicht aus den Händen legen; das ging

sehr natürlich zu: sie hatten keine Hände. Sie trugen sie auf dem Kopfe; kurz gesagt: es war eine Ziege und eine Kuh. Sie standen so nah beisammen, wie man nur so friedliebende Geschöpfe stellen darf, als die beiden sich immer gezeigt hatten. Und hätte man sie auch weiter auseinander stellen wollen, es hätte an Raum dazu gefehlt. Neben dem Stalle war ein Behälter, ursprünglich wohl zu einem andern Zwecke angebracht, als dem er jetzt diente. Das konnte man deutlich sehen, wenn die Thüre nach dem Stalle zu aufging; und eine andre hatte das Gemach nicht. Es war ganz ausgefüllt von einem schmalen Bette. Wer das Bett machen wollte, mußte das von außen thun; und wer sich in das Bett legen wollte, konnte die Thür nicht eher schließen, bis er darin lag. Ein dicker Mann, der sich darin auf die Seite wenden wollte, hätte die Thür erst öffnen müssen, um den Bauch, der sonst nicht Platz gehabt hätte, in den Stall hinaus hängen zu lassen. Die das Gemach jetzt inne hatte, brauchte das nicht. Es war bei aller jugendlichen Fülle ein zierlich Mädchen; sie durfte auch nicht einen Zoll länger sein, als sie war, sonst hätte sie nicht ausgestreckt in dem Bette liegen können. Im obern Stock gab es bedeutend mehr Raum; der Baumeister war oben sparsamer damit umgegangen. Hätte man, was unten der Hausraum zu groß war und um was die gerade, ohne Gelenke emporführende Treppe und das Gewinkel darum herum sich zu lang und breit machte, zusammen nehmen können, es hätte noch ein Stübchen abgegeben. Die Decke des Stalles war unmittelbar der Fußboden der Wohnstube oben, und das war nicht übel, besonders für Leute, die wie Frau Bügel leicht kalte Füße bekommen.

Die Frau Bügel sah nach der „Brücke,“ dem Sitz des Schneidermeisters und seiner Gesellen, wenn er welche hat; und sie sagte wohl zum hundertstenmale diesen Abend: Wo der Jung bleibt! Der Sapperlot!

Dann fiel ihr Auge wohl auf dem Weg von der Brücke zum nahen Fenster auf ein Ausklopfstöckchen von spanischem Rohr, das quer über zwei Holznägeln an der Fensterwand lag, just so hoch, daß eine Frau von der Höhe der Frau Bügel keinen Schemel unter den Füßen brauchte, ihn aber auch nicht erlangen konnte, ohne sich einigermaßen zu dehnen. Wo der Jung bleibt!

An der andern Seite des Tisches saß ein Mädchen, das auch ohne den Zug von Herzensgüte in ihrem Gesichte hübsch erschienen wäre. Sie sah aus, als wünschte sie nichts sehnlicher, als daß jemand irgend einen Dienst von ihr verlangte, je schwerer desto besser. Ihrer Art zu sitzen sogar merkte man den Diensteifer an. Sie saß nur auf der äußersten Kante, ewig im Begriffe, vor Bereitwilligkeit vom Stuhle zu fallen; die halbgeöffneten Lippen hatten ein unausgesprochnes ewiges „Gleich“ zwischen sich; und das stehende Lächeln um das runde Näschen versicherte unaufhörlich, man solle doch sagen, was man von ihr wünsche; es sei ihr ja eine Lust, es auszurichten; sie thu es ja ganz gewiß von Herzen gern. So war es, wenn die Frau Bügel sagte: Wo der Jung nur bleibt! als wollte sie vor Eile gleich vom Stuhl herab zum Fenster hinausfallen, und da sie nichts weiter thun konnte, stand sie wenigstens für einen Augenblick auf. Fiel ihr dann ein Stäubchen auf einem Möbel oder sonst etwas in die Augen, was hinwegzuthun oder zurecht zu rücken war, so ließ sie ihren Diensteifer einstweilen daran aus, eh sie zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Es waren ein Paar Socken, die sie ausbesserte, sie hielt sie mit einer Art andächtiger Schonung in ihren kleinen Händen. Die Socken waren klein wie diese Hände. Sie mußte den Knaben sehr lieb haben, dem sie gehörten, man sah es in ihrem Blicke, an jeder Bewegung. Es war etwas Mütterliches darin, das ihr sehr gut stand. Daß sie aber keine Mutter war, sah man mit dem ersten Blicke

auf die frische zierliche Gestalt und das mädchenhafte Wesen.

Der Jung wird alle Tag schlimmer, der Nichtsnutz! Da ist keine Parition mehr. Der Diktes hat schon neun getüt, und er ist noch nicht da. Ist das auch eine Zeit für so einen Jung, daß er noch draußen ist? und sollt nunmehr in seinem Bett liegen, der Nichtsnutz. Das ist eine Sorg, die mich noch unter die Erden bringt. Und was soll hernacher aus ihm werden! Wenn mich der Herrgott nur nicht früher abruft, bis meine Stell ersetzt ist, und ich hab eine Frau für ihn. Denn jemand muß sein, der ihn in der Ordnung hält, und es muß eine tüchtige sein, wie ich, den Nichtsnutz, den!

Als die alte Frau Bügel zu reden begonnen, hatte sie den Nasenklemmer — so nennt man eine Art Brillen — bis auf die Nasenspitze vorgeschoben; nun rückte sie ihn wieder an den richtigen Ort zurück. Das Mädchen hätte gern bei beidem geholfen, sie hatte unwillkürlich die Hand aufgehoben. Dann sagte sie: Ja, der Gründer Markt ist eine Ausnahm; und der schrecklich Regen —

Hat schon vor vier Stunden aufgehört. Er könnt eine ganze Stund schon da sein. Du redst ihm immer das Wort. Du gäbst schon sonst eine gute Frau für ihn; aber ich möcht wissen, was hernacher aus ihm sollt werden. Kräfte zum Arbeiten hast du schon auch, aber keine, den Nichtsnutz so fort zu erziehen, wie ich gethan hab.

Das Mädchen wurde rot bis über den Hals hinab und in die braunen Haare hinein. Sie wars schon vorhin geworden, als die Alte von einer Frau für den Jungen gesprochen hatte. Sie meinte, das Erziehen sei nicht nötig; er sei auch kein Nichtsnutz, sondern ein schmucker Bursch, der sich ein Ansehn geben könne, daß es eine Lust sei. Es wäre wunderlich, wenn sie

gar nichts gewußt hätte, was sie ihm im Falle, sie wäre seine Frau, abgewöhnen müsse. Jetzt dachte sie aber an nichts von dem. Möglich, daß sie noch mancherlei meinte, aber sie sagte nichts von allem, was sie meinte. Sie wurde rot; mehr sagte sie nicht. Aber sie stimmte auch nicht in das üble Zeugnis ein, das die Frau Bügel dem Jungen gab. Sie thats auch nicht, wenn es über andre herging, so gern sie sonst der Frau Bügel, ihrer Base, in allem half, was diese that. Da sie aber der Base gern einen Dienst erwiesen hätte, so putzte sie wenigstens die Lampe.

Die Base schob den Nasenklemmer wiederum auf die Nasenspitze, die dadurch noch spitziger wurde als vorher und vor Betrübnis ihre rotblaue Farbe verlor.

Noch ist nicht dran zu denken, sagte sie dann, die langen knochigen Arme lang und steif und so auf ihre Kniee legend, daß die Ellenbogen sich fast berührten. Seinetwegen hats noch Zeit. Und die ihn einmal kriegt, der sind auch noch ein paar ruhige Tag zu gönnen, eh sie sich das blaue Herzeleid an den Hals ärgert über den Thunichtgut, wie ich hab müssen thun!

Sie hätte wohl eher sagen sollen: an die Nase. Denn diese hüllte sich, da die Brille an ihren Ort kam, wiederum in ihre blaue Tracht. Der Nasenrücken war vom vielen Hin und Herschieben des Nasenklemmers wie poliert. Man spricht von glänzendem Elend, wenn man ein sorgenvolles Dasein bezeichnen will, das nach außen ein glückliches erscheint; war das, was so blau um der Frau Bügel Nase sich lagerte, Herzeleid, so war es nicht bloß bildlich ein glänzendes Herzeleid.

Wo der Jung nur bleibt! Sie sagte es noch zwanzigmal, und bei jedem male wurde der Blick nach dem Ausklopfstöckchen ausdrucksvoller. Es war weit später als sonst gewöhnlich, daß sie heute zu Bette ging. Die Sannel erhielt erst noch den Befehl, ihr morgen genau zu sagen, wann „der Jung“ nach Haus gekommen sei.

Die Sannel putzte die Lampe fast aus. Als wollte sie den ganzen Vorrat ihrer Dienstbeflissenheit auf einmal erschöpfen, damit sie nur für den Befehl, dem ihr Herz widerstrebte, keine mehr übrig behielte.

Es war wohl um drei ganze Stunden später, daß drei Wandrer männlichen Geschlechts die Straße von Reick nach Luckenbach daher kamen. Ich habe zwei Gründe, nicht zu sagen: drei Männer. Erstlich heißt in Luckenbach nur der ein Mann, der eine Frau hat; und den von den dreien, und das ist der zweite Grund, den von den dreien, der in der Mitte ging, hätte man sich wohl auch an jedem andern Orte besonnen, einen Mann zu nennen. Wenn ein Bart ein untrügliches Kennzeichen eines Mannes ist, so durfte er für einen gelten, denn er trug einen vollen Backenbart von ungewöhnlicher Größe und war trotz seines Barbiertages heut schon wieder ziemlich stachlig um den Mund. Verlangt man eine gewisse Größe und Stärke der Gestalt von einem Manne, die über das Maß des kindlichen hinausgeht, so war er keiner. Die Schulknaben in Luckenbach, die ihm begegneten, gingen so hart an ihm vorbei, als sie vermochten; und es fanden sich wenige unter den Vierzehnjährigen, die, waren sie an ihm vorüber, nicht mit einem Luftsprung über ihn triumphierten. Aber er selbst war das einzige an ihm, was unter dem Maße eines Mannes blieb; schien seine Gestalt die eines Knaben, so trug er doch Bart, Hut, Stock und Vatermörder eines Mannes. Und aufgerichtet ging er, wie es sonst nur die Herren vom Amte in Luckenbach thun.

Die drei waren in eifrigem Gespräche. Sie waren alle drei aufgeregt. Auf dem Heimwege vom Gründer

Markt hatte sie der Regen in das Reicker Wirtshaus getrieben. Da war ihnen etwas geschehn, was sie noch immer nicht verwinden konnten.

Ja, sagte der Kleine, wer denkt, daß das verwünschte Blitzmädle solche Kraft hat? Wir sind doch wahrlich keine Kinder, wir sind Männer und keine schlechten. Und wie das fortging mit dem Karrn, den keiner von uns erheben konnte, als wärs nichts!

Ja, hustete der zu seiner linken Seite, eine lange schmächtige Gestalt, daß die Wangenhaut, unter der eigentlich Fleisch stecken sollte, wie eine im Wind flatternde Fahne um seine Zähne schlug. Ja, und daß sie thut, als könnt sie den verbrannten Karrn nicht herausbringen aus dem Dreck, und man springt bei aus christlicher Liebe, und es ist ihr nur darum, daß sie einen auslachen will.

Ja, sagte der dritte, eine untersetzte Gestalt mit schwärzlich angelaufnen Händen und Gesicht, wodurch das Weiß der Augen noch weißer schien. Er trug den Kopf zwischen den Schultern, aber nur aus Angewöhnung. Ja; ich hätt dem Mädle seinen Spaß nicht verderben mögen, und wär der Karrn noch leichter gewesen.

Der Schneider sah den Schmied einen Augenblick verwundert an. Aber er war, wenn ein Mann, einer, der nicht hinter einem andern zurückblieb. Wenn ich einmal was anfaß, da faß ichs an; aber das Ding hat mich gedauert!

Den Schmied verdroß, daß nun auch der Schneider that, als hätte er den Karren heben können, wenn er nur wollte. Er war überhaupt übellaunig. Freilich, sagte er, wenn ihr nicht so ein gut Gemüt hättet, da wär Respekt im Haus!

Und der ist! entgegnete der Schneider und schlug der Luft ausfordernd ins Gesicht, ob sies leugnen wolle. Respekt muß im Hause sein!

Ja, aber vor dem Stöckchen rennt er auf die Gaß, sagte der Schmied.

Ihr kriegt euern Schlucken, meinte der Schneider fast mitleidig. Da darf man euch nichts übel nehmen. Da reibt ihr euch an Gott und der Welt.

Der Schmied sah den Schneider an, als wollte er sagen: Wenn ich mich an euch reibe, so reib ich mit einem Strich den ganzen Kerl weg. An eurer Mutter möcht ich mich nicht reiben, sagte er. Das Ding, das über eurer Brücke an der Fensterwand auf dem Nägele liegt — wenn das Ding nicht wär! Ich will euch einen guten Rat geben. Seht, daß ihr die Heiterethei freit!

Der Schneider machte ein Gesicht, das hieß: Da müßt ich mich doch erst besinnen. Da sind ganz andre, die ich kriegen könnt. Ich brauch nur den Finger zur Thür hinauszustrecken, und es hängt ein Dutzend daran und mehr! Aber er ließ sich gern mit Mädchen aufziehn. Es war dann, als wenn ihm jemand den Rücken streichelte. Und die Heiterethei war schon ein Mädchen, mit der man sich aufziehn lassen konnte. Er sah ihre roten Lippen, und das braune Lachen ihrer Augen war schon den Weg über oft genug vor den seinen hergeflattert.

Aber ihr seid schon verthan, sagte der Schmied. Ei nun, die Sannel da bei euch im Haus, die ist rotbäckig wie ein Honigapfel und wird auch nicht bitterer sein, mein ich. Ich verdenks euch nicht, wenn ihr da hinein beißt. An Saft fehlts ihr gewiß nicht. Und ich mein, ihr braucht nicht lang zu schütteln, sie ist reif; und ihr braucht gar nicht zu schütteln, ihr braucht nur den Mund aufzumachen, so habt ihr sie drin!

Der Schneider lachte und reckte sich höher; seine Gestalt war ein Bild seiner Gedanken. Ich wollte sagen, die Gebärde seiner Gestalt ein Bild der Gebärde

seiner Gedanken. Denn seine Gedanken waren ungeheuer viel größer, als er; er ging dem kleinsten seiner Gedanken kaum bis ans Knie.

So wollt ich, ihr hättet euern Holzapfel noch nicht, sagte er; meinetwegen könntet ihr das Honigäpfelchen haben, das euch so süß dünkt. Die Sannel ist schon brav, und es kann auch sein, daß sie hübsch ist; ich hab sie noch nicht darauf angesehn. Aber ich muß eine haben, versteht ihr — eine — Seine Augen wurden groß und sagten damit, was er meinte. So einen Knirps kann ich nicht brauchen!

Ja, schluckte der Schmied, sie ist kaum einen ganzen Kopf länger als ihr. In der Rundung beträgts etwas mehr. Es hat mich lang gewundert, daß ihr nicht einmal aus Versehn einen Strumpf von ihr statt eurer Spitzkappe (Zipfelmütze) aufgesetzt habt. Aber freilich! er wär um die Hälfte zu weit für einen solchen Irrtum. Und sie ist auch zu ordentlich; sie läßt nichts herum liegen. Aber wahr ists schon, so lang und breit ist sie doch nicht, daß ihr euch vor eurer Mutter hinter ihr verstecken könnt, wenn die das Ding in den Händen hat, ihr wißt schon, das über der Brücke an der Fensterwand. Und sie abzuhalten, dazu ist die Sannel zu gutmütig und zu furchtsam, so lieb sie euch hat, und auch zu schwach. Drum mein ich eben, ihr sollt die Heiterethei frein. Da wollt ich eurer Mutter nicht geraten haben — da brauchtet ihr nicht mehr auf die Gaß zu laufen und zu schrein: Respekt muß im Hause sein. Da wär er drinnen. Es ist ein gut Sprichwort: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

Deswegen? sagte der Schneider fast verächtlich. Und ich weiß überhaupt nicht, was ihr wollt. Mit dem Ding an der Fensterwand oder Gott weiß, wo. Und mit euerm Verstecken. Ich versteck mich nicht und brauch mich nicht zu verstecken. Und wenn ein grober Keil nötig wär, da bin ich selbst einer, und brauch

keinen andern. In meinem Haus, da bin ich Herr. Wenn ich red, thut niemand ein Maul auf. Und ich wollts auch niemand geraten haben. Ich bin gut, aber wenn ich hitzig bin, hernach ists aus. Meine Leut kennen mich. Fragt nur die Sannel. Ich thus nicht anders. Respekt muß sein im Haus!

Er sprach das nicht zu laut. Vielleicht war das Haus schon zu nah, von dem er sprach. Die andern führte ihr Weg weiter. Sie wünschten sich gute Nacht. Ja, Respekt muß sein im Haus, sagte der Schmied sehr laut. Eine gute Nacht will ich euch nicht wünschen, aber einen guten Morgen und —

Pst, machte der Schneider. Der Nachbar da hats Nervenfieber. Seine Leut bitten immer, man soll ruhig sein!

Der Schmied und der Weber bogen in eine andre Gasse ein. Der Schneider blieb aufgerichtet stehn, bis er sie nicht mehr sah. Er horchte, bis der Klang ihrer Tritte zu winzig wurde für sein scharfes Ohr. Er stand so, daß man ihn vor dem Vorbau des Nachbarhauses von dem seinen aus nicht sehen konnte. Dann wischte er eilig und leise wie ein Schatten um die Ecke und durch den Winkel, der das Nachbarhaus von dem seiner Mutter schied. Das Häuschen war nicht tief. Daran schloß sich eine Art von Bretterzaun, der den Hof umgab. Ein andrer Mann hätte nur vier tüchtige Schritte gebraucht; unser Schneider machte mehr als noch einmal soviel, bis er an der Stelle stand, wo ein Brett des Zauns, vom Nagel ledig, eine Art von heimlicher Thür bildete. Aber er blieb erst eine Weile regungslos stehen, damit Herzschlag und Atem ihren ruhigen Schritt wieder finden konnten. Dann horchte er, bis ein leises Pst sich innen an dem Bretterzaun vernehmen ließ. Schläft sie? flüsterte er. Eben so leis antwortete drin ein „Ja.“ Eine Hand von innen bog an der untern losgegangnen Seite das bewegliche Brett nach außen.

Die Öffnung, die dadurch entstand, wäre für jeden andern Mann zu klein gewesen; für unsern Schneider war sie weit genug. Er legte sich platt auf die Erde und kroch so unter dem Brette weg in den Hof hinein. Erst mit dem halben Leibe war er darin, als er liegen blieb und den Kopf furchtsam horchend nach oben wandte. Es ist nichts, flüsterte die leise Stimme. Zwei weiche Hände faßten die seinen und zogen ihn daran eilends in den Hof hinein. Das Brett folgte seinem Gewicht und schloß die Öffnung wieder. Die weichen Hände richteten den Schneider auf und halfen ihm schnell und leise über den Hof bis in die offne Hinterthür des Hauses. Sie trugen ihn mehr, als daß sie ihn führten. Und nun stand er vor seinem Führer. Es konnte ihn vom Fenster niemand mehr sehen; er richtete sich wieder hoch auf und sah der Art, wie er hereingekommen, nicht im entferntesten mehr ähnlich. Die andre Gestalt bückte sich und nahm einen Scheffel neben der Thüre von der Hausflur auf. Dieser hatte eine Lampe verborgen. Eine Hand hob die Lampe, die andre versteckte die Flamme, so gut es möglich war; sie schimmerte hinter der bergenden Hand herauf in ein Gesicht voll Liebe und Sorge und machte die runde Hand wie glühend durchsichtig, die sie barg.

Sie ist schon lang in ihr Bett gegangen, sagte das Mädchen leise und eifrig. Der Diktes hat nur erst elf getüt gehabt. Und daß sie nach dir hat gefragt, da klecken nicht hundertmal. Die alten Leut haben einen leisen Schlaf. Um die Zeit ist sie manchmal schon auf und singt und bet —

Und schreit um ihre Erdäpfel, wenns zuviel regnet, oder wenns zu lang trocken ist, um ihren Lein! Der Schneider sagte das, wenn auch immer noch leise, doch weit lauter, als das Mädchen zu sprechen wagte. Sie sah ihn an und ängstete sich und freute sich zugleich über seine Verwegenheit. Und wie stand er da! Wie

aufgerichtet und strich mit beiden Händen den Backenbart nach vorn so soldatenmäßig! Die Sannel vergaß, wie viel seiner Länge am Soldatenmaß fehlte. Vielleicht brauchte sie das nicht zu vergessen; vielleicht hatte sie noch nicht daran gedacht. Dem Schneider that ihre unverhehlte Bewunderung wohl; es freute ihn, daß sich jemand um ihn ängstigte. Darüber vergaß er fast die eigne Angst. Er besah sich in der Sannel wie in einem Vergrößerungsspiegel.

Die Sannel hing mit fragenden Augen an ihm. Daß er ihr nichts mitgebracht habe vom Gründer Markt, wußte sie; sie wußte ja, daß die Alte die Kasse führte und dem „Jung" die Kreuzer zuzählte; daß er kaum zu einem Maß Bier für sich Geld mitbekommen. Aber ihm waren immer so merkwürdige Dinge begegnet. Die hübschsten Mädchen hatten ihn geneckt, und es bedurfte nicht seiner Einkleidung! Die Sannel wußte ja: was liebt, das neckt. — Er hatte Händel mit den tüchtigsten Burschen gehabt, oder es war nahe daran gewesen. Es war ihre einzige Lust, ihn als den Gegenstand der Bewerbungen von Mädchen und als Gegenstand der Furcht für die herzhaftesten Bursche zu bewundern. Hatte er nun vollends einen Witzbold, der sich an ihm reiben wollte, mit gewandter Erwiderung dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, dann war sie selig. Das schien ihr das Höchste zu sein unter allem; vielleicht, weil ihr selbst das das Schwerste gewesen wäre unter allem.

Ja, siehst du, Sannel, schloß jede Geschichte, Respekt muß sein! Dann sagte sie seelenvergnügt: Ja, Hannes, der kommt dir gewiß nicht wieder zu nah. Du bist doch ein Mordbursch! Und wie wars denn mit der? oder mit dem? Aber red leiser, sonst hörts deine Mutter. Wenn sie käm und säh, du kommst jetzt erst nach Haus, da möcht ich lieber mein blau Kattunkleid nicht wieder in die Kirch anziehn! Dann wieder: Aber

mach, daß du in dein Bett kommst, sonst bist du morgen früh verschlafen, und deine Mutter ist schon so bös, daß du nicht zeitig heim bist kommen! Und doch blieb sie selbst, die ihm vorleuchtete, auf jeder Treppenstufe stehen und verwickelte ihn durch ihre Fragen in neues Erzählen. Vom Kirchturm brummte die Glocke Viertelstunde auf Viertelstunde dazwischen und erinnerte sie an die Flüchtigkeit der Zeit, die aber auch den ganzen Tag über nicht so flüchtig gewesen war. Und der Treppenstufen waren so viel, erst der Stufen bis zum Oberstock, dann kam noch die Bodenstiege; denn Hannes hatte sein Kämmerlein oben auf dem Boden. Da oben auf der Stufe vor der Thür — man stieg unmittelbar von der Bodentreppe in das Gemach — wurde das längste „Ständchen" gehalten.

So auch heute. Soviel hatte der Hannes lange nicht zu erzählen gehabt, und ihre Bereitwilligkeit zu hören konnte nicht größer sein, selbst wenn sie gemeint hätte, ihm einen Dienst damit zu leisten. Mit ihrer Bewunderung wuchs Hannes Größe vor seinen eignen Augen, und in gleichem Maße wuchsen seine Geschichten über die Wirklichkeit hinaus. Sie glaubte unbesehn seiner Erzählung, und er glaubte ihrem Glauben. Er war so überzeugt als sie, daß er ein Mordbursch sei.

Aber nu ists genug für heint, sagte sie endlich. Sie hatte auf der Treppe gesessen, die Lampe im Schoß und die Hand davor, damit der Schein nicht hinunter leuchten sollte auf den Hausplatz vor der Wohnstube. Sie stand auf.

Wie der Schneider immer größer geworden war, hatte auch der Gedanke, den der Schmied ihm heute erweckt hatte, immer mehr Macht gewonnen. Der Gedanke machte ihn schon im Erzählen seiner Abenteuer irre: er war so dringend geworden, daß er ihn dem Mädchen mitteilen mußte.

Noch eins muß ich dir sagen, Sannel. Was meinst du: wenn ich die Heiterethei nähm?

Das Mädchen erschrak, daß die Lampe ihr fast im Schoß umfiel. Die Heiterethei? sagte sie.

Ja, ich wüßt nicht, wer so gut zusammen sollt passen, als ich und sie!

Der Schneider wurde ungeduldig, daß das der Sannel nicht einzuleuchten schien, die doch sonst so verständig war. Er fuhr eifrig fort: Die hat Haar auf den Zähnen, beinahe wie ich. Die bleibt keinem eine Antwort schuldig. Und im Bettstroh verliert man sie auch nicht. Weißt du, sie hat just die rechte Größ; und wenn ich einen Hund halten möcht, so müßts auch ein großer sein. Das ist einmal meine Liebhaberei. Arm ist sie freilich; aber je mehr der Mann vor der Frau voraus hat, desto besser. Das hilft zum Respekt. Meinst nicht?

Das Mädchen wischte sich die Augen mit der Schürze; Hannes dachte an die Heiterethei und sahs nicht.

Ja, eine tüchtige Frau gäb sie schon, sagte die Sannel. Ihre Stimme hatte den schnupfigen Ton, der ein Begleiter weinender Augen ist. Hannes hörte nichts davon. Er hörte nichts, als daß der Rede der Sannel ein Aber folgen könnte.

Du meinst, weil sie wild ist, sagte er rasch, um das Aber überflüssig zu machen. Was ein rechter Kerl ist, der muß was Wilds an sich haben. Eine Schlafmützen kann ich nicht brauchen. Hol der Kuckuck die Schlafmützen! Er hieb in die Luft vor sich hin, als wäre sie voll Schlafmützen, und sah so wild aus, wie ein rechter Kerl aussehen muß. Das sah die Sannel durch das Wasser in ihren Augen.

Und wenn sie noch wilder wär, fuhr der Schneider voll Überzeugung fort, das macht eine Eh erst kurzweilig. Der Mann muß freilich der Herr sein, aber

wenns ihm zu leicht wird, ist doch keine rechte Lust dabei. Du brauchst nicht zu denken, sie könnt zu wild sein für mich. Und wär sie noch wilder, wie sie ist, ziehn wollt ich sie. Denn du weißt, Respekt muß sein! Daß dich der Kuckuck hätt! Ich wollt —

Red nur nicht so laut, Hannesle, bat das Mädchen. Ich glaub dirs ja. Das ist meinem Kummer sein Geringsts, Hannesle. Du bist ein Mordbursch. Aber mir ist gewesen — wenns nur deine Mutter nicht hört, daß du so spät nach Haus kommen bist!

Ei was meine Mutter! sagte der Schneider immer hitziger. Ich wollt, sie käm mir jetzt die Quer. Ich wär gerad aufgelegt, daß ich ihr einmal sagt, was ich denk. Siehst du: ich gäb drei Kreuzer in den Klingelbeutel, wenn sie jetzt raus käm. Ich bitt dich um Gottes willen, Sannel, sei still! Mach die Lampen aus. Die Thür ist gangen, Sannel! Sie kommt! Wenn ich doch den Schlüssel hätt!

Das Mädchen blies in die Flamme, daß ihr das Öl in das Gesicht spritzte. Sie stellte die Lampe neben sich, schob den halbohnmächtigen Hannes an die Wand und trat vor ihn hin. Wäre ein ganzes wütendes Heer auf den Hannes zugerannt, sie wäre nicht auf die Seite gewichen. Sei ruhig, Hannesle, sagte sie; ich mach meinen Rock auseinander; mach dann deine Thür auf und geh in deine Kammer. Ich sag, ich bin rauf gangen, ob du noch nicht da bist. Du sagst: Ich bin um elf kommen, die Sannel ist nicht gescheit — aber sie kommt gar nicht. Hörst du, sie singt und bet und redt mit sich. Bleib nur ganz still, vielleicht schläft sie wieder ein.

Eine Weile war es mäuschenstill. Die alten Bretter hatten nicht das Herz, zu knacken. Nur die Frau Bügel sang in ihrer Kammer: Wer nur den lieben Gott läßt walten! Und sprach dazwischen jammernd: Ach meine Erdäpfel! Meine schönen Erdäpfel! Und

sang: Und baut auf ihn — und jammerte wieder: Meine schönen Erdäpfel am Erlenweg! Singen und Jammern wurde leiser. Bald war alles wieder still; nur die Kuh unten im Stalle, die der Gesang aus dem Schlaf geweckt haben mußte, schnaufte einigemal. Nicht lange, und auch die Kuh schien wieder eingeschlafen zu sein.

Das weiß der liebe Gott, sagte der Schneider noch zitternd. Ich hab Mut wie einer. Hundert Soldaten sind mir nichts. Ich fürcht mich vor keinem Menschen; ich könnt manchmal den Galgenberg umreißen, so hab ich Herz, aber wenn ich die Mutter kommen hör! Die ist doch nichts gegen hundert Soldaten; es muß sein, weil sie meine Mutter ist. Ja, wenn ich nicht so verwünscht gutmütig dabei wär. Die Gutmütigkeit läßt die Courage nicht herauskommen aus dem Sack. Sonst — daß dich der Kuckuck hätt! Siehst du, Sannel, wärs nicht meine Mutter! Sannel, weißt du noch das vierte Gebot von der Schul?

Ja, sagte die Sannel. Sie faltete die runden Hände unter der verlöschten Lampe und betete, als wär sie noch in der Schule und müßte aufsagen. Du sollst Vater und Mutter ehren, damit dirs wohlgeht und du lange lebst auf Erden. Was ist das? Antwort. Wir sollen Gott — und ja, das ist recht von dir, Hannesle, und es wird dir auch noch kommen, wie der alt selig Schulmeister immer gesagt hat. Es ist schon recht, wenn ein Bursch wild ist, wie du sagst, aber gegen Vater und Mutter soll kein Mensch wild sein. Und es ist um so schöner, wenn einer, der sonst ein Mordsbursch ist, Vater und Mutter ehrt. Und wenn du die Heiterethei — aber wie du nur auf die gekommen bist, Hannesle!

Ja, wie man auf so etwas kommt, sagte der Schneider und fühlte sich in seiner Frömmigkeit und im Respekt der Sannel wieder einen rechten Kerl. Und

weißt du: die könnt die Mutter in Respekt halten. Die geht das viert Gebot nichts an. Meine Mutter ist nicht ihre Mutter, und darum braucht sie sie auch nicht zu ehren!

Ja, sagte die Sannel; das ist schon wahr. Du denkst doch alles aus!

Was? lachte der Schneider. Mit den Kräften und der Courage ist auch noch nicht alles gethan. Wenn einer einen rechten Merks hat. Nun hab ich mir gedacht, wie ichs an die Heiterethei bringen wollt, denn die ist schnippisch und spöttisch wie der Teufel. Du könntst einmal, so wie von ohngefähr; nu, du begegnest ihr doch einmal — weißt du?

Ja, ich solls anbringen? sagte die Sannel. An ihrer immer muntern Bereitwilligkeit hing ein schwer Gewicht. Sie streifte es ab, und das klang wie ein tiefer Seufzer. Nu, wenns nicht anders ist, Hannesle, ich will schon, aber bedenk dirs noch einmal. Und nu geh in deine Kammer und schlaf wohl. Ich hätt dich nicht so lang abhalten sollen. Du wirst morgen die Augen nicht können aufhalten, und deine Mutter ist den Abend schon bös gewest. Ich sag, du bist nach elfen heim kommen, sag du auch so. Und wenn das sein soll mit der Heiterethei, so wird sichs ja schicken. Gut Nacht, Hannesle. Ich begegn' ihr schon.

Der Schneider war bald eingeschlafen und träumte einen großen Traum. Er saß auf seiner Brücke und nähte an einem unendlichen Rock. Die Mutter saß ganz still auf ihrem Stuhle, denn die Heiterethei drohte ihr mit dem Finger; und die Heiterethei war noch einmal so groß als die Mutter. An der Thüre stand ein Hund, so groß wie der Mutter Blässe im Stall, und schnaufte wie die. Aber es war doch, als fehlte ihm das beste. Da kam die Sannel aus der Küche herein und freute sich über ihn und sein Glück. Da war alles gut.

Die Sannel aber ging viel langsamer als gewöhnlich die Treppe hinab und klopfte der Kuh nicht den Bug, wie sie sonst liebkosend that, wenn ihr Herz voll war von Glück über all das, was dem Hannesle heute wieder begegnet war, und was er ausgerichtet hatte. Wie langsam ging das Ausziehen, jede Schleife wurde erst zum Knoten. Sie war mit dem Hannesle aufgewachsen vom kleinen Kind an, darum fiel ihr seine Kleinheit nicht auf. Und wuchs er nicht in seiner Haut, so wuchs er in ihrem Herzen. Und so, wie bis jetzt, wär es fortgegangen; anders dachte sie sichs nicht, wenn sie seine Frau geworden wäre; nur daß sie eine Haube trug und Frau Bügel und Frau Meisterin hieß. Wie sie im Bette lag und mit der linken Hand die Thüre ihres engen Gemachs geschlossen hatte, streckte sie sich, so lang sie konnte. Daß sie sich nicht länger strecken konnte, das wars, warum sie so traurig die Treppe heruntergeschlichen, was alle Schlingen zu Knoten gemacht hatte. War sie so groß wie die Heiterethei, hätte sie die Treppe herunterspringen können wie sonst. Da hätte sie nicht die Blässe vergessen. Aber sie strafte sich für ihr Murren, wie sie es nannte, denn die Sannel war fromm. Gott hatte sie geschaffen, wie sie war; es war Sünde, wenn sie mit ihrer Größe nicht zufrieden war. Und was hatte die Blässe gethan, daß sie leiden sollte unter der Sannel Leiden? Die Sannel meinte, das Tier könne nicht ruhig schlafen, weil sie ihm nicht zugesprochen hätte, wie sonst. Sie stand auf und ging zu der Blässe. Es war schlecht, sagte sie zu der Kuh; was kannst du dazu? Du bist mein alt gut Tier! Sie klopfte das Tier auf jeden Bug. Die Kuh machte eine Bewegung und schlief wieder ein. Die Sannel war auch nicht lange mehr wach, als sie einmal wieder in ihrem Behälter steckte. Die Heiterethei wird alles allein wollen machen, sagte sie noch leise vor sich hin. Wenn ich nur wenigstens

da könnt bleiben! Ach wenn ich nur wenigstens da könnt bleiben!

Die Frau Bügel war eine konsequente Frau in allem, innerlich und äußerlich eine geradlinige Frau. Wenn sie einmal ein Ziel in das Auge gefaßt hatte, ließ sie es nicht wieder fahren, und eher wäre eine Kanonenkugel unterwegs umgekehrt, als sie. Aber das Sprichwort sagt: Allzuscharf macht schartig, und: Eine gute Krümm geht nichts üm. Und daß es recht hat, konnte man hier sehen. Ihr ganzes Dichten ging darauf aus, den „Jung“ zu einem rechten Manne zu erziehen. Aber die Strenge, mit der sie ihn zum Fleiße und zur Ordnung anhielt, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Natürlich war er nicht gern, wo er in steter Furcht sein mußte. Er benutzte jede Gelegenheit, sich der strengen Zucht zu entziehen. Und das zwischen Handwerk und Feldbau geteilte Schaffen in dem dörflichen Städtchen brachte dem Greiflustigen solcher Gelegenheiten genug entgegen. Der Frau Bügel Felder lagen in entgegengesetzten Richtungen von der Stadt. Wie war da eine sichere Kontrolle möglich! Und wie viel Wirtshäuser standen wie Mausefallen an dem Wege von dem einen dieser Grundstücke bis zum andern offen! Der Frau Bügel graugrünliche Augen waren scharf, aber durch Häuserwände hindurch konnten sie doch nicht sehen. Dabei hätte sie niemand zu der Einsicht gebracht, ihre Strenge erzeuge und fördere das erst, was sie verhüten und vermindern wollte. So wurde sie nur immer strenger; und dem armen Schneider kam nur das zu gut, daß die eifrige Frau einen so großen Respekt vor dem Spott der Leute hatte, als er vor ihr. So blieb ihre Tyrannei nur eine häus-

liche. Außerhalb ihrer vier Wände war der Schneider sicher vor den Ausbrüchen ihres Zornes. Geschenkt wurde ihm deshalb nichts. Daheim bekam er mit Zinsen, was sie ihm außerhalb schuldig geworden war. Desto verhaßter wurde ihm dies Daheimsein. Und sie erreichte auch nicht einmal ihren Zweck. Die Leute wußten doch, was geschah, und machten sich auf alle Weise darüber lustig. Der Schmied behauptete sogar, der Schneider sei so klein geblieben, weil die Mutter ihn beständig in sich hineingejagt habe. Der Schneider sei eigentlich ein langer starker Kerl, aber er habe sich in sich selber verkrochen und könne sich nun nicht mehr aus sich herausfinden.

Es war noch kaum Tag, als die Sannel schon die Treppe und Bodenstiege hinaufrannte, um an des Hannes Kammerthüre zu pochen. Steh auf, Hannesle; deine Mutter singt schon den zweiten Vers; da zieht sie allemal ihre Strümpf dabei an. Und vermerks nicht, daß du gleich nach elf heimkommen bist. Und wegen der Heiterethei; wenn du dich nicht anders hast besonnen; ich geh hernach einen Gang und begegn' ihr vielleicht.

Nein, sagte der Hannes drin. Was ich geredt hab, hab ich geredt. Aber im Bett ists doch gar zu schön. Ist ihre Stimm zittrig, Sannel?

Ja, entgegnete das Mädchen, schrecklich zittrig. Mach, daß du auf deiner Brücken sitzst, wenn sie rein kommt!

Es ist doch nirgends schöner, als im Bett, sagte der Schneider drin und dehnte sich. Aber sie ist wohl noch im ersten Vers?

Nu nein. Sie hat schon den letzten angefangen gehabt!

Das Mädchen hörte, wie der Schneider aus dem Bette sprang, und war mit drei Schritten die Bodenstiege hinab und in der Küche. Er thuts nicht anders,

sagte sie traurig vor sich hin, mit der Heiterethei. Wenn ich nur wenigstens da dürft bleiben!

Der Schneider schlich auf den Strumpfspitzen die Treppe hinunter; die Pantoffeln zog er erst an der Stubenthür an. Er horchte. Die Sannel sagte eben drin: Es hat noch kein Viertel geschlagen gehabt, da ist er kommen. Und naß ist er gewesen! Er ist in Reick eingekehrt, weil er das Fieber gekriegt hat vom Regen, damit er nur ein bißle warm geworden ist. Und war noch immer naß, wie er kommen ist, und hat mit den Zähnen geklappert, daß es ein Jammer ist gewesen!

Geschieht ihm recht, dem Nichtsnutz, entgegnete die Alte. Und nun wird auch seine neue Kappen verdorben sein!

Sie fing an zu singen, und der Schneider sagte zitternd: Wenn sie nur erst im Haus wär, die Heiterethei! Oder wenn so ein Gesangbuchsvers einen ganzen Tag thät dauern! Dann öffnete er die Thür und ging hinein. Er wußte, so lang der Vers dauerte, den sie sang, war er sicher. Er konnte wenigstens die Brücke erreichen, ehe das Donnerwetter losging. Die Alte sang fort, sie wandte das Gesicht nicht gegen ihn, aber sie erhob den Arm drohend in die Höhe, und ihr ganzes Gesicht zündete sich an dem blauen Feuer ihrer Nasenspitze an.

Der Schneider war schon in voller Arbeit, als die Alte fertig wurde mit dem Vers. Seine Augen hatten sich tief in die Westentasche verkrochen, an der er nähte, um ihrem Blicke nicht zu begegnen, wenn dieser vernichtend auf ihn fiele. Sie aber wandte ihr Antlitz ihm noch immer nicht zu. Sie kehrte sich zu der Sannel, die dem Hannes sich ängsten half.

So ist er doch da, der Nichtsnutz? sagte sie, und nach ihrer sparsamen Weise soviel als möglich in einem Atem. Ich hab gemeint, er wird heut und morgen

nicht aus dem Reicker Wirtshaus herauskommen. Denn ein Wirtshaus ist dem Sapperlot wie der Flieg eine Weinflasche, wo noch naß ist inwendig. Da ist leicht nein kommen, aber schwer wieder raus. An allen Wänden bleiben die Flügel kleben. Ja? Er ist doch da? Hm, hm, hm! Und ich hab glaubt, der Regen hat ihn in ein Mäusloch geschwemmt, und die haben ihn drinnen behalten. Ja, Gott behüt! Wer wird so einen Nichtsnutz behalten? Niemand, als wer einmal mit ihm gestraft ist und muß ihn behalten. Bis er sich ins Zuchthaus geschwemmt hat, da werden sie ihn behalten. Oder sie kriegen ihn bald wieder.

Die Frau Bügel stand auf. Es war für die bereitwillige Sannel ein Schweres gewesen, auf die Fragen der Base nicht zu antworten. Sie hob bei jeder beide Hände auf und öffnete den kleinen Mund, um wenigstens zu zeigen, es sei nicht Mangel an Dienstwilligkeit von ihrer Seite, daß sie nicht antwortete. Aber die Frau Bügel, wußte sie, wollte keine Antwort. Der Schneider that einen Atemzug, so tief und stöhnend, als wüßte er, es ist sein letzter. Die Sannel half ihm atmen. Die Frau Bügel aber ging in der Stube umher, als wäre der Gedanke von dem Mäuseloch ihr voller Ernst gewesen. Sie sah unter Stühle und Tisch und schüttelte das Haupt nach jedem suchenden Blick. Alles schien sie zu sehn, nur den Hannes auf der Brücke nicht, der einen Knopf mit Tuch und Todesangst überzog. Die Sannel half der Base widerstrebend suchen.

Wo wird er nur stecken, der Sapperlot? Soll er zu Haus sein und die gottesfürchtigen Wort hören, die seine Mutter redt? Ja, der wär der Recht. Wo wird er sein? Ja, wenns antworten könnt, wenn seine Mutter fragt, das bös Kind!

Nu, da in eurer Stuben, schluchzte der Schneider. Da auf der Brücken. Ach du lieber Gott im Himmel!

Die Frau Bügel dehnte sich; die Sannel half ihr sich dehnen, aber mit Widerstreben. Die Frau Bügel nahm das Ding herunter, das von den Nägeln an der Fensterwand, das schreckliche Ding. Aber sie suchte fort. Da in der Stuben wär er, da in meiner Stuben? Was? Den müßt man auf seiner Brücken suchen? Prost die Mahlzeit! Im Wirtshaus ist er. Im Tobaksrauch, daß man ihn schneiden kann, da ist er wie der Fisch in seinem Wasser. Und noch ein Maß, Frau Wirtin! Und einen Nordhäuser darauf! Und lustig, mein Wenzel! Und das Eicheldaus sticht. Und o du lieber Augustin? Was? Nicht im Wirtshaus wär der Jung? Nu, wird er reden, der Sapperlot?

Ja, wenn ihrs haben wollt, Mutter. Aber macht lieber los, damits überstanden ist. Aber ihr werdt sehn, ich krieg die Schwindsucht. Alle Leut sagens. Meinetwegen ja, es soll ja das Wirtshaus sein. Und das ist der Eichelwenzel da!

Was? Im Wirtshaus ist er? Und ist er im Wirtshaus? Nu! will mich der Nichsnutz blind machen, daß ich meine eigne Stuben nicht mehr kenn? Und das ist nicht des Herrn Burgemeister seine Westen? Das ist der Eichelwenzel? Und das dort ist nicht mein Schmolkes Schatzkästlein und meine Schlafhauben? Ist das ein Wirtshaus, Jung?

Was soll ich denn sagen, ich armer Bursch? Was ich sag, das ist nicht recht. Nu freilich ist das eure Stuben!

Meine Stuben? So? Und das wär meine Stuben, wo du drin bist? Und du wärst, wo du hingehörst? Und säßt auf deiner Brücken? So erbarm sich der Himmel über so ein sündlich Kind. Aber ich wills ziehn, so lang ich meine Arm kann heben. Ich will nicht schuld sein, wenn er ein Taugenichts wird. Ich will ihm den Wirtshausteufel austreiben, dem Nichtsnutz dem!

Und es hätte nicht an der Frau Bügel gelegen, wenn nur ein Stückchen Teufel in ihm blieb.

Aber die Sannel hatte zur rechten Zeit die Thüre geöffnet. Der Schneider schoß wie ein Pfeil von seiner Brücke herab, quer über die Stube und hinaus, die Treppe hinunter und hielt nicht eher an, bis die Luft der Straße um sein erhitztes Gesicht wehte. Er wußte, nun war er sicher. Er sah sich majestätisch um, gab der Luft einen Klaps mit seiner rechten Faust und rief: Respekt muß sein im Haus. Dann ging er mit Löwenschritten vor dem Häuschen auf und ab, bis eine leise Stimme aus der Thür flüsterte: Sie ist in ihre Kammer gangen, Hannesle; du kannst wieder rauf. Nu ist sie wieder gut!

Die Sannel streichelte dem Schneider die heißen Backen, als er bei ihr im Hausflur stand, und wischte mit weichen Händen den Angstschweiß von seiner kalten Stirn. Sie tröstete ihn, wie nur die Sannel trösten konnte. Sie hätte gern selbst sein Kreuz auf sich genommen. Und hast du dirs überlegt, Hannesle? sagte sie dann. Ich geh aufs Feld. Vielleicht, daß mir die Heiterethei in Weg läuft.

Du gehst in die Erdäpfel, sagte der Hannes, als er wieder auf der Brücke saß. Da geht dein Weg nach dem Gottesacker zu, und ich komm bald nach. Das sind die Erdäpfel, in die ich geh. Und da brauch ich keine Heiterethei dazu. Und auch keinen Hund. Guck mich noch recht an, Sannel; wer weiß, wie bald ich in die Erdäpfel geh!

Das ist Schicksal, Hannesle; deswegen gehst du noch nicht in die Erdäpfel. Und die Schicksal kommen auch von dem, der Essen und Trinken schickt.

Ach Gott! Die Bas am Unterende hat mir immer Hefenklöß wollen schicken; die eß ich so gern. Dumms Zeug von wegen! Mir hat der Herrgott noch kein Stückle Brot, geschweig Hefenklöß geschickt; ich hab

mirs allemal selber müssen verdienen; nicht das Salz dazu hab ich umsonst kriegt. Und das Schicksal hab ich nicht verlangt; wär nur was Guts dran, hernach wärs gewiß nicht an mich kommen. Sannel, Hefenklöß! Aber die Brüh muß fett sein. Und Schnitz und Hutzel dazu. Ach du lieber Gott! Das viert Gebot ist mein Schicksal; wenn ich bald in die Erdäpfel geh, hernach hats das viert Gebot gethan. Wer weiß, ist das die letzt Westen, die ich mach! Guck, da kommt vielleicht der letzt Stich rein, den ich thu. Hernach hats ausgeschicksalt, und ich eß keine Hefenklöß mehr auf der Welt!

So darf man nicht reden, Hannesle! Die Seel ist doch mehr wie Hefenklöß. Und siehste, deine Mutter hat gewiß nichts gegen die Heiterethei. Sags nur der Bas am Unterend, die wirds schon anbringen bei deiner Mutter, und es schickt sich ja wohl, daß ich der Heiterethei begegn'. Das ist hernachen ein gut Schicksal; und die kommen auch, wenn man nur die bösen geduldig erträgt. Wenn du nur denkst, fuhr die Sannel fort, daß dus mit der Heiterethei ermachen kannst. Sie ist doch schrecklich wild!

Was wild! sagte der Schneider. Wenn sie nur Hefenklöß kann kochen! Sannel, da ist kein viert Gebot dabei. Sannel, ich sag dir: du kennst mich! Und Respekt muß sein im Haus! Und wenn ich erst einen großen Hund hab! Denn so ein Knirps von einem Spitzle darfs nicht sein. Und ich geh mit der Heiterethei auf den Schützenhof! Was? Karo, komm her! Aport, Karo! Da wirst du zum Fenster raus lachen. Ich seh dich schon. Und Menschen und Vieh sollen sich verwundern. Mach nur, Sannele, und geh; ich hab schon keine Ruh mehr. Sannele, du kennst mich immer noch nicht!

Die Sannel ging. Sie schüttelte unterwegs wohl hundertmal ihren dicken braunen Zopf. Es war ein

ander Ding mit ihrem Glauben bei Nacht, wenn er heimgekommen ihr eine Stunde lang erzählt hatte, was alles er eben gethan, und sie sich hineingedacht hatte, als hätte sie alles selber gesehn.

Es war Mittag geworden. Der ungeduldige Hannes fragte die rückkehrende Sannel mit den Augen. Sie hatte die Heiterethei nicht getroffen. Den andern Tag war sie glücklicher gewesen. Wenigstens im Finden. Sie wußte sich was auf die Verblümtheit, mit der sie ihre Sache angebracht hatte. Die Heiterethei hatte gesagt, sie wollte den Schneider erst mit in den Zainhammer nehmen und ihn strecken lassen. Aber das würde nicht helfen. Wär er zu strecken, so müßt es das Ding an der Fensterwand schon lange gethan haben. Ich bin aber doch nicht still gewesen, sagte die Sannel, bis sie gesagt hat: Und so ists, und nu ists fertig. Hernachen ists, als hätts der Burgemeister unterschrieben und sein Siegel darauf gemacht. Ich kenn die Heiterethei! Die Sannel war traurig darüber, aber sie war auch froh. Sie wußte nicht, daß der Hannes seine Gedanken, sich vor dem vierten Gebot hinter eine Frau zu retten, die stärker wäre, als seine Mutter, nicht aufgeben würde, aber auch eigentlich froh war, daß die Heiterethei nicht angebissen hatte. Wenigstens sagte er das der Sannel.

Schon gestern ist mirs eingefallen, sagte er. Sie ist doch nicht, wie ich eine brauch. Ihr Kopf könnt um die Hälft dicker sein, und ihre Händ und Füß sind mir auch zu klein. Ich muß eine haben, die einen rechten Kopf hat, denn der Kopf ist doch die Hauptsach am Menschen. Und meiner Mutter ihre Händ, die sind wenigstens noch einmal so lang. Und wenn

eins so kleine Füß hat, denkt man immer, es muß umfallen, wenn mans angreift. Und ich greif einmal zu: was ich anfaß, das muß fest sein, Sannel. Ja, Sannel, es ist gut, daß sie nicht will, und es hätt mich doch einmal gereut.

Das nächstemal, daß sie wieder auf der Bodentreppe saßen und die Sannel die Lampe verbergend auf ihrem Schoße hielt, da war der Schneider einen Kopf länger als er selbst. Nur mühsam hatte er etwas zurück gehalten, was ihm immer über die Zunge wollte.

Und nun kommt das best. Ich habs bis zuletzt aufgehoben, sagte er, wie ichs allemal mach, wenn ich eine rechte Freud hab für dich.

Derentwegen, entgegnete die Sannel, brauchst du dich nicht zu zwingen. Mich freut alles, was du mir sagst.

Nu gut; aber heut auch weiter nix. Ich hab eine, Sannel! Weißt du? Und eine andre, wie die Heiterethei. Und nu schlaf wohl. — Aber ich will dirs doch lieber noch sagen, damit du zu Nacht davon kannst träumen. Aber freu dich nur recht, Sannel. Da setz die Lampen fort, damit du dich recht kannst freun. Und ich will die Jacken runter thun und die Hemdärmel zurückmachen. Aber freust du dich denn auch recht?

Der Hannes verlangte zu viel. Aber was hätte man der Sannel zumuten können, das sie nicht ausgerichtet hätte!

Nu, ich freu mich ja schon, gewiß, Hannesle, sagte sie und setzte die Lampe weg und half dem Hannes seine Jacke ausziehn, damit ja dem Freuen nichts im Wege stand.

Ich mein gar, du flennst schon vor Freud, sagte Hannes. Sie wischte die bittern Tropfen weg und sagte: Ja freilich! Sonst hätte sie ihm die Freude

verdorben. Und einem Menschen die Freude verderben, so viel sie konnte, das konnte die Sannel nicht.

Ja, guck, sagte der Schneider, und das ist eine andre, als die Heiterethei. Die Heiterethei ist vielleicht was länger, aber sie ist nur eine Haselgerten dagegen. Wenn meine erst ein Jahrer zehn von unsern Erdäpfeln am Erlenweg gegessen hat, hernachen ist sie wie die Gringelwirts-Valtinessin. Die hat einen andern Kopf als die Heiterethei, und da kann man sagen: Die hat Händ und Füß! Daß dich der Guckguck hätt, Sannel! Und Haar brandschwarz und dick wie Pferdehaar und steif wie ein gewichster Zwirnsfaden. Kann sein, daß die Heiterethei ein paar Haar mehr hat, dafür ist ein Haar von meiner wie sechs Haar von der Heiterethei. Und das spöttisch Wesen und das Dummgethu, davon ist an meiner nicht so viel, wie auf mein kleinen Finger geht. Und doch alles so resolut. Und ein Narr ist sie in mich!

Es währte lang, eh der Hannes zum Erzählen kam, wie er sie gefunden und die „Sache" sich gemacht hätte. Und wie oft unterbrach er seine Geschichte wiederum mit Schilderungen! Denn die Sannel freute sich doch nicht so sehr, als er gedacht.

Die Geschichte war kürzlich die. Schon ein paar Tage her, wenn er bei Nacht am Bache hin durch die Gerbergasse ging, war ihm, als würfe jemand kleine Steine nach ihm. Er hatte die Heiterethei im Kopfe und sah sich nicht um. Heut, als er sich wieder geworfen fühlte, meinte er: Sollts die Heiterethei sein, und sie hats gereut, daß sie die Sannel abgewiesen hat? Pfiffig, wie er ist, blieb er stehn, bis wieder ein Steinchen ihn traf, und wendete sich dann, so schnell er konnte, nach der Seite zu, woher das Steinchen kam. Der Mond schien hell genug, daß er sehen konnte, die Gasse war leer; nur dort, woher der Wurf gekommen

war, saß eine weibliche Gestalt auf der Steinbank vor einem Hause.

Als ein rechter Bursch, der keinem Mädle gegenüber blöd ist, warf sich der Hannes in die Brust und ging auf die Schwarzhaarige zu, die vor Kichern kaum zu Atem kam. Sie hielt zwar die Schürze vor, aber der Hannes ist nicht dumm. Wenn dich der Guckguck hätt, die ists gewest. Und ist sies gewest, so ists nicht umsonst gewest! Er strich mit beiden Händen seinen Backenbart nach vorn, indem er vor ihr stehen blieb und sagte: Guten Abend, Mädle. Es ist gut, daß deine Stein nicht sind, wie dein Kopf, sonst hätt ich sie besser gespürt. Aber daraus gemacht hätt ich mir auch nicht mehr! Er sagt es nicht, aber sein ganzes Wesen verriet: Er wär einer, und was für einer! Da frag nur einmal die Sannel bei mir. Die weiß, was der Hannes für einer ist!

Das Mädchen sagte: Guten Abend. Mehr konnte es vor heimlichem Lachen nicht sprechen, und der Hannes sah noch immer nichts von ihr, als die schwarzen Haare und daß es eine ansehnliche Gestalt besaß. Aber die Beschuldigung, sie habe ihn geworfen, konnte sie doch nicht auf sich sitzen lassen, oder sie mußte sich wenigstens dagegen wehren. Man weiß ja, wie die Mädle sind, lachte der Hannes in sich hinein, und ihm war, als wär es nirgend schöner als in seiner Haut. Denn nie hatte ihn ein Mädle geneckt, daß er nicht gemeint hätte, es sei bis über den Hals in ihn verliebt. Und weil sie nun doch sich zusammennehmen und reden mußte, so sah der Hannes allmählich das ganze Gesicht unter den schwarzen Haaren, und er meinte, es sei nicht bitter. Die Stirn war nicht hoch, aber desto breiter, und darunter ein paar Augen wie glimmende Kohlen. Nichts war klein in dem Gesicht, das Gesicht selber war es nicht, und Ecken hatte es auch nicht, an denen man sich stoßen konnte. Die konnte es mit seiner

Mutter aufnehmen, meinte der Hannes, die war nach seinem Geschmack und — wer weiß, was wird! Den großen Hund vergaß er auch nicht; er konnte nicht an eine große Frau denken, ohne daß ihm der große Hund einfiel, um sein Glück in Gedanken voll zu machen. Zu der Heiterethei hatte er sich einen schwarzen gedacht; bei der schwarzen Frau mußte es ein weißer sein.

Wer weiß, wer ihn geworfen hat, sagte das Mädchen und lachte immer noch, so viel es sich Mühe zu geben schien, ernsthaft zu seinen Reden zu sehen. Ich hab mehr zu thun. Ich muß an meinen Schatz denken. Und der ist — sie sang nicht: weit, wie es im Liede heißt, und lachte mehr als vorher.

Der Hannes fühlte sich bitter enttäuscht. Er nahm eine kurze Gut Nacht; aber als er sich kaum gewendet hatte, fühlte er sich von neuem geworfen. Und das Mädchen hörte auf zu lachen und sagte eiliger, als es scheinen sollte: Er geht wohl zu seinem Schatz?

Der Hannes dachte: Warum hat sie nicht ausgesungen, wies im Liede heißt? Und fragt mich nun so? Er blieb stehn, wandte sich aber noch nicht wieder nach ihr um.

Ja, ja, sagte sie. Ich glaubs schon, es ist schön, wenn ein Bursch zu seinem Schatze geht. Ich hab keinen und hab noch keinen gehabt, aber zu glauben ist das schon.

Und hast doch an deinen Schatz gedacht?

Nun ja; es ist einer in Gedanken. Es hätt mir nicht daran gefehlt, so wenig, als einer andern, aber mir ist nicht jeder recht. Es muß einer sein, ich weiß wie, aber ich sag es nicht. Er braucht nicht zu fragen. Jedem andern sag ichs, nur ihm nicht. Und geh er zu seinem Schatz; hätt ich einen da drin, ich ging auch zu ihm.

Sie stand auf und wollte ins Haus. Der Schneider hielt sie auf. Seine Arme waren eben lang genug,

sie zu umspannen. Das Mädchen wehrte sich, schlug ihn auf die Hände, wollte sich losreißen, aber er war ihr zu stark. Sie mußte bleiben. Sie mußte sich wieder setzen. Er war glücklich, wie stark er war. Sie war fast außer Atem vom Ringen und hatte Lust zu weinen. Sie dauerte ihn.

Ja, sagte er, wenn ich zugreif, da ists nicht zum Spaß. Aber du bist keine hiesige. Die hiesigen kenne ich alle; ich hätt längst eine, wenn ich eine hiesige möcht. Ja, du möchtst wissen, wo mein Schatz daheim ist. Ich hab dir wohl weh gethan, aber ich kann nicht anders. Das weiß der Guckguck, und wenn ich nur ganz leis zugreif, da giebts blaue Flecken. Und wo bist du denn her?

Von Schackicht, sagte sie. Aber was geht das ihn an. Er hat schon einen Ort, wo er hin denkt!

Hätt dich der Guckguck, Mädle! lachte der Schneider. Mein Schatz ist eben daher. Und er hat schwarze Haar und — ja, ich pack dir nicht alles auf. Aber es ist ein prächtiger, das kannst du glauben. Wenn ich mich nur setzen könnt, ich müßt Stunden lang bei dir sitzen!

Das Mädchen rückte zu. Es kam eben noch so viel Platz heraus, daß der Schneider sitzen konnte. Aber sie mußte ihren Arm um ihn schlagen. Sonst fällt der Branntwein, sagte sie.

Wie er so neben ihr saß, lehnte sein Gesicht an ihrer Schulter, und sie ragte mit dem ganzen Kopfe über ihn weg. Aber er wußte sich dennoch was Rechts. Sie hielt ihn wie ein Kind in ihrem Arm und mußte ihn manchmal an sich drücken, weil er sonst vom Steine gerutscht wäre, wie sie sagte. Dazu rauschte der Bach, und von dem Wasserrad der nahen Kippelmühle schimmerte es wie geschmolznes Silber. Der Mond neigte sich zum Wasser, und das Wasser strebte spritzend hinauf zum Mond. Die dunkeln Schatten schmiegten sich

so bräutlich an die Häuser, die Fenster sogen so durstig den Mondenschein ein und glänzten dann alle, als wär eine festliche Hochzeit dahinter. Dem Schneider fehlte nichts zur Seligkeit, als daß die Sannel nicht da war und sagte: Hannesle, du bist ein Mordbursch!

Ein Wort gab das andre, das das dritte; der Bach war gerade so laut, daß die beiden, eins das andre, aber kein drittes die beiden verstehen konnte. Und als die Zeit des Hausthürverschließens kam, da waren sie einig, was mit ihnen werden sollte. Der Hannesle mußte zur Unterender Base gehn; die mußte die Mutter stimmen, ohne davon zu sagen, daß ihr Auftrag vom Hannes kam, und der schon mit dem Mädchen bekannt war; wie weit es schon zwischen den beiden gekommen, das durfte die Mutter noch weniger wissen. —

Die Bas thut, was ich ihr sag, meinte der Schneider, nachdem er der Sannel alles erzählt hatte. Und Hefenklöß, hat meine gesagt — ihre Leut haben keine gessen, als wo sie gekocht hat. Und nu nimm deine Lampen, und ich will meine Jacken wieder anziehn. Und nu schlaf wohl, Sannele, und denk dir in deinem Bett noch einmal recht aus, was ich dir erzählt hab, damit du dich recht freust!

Das eine brauchte der Hannes der Sannel nicht einzuschärfen; aber das andre wollte nur desto weniger gelingen.

Das Unterend, so heißt ein Teil von Luckenbach; seine Lage hat ihm diesen Namen gegeben. Aber er führt auch noch einen andern; man nennt ihn auch Bettelumkehr. Diese Benennung hat er dem Umstande zu danken, daß er meist aus kleinen, ärmlichen, wenigstens ärmlich aussehenden Häusern besteht, bei deren

Anblick der betteln̈de Arme wieder umkehre, überzeugt, hier sei für ihn nichts zu holen. Hier wohnte die Base, deren der Schneider gedachte. Sie war eine kinderlose Wittib und hatte all ihre brachliegende Liebe in Ermanglung eines bessern auf unsern kleinen Schneider geworfen. Er konnte unbedingt über sie gebieten. Das hatte er für seine Sach benutzt; und so kam eines Tages die Base über die ganze Breite der Stadt zur Frau Bügel am andern Ende geschritten, um ihr mitzuteilen, daß sie ein Mädle gesehen habe, wie für den Hannes und seine Mutter geschaffen. Das geschah denn auch, aber erst nach einer langen Einleitung, wie schlimm es jetzt um die Welt und vornehmlich um die jungen Mädle bestehe, zu welchem Behuf einige Nachbarstöchter zergliedert wurden. Denn gleich auf die Hauptsache zu kommen, das wäre wie ungenötigt am fremden Tische essen, und man weiß in Luckenbach, was „schickerlich" ist.

Da war denn die Base auf einem nötigen Gang durch die Gerbergasse gekommen, und da hatte sie gar nicht anders gemeint, als die Frau Bügel selberts dreißig oder vierzig Jahre vor sich zu sehen, so tüchtig, rasch und repermandierlich war das Mädle gewest; so breit gestirnt und breit gestellt, wie man die Kalben gern hat, denn solche geben einmal tüchtige Küh. Und hengstenmäßig hat sie geärbet.

Die Frau Bügel meinte, wenn das Mädle auch nicht ganz so wär, wie sie selbst gewesen, für den Nichtsnutz von einem Jungen brauche sie eine Tüchtige; das dürfe nicht etwa so eine Ziege sein, wie sie jetzt meist wären, mit weichen Händen und langen Hörnern, die in Vergnügen und Lumpenstaat über ihr Vermögen hinauswüchsen und hernach an jeder harten Wand zerbrächen. Nun, der Metzger kaufe kein Stückchen Vieh unbegriffen, und man könne sie sich besehen, ehe man sie handle. Die schwarzen Kühe möge sie

sonst nicht, sie hätten alle was vom Gottseibeiuns; aber keine Regel sei ohne Ausnahme. Man müsse ihr nur den Schwanz recht beschneiden.

Die Base hatte erforscht, wo das Mädchen diente; es war noch nicht lang hier. Aber es wußte, wo Barthel den Most holt; das hatte die Base aus seiner Antwort gemerkt; und war auch „von guten Leuten."

Die Frau Bügel hatte noch denselben Tag ihren blauen Mantel, mit der weißen Schnur um den Zackenkragen besetzt, umgethan. Sie war so geheimnisvoll gewesen, daß der Schneider, der die Base fortgehn sah, erriet, was sie vorhatte. Sonst hätte ers auch nicht erfahren. Wenn der Handel geschlossen war, da war noch Zeit genug dazu. Der Schneider machte eben ein paar Knabenhöschen. Vielleicht steht der Knabe in seinem ganzen Leben nicht so viel Furcht und Hoffnung aus, der sie tragen wird, als der Schneider, da er sie nähte! Und das Tuch daran hätte sicher solche Spannung nicht ertragen.

Die Frau Bügel aber ging geraden Weges nach der Gerbergasse und zu der Dienstherrschaft der Schwarzhaarigen. Sie hatte sich einen scheinbaren Vorwand ausgedacht und kam nur wie gelegentlich auf das zu sprechen, was sie wissen mußte. Aber die Gerbersfrau war auch nicht dumm.

Die fragt nicht umsonst nach der, dachte sie. Sie wird eine Magd brauchen. Ich wollt, sie braucht eine, da könnt ich den schwarzen Teufel los werden und müßt sie nicht fortschicken. Ich hab ihr schon zweimal aufgesagt, und sie geht nicht; sie thut, als könnt sie mich fortschicken und wär Herr im Haus. Und mit Gewalt bring ich sie, mein ich, auch nicht fort. Sie bleibt doch, und hernach thut sie nur desto wilder. Ich will sie loben, so gut ich kann. Die Schneiderskätter (so hieß die Frau Bügel in Luckenbach) mag hernach sehn, ob sie sie zwingt. Da kommt ein Teufel über

den andern. Sie mag hernach sehn, wie sie sie los wird!

Die Frau Bügel glänzte im ganzen Gesicht, wie sonst nur auf der Nase, als sie das Gerberhaus verließ. Aber eine, wie sie, ging sicher. Sie stieg noch zu einer Nachbarin der Gerbersfrau hinauf. So geschickt sie ihre Sache anfing, auch die erriet, was die Schneiderstätter wollte.

Die will mich ausholen. Die Gerbersfrau hat das wilde Tier gelobt, um sie los zu werden. Ich werd mir auch das Maul nicht verbrennen. Wenn ichs thät, und die erführs wieder, wer weiß, was mir der Teufelsabbiß anthät!

Aber das Gewissen schlug der Nachbarin doch, oder wars ihr zuwider, einen Menschen bloß zu loben? Ja, daß sie tüchtig, fleißig und brav ist, das will ich keinen Hehl haben. Ich weiß auch nicht Schlimms von ihr; ich müßts lügen. Aber es steckt keiner innewendig drinne. Und man kann nur sagen, was man gehört hat, und was man selber meint. Man sagt freilich, kurzstirnige Küh sind gern stößig. Aber das ist auch bloß Gemeints!

Wenns sonst nix wär! sagte die Frau Bügel zu sich, als sie die Treppe hinunter ging. Das ist keine tüchtige Kuh, die nicht einmal stößt. Ich laß mir auch nicht viel an den Hörnern herummachen. Wenn sie nur fleißig und brav ist und recht ärbeten kann; das ists, was ich will wissen.

Und wo sie in der Umgegend noch sich erkundigte, alle sprachen wie die Nachbarin der Gerbersfrau. Sie hatten alle denselben Grund.

Der Jung braucht eine, die tüchtige Hörner hat, sagte die Frau Bügel auf dem Nachhauseweg. Und mein Mann wird sie nicht sein, das ist meinem Kummer sein Geringsts. Aber der Metzger will erst seinen Griff thun, eh er einschlägt. Die Unterender soll mir sie

einmal an einem Sonntag zum Kaffee ins Haus schicken. Ich will sehn, was sie für Zähn hat. Hernacher kanns schon was werden mit der und dem Jung.

Sie ging sogleich zu der „Unterender." So erfuhr der Hannes an demselben Abend noch, seine Mutter sei gar nicht „abstinat gegen die Sach," und sie, die Base, solle das Mädchen für den Sonntag zu einem Kaffee bei der Mutter einladen.

Sag mir nur, wies deine Mutter gern hat, sagte abends die Schwarze zu ihm, als er wieder wie ein Kind neben ihr auf der Ecke der Steinbank saß und ihr gesagt hatte, was er wußte. Es hat jeder Mensch so sein Aparts, und ich machs gern jedem Menschen recht, und wer mich einmal zur Frau kriegt, der hat gewiß nichts verspielt mit mir. Sie hats wohl gern, wenn eine hurtig ist?

Ja, sagte der Schneider, aber wenn du noch ein bißle zurücken könntst, das wär mir recht.

Die Schwarze suchte es möglich zu machen. Da es nicht ging, nahm sie den Schneider in ihre mächtigen Hände und setzte ihn mit einem Schwunge wie ein Kind auf ihre Kniee. Der Schneider wollte einen Arm um ihren Hals legen; sie sagte: Ich halt dich schon; du fällst nicht. Und dazu haben wir noch Zeit genug, was du willst. Es muß nicht immer geleckt sein. Sag mir lieber, wies deine Mutter hält.

Ja siehste, sagte der Schneider, wenn du deinen Kaffee getrunken hast, hernachen mußt du gleich in die Küchen gehn und die Schalen auswaschen. Und wenn du eine Arbeit stehn siehst, mußt du dich gleich darüber hermachen. Und darfst die Küchenthür nicht auflassen, sonst wird sie bös. Und widersprechen darfst du ihr auch nicht, das kann sie absolut nicht leiden. Und darfst auch nicht so laut reden wie sie. Und sie singt gern einen Gesangbuchsvers, wenn du da den

Zweiten dazu könntest singen, ich mein den Baß; da könntst du dich beimachen.

Das kann keine besser wie ich, meinte die Schwarze, ich bin in einem Kantorshaus jung geworden.

Der Schneider sagte noch mancherlei. Zum Lohne wußte sie dann so schön mit ihm zu thun, daß der Schneider nichts wünschte, als die Sannel wäre da und sähe es. Da würde sie sich anders freuen, als wenn er es ihr bloß erzählte.

Mit meiner Mutter, sagte der Schneider, da laß ich mir manchs gefallen wegen dem vierten Gebot, aber sonst, da darf mir niemand in den Weg kommen. Daß dich der Guckguck hätt, Mädle, ich bin einer! Nu, frag nur die Sannel; die weiß, was ich für einer bin!

Ja, sagte das Mädchen, du bist ein Mordbursch. Das weiß ich auch!

Nicht wahr? lachte der Schneider.

Aber wer ist denn die Sannel?

Das ist ein kleines Mädle, entgegnete der Schneider; die ist bei uns im Haus. Sie ist nicht größer wie so hoch. Er zeigte die Höhe eines Kindes von fünf bis sieben Jahren. Aber einen Hund, den müssen wir haben, wie eine Kuh so groß!

Du solltst mir kommen, dachte das Mädchen. Er müßt dich denn fressen. Aber erst muß ich drinne sitzen. Eine Wirtschaft muß ich haben, wo ich Herr bin, und kein andrer Mensch. Und da soll mich keiner wieder herausbringen. Freilich hätt ich gern einen Mann dazu gehabt. Aber warten kann ich auch nicht länger, bis einer kommt. So dachte die Schwarze; aber sie sagte: Was du willst, Hannes. Wenn wirs ermachen könnten, müßtst du auch ein Pferd haben. Wenn ich dich nur einmal sehn sollt auf einem Pferd reiten!

Ja, Mädle, sagte der Schneider, es ist eigentlich

schad um mich, daß ich ein Schneider bin. An mir ist einer verloren. Nu, frag nur die Sannel!

Den nächsten Sonntag darauf nach dem Nachmittagsgottesdienste sah es in der Küche bei der Frau Bügel gar nicht so aus, wie es da sonst um diese Zeit auszusehen pflegte. Da stand eine große Wanne und allerlei Wäsche darin und Seife dabei; und sie stand nicht etwa auf der Bank am Fenster, wohin sie gehörte, sondern auf dem Küchentisch. Auf dem Herde aber war Feuer und zwei große Töpfe dabei mit Wasser. Und sonst heimelte die Küche sonntags um diese Zeit aufgeräumt wie ein Stübchen. Die Sannel hatte all das beschaffen müssen, und sie hätte noch mehr gethan, wenngleich Sonntag war. Aber sie hatte immer mit dem Kopfe dabei geschüttelt; und das that sie noch.

Die Frau Bügel hatte gesagt, sie wollte ein Mädchen probieren, das heute kommen würde. Bestehe das Mädchen die Probe, dann werde es einen guten Dienst erhalten. Wo und bei wem? das sagte sie nicht. Sie hätte nicht soviel zu sagen gebraucht, denn der Schneider wie die Sannel, beide wußten ja, was sie wirklich im Sinne hatte. Aber beide durften sich nichts merken lassen. Am schwersten wurde das dem Schneider.

Paß nur auf, sagte er zur Sannel, so oft die Mutter es nicht hören konnte. Das ist eine! Die ist unter den Mädlen gerad, was ich unter den Burschen bin. Ich möcht gleich mit dir tanzen, so bin ich aus dem Häusle. Es ist gut, daß ich jetzt nichts zu machen brauch; ich könnt die Nadel nicht halten, so süßlich ist

mirs in den Händen. Und meine Füß kann ich nicht still halten; sie fangen von selber an zu hopsen.

Die Sannel sagte nichts. Sie half ihm sich freuen, so gut sie konnte; aber im Herzen war es ihr anders Sie sah immer nach der Thüre; es war nicht bloß die Neugier, die Erwartete zu sehen. Es war ja die Thüre, durch die sie hinaus mußte, wenn die andre einzog. Kam eine junge Frau herein, dann war sie übrig in dem Hause. Sie mochte den Hannes, der nicht daran dachte, in seiner Freude nicht stören. Und erinnerte sie ihn daran, hätte sie das doch gethan. Denn so sehr der Hannes sie über der andern vergessen zu haben schien, sie wußte doch, er würde sie nicht gerne gehn sehen.

Aber es hat kein Pfarrer so lange gepredigt, einmal hat er doch aufgehört. Und das geschah auch diesen Nachmittag. Man hörte die Leute aus der Kirche kommen. Der Hannes stieß die Sannel an, die mit ihm am Fenster stand. Denn da kam „Seine“ mitten unter den Leuten. Sie hatte ein grünes Kleid an und war braun unter dem schwarzen Haar wie eine gutgebackne Brodrinde. Und Schritte machte sie wie ein Soldat. Dazu hätten Augen gepaßt, die keck herauf und herunter und herüber und hinüber gefahren wären; aber die dazu gehörten, hielten sich sittig oder wenigstens klug auf den Boden geheftet. Sie wußten, daß ein Mann eine Art Kartoffel ist, und daß die am ersten einen findet, die fleißig mit den Augen auf der Erde sucht. Die Sannel dachte nur: Die soll hübscher sein als die Heiterethei? Da weiß ich nicht, womit der Hannes das hat gesehn; mit seinen Augen nicht!

Aber es ist auch keine Thüre, die nicht einmal aufginge, und wäre sie noch so lang zugewesen. Gepocht wurde so leise, als die Sannel den Händen von „des Hannes Seiner,“ wie sie sie gesehen, nicht zu-

getraut hätte, daß sie könnten. Die Frau Bügel sagte: Herein!

Das erste, als Hannes Mutter und seine Künftige einander gegenüberstanden, war, daß sie sich gegenseitig mit den Augen maßen, ob die andre wohl ihr Mann sei. Die ists nicht, sagte jede in Gedanken zu sich. Und das war für ihre Unterhaltung gut. Sie wäre sonst zäher geflossen. Einen wunderlichen Lauf nahm sie bei alledem an. Sie ergoß sich über den Herrn Pfarrer, der den Nachmittag gepredigt hatte, floß hart an der Frau Pfarrerin vorbei und verbreitete sich dann über allerlei Getier, wie Kühe und Ziegen, und vielerlei Dinge, als da sind: Brotbacken, Wäsche waschen und dergleichen.

Die Schwarze begann ihre Probe mit dem besten Erfolg. Sie ließ sich zum Kaffee erst im allgemeinen sechsmal und im besondern noch dreimal zu jeder einzelnen Tasse nötigen. Die Frau Bügel nickte sich selber zu: Ja von guten Leuten ist sie her; das sieht man wohl.

Als die Schwarze zum letztenmale leer getrunken hatte und nun mit der Tasse in die Küche ging, da fing die Nase der Frau Bügel an, überirdisch zu leuchten. Sie lachte bei sich selbst: Das ist doch noch eine, so eine von den besten, wie ich eine war. Ich hätt nicht gedacht, daß man jetzund noch so eine findt! Und die Schwarze hätte gewiß ein belobendes Lächeln von der Frau Bügel geerntet, wenn sie nur wieder hereingekommen wäre. Aber sie blieb draußen. Den Schneider fröstelte mitten in der Seligkeit ein Schauder an, denn die Frau Bügel rückte ihren Nasenklemmer. Es ist nix, sagte sie zu sich. Es ist doch nix. So eine könnt ich brauchen, die eine Stund mit einer einzgen Tassen zubringt. In der Zeit hätt ich den ganzen Marktbrunnenkasten ausgewaschen.

Aber in der Küche erhob sich ein Geräusch; da

war es, als wären sechs Wäscherinnen zugleich an der Arbeit. Das patschte und spritzte und seifte und rieb. Dann goß es Wasser zu, und es schien, es wären vier Hände, die das alles thäten; so schnell folgte von neuem das Patschen und Spritzen und Reiben und Seifen auf das Gießen. Die Frau Bügel schlug die Hände zusammen und begann zu singen: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut! Und als nun draußen durch das Patschen, Spritzen, Reiben und Seifen eine tiefe Stimme ertönte und den „Zweiten" sang zu der Frau Bügel scharfem Diskant, da ließ sie die Hände am Leibe herabsinken, und eine Freudenthräne zitterte auf dem zitternden Bärtchen über ihrer Oberlippe.

Als der Vers aus war und noch einer, ging die Frau Bügel an die Küchenthüre, öffnete und rief hinaus: Aber Mädle, ich hab dich wohl zur Wäscherin gedungen? Ob dus liegen läßt und herein gehst. Aber sie sah doch erst eine Weile dem Waschen zu, ehe sie ihr mit Gewalt Einhalt that. Es war wirklich ihre Absicht gewesen, zu sehen, wie der Gast mit der Wäsche umspringe, aber sie meinte nicht, daß das Mädchen ohne Aufforderung zugreifen würde.

Nimm sies nur nicht für ungut, sagte das Mädchen, und wusch immer dabei, wie die Frau Bügel sich ausdrückte, als sollte sie gehenkt werden. Aber ich kann so eine Arbeit nicht sehn; ich muß gleich zugreifen. Es ist recht grob und unschickerlich von mir, daß ich da ungeheißen zugreif; das ist schon wahr, und sie wird bös sein über mich!

Trotz dieses Geständnisses mußte die Frau Bügel Gewalt anwenden, und da wollte die Schwarze nur wenigstens noch den einzigen blauen Strumpf da, dann nur den aber allereinzigen weißen noch waschen, und die Frau Bügel hätte sie doch lassen sollen, da sie einmal darüber gewesen wäre. Endlich aber, da die Frau Bügel fast ernsthaft wurde, was ihr aber

nicht aus der Seele kam, da ließ sie schnell alles liegen und gab nach so vielen andern auch noch die Probe freundlichen, ergebnen Gehorsams.

Als sie aus der Küche kamen, schritt die Frau Bügel so feierlich vor der Schwarzen her, als führe sie nach einem großen Siege einen Triumphzug an.

Die Frau Bügel war nahe daran, so schnell in ihrer „Sachen“ mit dem Mädchen einig zu werden, als der Hannes in seiner mit ihm geworden war. Die Schwarze lief vom Tische noch einmal nach der Küchenthüre, als fürchte sie, die Thüre sei nicht richtig eingeklinkt. Es ist so schlecht, wenn eine Thür aufsteht, und ich kanns gar nicht leiden, sagte sie.

Das war zuviel für die Frau Bügel. An soviel Glück konnte sie nicht glauben, wenigstens nicht an die Dauer eines solchen Glückes. So gar warme und heitre Tag bringen Regen, meinte sie bei sich. Und in solcher Lust hätte sie nicht den kleinsten Handel abgemacht, geschweige einen so großen. Man muß über eine Sach nüchtern werden. Der Rat, der über die ander Nacht kommt, der hat ausgeschlafen!

Wenn du Lust hast, Mädle, zu mir zu ziehn, und deine Herrschaft dich läßt gehn, so kannst du bei mir anziehn, wenn du willst. Red mit deiner Frau, und ich denk, es soll dein Schaden nicht sein! So sagte die Frau Bügel zu der Schwarzen, da diese gehn wollte und versichert hatte, nicht um die ganze Welt möchte sie nur ein Vaterunser länger vom Hause bleiben, als ihr erlaubt sei. Eine Viertelstund früher muß ich daheim sein, das thu ich nicht anders!

Die Schwarze hatte sich das Ende des Besuches anders vorgestellt. Es war alles so gut gegangen, und sie hatte schon gemeint, sie könnte nicht anders heimgehn, denn als Braut. Ihr Gesicht war viel länger geworden, als vorher, wie sie sich empfohlen hatte und die Treppe hinabging. Zum besten laß

ich mich nicht halten, sagte sie zu sich. Und komm ich nur erst da rein und sitz nur erst fest, hernachen will ichs der alten Hex wettmachen! Da verlaßt euch drauf!

Nu, rück ein bißle zu, Mädle, sagte denselben Abend der Schneider. Er hatte die Schwarze, wie gewöhnlich, wenn er kam, auf der Bank vor ihrem Herrenhause sitzend gefunden, aber die Ellenbogen im Schoß, den Kopf auf den Händen, und das alles in eine blaue Schürze gewickelt. Wie er sein Guten Abend, Mädle! gesagt hatte, da wars gewesen, als bekäme, was unter der Schürze steckte, einen Krampf, der Schneider wußte nicht, ob vor Lachen oder vor Weinen. Ich weiß schon, sagte er, du willst hernach recht geschwind auffahren und mich auslachen, wenn ich erschreck. Ja Prost die Mahlzeit; damit mußt du einem andern kommen. Ich erschreck nicht, und wenn das Rathaus einfällt: frag nur die Sannel. Wie du deine Sach heint hast gemacht! Du bist doch auch ein Mordmädle; aber rück ein bißle zu!

Ich hab Platz auf der Bank, sagte das Mädchen unter der Schürze hervor.

Ja, aber ich — meinte der Schneider.

Ich hab Platz. Was geht mich ein andrer an. Ich geh auch niemand an; um ein arm Mädle fragt kein Mensch!

Wie du bist, Mädle! Und meine Mutter ist ganz närrisch auf dich!

Ja, sie kann mich nicht leiden, sagte das Mädchen und schluchzte unter der Schürze.

Nu, wenn die dich nicht kann leiden! Der Schneider schlug die Hände zusammen. Und hat alle Lob und

Danklieder gesungen, wo im alten Gesangbuch stehn. Auf das neu hält sie nichts. Es wär kein rechte Andacht drin. Das im alten, das wär noch der recht Herrgott, vor dem man sich fürchten könnt. Hernacher hat sie uns erzählt, wies ist gewesen, wo der Herr Superndent nicht anders ausgegangen ist, wie im Priesterrock, und anders ist gewest, wie andre Leut; und da wars, als redt sie von dir. Und das will was heißen, denn der gefällt nicht so leicht eine.

Die Schwarze erhob ihr Gesicht und sagte: Nein; sie kann mich nicht leiden, ich weiß. Und es hat sie schon gereut, daß sie gesagt hat, ich soll zu ihr ziehn. Und wenn ich zu ihr bin gezogen, hernacher wird sich schon was finden, daß sie mich fort kann schicken. Nein, ich zieh nicht hin. Ich bin so schon im Gered. Die Leut sind wie die Wölf, wo so ein arm Lamm von einem Mädle ist, die niemanden angehört, und das sich alles muß lassen gefallen!

Der Schneider erschrak. Im Gered? Aber mit wem denn, Mädle?

Nu mit wem? Ich hab wohl zwei? Ja so ists. Nu kommst auch du noch. Und weißts am besten, wer mich ins Gered hat gebracht. Was hast du mich nicht ruhig lassen sitzen nächtens? Ich hab gut gesessen, wie ich hab gesessen. Und nu müßt ich nicht hören, daß du noch fragst und thust, als wär ich schlecht, und es wären soviel, daß man sich müßt besinnen, mit wem ich im Gered könnt sein.

Ja, mit mir, Mädle? fragte der Schneider und war glücklich, daß ein Mädchen mit ihm im Gerede sein sollte, und zwar ein so großes. Er hätte gar zu gern gehört, was die Leute sagten; er fragte das Mädchen danach.

Nu, sagte die, hätt ichs nur könnt denken, ich hätt dich nicht angesehn!

Aber so sag doch nur, drängte der Schneider. Wie sagen denn die Leut?

Und willsts auch noch hören, wie du bist? sagte das Mädchen schluchzend. Nu, daß du ein Schlimmer bist, der alle Mädle närrisch macht und lachst sie hernacher aus. Und nun weißt du, was die Leut reden, wenn dus nicht gewußt hast, und nun geh. Es sind noch genug Mädle auf der Welt, die du närrisch in dich kannst machen. Ich bin nicht närrisch in dich. Und zu deiner Mutter zieh ich nicht. Zum besten laß ich mich nicht halten, von dir nicht und von keinem!

Der Schneider war überglücklich. Das Mädchen mußte ihm noch einmal sagen, wie die Leute von ihm redeten. Ich wär ein Schlimmer? Ich hab noch kein Mädle närrisch gemacht. Und hernacher ausgelacht hab ich auch keine! So sagte er und wollte sich krank lachen, aber in solchem Tone, daß es das Gegenteil hieß. Um mich ist noch keine krank worden. Und sich was angethan um meinetwegen, das hat noch gar keine!

Aber er war überzeugt, alle Mädchen, die in Luckenbach krank waren, die waren das um ihn. Und er besann sich, ob nicht, seit er ein Bursche war, eine in das Wasser gegangen wäre. O daß die Sannel da gewesen wär! Daß die Sannel da gewesen wär!

Aber der Hannes hatte, so „ein Schlimmer" er auch war, doch ein gutes Herz. Die armen Mädchen dauerten ihn alle, aber er konnte nur einer helfen, der, die ihn am meisten dauerte. Und die schluchzte, daß es einen Härtern hätte erbarmen müssen, als er war.

Ja, die Leut haben gesehn, daß du die Abend her bei mir gesessen hast, sagte sie, wenn sie das Schluchzen dazu kommen ließ. Aber nu kannst du sitzen, bei wem du willst. Ich laß keinen mehr neben mir sitzen, als wer vor Gott und den Menschen Meiner ist, wo niemand mehr darüber reden darf. So einen am allerwenigsten, wie du bist!

Aber Mädle, was kann denn ich dazu, daß ich so einer bin? Wenn die Mädle närrisch werden, ich hab noch keine wollen närrisch machen. Guck, und wenn mich eine beim linken Arm zerrt, und eine beim rechten, und an jedem Fuß eine, und an jeder Haarspitzen ein Schock, du bist mir recht; du bist, wie ich eine brauch. Und nu rück zu, Mädle. Du bist mir gut genug. Es giebt ihrer, die noch größer sind und schöner als du; aber wo die Lieb hinfällt, da fällt sie hin; und ich werd Deiner und keiner andern sonsten!

Ja, und so sagst du jeder. Aber ich bin nicht so dumm wie jede. Ich bin zu gut für deinen Spaß. Und ich brauchs auch nicht. Ich brauch keinen zu bitten, er soll so gut sein und soll mich nehmen. Der Müller in Schackigt will mich. Und es sind noch andre, die mich wollen. Ich hab keinen gewollt, aber nu muß ich ihn nehmen, daß ich aus dem Gered komm. Ich hab meiner Frau aufgesagt und kann morgen gehn. Aber zu deiner Mutter zieh ich nicht. Der Müller in Schackigt will mirs schriftlich geben, daß er mich nehmen will. Eher mag ich nichts von ihm wissen. O man wird einmal klug. Ich will nicht noch einmal ins Gered kommen. Und wenn man dann ledig bleibt, da sagen die Leut, man ist nichts wert gewest.

Der Schneider erschrak von neuem. Daß dich der Guckguck hätt, Mädle; was ein andrer thut, das thu ich auch. Frag nur die Sannel. Ich schreibs heut noch, Mädle. Ich hab erst gestern früh wieder Tinten reingethan in mein Tintenfaß; und Papier und Feder hab ich auch in meinem Kasten. Gewiß und wahrhaftig, aber nu rück zu. Von dem langen Stehen wird man müd.

Ists wahr? Und ists wirklich dein ernst, Hannesle? fragte das Mädchen einmal ums andre. Nu, so will ich dir nur sagen, ich hätt mich tot gegrämt, wenn ich den Schackigter Müller hätt müssen nehmen. Nicht

öpper, weil er garstig wär. Er ist nicht ganz so hübsch wie du, aber es sind doch nicht viel Bursch hübscher. Und lang ist er wie eine Stangen, und in der Mitten so dünn. Aber siehst du, Hannesle, das kannst du mir nicht übel nehmen; denn lachst du mich am End aus, so nimmt mich auch der Schackigter Müller nicht. Denn die Bursch in der ganzen Gegend habens auf dich. Sie wollen keine nehmen, die mit dir im Gered ist gewesen. Das thun sie, weil sies ärgert, daß die Mädle lieber dich wollen haben, als sie. Und eine alte Jungfer mag eine doch nicht werden. Siehst du, ich möcht dich gleich erdrücken vor Lieb und Freud. Aber hernach lachst du mich doch aus am End. Ich greif dich nicht eher an und laß mich nicht eher angreifen, bis ich gewiß bin, daß du mich nicht auslachst!

Und sie hielt ihr Wort. Der Mond hat noch lange auf die beiden geschienen, wie sie dort saßen; er kann es bezeugen. Er hat gesehn, wie der Hannes gleich geschrieben hätte, wäre nur seine Tinte und Feder und Papier auf der Gerbergasse gewesen und nicht daheim im Kasten. Aber noch heute wollte er schreiben, und die Sannel sollte es morgen in der Frühe zu der Schwarzen tragen, sowie sie die Kuh gefüttert hätte. Die, wenn die nur heute dabei gewesen wäre!

Ja, die Sannel. Aber wer weiß, ob sie sich gefreut hätte. Sie war ja gar nicht mehr wie sonst. Hätte sie sich nicht mehr über die Sache gefreut, als sie sich über die Erzählung davon freute; da war sie besser daheim.

Der Hannes wollte heute gar kein Ständchen halten. Er stürmte die Bodentreppe hinan, um nur gleich den Schein zu schreiben, den die Schwarze verlangt hatte.

Ja, sonst zieht sie nicht zur Mutter, sagte er zu der Sannel, die ihm riet, sich vorzusehen, oder sich doch nur erst zu besinnen. Und nimmt den Schackigter Müller, und hernach sitz ich da, und das viert Gebot ruht nicht, bis ich in die Erdäpfel gangen bin. Aber du bist auch nicht mehr, wie du bist gewesen; dir wärs recht, wenns nur recht bald all wär mit mir!

Wär ich nicht mehr so, wie ich gewest bin, sagte die Sannel, hernachen ließ ich dich gehn! Sie streichelte ihn und sagte: Gelt, Hannes, du setzt dich erst her zu mir auf die Treppen? Wer weiß, ists nicht mehr oft, daß wir beisammen dasitzen!

Möcht ich wissen, warum? entgegnete der Hannes und ließ sich von ihren weichen Händen neben ihr niederziehen. Sie nahm die Lampe, die sie derweilen hingestellt hatte, wieder auf ihren Schoß.

Guck, sagte sie, wenn man das Licht da sieht brennen, meint man auch, es könnt nicht ausgehn. Ich hab die Tag her allerlei solche Gedanken gehabt. Und einmal gehts doch aus. Und es ist gut, wenn man das vorher weiß. Ich hab dir nichts davon wollen sagen, aber einmal muß es doch sein!

Ich wollt, du sagsts gleich, was doch muß sein, sagte der Hannes. Wenn eins so erbärmlich anfängt zu reden, da kanns einem ordentlich angst werden. Sags doch heraus, was sein muß; du weißt, Sannel, ich erschreck nicht so leicht. Ich erschreck nicht, wenns Rathaus einfällt; frag nur die Sannel. Ja so, du bist ja selbsten die Sannel. Aber Sannel, du könntst mirs vielleicht morgen sagen. Und ists denn so was gar Schrecklichs? Du willst doch nicht gar fort, Sannel?

Ich will nicht fort, sagte die Sannel traurig. Ich bin in dem Häusle gewest und bei dir, so lang ich mich kann besinnen, und von selber geh ich gewiß nicht; da brauchst du nicht zu fragen; das weißt du allein. Aber wenn eine junge Frau rein kommt, hernach bin

ich übrig. Was zu machen ist, das kann eine machen. Und wo ich wüßt, ich verdiens nicht, da könnt ich auch nicht wohnen und essen. Zumal jetzund, wo das lieb Brot so teuer ist, und das Geld so späng. Aber deswegen ists nicht, daß ich sag, du sollst dir die Sach mit der überlegen. Sie sagen, wenn man einmal was unterschrieben hat, hernachen ist man sein eigner Herr nicht mehr; da ist einem die eigne Seel wie versiegelt. Das mit dem Schackigter Müller wird nicht solche Eile haben, sonst wär ihrs früher eingefallen. Guck, wenn die Heiterethei hereingekommen wär, da wär ich ruhiger gangen. Denn die Heiterethei kenn ich, und es ist keine Brävere im ganzen Ort; aber von der weiß man nichts. Man weiß nicht, wer ihre Küh und ihre Ziegen sind. Und wenn sie noch solche Augen hätt, wie die Heiterethei, wo die helle Gutthat heraus leucht. Guck, du mußts nicht ungut nehmen, wenn ichs sag, aber das sind falsche Augen, die die hat. Die hat zweierlei Gesichter, eins für sich und eins für die andern Leut. Hannesle, thu, was du willst, nur verschreib dich der nicht. Und wenn sie den Schackigter Müller heirat, du kriegst noch immer eine andre, und es ist um so besser für dich. Und du weißt, ich thu alles, was die Leut wollen, und thus gern, aber wenn du auch schreibst, der trag ichs nicht hin. Sie hat mir nichts gethan, und ich weiß nicht warum; aber ich weiß so gewiß, als ich die Lampen da in der Hand hab, mit der rennst du in den Geißgraben, Hannesle!

Der Hannes besann sich nicht gerne. Wenn man sich über alles noch lang wollt besinnen, sagte er, da könnt man vor lauter Besinnen nichts thun. Und das ist schlecht von dir, daß du mir da eine Unruh machst, daß ich immer denk, ich muß mich besinnen; und wenn ich mich besinn, so nehm ich sie am End nicht, und hernach nimmt sie der Schackigter Müller. Da ist eins so schlimm wie das ander. Und hernachen — was du

von ihren Augen sagst, das bildst du dir nur ein. Und das von wegen, daß du denkst, du bist übrig und sollst fort, das ist dummes Zeug. Das ist, als wenn du sagst, die Deck da oben, die soll fort, oder der Ofen unten in der Stuben. Und wenns ihr einfiel, das wär ein Wort von mir; und was ich sag, die thuts. Denn Respekt muß sein im Haus. Und da ists viert Gebot nicht dabei. Du kennst mich nicht, wie ich bin. Wenn ich einmal anfang, nu, frag nur die Sannel. Und nu sag nichts weiter; ich halt mir die Ohren zu!

Das that er auch wirklich. Sie stand noch lange vergeblich vor seiner Kammerthür und pochte leise und gab ihm durch das Schlüsselloch die besten Worte. Aber das Heiratsversprechen trug sie nicht hin; der Hannes mußte es durch einen Nachbarsjungen schicken. Dabei schmollte sie nicht und war in allen andern Dingen so willig, ja noch williger, als je.

Die Frau Bügel redete mit der Gerbersfrau. Die war froh, die Schwarze los zu werden, und sagte, diese könne gehen, wann sie wolle, und wenn es gleich jetzo wäre. Solche Gefälligkeit hatte die Frau Bügel von der Gerbersfrau nicht erwartet, und sie hatte ihre Gedanken darüber auf dem Rückweg nach Hause.

Wenn man eine hat, die was taugt, da hält man sie fester. Oder man sagt, sie kann morgen gehn oder übermorgen; ich will mich erst nach einer andern umthun, oder auch, sie soll erst noch das und das im voraus machen, damit man sich eine Zeit allein behelfen kann. Nu, es wird sich alles zeigen. Und wenn sie die best ist, so ists kein Schaden, daß ich sie erst eine Zeit auf die Prob nehm.

Und nicht lange nach der Frau Bügel kam denn auch die Schwarze in das Haus. Sie brachte einen schweren Koffer mit sich; es war aber nicht alles drinnen,

was sie hatte. Das meiste, sagte sie, und das beste sei noch zu Haus in Schackigt bei ihrer Schwester, der Bäckersfrau.

Die Schwarze hatte ein Bett bekommen in dem Schlafkämmerlein der Frau Bügel, aber noch war keine Rede davon, daß die Sannel fort sollte. Der Schneider war überglücklich; es kostete ihn Mühe genug, es nicht merken zu lassen. Nur das gefiel ihm nicht, daß er nicht öfter und länger mit ihr allein sein konnte. Die Frau Bügel schien ihn auch für „einen Schlimmen" zu halten, wie die Schwarze that. Es schickte sich jederzeit wie zufällig, daß sie die dritte war. Aber das kam ihm noch zu gut, daß das Ding an der Fensterwand aus Rücksicht auf die neue Ankömmlingin in Unthätigkeit verfiel. Er wurde ganz übermütig davon. Die Sannel hatte wenig oder nichts mehr zu thun, die Schwarze machte alles, was zu machen war; und es schien, sie hatte daran nicht genug. Die Sannel warf sich es bei jedem Bissen Brot vor, daß sie ihn nicht verdient habe, und aß immer weniger und wurde vor Hunger und Gram ganz blaß. Dennoch that sie alles Mögliche, sich zu freuen, was der Hannes wohl mehr als zwanzigmal den Tag von ihr verlangte. Zeit genug hatte sie dazu.

Die Frau Bügel war in den ersten Wochen fast jeden Tag daran, der Probe ein Ende zu machen, und die Schwarze erwartete das jeden Tag. Sie zwang ihre wachsende Ungeduld und ließ ihren Ärger über die Verzögerung mit Zins auf Zins stehn. Wenn sie einmal fest saß, dann wollte sie sich bezahlt machen für all den Zwang, den sie sich angethan; damit vertröstete sie sich zwei ganze Wochen lang. Länger aber

ging es nicht. Die Galle trat ihr in das Blut und machte ihr die Hände zittern. Wenn sie allein war, dann ließ sie ihren Zorn an ihrer Arbeit aus. Das Geschirre und das Vieh, Kannen und Gelten, Kuh und Ziege mußten ihn entgelten. Das arme Vieh, das an weichere, freundliche Hände gewöhnt war, grämte sich und wurde nicht glatter davon.

Die Frau Bügel, die nichts zu bemerken schien, bemerkte alles. Sie fing an, die Sache zu durchschauen, wenn auch nicht die ganze. Das eine wurde ihr klar, daß die Schwarze sich bei dem Kaffeebesuche verstellt hatte, wenn sie auch nicht begriff, warum.

Aber was hast du nur, Mädle? sagte Frau Bügel. Du siehst die Tag her aus, als hättst du immer all die Zähn zusammen gebissen, und redst kaum, und wenn du redst, so ists, als wenn dir der Ärger die Gurgel verschnüren thät. Hast du den Ärger?

Nu freilich, entgegnete die Schwarze. Meine Leut daheim, wo ich hingehör, da ist so ein alt Fegfeuer, die findt kein End und kein Trumm. Aber zum besten laß ich mich nicht haben, das soll sie nur wissen. Ich hab Geduld, wie sie die Hundertst nicht hat. Aber wenn mirs zu arg wird, ich will das Trumm schon finden.

Ja, sie schicken dir deine Sachen nicht, sagte Frau Bügel, und haben sie schon vor acht Tagen wollen schicken.

Ja, ich will doch sehn, sagte die Schwarze, ob ich krieg, was mir gehört. Nu wart ich nicht mehr lang. Das alt Fegfeuer weiß nicht, mit wem sies zu thun kriegt.

Nu, ich sollt deiner Schwester ihre Schwieger sein, dachte die Frau Bügel, und es kam ihr in die Hände wie der Schwarzen. Ich wollt dir das alt Fegfeuer anstreichen! Die Frau Bügel hatte das eigne, daß sie niemand zornig sehen konnte, ohne angesteckt zu

werden. Wenn sie jemand auf der Gasse oder sonst zanken hörte, da kostete ihr es Mühe, nicht mit dem Zanker zu zanken. Und sie hätte sich gern über die Schwarze hergemacht, aber es war ihr um die Leute. Das Mädchen war ihr schnell zuwider geworden, vielleicht weil sie im Anfang zu sehr von ihr eingenommen gewesen war. Vor der Sannel, die sie kannte, von der sie wußte, die war wie eine verschloßne Truhe, zu der sie den Schlüssel hatte, versteckte sie ihre Meinung nicht. Sie hatte auch die falschen Augen der Schwarzen bemerkt. Die Sannel meinte bei sich: Wenn die Bäs die nur früher hätt weggekriegt! Nu ists zu spät. Nu hat der Hannesle sich der verschrieben, und ist sein eigner Herr gewest, und seine Seel ist wie versiegelt. Und ich wollt, ich stürb, denn nu ist doch keine Freud mehr für mich auf der Welt!

Das Unerquickliche des Zustandes nahm nicht ab, mit jedem Tag wurde er verbißner. In der Frau Bügel so gut wie in der Schwarzen Herzen hatte sich der Zunder gesammelt; es bedurfte nur eines Funkens, so standen sie beide bald in vollem Brand. Und wo das Schicksal einmal Zunder gesammelt hat, da weiß es auch einen Funken hineinzuschlagen.

Die Frau Bügel begann daran herumzureden, es sei zu wenig zu thun, und es wären zu viele Leute im Haus. Die Schwarze verstand nur zu gut, was sie meinte. Daß der Schneider nichts vermochte im Haus und durch ihn nichts durchzusetzen war, das wußte sie lange: das hatte sie ihm gleich zum erstenmal angesehen. Und sie war gar nicht die Person, die einen Vollzieher ihrer Thaten brauchte. Sie wollte nicht warten, bis man sie gehn hieße.

Und so stand sie eines Morgens in ihrer ganzen Breite vor der Frau Bügel. Und diese schien ihr noch nicht breit genug; sie nahm die gewaltigen Arme zu Hilfe, die sie in ihre Seiten stemmte. Dann sagte sie

kurz, als sei sie nicht gesonnen, große Umstände zu machen: Und wie ists nu? Wird nu einmal ein End? Nu bin ich beinah drei Wochen in dem armseligen Häusle. Und ich bin nicht reingezogen, um einem alten Fegfeuer ihre Magd zu sein. Ich will nu wissen, wie ich dran bin!

Die Frau Bügel stand sprachlos. Dem Schneider auf seiner Brücke kam ein Schauder an vor seinem Schatz. Er hielt die Nadel wie versteint in die Luft.

Ich will nu wissen, fuhr die Schwarze fort, ob ich werd zu meinem Recht kommen. Länger zum besten halten laß ich mich nicht!

Die Frau Bügel wurde endlich „ihrer Hörner mächtig.“ Sie war nicht die Frau, die sich lange daran herum machen ließ. Das sagte sie der Schwarzen. Die aber versicherte, sie fürchte sich nicht. Sie wüßte eine Tolle bei den Hörnern zu packen. Und sie sei in ihrem Recht.

Das da ist meine Stuben, sagte die Frau Bügel, und da ist kein Recht drin, als meines. Und ich will dir zeigen, was da für ein Recht drin ist. Da ist ein Recht drin, daß ich nauswerf, was nicht rein gehört. Ich hab mir dein Gesicht lang genug lassen gefallen. Du bist meine Magd, und ich kann dich fortschicken, wenn mirs gefällt!

In der Stuben da hab ich soviel Recht als ihr, sagte die Schwarze ruhig, weil sie ihres Vorteils bewußt war. Und ich frag nu, wenn das erst Aufgebot gehalten wird?

Die Frau Bügel verbiß ihre Wut. So tapfer sie war, vor tollen Menschen fürchtete sie sich. Und die so redete, mußte toll sein. Sie wollte das Fenster öffnen und um Hilfe schreien.

Aber die Schwarze nahm sie bei den Armen und hielt sie fest. Die Frau Bügel war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die Schwarze drückte ihr Fleisch

und Knochen zusammen. Solche Kraft hat nur ein toller Mensch. Die Frau Bügel war eine starke Frau und wußte, wie man drücken kann, wenn man nicht toll ist. Das, was sie empfand, ging weit darüber hinaus.

Nu bin ich die Gesichter satt, sagte die Schwarze und freute sich über ihren Triumph. Die Frau Bügel sah nun, daß sie ihr Mann nicht war. So leid ichs nicht länger. Es giebt nur ein Gered unter den Leuten, wenn Brautleut so lang vor der Hochzeit in einem Häusle beisammen sind. Den nächsten Sonntag muß das erst Aufgebot sein, und den Sonntag über drei Wochen ist die Hochzig. Und wenn niemand anders zum Pfarrer geht, so geh ich. Ein End muß sein!

Die Frau Bügel war nahe daran, selbst konfus zu werden. Die Schwarze sprach wie eine Tolle, und sprach doch auch, als wäre sie bei Verstand. Ein zufälliger Blick auf den Schneider brachte sie dem Verständnisse näher. Der Jung hat kein gut Gewissen. So ist alles Betrug gewest. Aber ich will dich, du Nichtsnutz! Da bin ich erst noch dabei!

Was hast du gemacht, Jung? fragte sie ihn drohend.

Ja, was hab ich gemacht? sagte der Schneider voll Angst. Ich bin doch nu ein Bursch — der von Nachbars ist sechs Jahr jünger und hat gefreit! Der Schneider war ein geteilter Mensch. Daß er sah, die Schwarze ließ die Mutter nicht über ihn, das beruhigte ihn; und das hatte er ja gewollt. Deshalb hatte er ja die Schwarze hereingeschwärzt in das Haus. Aber zugleich dauerte ihn die Mutter. Daran hatte er vorher nicht gedacht.

Und da thut der Nichtsnutz noch, als müßt er dabei sein, wenn er soll frein. Das ist meine Sach. Da hat so ein Jung sich nicht drein zu mischen. Das geht dich nix an, wen du sollst frein. Und so schlecht du bist, Jung, für so ein Hackstock bist du noch zu gut.

Da wird nix. Und die da macht nu ein End und packt sich. In meinem Häusle ist niemand-Herr als ich. Sonst will ich den Polizei lassen kommen!

Gut, sagte die Schwarze, ohne sich zu rühren. Und wenn das alt Fegfeuer da den Polizei nicht läßt kommen, so laß ich den Polizei kommen. Da ists, wenn das alt Fegfeuer kann lesen!

Thu ihr ihre Brillen her, wandte sie sich zu dem Schneider. Der gehorchte, vergaß aber nicht, sich in gehöriger Entfernung zu halten. Und das war klug von ihm.

Die Schwarze aber zog ein vielmal gefaltet Papier unter ihrem Halstuch hervor, machte es an ihrer Schürze glatt und hielt es der Frau Bügel vor die Augen.

Die Sannel hatte es dem Hannes wohl gesagt: Wer so was unterschreibt, ist sein eigner Herr nicht mehr, und hernachen ist seine Seele wie versiegelt. Der Schneider fühlte einen Druck auf seiner Seele, als stecke sie unter einer Siegelpresse. Aber er tröstete sich: Wenn sie nur einmal sieht, es ist nicht anders, hernach wird sie sich schon beruhigen!

Das ging aber nicht so schnell. Erst war die Frau Bügel erschrocken, daß ihre Nase all ihre Farbe verlor; dann erholte sie sich und sagte: Was so ein Jung schreibt, das ist nix geschrieben. Was so ein Jung ohne seine Mutter macht, das ist nix und gilt nix. Ich kann einer die Eh versprechen, denn ich bin eine Frau, aber so ein Jung kann nix. Und da hat der Zimmermann das Loch gelassen!

Ei, ich weiß so eins, sagte die Schwarze höhnisch, wo die Leut wissen, wenn sie nein kommen, aber nicht, wenn sie wieder raus kommen. Und das ist im Turm, und da hat der Büttel den Schlüssel dazu. Und wenn einer mündig ist, da gilts, was er hat geschrieben. Der dort braucht keinen Vormund in den Gerichten, aber sie braucht einen. Und wenn sie was schreibt, da muß

ein Kurator dabei sein. Und nu will ich ein End und geh auf der Stell zum Pastor!

Aber noch ergab die Frau Bügel sich nicht, so wenig mehr sie gegen die Giltigkeit der Verschreibung aufbringen konnte. Sie sagte: Recht so. Und der Jung kann mitgehn. Aber in mein Häusle soll er mir nicht wieder kommen. Und wenn ich einmal sterb, so vermach ichs der Sannel. Hat ers ohne mich geschrieben, so kann er auch ohne mich sein, der Nichtsnutz der!

Die Schwarze lachte. Ja so dumm, wie man selber ist, darf man die Leut nicht meinen, sagte sie. Das Häusle kommt von seinem Vater, und das bißle andre Hab und Gut ist auch von ihm. Und nu ists alles dem Hannes, und nu fragt sichs nicht, ob sie mich will rein lassen. Nu ists die Frag, ob ich sie rein laß. Denn in meinem eignen Häusle laß ich mir nicht auf der Nasen tanzen!

Die Schwarze zog sich zum Ausgehen an. Und das that sie so, daß man auch sehen sollte, sie sei nun der Herr im Haus.

Die Frau Bügel war ganz in sich zusammen gebrochen. Sie klagte es Gott und der Welt, wie unerhört ihr mitgespielt würde. Und wie schlecht es sei, sich so durch Lug und Trug in ein fremdes Haus hineinzustehlen.

Ja, sagte die Schwarze und lachte dazu. Und so ein Schiebkarrn von einem Häusle wars auch der Müh wert. Ich hätt eine Wirtschaft können bekommen, die hundertmal so viel wär wert gewest. Um solch Armutei trägts auch aus, so viel zu reden. Mich hats sechsmal gereut gehabt. Aber ich hab einmal meinen Kopf aufgesetzt gehabt. Es ist den Ärger nicht wert, den ich hab einfressen müssen. Aber ich will ihn schon wettmachen; da hab ich mir die Hand darauf geben!

Der Schneider hörte von alledem nichts. Er dachte nur an den Augenblick, wo die Schwarze hinausge-

gangen und er hilflos in der Gewalt seiner Mutter sein würde. In der Angst, nur fortzukommen sagte er: Ich geh mit. Und da die Schwarze nicht wartete, so lief er, Jacke und Weste, die er noch nicht hatte anziehen können, in den Händen der Gehenden auf dem Fuße nach.

Ein junger Fürst, der einen Thron besteigt, oder ein neuer Minister pflegt, wie man sagt, alles auf den Kopf zu stellen, was sein Vorgänger auf die Füße gestellt hatte, und was auf der rechten Seite lag, auf die linke zu legen, und umgekehrt. Und vielleicht hat das sein gutes, wenn der große ewig schlafende Leib des Alltags, den man Schlendrian nennt, gezwungen wird, seine gläsernen Augen einmal aufzuthun. Schaden wenigstens wird es ihm nichts, denn er macht sie doch gleich wieder zu. Und einem Volke, das oft Dreimännerwein trinken muß, ists sogar nötig, daß es manchmal auf die andre Seite gewendet wird.

Das Schicksal widerfährt aber auch dem kleinsten Häuschen, wenn eine junge Frau ans Ruder kommt. Da darf nichts das alte Gesicht behalten. Ein Beleg war das kleine Häuschen fast am Ende von Luckenbach. Eine Thüre oder ein Fenster aufzulassen, war unter der vorigen Regierung ein Hauptverbrechen gewesen, jetzt versahs eins bei der Regierung, wenn es ein Fenster oder eine Thüre schloß. Die vorige war eben eine Kabinettsregierung, die eine große Scheu vor der Öffentlichkeit trug; die nunmehrige scheute sich weder vor der Öffentlichkeit noch sonst vor etwas auf der Welt.

Zwei Tage lang war ein Rücken von Schränken, Tischen und Stühlen, ein Hin und Herlaufen, Herüber

und Hinübertragen, daß Kuh und Ziege unter dem Lärmen nicht wußten, was sie denken sollten. Und ein lautes Schelten und Pantoffelklappen, wovon der Lehm in den Wänden in Angst geriet. Hatte die Schwarze damit beabsichtigt, die Frau Bügel mürbe zu machen, so war ihr die Absicht gelungen. Die Schwarze fuhr in dem Häuschen umher, wie die wilde Jagd, und die andern Bewohner hatten an nichts zu denken, als ihr auszuweichen. Der Frau Bügel war jeder andersgerückte Stuhl oder Tisch wie ein Stück von ihrem Herzen losgerissen. Aber wagte sie, ihr Haupt zu erheben, dann redete die Schwarze davon, daß zu viele Leut im Häusle wären, und die Frau Bügel tauchte wieder unter. Das alte Häuschen war ihr an die Seele gewachsen, wie der Schnecke ihr Haus, und wo es angewachsen war, da saß ihr Leben. Wer da durchgeschnitten hätte, hätte es auch zerschnitten.

Ein Glück für die andern wars, daß die Schwarze meinte, sie habe sich genug geplagt auf der Welt; besonders sich Gewalt genug angethan, in das Häusle hereinzukommen; sie wollte es nun auch genießen. Zunächst begann sie, was sie früher am Schlafen versäumt, nachzuholen. Die Sonne hatte ihr Tagewerk halb vollbracht, wenn die Schwarze ihres anfing. Die Stunden, die sie länger im Bette verbrachte, als eine Hausfrau soll, waren für die Frau Bügel das am Tage, was der Pfaffenschnitt an einem Gänsebraten ist. In diesen Stunden, wo die Sonne des Hauses noch nicht aufgegangen war, stand die Frau Bügel als Mond an des Hauses Himmel. Da schien das Alte wieder hergestellt, und die Frau Bügel regierte wie früher; nur daß diese Regierung sozusagen auf den Strümpfen ging, um die Schwarze nicht zu wecken. Da war auch die Sannel heiterer als sonst. Diese hatte wieder die ganze Arbeit auf dem Halse, und das war ihr eben recht. Die Schwarze behandelte sie, als wäre die

Sannel ihre Magd, und plagte sie, wie sie nur konnte. Aber die Sannel übersah das. Sie war ja nun nicht mehr übrig im Hause. Sie mußte nun wenigstens nicht mehr hungern; sie hatte wieder den Mut, zu essen, weil sie ihr Essen wieder verdiente.

Der Hannes hatte sich eine andre Lust dabei gedacht, wenn er mit dem großen Mädchen über die Gasse zum Pastor gehn würde, das Aufgebot zu bestellen. Es war ihm dazu nicht leicht, mit der Schwarzen Schritt zu halten. Wer die beiden daherkommen sah, lachte. Einer fragte: Nu, Mädle, wo willst du mit deinem Schneider hin? Andre riefen: Mach, Hannes! Häng dich an ihre Schürze, sonst reißt sie dir aus! Der Schneider ärgerte sich nicht darüber. Er war solche Reden gewohnt. Er sah sich um und fragte mit den Augen: Nu, ist das eine? Er sah, wie sie in ihren Herzen meinten, hätt man das dem „Jung“ zugetraut, daß er sich an so eine macht! Die Eitelkeit kam wieder über ihn, und er vergaß für den Augenblick, daß ihn seine Mutter dauerte, und daß er an seinem Schatze und seinem Glückstraume irr geworden war.

Seht nur, wie klein der Schneider ist, lachte ein Gassenjunge dem Paare nach. Der Hannes sah zurück und sagte stolz: Und nimmt doch so eine große Frau!

Zu Hause war es anders mit ihm. Nicht, daß er sich nicht über die Größe seiner Braut gefreut hätte. Aber, sagte er zur Sannel, das viert Gebot, das hats auf mich abgesehn. Ich möcht nur wissen, was ich dem vierten Gebot hätt gethan. Nu ist die Mutter noch schlimmer, wie sie sonst ist gewest, und Meine liegt in ihrem Bett. Wenn ichs Meiner sagen thät, die litts gewiß nicht. Aber nu dauert mich wieder die Mutter, und da bin ich wie zwischen Thür und Angel. Wer weiß, was Meine der Mutter thät, wenn sies wüßt!

Und das ist auch recht von dir, sagte die Sannel, deine Mutter hat schon genug von Deiner zu leiden.

Ach, Hannesle, wenn du nur nicht aus dem Regen bist unter die Traufen kommen, wie die Leut sagen! Was einmal ist geschehn, davon soll man das best reden, aber ich wollt doch, Hannesle! Ich weiß doch, was ich wollt, wenn ichs auch nicht sag!

Eines Tages, die Schwarze genoß noch der wohlverdienten Ruhe oder war wenigstens noch nicht aufgegangen am Himmel der Wohnstube, und die Frau Bügel glänzte noch bläulich über dem Horizont, pochte es an die Thüre, und auf der Frau Bügel Herein! folgte eine fremde Gestalt dieser Weisung. Das war nicht leicht, denn der die Thüre gebaut, hatte offenbar dabei nicht an eine solche Gestalt gedacht. Es war ein junger Mensch, der das vielleicht dreimal darüber hatte, was dem Hannes am Soldatenmaß fehlte. Dabei war er hübsch gewachsen. Etwas phlegmatisch schien er zu sein; er sah sich erst in der Stube um, und dann sagte er sehr langsam: Ihr Diener, Frau Meestern!

Die Frau Bügel erwiderte den Gruß und fragte, was er wolle.

Eben so langsam wie vorhin sagte der Mensch: Da unten bin ich einem recht chemütlichen Mädel bechechnet: die chehört wohl ins Haus?

Es wird die Sannel gewest sein, dachte die Frau Bügel und sagte: 'S kann wohl sein. Wenn er weiter nix will, hätt er sie selber können fragen.

Unterdes hatte der Blick des Menschen auf dem Schneider geruht, der, sobald er das gemerkt hatte, sich ein rechtes Ansehn gab. Was das für ein Eulenspiegel ist? dachte der Schneider.

Der junge Mensch hatte wirklich etwas vom Eulenspiegel in seinem Gesicht. Die Hauptsache darin war ein gewisses phlegmatisches Behagen, darauf ein Schalk zu sitzen schien, aber ein sehr gutmütiger. Aber vielleicht sahen die blauen Augen nur so schalkhaft aus,

weil sie wie aus einem Versteck hervorlugten. Den Versteck bildeten die vollen, nur leise geröteten Backen, die sich beim behaglichen Lächeln in die Höhe schoben. Und dies behagliche Lächeln stand so versprechend und ausdauernd da, wie ein freundlicher Gastwirt in der weißen Schürze vor seiner Gasthofthüre.

Eechentlich komm ich, sagte der Mensch, als ein Schneidercheselle, der bei den Meestern herumfracht, ob nicht irchendwo Arbeit für ihn ist.

Donner! sagte der Schneider in seinen Gedanken und hüpfte unwillkürlich auf seiner Brücke. Eine große Frau hab ich, wenn ich noch so einen Gesellen dazu hätt! das wär noch anders wie ein großer Hund!

Die Frau Bügel hatte eine Ahnung, ein loser Vogel müsse den Gesellen dahergeschickt haben. Sie sagte barsch: Wir brauchen keinen. Er kann wieder zu dem gehn, wo ihn hergeschickt hat!

Der Geselle schien nicht gern zu gehn. Der kleine Meister schien ihm Spaß zu machen; vielleicht war auch das „chemütliche Mädchen“ im Spiel. Oder es erlaubte ihm nur sein natürliches Phlegma nicht, sich schneller nach der Thür umzuwenden, als er that. Er ergriff eben die Klinke der Stubenthür, als die Schwarze im Osten der Kammerthüre aufging und ihre ersten Strahlen ihn beleuchteten.

Der Gesell dachte: Sollte das das chemütliche Mädchen sein? und wandte sich wieder um, und dasmal etwas rascher. Er sah, er hatte sich getäuscht. Die abermalige Wendung bedurfte eines Vorwandes, und er sagte: Also es ist keine Arbeit für einen Chesellen?

Der Schwarzen gefiel der Bursche, und sie mußte ihm zeigen, daß sie hier Herrin war.

Wo ist denn der Gesell daheim? fragte sie.

Eechentlich, entgegnete der Gesell, in Delitzsch und uneechentlich in Magdeburg. Ich war meiner Mutter nicht lebendig chenug, da sollt ich in der Fremde

lebendig werden. Aber der eechentliche Grund: Ich soll mir eine junge Meesterin holen. Sie ist selber aus der hiesigen Chegend und meint, hier wachsen die besten.

Die Frau Bügel bereute es, daß sie ihn so barsch abgewiesen habe, und gab durch ein Nicken kund, seine Mutter habe recht und sei eine, dies versteht. Freilich dachte sie nicht an den jungen Wuchs, nur an sich selbst, und da hatte des Gesellen Mutter recht.

In dem unternehmenden Gemüt der Schwarzen aber ging ein Gedanke auf. Nach dem guten Anzug des Gesellen mußten sich seine Leute wohlbefinden. Sie lud ihn ein, sich zu setzen, damit er die Ruh nicht nausträgt, und da er guter Leute Kind zu sein scheint.

Es cheht noch, sagte der Gesell. Meine Mutter hat zwei Häuser in Delitzsch und eins in Magdeburg, und das Cheschäft cheht auch nicht schlecht. Vater habe ich keinen nich mehr. Und das Cheschäft führt mein Onkel.

Das ist wohl auch ein Reicher? fragte die Schwarze.

Das nich, erwiderte der Gesell. Er ist arm, aber tuchendhaft, und da haben wir ihn chewissermaßen als Vater anchenommen.

Nu, meinte die Schwarze, es ist just nicht so notwendig, daß wir einen Gesellen einstellen, aber weil der Mensch so anständig ist, so kann mans schon machen.

Also kann ich kommen, sagte der Gesell und empfahl sich höflich. Draußen auf der Treppe schnippte er mit den Fingern. Er besaß die Beobachtungsgabe, die so häufig die Mitgift und die Entschädigung des Phlegmas ist. Diese hatte die Lücken der Erzählungen, die ihm von diesem Hauswesen gemacht worden waren, ziemlich vollständig ergänzt. Ein paar Wochen lang, meinte er, könnte er sich wohl den Spaß machen, da Geselle zu sein. Auf den Lohn brauchte er nicht zu sehn, denn was er von seinen Umständen erzählt hatte, war nicht erlogen. Er wär gern dem chemütlichen Mädchen

noch einmal begegnet und ging deshalb noch langsamer, als seine natürliche Art war. Nu, sagte er in der Hausthüre, was heute nich ist, das ist morgen. Und pressiert bin ich nich.

Die Schwarze aber meinte: Das wär ein andrer für mich, wie der dort. Bin ich da hereinkommen, kann ich auch wohl dort hinein. Der Gescheitst scheint er nicht. Ich probiers. Der dort und das armselig Häusle da bleibt mir immer noch gewiß. Aber bin ich nur erst dort drin, dem Unkel will ich weisen, wo er hingehört!

Der Gesell war eingetreten und hatte besser Wetter mitgebracht. Die Schwarze hatte ihn neckend ausgefragt, was für eine er am liebsten frein würde. Sie müsse wohl tüchtig auftreten können, da sein Hauswesen so groß sei.

Ja, sagte der Gesell, unser Hauswesen ist chroß chenug, und eine chroße Frau wär nicht übel. Aber nach der Chröße allein frag ich nich. Chemütlichkeit und Sanftmut hat den chrößten Reiz für mich.

Von dem Augenblick an war die Schwarze die Chemütlichkeit und Sanftmut selbst. Aber auch den alten Fleiß suchte sie wieder hervor. Das Zwischenreich der Frau Bügel nahm ein Ende, die Schwarze stand wieder mit der Sonne auf. Das Haus befand sich dabei nicht schlechter. Ging das Zwischenreich auf Strümpfen, so wandelte die neue Regierung der Schwarzen gar wie auf Handschuhn.

Siehst du, Sannel, sagte der Schneider, als sie zufällig allein beisammen waren; das hab ich gewißt. Sie hats nur übel genommen gehabt, daß die Mutter sie hat erst wollen probieren. Sie hat mirs gesagt.

Aber ich hätts auch nicht länger mehr so mit angesehn. Denn Respekt muß sein im Haus. Und sie ist mir jetzt noch nicht so recht, wie ich sie will haben. Du sollst dich wundern, Sannele, wie ich die noch zieh!

Und wirklich that er das. Je nachgiebiger sich die Schwarze zeigte, desto höher schwoll sein Übermut. Zuletzt mußte sie ihm die Schuhe bringen und die Stiefeln auszziehn. Mit jedem Tag nahm er sich mehr heraus. Und das schien ihr eben recht zu sein. Je mehr er verlangte, und je trotziger er auftrat, desto williger schien sie zu werden, desto sanfter und demütlicher zeigte sie sich.

Der Schneider war glücklich. Da siehst du, Sannel, was beim Besinnen raus wär kommen. Nu wär sie in Schackigt, und das viert Gebot thät noch immer mit mir machen, was es wollt! Sannel, wenn dir einmal was einfällt, besinn dich nur nicht drüber!

Die Sannel sagte nichts, aber sie schüttelte bedenklich den Kopf. Der Schneider sah es nicht vor dem großen Hunde, an den er dachte. Eine große Frau, ein großer Gesell, ein großer Hund! Denn aller guten Ding müssen drei sein, sagte der Schneider.

Eins gefiel dem Schneider nicht. Die Schwarze, so sanft, dienstwillig und geduldig sie sich zeigte, wich seinen Liebkosungen aus. Besonders vor dem Gesellen. Es ist eine Schand, sagte sie, wenn ein fremder Mensch dabei ist! Waren sie allein, dann setzte sie ihn wohl auf ihre Kniee und schaukelte ihn, wie man mit einem Kinde thut. Dabei hielt sie ihn so weit von sich ab, daß alle seine Versuche, sie zu umfassen, mißlingen mußten; wollte er sie küssen, dann hielt sie ihm lachend das Ohr hin; wollte er sich damit nicht abspeisen lassen, dann wurde sie wohl ärgerlich und sagte: Nu laß mich ungeschoren. Spiel du mit deiner Nadel oder mit deinen Läpplen; ich hab mehr zu thun. Und daß du vor dem

fremden Menschen nicht thust, als wenn wir Brautleut wären. Ich schäme mich sonst!

In acht Tagen ist unsre Hochzig, sagte der Schneider, und da erfährts die ganz Stadt, wers noch nicht weiß!

Damit hats Zeit, meinte dann die Schwarze. Damit dann die Leut denken, man kanns nicht erwarten? Und wenns erst im Winter wird, das ist immer noch Zeit genung!

Mit dem Gesellen war die Schwarze anders. War sie einmal mit ihm allein, dann klagte sie, was sie im Hause dulden müßte. Meine Leut wollen einmal, ich soll den nehmen. Und ich bin so ein dumm Ding, das alles thut, was die Leut wollen. Hundert Mädle an meiner Stell thätens nicht!

Chewiß, sagte der Gesell, chewiß. Ich habs manchmal für mich chedacht!

Nu, ich kanns immer noch machen, wie ich will. Ich bin immer so ein sanft Mädle gewest. Mein Fräle hat oft gesagt: Du mußts einmal gut kriegen, du verdiensts. Aber Wort sind Wort, und es geht doch, wies will! Sie seufzte tief.

Der Gesell mußte etwas von der Natur der Sannel haben. Er seufzte mit. Was noch wird, sagte er, das kann man so chenau nicht wissen. So was kommt manchmal wie vom Himmel chefallen.

Ja, wenn ich hübsch wär. Nach der Sanftmut, da fragen die Männer heutzutag nicht!

Der Gesell zuckte dann die Achseln, aber nicht zu der Schwarzen Mangel an Schönheit, sondern zu der Thorheit der Männer heutzutag.

Nu, wenn Sie nicht hübsch sind! Da weiß ich nich. Aber so ne Großmutter ist nich auf den Kopf chefallen. Und — und — mir hat so was cheträumt. Ich chlaube, ich bin nich umsonst in das Haus da chewiesen worden. Es cheht manchmal wunderlich in der Welt!

Mehr war mit allen Künsten nicht aus dem Gesellen zu bringen. Und es gab keine Kunst, die die Schwarze nicht anwandte. Sie äugelte, strich sich an ihm herum, hatte immer etwas an ihm zurechtzurücken, seufzte und wurde so chemütlich, daß dem Gesellen hätte angst werden können. Er mußte ihr von daheim erzählen. Dann ließ sie in Gedanken ihre Ungeduld an dem armen „Unkel" in Telitzsch aus. Und die Ungeduld wurde manchmal zum Zorn, daß ihr die Hände zitterten und sie sich in ihrem Herzen an dem Gesellen selber vergriff. Hatte sie ihn nur erst, dann wollte sie ihn schon aus seiner Ruhe heraus jagen, die sie jetzt so sehr ärgerte. Die Schwarze ließ sich nicht zum besten halten. Und doch schien er es darauf anzufangen.

Jetzt war in der That der Schneider der Herr im Hause. Viele Tage vergingen, und man hörte ihn nicht auf der Gasse schreien: Respekt muß sein im Haus! Die Neugier, wie das kommen möchte, führte ihm manchen neuen Kunden zu. Bald hatten er und der Gesell, wie man sagt, alle Hände voll zu thun. Die solchergestalt den Haushalt in der Nähe gesehen, konnten nicht genug erzählen, was es für eine Lust sei, dem kleinen Meister und seinem großen Gesellen zuzusehen. Sie erzählten allerlei Geschichten, wovon sie Zeugen gewesen sein wollten. Da hieß es, der Schneider steige, wenn er mit dem Gesellen reden wollte, jederzeit auf die Brücke, um dabei auf ihn herabsehen zu können. Einmal habe der Schneider gefragt, warum der Gesell die Hand ausstrecke, so oft er mit ihm rede. Der Gesell habe gesagt: Na, 's wär doch schade um den guten Meester, wenn er herunterfallen thäte. Die Brücke ist hoch, und da ists, damit ich zuchreifen kann, wenn er

chetorkelt kommt. Der Schneider sei zornig geworden und habe im Eifer des Scheltens dem Gesellen mit der Elle vor der Nase herumgefochten, das Gleichgewicht darüber verloren und sei wirklich in die Lappen unter der Brücke gefallen. Der Gesell habe phlegmatisch gesagt: Na, hab ichs nich chesagt? Und gerufen: Aber Meester, wo liegt er denn eechentlich? Unter den chrünen oder chelben Lappen da?

Die Bemühungen der Schwarzen um den Gesellen waren zu handgreiflich, als daß sie nicht hätten bemerkt werden sollen. Der Frau Bügel erregten sie einen harten Kampf. Wenn auch das Häuschen nicht mehr das ihre sein sollte, so fühlte sie doch des Häuschens Ehre als die ihre. Und sie wäre gewiß zu deren Verteidigung aufgetreten. Aber klug, wie die Frau Bügel war, dachte sie: Wenns der Schwarzen gelingt, wird man sie los. Und weil sie es wünschte, so glaubte sie, der Schwarzen werde es gelingen. So viel Verdruß es ihr auch machte, daß die Schwarze in solchen Reichtum hineinkommen sollte, und so gern sie das gehindert hätte. Darum hielt sie sich ruhig, that, als sähe sie nichts, und sagte auch dem Schneider nichts davon, der in seiner Eitelkeit wie taub und blind war.

Auch die Sannel hätte in ihrer Unschuld vielleicht nichts gemerkt, wäre sie noch so beschäftigt gewesen als sonst. Vielleicht war auch ohne ihr Wissen Eifersucht im Spiele und machte ihr die Augen, die sich sonst so geneigt zeigten, überall nur Liebes und Gutes zu sehen, schärfer. Der Schneider mußte mancherlei Andeutungen von Fremden hören. Einmal sagte er zu der Sannel: Die Leut wollen mir was zu Gehör reden. Das merk ich, denn dumm bin ich nicht; was, Sannel?

Die Sannel war zu ehrlich, die Meinung, um die man sie fragte, zu verschweigen. Aber, wie sie gewohnt war, den Hannes in allem bei sich zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen, sagte sie eifrig: Nein, du

bist ein gescheiter Bursch, Hannesle. Und wo die Leut meinen, es ist Dummheit, da ists manchmal nur zu große Gutthat bei einem.

Nu, du redst doch auch beinah wie die Leut, sagte der Schneider. Sodaß es klingt, als thätst du was damit meinen, und wolltst doch nicht sagen, was. Was die Leut haben, das weiß ich; das ist nix als der reine gelbe Neid. Es darf nur einer ein glücklicher Kerl sein, da sind sie gleich da; und was der best Rock ist und von der Nadel weg, da solls verschossen sein, und die Knopflöcher sind nicht recht umnäht, und die Taschen sind zu klein, und sollts nur der Henkel sein, als wenn der nicht lang könnt halten. Der Gesell, das ist ein talketer Kerl, und ich weiß auch, was eine an einem Burschen mag. Vor so einem brauch ich mich nicht zu fürchten. Und sie müßt nicht ein Narr sein in mich. Ich bin doch ein Kerl; was, Sannel?

Ja, das schon, entgegnete die Sannel. Aber es hat eins das lieber, und das ander das. Und der Gesell ist schon einer, den ein Mädle lieb gewinnen kann. Und nu hat er drei Häuser und ist ein reicher Mensch, und das ist doch auch nichts Gerings. Und wems um ein Häusle zu thun ist, dem sind drei lieber wie eins. Und wenn er die drei kann haben, da läßt er das einzig stehn! Nein, Hannesle, du mußt nicht so ein Gesicht machen!

Wenn ich das wüßt! Sannel, wenn ich das wüßt, Sannel, der Gesell thät mich dauern. Aber wenn einer in der Wut ist, hernachen fragt er nach nichts! Der Schneider fragte nicht, obs der Luft weh that, die er mit Fäusten schlug, als hätte sie drei Häuser, und ein Mädchen könnte sie schon lieb gewinnen.

Aber es ist dumm Zeug. Sie ist die Liebetät selber.

Ja, sagte die Sannel, seit der Gesell da ist und hat gesagt, er wollt eine Frau aus unsrer Gegend, und es müßt eine sanfte sein. Da ist sie auf einmal

sanft geworden. Ach ich wollt, Hannesle, ich wollt um deinetwillen, der Gesell nähm sie; aber ich denk nicht, daß er sie nimmt. Es wär gut für dich, Hannesle, es wär besser für dich, wenn dichs auch erst ärgern thät.

Mordsapperment, und daß dich der Guckguck hätt, Sannel, nu wirds schrecklich. Solch eine Geschicht hat noch nicht im Schackigter Kalender gestanden, wie das eine wird. Weißt du, wie die, wo das Bild davon ist dabei gewest!

Der Sannel wurde es bange. Ach Gott, Hannesle, du hast doch nichts Schlimms vor?

Wenn einer einmal so weit ist, sagte der Schneider, hernachen hört alles auf. Sannele, ich weiß noch nicht, was wird, aber wenns wird, hernachen wirds was Schrecklichs. Du weißt nicht, was ich für einer bin, wenn ich anfang. Wenn ich anfang, hernachen hats aufgehört. Frag nur die Sannel. Und erschreck nicht, Sannel, wenns wird.

Die Sannel that, was sie konnte, ihn zu besänftigen; es war vergebens. Er lief nach der Wohnstube. Die Sannel eilte nach, aber die Thür war hinter dem Schneider ins Schloß gefallen. Die Sannel klinkte vergeblich; es ging nicht auf. Sie wußte nicht, ob sie rufen sollte. Sie lauschte in ihrer Angst am Schlüsselloch, aber sie hörte nichts.

Der Geselle war allein in der Wohnstube gewesen. Er saß und nähte. Der Schneider lief zur Brücke und schwang sich hinauf.

Nu ists aus, sagte der Schneider, nu ists aus!

Der Gesell griff phlegmatisch in die Tasche und brachte sein Schnellfeuerzeug hervor. Er betrachtete den Meister verwundert.

Das, was aus ist, sagte der Schneider gewaltig, das kann nicht wieder angezündt werden!

Ja, sagte der Gesell, der Meester hat seine Pfeife

auscheraucht. Ich dachte, sie wär ihm bloß 'ausche-
changen. Nu, da ist zu helfen!

Ja, von wegen, sagte der Schneider mit schrecklicher Stimme und schien mit der Faust auf den Deckel seiner Pfeife zu schlagen, aber eigentlich schlug er auf den Gesellen. Wem da die Pfeifen nicht ausgeht! Aber ein End will ich machen. Meine Braut, das ist meine Braut. Weiß er das?

Ach, der Meester ist doch nich char eifersüchtig? fragte der Gesell. Die Müh braucht der Meester sich nich zu cheben!

Ich kann mir so viel Müh geben, als ich will, sagte der Schneider außer sich. Ich bin der Meister, und er ist mein Gesell. Ich laß mir nicht vorschreiben, was für eine Müh ich mir soll geben. Ich geb mir eine Müh, was für eine ich will. Und das geht keinen Menschen was an, geschweig meinen Gesell. Und wenn er nicht still ist, so ist mirs nicht zu viel, ich schmeiß ihn zur Thür da naus!

Na, sagte der Gesell phlegmatisch, ich hätte doch chemeint, das wär dem Meester zu viel. Er müßte chedenken, es auf zweimal zu machen.

Der Schneider focht mit beiden Händen in der Luft. Der Geselle hatte bemerkt, dem Meister war die Pfeife wirklich ausgegangen; er hatte ruhig ein Hölzchen in Brand gesteckt, ein altes Stück Kleidermaß angezündet und hielt es dem Meister auf den Tabak. Während dieser seine Pfeife mechanisch in Brand setzte, aber mit schrecklichen Gesichtern andeutete, daß deshalb der Friede noch nicht geschlossen sei, fuhr der Geselle fort:

Na, und ich dächte, der Meester hätte mir einen bessern Cheschmack zuchetraut, als daß ich mich um das alte schwarze Cheschöpfe sollte bemühn. Da kann der Meester ruhig sein. Das kann keinem vernünftigen Menschen ins Chehirn kommen, wo so ein chemütliches Mädchen zuchechen ist. Ich bin weit herumchekommen,

aber so hübsch hab ich noch keine chesehn, wie die Sännel da bei ihm im Hause; das müßt ein ander Frauchen cheben!

Dem Schneider ging zum zweitenmal die Pfeife aus. Er vergaß seinen ganzen Zorn über einem neuen Gedanken. In dem Lichte eines heiratbaren Mädchens hatte er die Sannel noch gar nicht gesehen. Der Gesell, wußte er, wollte sich eine Frau holen. Es kam ihm die Angst, er möchte die Sannel wollen, und diese Angst zeigte ihm mit einem Blicke, was er bis jetzt nicht gesehen. Die Sannel wuchs ihm wie durch Zauberei in einem Nu von einem kleinen Mädchen zu einer mannbaren Jungfrau auf, die heiraten konnte; und in dem Entzücken des Gesellen sah er erst, wie schön die Sannel war.

Der Geselle schien etwas von dem zu merken, was in dem Schneider vorging. Er sagte: Na, nu wird der Meester doch auch auf die eifersüchtig sein. So chroß und stark der Meester ist, aber zwei für einen sind doch zu viel.

Die Schwarze war dahinter gekommen, daß die Sannel dem Gesellen gefiel. Nun waren wieder zu viel Leute im Haus, und die Sannel erhielt den Befehl, ihre Sachen zusammen zu packen und zu gehn. Das gab einen harten Strauß. Der Schneider hätte die Sannel nicht gehn lassen, auch ohne das neue Licht, das ihm der Geselle aufgesteckt hatte. Dafür wollte er den Gesellen fortschicken, und die Schwarze wollte ihn behalten. Der Kampf brach erst, als nach dem Feierabend der Gesell in die Herberge gegangen war, wo er schlief, in volle Flammen aus. Nun konnte die

Schwarze die Klauen zeigen, die sie unter den Sammetpfötchen der Verstellung verborgen hatte.

Und das leid ich nicht, sagte der Schneider, und der Gesell muß fort. Da ist ein Wort wie hundert!

Ja, sagte die Schwarze; ein Wort von dir ist nix, und hundert sind auch nix. Der Gesell bleibt da, und ich will sehn, ob mir eine in meinem Häusle soll bleiben, wo ich nicht will haben!

Respekt muß sein im Haus, schrie der Schneider. Und eh die Sannel raus soll, da kannst du ehnder gehn!

Die Schwarze schlug auf ihr Halstuch, auf die Stelle, wo das Heiratsversprechen steckte. Respekt? lachte sie; wenn du mich nicht thätst dauern. Du willst mich ziehn? Weil ich dir die Schuh hingetragen hab und hab dir die Stiefel ausgezogen? Denkst du denn, es ist mir was an dir gelegen?

Und hast dir doch Müh gegeben, bis du mich hast gehabt, sagte der Schneider. Ja, da hast du anders geredt, du falsche schwarze Katz. Weißt du noch, auf der Bank in der Gerbergassen? Und du hättsts verdient gehabt, ich hätt dich lassen sitzen und ich wär so gewest, wie du da hast gemeint. Und nu willst dus mit dem Gesellen machen, wie dus mit mir hast gemacht!

Die Schwarze sah ihn verächtlich an. Du bist auch der Kerl danach, daß du dich mit dem Gesellen vergleichst. Und die möcht ich sehn, die du hast lassen sitzen. Und meinst du denn, wenn ich den Schackigter Müller hätt können haben, ich hätt dich genommen? Und wenn ich nicht dein Häusle hätt gewollt? Dich nähm keine andre mit dem Häusle, geschweig gar ohne. Da nähm eine hundertmal den Gesellen, und wenn die Kleider nicht sein wären, wo er auf dem Leib hat, als dich mitsamt deinem Häusle. Was denkst du denn? Denkst du denn, daß dich ein Mädle mag? Und die müßt was anders im Gesicht haben, wo die Augen sind. Denkst du denn, dich nähm eine, die sich was

aus den Leuten macht? Wo die Jungen hinterdrein schrein, wenn man mit dir über die Gaß geht, und die Leut bleiben stehn und lachen! Und denkst du denn, ich hab dich für einen Mann angesehn? Da wollt ich mir lieber einen aus der Schule holen; da sind größere und stärkere als du. Und bildst dir doch ein, man soll Respekt haben? Die Katz möcht ich sehn, die Respekt hätt vor dir, und wär sie erst sieben Tag alt. Und wenn das Kätzle seine Klauen herausthut, da läufst du davon, wie ein Schneider. Und nu läßt du mich gehn und bist froh, wenn der Gesell mich nimmt, und du wirst mich los. Du sollst sehn, wie dirs geht, wenn du machst, daß der Gesell was merkt. Bei Tag sollst du auf deiner Brücken schwitzen, und die Nacht steck ich dich in den Kleiderschrank. Da kannst du die Mäuse verjagen und schreien: Respekt muß sein im Kleiderschrank!

Damit ging die Schwarze hinaus und schlug die Thür als Siegel unter ihre Rede.

Als später die Sannel herein kam, um Abschied zu nehmen, fand sie den Schneider vor einem Stuhle knien. Seine Arme lagen auf dem Polster und sein Kopf auf seinen Armen. So hatte er schon lange gelegen. Die Sannel sah an der Bewegung seines Kopfes, daß er schluchzte. Sie kniete neben ihm nieder und wollte liebkosend sein Gesicht aufheben. Er ließ es nicht geschehen.

Sei gut, Hannesle, sagte die Sannel wie eine Mutter; steh auf und sei gut!

Ja, daß du mich auslachst, schluchzte der Schneider. Die Jungen schreien hinter mir her, und die Leut bleiben stehn und lachen. Es ist kein Mädle, wo mich mag, mich armen Bursch!

Du wirst dir doch nicht so was lassen weismachen? sagte die Sannel und weinte vor Mitleid. Und kannst denken, ich lach dich aus?

Nu, bist du nicht deswegen kommen? schluchzte der Schneider. Du bist falscher wie alle!

Ich bin kommen, sagte die Sannel tief bekümmert, weil ich fort muß. Ich bin so lang in dem Häusle gewesen; es ist mir immer noch, als könnts nicht sein. Ich hab nicht daran gedacht bis jetzt, daß es könnt sein, ich müßt einmal fort. Ich hab dirs gesagt, und du hasts nicht wollen glauben, und nu ists doch!

Du willst fort, Sannel? fuhr der Schneider mit dem Kopf vom Stuhle auf und hernach mit den Knieen vom Boden. Du willst fort, Sannel? Du willst fort?

Ja, ich muß, sagte die Sannel.

Ja, nu gehst du fort, schluchzte der Schneider; es soll auch kein bißle Trost bei mir bleiben. Wenn einer einmal im Elend ist, hernachen hilft ihm keiner; da stoßen sie einen immer tiefer nein. Nu wird auch der Ofen fortgehn da in der Stuben, und der Keller unter dem Häusle, und hernachen bricht das ganze Häusle zusamm, und das ist mir eben recht, wenn michs nur erschlägt. Aber die schwarz falsch Katz müßts auch erschlagen: da wollt ich lustig sein. Das wär eine Hochzig, wie ich sie möcht! Du denkst, das ist nicht mein Ernst? O, ich bin einer — frag nur die Sannel. Juhu! Hochzig! Aufgespielt, ihr Musikanten; und nu, Häusle, krach!

Die Sannel war außer sich, als sie den Schneider so reden hörte. Und er tanzte noch zu seinen Reden und schlug mit den Armen um sich wie besessen.

Ach Hannesle, du wirst doch nicht überschnappen? rief sie.

Die Angst des Mädchens um ihn that ihm wohl. Es hing doch ein Mensch an ihm. Er faßte sich zusammen und sagte: Nein, Sannele, da müssen doch noch andre Püff kommen. Und du bleibst, Sannele, oder wenn du gehst, geh ich mit. Die schwarz Katz

mag das Häusle behalten; ich geh mit dir, Sannele, ich geh mit dir!

Nein, Hannesle, sagte das Mädchen: das geht net. Siehste, was soll denn aus deiner Mutter werden? Und das arm Häusle, wenn seine Leut alle weggehn? Und die vom Amt, die werdens auch nicht leiden. Du mußt ans viert Gebot denken, Hannesle!

Das viert Gebot! Es wär an den andern neun genug gewest, es hätt nicht auch noch das viert gebraucht. Das viert Gebot, das ist wie ein Kreuz, an das ich geheft bin gewest, seit ich mich kann besinnen. Und jede Stund den Tag hat ihren Nagel nein geschlagen. Ich hab müssen geboren werden, damit das viert Gebot was gehabt hat, womits hat können spielen, wie die Maus mit der Katz. Wenn ich der Papst wär, ich ließ 's rausschneiden aus dem Katechismus. Aber wo willst du denn hin, Sannel?

Guck, sagte das Mädchen; aber du mußt gescheit sein, Hannesle, und mußt mich ruhig anhören. Jetzt geh ich zur Unterender Bas, die wird mich wohl eine Zeit bei sich behalten. Und der Magdeburger will mich frein. Er will heim, und hernach will er wieder kommen und mich holen. Er hat mirs gesagt. Noch den Tag will er zum Pastor und wills bestellen.

Der Schneider brach zusammen. Erst konnte er nicht reden. Der Sannel zerbrach fast das Herz, wie er in der Stubenecke auf dem Boden saß und in seine kleinen Hände weinte, wie ein kleines Kind.

Recht, sagte der Schneider, und da kann er gleich meine Leich mit bestellen. Das viert Gebot soll sich verrechnet haben, wenns hat gemeint, es will mich noch lang thürängeln. Geh, Sannele, ich bin nicht bös auf dich. Ich verdenk dirs nicht. Der Magdeburger, das ist einer, und ich bin keiner. Das ist ein großer, schöner Mensch, den ein Mädle lieb kann haben, und das viert Gebot hats auch nicht auf ihn abgesehn. Nein, sei

still, Sannel, du brauchst nix zu sagen. Ich verdenk dirs nicht; ich weiß, mich kann kein Mädle lieb haben auf der Welt. Ich hab immer gesagt, was ich für einer wär, und hab groß gethan, als wenn ich auch einer wär wie die andern Bursch. Ganz da drin in meinem Herzen hab ichs wohl gewußt, daß ich nicht so einer bin gewest. Und ich hab nur so gethan, damit ichs vergessen wollt, daß ich nicht so einer bin. Von Kind an haben die Leut über mich gelacht, und die Kinder haben hinter mir her gespottet, und ich habs müssen hören, daß ich nicht bin, wie ein andrer Mensch. Und ein Mensch bin ich doch gewest, und ein Mensch hat doch eine Seel im Leib, und wenn der noch so klein ist und so schwach; und die Seel verlangt nach andern Menschen, daß sie was auf ihn halten und haben ihn lieb. Mein Vater selig und meine Mutter haben keine Freud an mir gehabt, und wenn andre über mich haben gelacht, da haben sie sich geärgert, und da wars, als wär ich schuld daran und hätts ihnen zum Trotz gethan, daß ich so klein war und so schwach. In der Schul ist mirs schlecht gangen. Und hernachen: siehst du, wenn ein junger Bursch einen neuen Rock kriegt, so weiß er sich was und läßt sich drin sehn. Ich bin allemal traurig gewest, wenn ich einen hab kriegt, und hab mich mit versteckt, wie ich nur hab gekonnt. Denn hernachen haben die Leut auf mich gesehn, und da wars, als hätten sies vergessen gehabt oder gar nicht gewußt, daß ich so klein war, und sie würdens nun erst weis. Und da ging der Spott wieder von frischem an. Da hab ichs wollen vergessen, daß ich so klein bin gewest und nicht wie die andern Leut. Ich dacht, so lang ich nicht dran denk, denken auch die andern Leut nicht dran, und hab gethan, als dächt ich, ich wär wie die andern Leut. Aber da habens die übel genommen und haben gemeint, sie müssen mich demütigen, daß ich mir ein-

bilden wollt, ich wär wie sie. Guck, Sannel, die weichst Hand wird hart, wenn sie immerfort harte Ding angreift, und so ist mirs auch gangen. Ich bin den Spott gewohnt worden und hab doch gethan, als wär ich was Rechts. Ganz dadrin nur hat mirs wehgethan, und das hat nicht aufgehört, weh zu thun, wenn ich hab gedacht: Ich kann nix dazu, und warum hat mich der lieb Gott nicht größer und stärker gemacht. Manchmal ist mirs gewest, als wär er wie die Leut, und hätt selber seinen Spott an mir, und hätt mich so gemacht, damit die Leut über mich sollten spotten. Und da ist mirs nur wohl gewest bei dir. Siehst du, Sannele, all die Freud, die ich gehabt hab auf der Welt, die ist von dir kommen. Und der lieb Gott wird dirs vergelten, was du hast an mir gethan. Und vor dem lieben Gott bin ich auch nicht schlechter, als die andern Leut sind!

So sprach der Schneider aus seiner Ecke. Die Sannel war neben ihn gekniet und wollte ihn immer unterbrechen, aber er litt es nicht. Nun er fertig war, begann die Sannel.

Aber Hannesle, sagte sie und legte ihre Hände wie beteuernd auf seine Kniee. Das war nicht nötig. Die Sannel brauchte niemand zu versichern, sie meinte es, wie sie rede, der sie hörte und sah. Aber Hannesle, sagte die Sannel, du denkst dirs nur, daß du so ewig klein bist, wie du meinst. Und es ist ja gar nicht wahr. Wenn ich sagen thät, du wärst mir drum nicht vorkommen wie die andern, ich müßts lügen. Der Gesell ist ein guter Mensch, und ich hab gedacht, wenn ich nicht bei dir und in dem Häusle da kann bleiben, so ist der Gesell mir lieber, wie ein andrer. Aber nicht wie du. Und wenn ich nur da könnt bleiben, mir wärs doch tausendmal so lieb. Dort, wo er her ist, sind die Leut anders wie bei uns, und ich bin fremd, und da in dem Häusle bin ich von Kind an

gewest. Siehst du, Hannesle, du bist schlecht, daß du mir nicht willst glauben. Ich hab keinmal daran gedacht, daß du so klein bist, und wenn ich daran gedacht hätt, das hätt nichts geändert. Und bist du klein, so ist mirs eben recht, daß du so bist. Und da gefielen mir eher die andern Leut nicht, daß sie nicht so sind wie du, geschweig, daß du mir nicht sollst gefallen, weil du anders bist als die andern Leut. Und wenn dirs so sehr anthut, wenn ich den Gesellen nehm, so muß ichs ja nicht. Sei nur gut, Hannesle. Siehst du, auf die Leut darfst du nichts geben, die wissen ja nicht, wie du bist; aber ich weiß von klein Kind an, wie du bist, und da mußt du nicht traurig sein. Denn, Hannesle, du bist doch gewiß und wahrhaftig ein Mordbursch! Und wenn du nicht den Leuten ihrer bist, so bist du meiner!

Dem Schneider liefen noch die Thränen aus den Augen, aber er lachte so glücklich wie sonst. Und da heirat ich doch dich und keine andre, sagte er.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Denn beifallen mußte es ihm doch wieder, daß er sein eigner Herr nicht mehr war. Er meinte, die Sannel sollte den Gesellen recht bitten, die Schwarze zu nehmen. Wenn er die Sannel so lieb habe, thue er es vielleicht. Aber der Zauber, mit dem die Schwarze ihn geblendet hatte, war in alle Winde verweht; wie er sie jetzt sah, begriff er nur zu gut, es werde ihn keiner erlösen.

Eins gab ihm wenigstens nur Erleichterung seines Zustandes. Die Schwarze, die des Gesellen Werbung erfahren hatte, befahl ihm, diesen nicht wieder in das Haus kommen zu lassen. Er mußte ihm den Feierabend in die Herberge bringen. Die Sannel aber erhielt die Weisung, sie solle sich nicht unterstehen, heut oder die nächsten Tage aus dem Haus zu gehn, und sie könne immerhin noch länger bleiben. Die Schwarze wußte nicht, wie froh sie die Sannel machte. Und

diese durfte sich wieder satt essen; alle Arbeit lag wieder auf ihr. Wäre die Schwarze aus dem Häuschen zu bringen gewesen, kein Haus auf der Erde konnte sein Glück mit dem des Häuschens messen.

Aber die Schwarze war noch da. Und sie war schwärzer als je. Wie ein Sturmwind fuhr sie in dem Häuschen umher; wohin sie trat, ächzten die alten Bretter unter ihrem Fuß. Die alten Balken zitterten unter dem Grimm ihrer Stimme. Kuh und Ziege im Stall schmiegten sich ängstlich aneinander, wenn der Sturm vor der Stallthür vorbei brauste, das zerbrochne Bodenfenster oben neben Hannes Kammerthür bekam klirrendes Herzklopfen, wenn die Wut der Schwarzen die Haustreppe herauf oder hinabfuhr. Wenn die Frau Bügel mit leiser Stimme ihren Gesangbuchsvers begann, da raste die Stimme der Schwarzen mit einem „Lott ist tot“ wie ein durchgegangnes Pferd darüber hin, daß die andächtigen Töne zitternd rückwärts krochen und sich lange nicht mehr sehen ließen.

Und der Hannes? Er war der unglücklichste von allen unglücklichen Schneidern unter dem Mond. Auf seiner Brücke mußte er sitzen von Sonnenaufgang bis die Sterne ihre Schlafmützen aufsetzten. Selbst das vierte Gebot, sein ausgemachter Feind von Kind auf, konnte sich des Mitleids nicht erwehren. Es ließ ihm Ruhe. Im Anfang der offnen Tyrannei war er der Schwarzen entflohen und hatte auf der Straße sein: Respekt muß sein im Haus! gerufen. Aber über diesen Geist hatte dieser Spruch keine Macht. Die Schwarze war ihm nachgerannt und hatte ihn heraufgeholt. Nun saß er, ein Miniaturbild verzweifelter Ergebung, auf seiner Brücke. Jeden Stich begleitete ein Seufzer, mit

jedem Herausziehen der Nadel zog er den heißen Wunsch aus seiner Seele nach dem Ende seines Elends. Wäre er nicht doppelt gewesen, er hätte umkommen müssen. Den traurigen Schneider auf der Brücke erhielt nur noch der glückliche Schneider am Leben, der in Sannels Herzen wohnte und wußte, das war sein Eigentum, ein Eigentum, das er nicht verlieren konnte wie Häuschen und Freiheit.

Er mußte arbeiten wie eine Mühle oder eine Uhr, die auch niemand fragt, ob sie müde ist und einmal ausruhen will. Die Schwarze dagegen ließ nun alle Arbeit sein, wenn man nicht, daß sie Menschen und Vieh im Hause auf alle Art quälte, für eine Arbeit rechnen will. Stundenlang saß sie bei dem Schneider und warf ihm vor, er habe sie in Elend und Schande gebracht. Und daß sie ihm nun die unverdiente Ehre, die sie ihm erzeigt hatte, nicht umsonst erzeigt haben wolle. Um solch eine armselige Wirtschaft habe sie sich nicht die viele Mühe gegeben, hereinzukommen. Sie wolle in schönen Kleidern gehn und gut leben; das Geld dazu müsse sie haben; und komme er darüber um, so seis ihr noch lieber. Hernach könne sie einen Reicheren bekommen oder doch wenigstens einen, der ein Mann sei.

Die Sannel schien eine ganz andre geworden als sonst, und doch war sie eben recht die alte Sannel geblieben. Man konnte es kaum glauben, wie vergessen und verkehrt sie alles machte, wußte man nicht, sie war nur darum so vergessen und verkehrt, um den Sturm von Hannes und seiner Mutter auf sich zu lenken. Und wie seelenfroh sah sie aus, so oft ihr das gelungen war. Sie wußte, des Gesellen wegen, der sich noch im Orte aufhielt, würde die Schwarze sie nicht aus dem Hause schicken; und das machte die furchtsame Sannel so überkühn.

Mit der Schwarzen wurde es immer schlimmer.

Der Geselle hatte bei einem andern Meister Arbeit bekommen und hatte gesagt, er gehe nicht eher aus Luckenbach, bis er eine Frau habe. Die Schwarze gönnte die drei Häuser, die sie schon für ihr Eigentum angesehen hatte, keiner andern. Und als ihr einmal nachts zugetragen wurde, der Geselle habe geschworen, bis morgen längstens müsse er beim Pastor gewesen sein, da kannte sie sich nicht mehr. Der Schneider, seine Mutter und die Sannel mußten sich durch die Hinterthür retten. Die warf die Schwarze hinter ihnen zu, daß es weithin scholl durch die Nacht.

In der Frau Bügel war nichts mehr von ihrem alten Mut. Sie hatte ihre Hörner verloren. Sie war so voll Furcht, daß sie sich in dem Hofe noch nicht sicher glaubte. Der Hof hatte keine andre Thüre in das Freie, als jene, welche die Sannel einmal aus dem Stegreif gemacht hatte, das halbledige Brett der Verzäunung. Als die Frau Bügel nach großer Anstrengung und nicht ohne Schmerzen in dem Winkel angekommen war, sagte sie zu dem Schneider: Dadran bist du schuld. Verzeih dirs Gott, du bös Kind. So gehts; es wird alles vergolten in der Welt. Du hast mich betrogen, und nu bist dus schlimmer wie ich. Aber es geschieht dir schon recht!

Der Schneider war so in Verzweiflung, daß er das vierte Gebot vergaß. Und euch auch, entgegnete er. Wer hat mich denn dazu bracht, daß ichs hab gethan? Ja, ihr habt recht, Mutter, es wird einem alles vergolten. Guckt, Mutter; da habt ihr mich dazu bracht, daß ich hab müssen durchkriechen, und nu müßt ihr selber durchkriechen, so lang ihr seid. Ihr redt davon, wie ich bin gewest; aber wie ihr seid gewest, davon redt ihr nicht. Und wenn ihr anders wärt gewest, da wär ich auch anders gewest. Nu seht ihrs, wie mirs gewesen ist. Gelt, nu mögt ihr auch nicht ins Haus? Und ihr thätet auf der Stell einen recht Starken hei-

raten, daß er euch nur gegen die da drin hälf, die wild schwarz Katz. Gerad so ist mirs gangen. Und je ärger ihr gewest seid darin gegen mich, je unlieber hab ich nein gemöcht, und hab am Häusle und meiner Arbeit meine Freud verloren, und bin lieber in den Wirtshäusern gewest, als daheim bei euch. Aber ich wollt doch, es wär noch so. Wenn ich euch in euern alten Tagen so da haußen muß sehn stehn, und ihr seid euer warm Bett gewohnt, da stößt mirs das Herz ab in meinem Leib. Und ich wollt lieber, ihr thätet mir noch den Wirtshausteufel austreiben und ich riß euch aus auf die Gaß. Ach, was das für eine schöne Zeit ist gewest, wo ihr mir habt wollen den Teufel austreiben, und ich hab auf der Gaß geschrien: Respekt muß sein im Haus! Aber das wird nicht wieder werden, so lang ich leb.

Ja, sagte die Frau Bügel, es kommt einem einmal, wo man in sich muß gehn. Und das ist nun bei mir kommen. Und du dauerst mich nu in mein eigen Elend hinein. Aber guck, wenn ich auch unrecht hab gehabt, ich habs gut gemeint. Und wenn uns der lieb Gott von der da drin hälf, so sollts nicht wieder werden, wies gewest ist. Ich hab den Teufel aus wollen treiben aus dem Häusle, und hab ihn nein getrieben. Und nu wollt ich lebenslang nicht wieder nauflangen an die Fensterwand. Ich weiß nu, was dabei raus kommen ist. Und wenn uns der Himmel von der da drin befreien thät, die Sannel müßt deine werden, und keine andre auf der Welt. Eine beßre sieht die Sonn nicht, so weit sie scheint. Aber wo ist sie nur hinkommen?

Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. Und so war es jetzt mit der Sannel. Und sie kam glänzend wie Mondenschein; der Hannes und seine Mutter konnten es nur vor der finstern Nacht nicht sehen. Die Sannel war voller Hoffnung.

Sie hatte bei der Unterender Base zu essen geholt; denn von Mittag her hatten sie alle gefastet. Die Schwarze hatte den Küchenschrank verschlossen, und die andern hatten zusehen müssen, wie sie selbst sich die teure Butter fingerdick auf das Brot gestrichen; aber zu essen bekommen hatten sie nichts.

Auf dem Weg von der Unterender war sie dem Gesellen begegnet. Der hatte sie gefragt, ob sie ihm noch immer einen Korb geben wollte. Und als sie das bejaht, hatte der Geselle wissen wollen, wie sie nur noch in dem Häuschen bleiben möchte. Sie hatte ihm nun alles erzählt, wie es mit ihr und dem Hannes stand, und wie die Schwarze in das Häuschen gekommen war, und daß man sie gern los würde, wenn man nur wüßte auf welche Art.

Der Gesell hatte sich chewundert; er hatte chemeint, so was wie dies Heiratsversprechen müsse umzustoßen sein. Wofür gäbe es sonst Advokaten in der Welt! Er hätte die Sannel gern zur Frau gehabt; was nicht sein sollte, da müßte man sich trösten. Morgen gehe er von Luckenbach fort, und es sei ihm lieb, daß er ihr vielleicht noch einen Dienst erweisen könne. Die Advokaten könne man noch immer befragen; er wolle erst etwas andres versuchen. Es sei billig, daß die Schwarze in ihrer eignen Schlinge gefangen würde. Er wollte sogleich zu der Schwarzen gehn; vorher teilte er seinen ganzen Plan der Sannel mit.

Der Plan war nicht leicht auszuführen. Das Schwerste daran war, die Schwarze zu überzeugen, der Geselle habe es von Anfang nur auf sie gemeint. Des Meisters wegen, der ihn sonst fortgeschickt haben würde, habe er sich gestellt, als stäche ihm die Sannel in die Augen. Aber seine Verstellung sei vergeblich gewesen, der Meister habe ihm doch Feierabend gegeben. Er, der Geselle, sei nun bloß deshalb in Luckenbach geblieben, um der Schwarzen vielleicht zufällig einmal zu begegnen, da

er nicht mehr in das Haus gedurft habe. Nun aber sei er in seine Heimat gerufen worden; er müsse morgen aus Luckenbach; er könne sie nun nicht anders sprechen, als im Hause: und so habe er es doch gewagt, gegen des Meisters Verbot hereinzukommen.

Endlich war die Schwarze doch überzeugt worden, und nun hatte der Geselle darauf gedrungen, sie müsse noch heute aus dem Hause. Er könne es nicht im bloßen Gedanken leiden, daß das sanfte Wesen länger geplagt würde von den armseligen Schneidersleuten; die seien nicht wert, einen solchen Diamant nur eine Stunde lang zu besitzen.

Aber wenn nun die Schwarze sich auch bereit zeigte, das Häuschen zu verlassen, so lange sie des Schneiders Versprechen noch besaß, war nichts gewonnen. Der Geselle zeigte sich so eifersüchtig, als es seinem Phlegma möglich war. Er wollte nicht dulden, daß sie etwas von dem Schneider behielte. Er habe von einer Eheverschreibung gehört, die müsse er haben, eher gehe er nicht. Die Schwarze war klug genug, erst das Papier gänzlich zu verleugnen, dann zu thun, als wisse sie nicht, wo sie es hingebracht habe. Sie suchte und suchte und fand es nicht. Es sei das kein Wunder. Sie habe es nicht begehrt, und da der Schneider es ihr aufgedrungen, keinen Wert darauf gelegt.

Der Geselle erzählte dabei von daheim, und wie es da werden sollte, wenn sie erst Mann und Frau wären; er fragte sie nach ihrer Meinung darüber. Die Schwarze schmolz zusehends in der Vorstellung künftiger Herrlichkeit, aber das verwünschte Papier fand sich dennoch nicht.

So müsse sie ihm, sagte der Geselle, eine Bescheinigung geben, daß er sicher sei, sie ändre während seiner Abwesenheit nicht ihren Entschluß. Wenn er nun wieder käme, sie abzuholen, und fände sie als des Schneiders Frau! Denn dergleichen sei in allen Roman-

büchern und Liedern zu lesen; und wenn er sie so fände, dann wäre es sein Tod. Dagegen wolle er sich und was er habe, ihr verschreiben. Und er sagte das nicht nur, er that das wirklich. Die Schwarze zerfloß in Sanftmut und Gemütlichkeit; und als sie des Gesellen Heiratsverschreibung hatte, da fand sich denn endlich auch die Verschreibung des Schneiders. So geht es, wenn man recht angelegen sucht; da liegt die „Sachen“ mitten da, und man sieht sie nicht. Man wendet alles um und um, nur eben das nicht, was man finden will.

Der Geselle versprach in dem Schein, sie zu heiraten, sobald er wieder hierher zurück käme; und das sollte in längstens vierzehn Tagen geschehen. Nach einem zärtlichen Abschiede ging der Geselle in die Herberge zurück, siegelte da die Verschreibung des Schneiders in ein Paket, das er an die Sannel adressierte. Dazu schrieb er nur, das solle sein Hochzeitsgeschenk an die Sannel sein.

Der Schneider, seine Mutter und die Sannel saßen unterdes im Winkel und aßen unter Hoffnung und Furcht, was die Sannel herbeigeholt hatte, dann machten sie gute Vorsätze für die Zukunft auf den Fall der Befreiung, Vorsätze, denen sie, wie ganz Luckenbach bezeugen kann, bis heute treu geblieben sind.

Endlich hörten sie die Hinterthüre gehn und die Schwarze die Nacht laut fragen: Wo nur die Schneidersleut hingangen sind? Ihre Stimme war so sanft, wie sie noch nie gewesen war. Sie hatte, ohne es zu wissen, noch die Maske vor, die sie des Gesellen wegen vorgebunden hatte. Aber es war auch etwas Vornehmes in ihrem Tone; jede Silbe klang nach den drei Häusern in Delitzsch und Magdeburg. Der Schneider verstand, was das bedeutete; er sprang auf und gab der Sannel den ersten Kuß, was sich um so leichter machte, da die Sannel noch saß. Zeitlebens glücklich!

sagte er, und den Sonntig wirft uns der Pastor zum erstenmal von der Kanzel!

Die Frau Bügel war nicht so schnell zum Hoffen. Aber als sie in die Stube kamen und die Schwarze reisefertig auf ihrem Koffer sitzen sahen, da wagte auch der Frau Bügel Nase zum erstenmale wieder in dem ganzen Glanze ihrer Farben zu schimmern. Die Schwarze that sehr vornehm. Sie schickte die Sannel nach Leuten, die ihren Koffer in den Gringel tragen sollten. In Magdeburg, da brauche man nur aus dem Fenster zu rufen, und es kämen Leute, mehr als man brauche. Aber sie brauche da — in Magdeburg nämlich — gar nicht zum Fenster hinauszurufen, da hätte sie der Leute genug im Haus.

So dienstwillig die Sannel immer gewesen war, so rasch hatte sie noch keinen Befehl ausgeführt, als den die Schwarze ihr jetzt gegeben. Und auf dem ganzen Wege lachte sie und weinte vor Seligkeit.

Die Träger kamen, und die Schwarze nahm einen herablassenden Abschied. Vielleicht komme die Frau Bügel einmal nach Magdeburg. Da solle sie nur unter dem Thore fragen, oder wo sie sonst wolle; alle Leute in Magdeburg könnten ihr sagen, wo der Schwarzen Haus stehe. Und vielleicht finde sie es auch, ohne zu fragen; es sei leicht zu erkennen an den steinernen Männern, die vor der Thüre ständen. Und auch ohne die Männer sei es zu finden, denn es habe vier Gestocke und in jedem nach der Straße zu vierzehn Fenster. Und sie selber sei auch nicht stolz.

Den Tag darauf kam das Paket von dem Gesellen. Der Schneider zerriß sogleich seine Eheverschreibung in drei Stücke. Es war gut, daß er sie wieder in seinen Händen hatte. Die Eheverschreibung des Gesellen hatte weder Jahreszahl noch Datum; es hieß darin, er werde in längstens vierzehn Tagen hierher kommen, aber ein Ortsname stand auch nicht dabei. Als die Schwarze

länger als vierzehn Tage gewartet hatte, ohne daß der Geselle zurückgekommen war, und der Schneider mit der Sannel schon zum zweitenmal aufgeboten war, ging sie mit dem Papier zu einem Advokaten, und hier erfuhr sie, daß darauf hin nichts zu machen sei. In vollem Grimm rannte sie nun in das Häuschen, ihr altes Recht geltend zu machen. Sie that, als hätte sie des Schneiders Verschreibung noch unter ihrem Busentuch, und führte sich in dem Häuschen ein, als wäre sie noch gar nicht daraus hinweggezogen. Aber der Schneider zeigte ihr die Fetzen des zerrißnen Papiers, und die Frau Bügel suchte ihre abgelegten Hörner wieder hervor und gabelte den ungebetnen Gast dermaßen hinaus, daß er nicht wiederkam.

Aber man muß der Frau Bügel zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie die Hörner in der nächsten Viertelstunde wieder ablegte und sie seither nicht wieder aufgesetzt hat. Sie hatte das auch nicht nötig, am wenigsten gegen ihren Sohn und ihre Schwiegertochter.

Das Leben in dem Häuschen ist nun wie das Häuschen selbst; es ist ein kleines bescheidnes Leben, dafür aber auch keine Leere darin. Es ist voll von unten bis oben, und nichts darin, was nicht glänzte von Reinlichkeit und im Wiederstrahl des innern Glückes seiner Bewohner. Und dabei liegt jedes Kleinste wie und wo es soll. Auch das äußere Glück der Familie ist im Wachsen; aber das kann noch lange wachsen, ehe die Sannel in Verlegenheit käme, wo sie allen Segen unterbringen will. Denn sie hat das Geheimnis in der Hand, wenn nicht im Kopfe, einen kleinen Raum zu einem großen zu machen durch Ordnung und durch zweckmäßige Verteilung. Auch an lebendigem Segen fehlt es nicht, und der Schneider ist glücklich; der Älteste verspricht, wächst er so fort, wie bisher, ein Bursch zu werden, dem nichts am Soldatenmaße fehlt. Die Jüngern thun ihm aus Kräften nach. Der Schneider

ist ein andrer geworden und befindet sich wohl dabei. Seit er nicht mehr groß sein will und nach Großem begehrt, scheinen die Leute vergessen zu haben, daß er klein ist. Von dem Tage an, da die Schwarze das Häuschen verließ, hat der Schneider seinen Zauberspruch nicht mehr gebraucht. Die Sannel ist noch immer die alte, der ganze Unterschied gegen sonst, daß sie nicht mehr sagt: Du bist doch ein Mordbursch; jetzt sagt sie: Du bist ein Mordmann, Hannesle! Und es erinnert wie an eine Sage der Vorzeit, wenn der Schmied oder sonst einer einmal den Spruch bringt: Respekt muß sein im Haus!

Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen

❧

Einleitung

Die Märchennovelle „Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen" entstand während des zweiten Aufenthaltes Otto Ludwigs in Leipzig, zwischen Ostern 1842 und 1843, und war der geistvolle und originelle Niederschlag der Eindrücke, die das Leipziger Leben ihm brachte, zugleich der Ausdruck des völligen Gegensatzes der innern Natur des Dichters zu den wunderlichen und flachen Bestrebungen, den ewig wechselnden Tagesstimmungen, der äußerlichen Beweglichkeit der Umgebung, in die sich Ludwig nicht gegen seinen Willen, aber sehr gegen seine Neigung hineingestellt sah. Indem er den Widerspruch seiner ursprünglichen Gefühle und Anschauungen mit den Lebenserscheinungen und Bildungselementen, die jetzt auf ihn eindrangen, humoristisch und satirisch zu überwinden suchte, schuf er eine prächtige, phantasievolle Erzählung, die für seine Dichterkraft lebendiges Zeugnis gab, aber eben darum in den Rahmen der damaligen Tagesbelletristik nirgend hineinpaßte. Der Dichter hatte in jener Zeit so ernstlich den Wunsch, in die Öffentlichkeit zu gelangen, daß er nach einem gescheiterten ersten Versuch, die kleine Schöpfung selbständig zu veröffentlichen, seinen Freund, den Orientalisten und nachmaligen Konsul Dr. Wetzstein (dessen Erzählungen aus der Wunder- und Märchenwelt des Orients in ihr nachklangen), im Sommer 1843 von Dresden aus brieflich beauftragte, das im Februar 1843 vollendete und ins Reine geschriebne Manuskript an Heinrich Laube zu überbringen. Obschon dieser von den

übrigen Leipziger Redakteuren eine rühmliche Ausnahme machte und Ludwigs Erstlingen eingehende und fördernde Teilnahme schenkte, so dünkte ihm doch die „Geschichte von den drei Wünschen“ zu phantastisch, gewagt und — was wohl das Ausschlaggebende war — unzeitgemäß. Im Oktober meldete Ludwig einem andern Bekannten seines Leipziger Umgangskreises, dem Philologen Dr. Wimmer: „Das Schicksal der drei Wünsche ist das, was bis jetzt alle meine Wünsche hatten.“ Er fügte jedoch hinzu: „Ich habe einen Gedanken, die ‚Wünsche‘ dem Professor Richter (Ludwig Richter) mitzuteilen, der wundervolle humoristische Zeichnungen macht, und im Falle er sich dazu versteht, sie zu illustrieren, sie Arnold (Arnoldsche Buchhandlung in Dresden) anzubieten.“ Das wäre denn in der That ein Weg gewesen, nicht nur die Märchennovelle ins Publikum zu bringen, sondern auch ihre Eigenart und ihren poetischen Inhalt in vollster Deutlichkeit herauszustellen. Wir wissen nicht, ob Ludwig es wie so oft beim bloßen Vorsatze, dies und jenes für seine Schöpfungen zu thun, bewenden ließ, oder ob Ludwig Richter der „Geschichte von den drei Wünschen“ das nicht abgewinnen konnte, was seinen Zauberstift sonst unfehlbar in Thätigkeit setzte. Jedenfalls gehörte auch die Handschrift dieser Geschichte zu den zahlreichen Jugendarbeiten, die der Dichter vor der Hand und von der wirklichen Eröffnung seiner dramatischen Laufbahn an für immer beiseite schob. Er teilte sie allerdings im Anfang der fünfziger Jahre Berthold Auerbach mit, als aber auch dieser nur mäßiges Interesse dafür an den Tag legte, kam Ludwig selbst nicht auf sie zurück. Für die Veröffentlichung in der ersten Sammlung der Schriften scheint sie gar nicht in Frage gekommen zu sein — und so wird sie erst jetzt, beinahe ein halbes Jahrhundert nach ihrer Entstehung, gedruckt.

Ich kanns durchaus nicht ertragen, sagte er und ließ die Rouleaux herab. Gerade solch ein schöner Frühlingstag war es, gerade so strömten die Geputzten aus der Stadt. Seh ich solch ein schlankes Kind, wie es, das Herz voll vom Lerchengesang der jungen Hoffnung, neben dem stampfenden Papa und der schleichenden Mama daher trippelt, so fällt mir eine Geschichte ein, über die ich wahnsinnig hätte werden können, wenn ich nicht besser wüßte, wie es sich damit verhält. Aber ich sehe es an dem einfältigen Gesichte, das du machst; wenn du mich begreifen sollst, muß ich dir erst erzählen, was mir begegnet ist, seit wir uns nicht sahen.

Er setzte sich auf den Stuhl am Flügel und begann:

Zu stille Liebe, eine Liebesgeschichte

Weder die Tausend und eine Nacht, noch ihr in Berlin verstorbner Vetter, der selige preußische Kammergerichtsrat Hoffmann, hat eine wundersamere Geschichte erdacht, als die ist, die ich selbst erlebt habe, und die ich dir nun erzählen will.

Daß ich vor zwei Jahren mich hierher nach Leipzig wandte, den Koffer voll von Manuskripten, das Hirn voll von Hoffnungen, das weißt du. Wie ich — nicht die Manuskripte, aber die Hoffnungen los wurde, brauche ich dir nicht zu sagen, denn auch du hast am Teiche Bethesda gelegen, bis der Engel die Wasser

eines Buchhändlergemütes bewegte. Bei allen bis auf einen war ich gewesen, von allen diesen war ich Unglücklicher, der keinen Namen hatte, abgewiesen worden; wie schämte ich mich vor allen den Magistern, Hausknechten, Kommis, der Jugend nicht zu gedenken, die mir begegnete! Jeder, meinte ich, müßte mir ansehen, daß ich Unseliger keinen Namen hätte. Nun stand ich vor dem Hause des letzten. Es war palastähnlich, seine Größe und Eleganz nahm mir das letzte Restchen Mut; die Goldbuchstaben „Jammerdegensche Verlagsbuchhandlung" schauten wie höhnend auf den Autorenembryo herab, dem vor diesem Glanze der letzte Hoffnungsstern, je von der Presse geboren zu werden, erblich.

Während meine Seele in Apathie darniederlag, waren meine Füße desto thätiger. Was nun geschah, muß ich für eine Fügung des Schicksals halten. Ich sah endlich wieder auf, und sonderbarerweise kam mir der Gedanke, daß ich ein Paar Stiefel brauchte, in demselben Moment, als meine Augen der Firma Christlob Fintlein begegneten, unter welcher ein Herrenstiefel gemalt stand. Es geschah aber in der Fleischergasse, daß dies Zusammentreffen stattfand und mich bestimmte, zu Herrn Fintlein hinaufzusteigen.

Aus einem finstern Hausplatze gelangte ich auf eine noch finstrere Treppe. — Hier nicht; vier Treppen hoch. — Ich ergab mich darein und stieg weiter. Das war die vierte Treppe — doch ich irrte wohl — diese führte unmittelbar unter das Dach. Eine Luke warf gerade so viel Licht auf die gegenüberstehende Wand, daß ich in dieser eine Thüre gewahr wurde. Noch stieg ich, als die Thüre sich öffnete, und der Lichtschein wie verklärend auf ein Gesichtchen von solcher Anmut fiel, daß man glauben konnte, nur diesem zu Gefallen habe er es über sich gewonnen, in diese unwirtlichen Räume zu dringen.

Dies Gesichtchen — alle seine Formen waren schön und edel — es war eins von jenen durchsichtigen, die nur wie ein Florschleier um eine höhere geistige Schönheit sich schmiegen, eins von jenen, die uns zugleich reizen und rühren, die uns so fremd und doch so lieb und bekannt erscheinen; es war eins von denen, deren Anblick Frieden und Freude giebt. Aus den ruhigen Augen, über denen die seidnen Wimpern fast ohne Bewegung schwebten, schaute eine Seele, die so über das Stürmen der Leidenschaft wie über den Wechsel kleiner Launen erhaben schien. Dabei war das ganze Gebilde so mädchenhaft in sich selbst geschmiegt!

Regungslos, wie verzaubert stand ich, als das schöne Mädchen an mir vorbeischritt. Lange war sie im Dunkel der Treppe unter mir verschwunden, als die Stimme des Herrn Fintlein mich aus den seltsamsten Träumen weckte. Er vernahm mein Begehren und bat mich, bei ihm einzutreten. Das enge Stübchen erzählte von bitterer Armut, dennoch hingen über dem schmutzigen Bette einige Christusbilder und flammende Herzen, von schönen Reimen umgeben. Madame Fintlein hockte vor dem Ofenloch, und zwei kleine halbnackte Mädchen wollten sich vor dem Eintretenden in die Rockfalten der Mutter verstecken, ein so mühsames als vergebliches Streben. Ein drittes, etwa zwölf Jahre alt, hatte über seinen ärmlichen Anzug ein neues Jäckchen gezogen, und ein Lächeln über dem hungerblassen Gesichtchen zeigte, daß sie sich für sehr schön geputzt hielt. Damit ich mich setzen könnte, wurde der einzige Stuhl, den ich sah, von seiner Bürde befreit. Währenddes begann Herr Fintlein:

Sie sind hier zu armen Leuten gekommen, aber Armut schändet nicht, sondern Dummheit und Gottlosigkeit. Wollen Sie sich nun setzen? Rittergüter und Kapitalien setzt es bei meinen Kindern nicht nach meinem

Tode; aber die Erziehung ersetzt alles. Wünschen Sie eng schließend oder —?

Weit, sagte ich.

Sehr wohl, fuhr er fort. Eng kann die Stube sein, der Geist aber und das Herz müssen weit sein. Großes Erbe kann ich meinen Kindern nicht hinterlassen, aber ich lasse nichts dahinten, wodurch sie sich hervorthun können; so laß ich sie französisch lernen, und da sie sich eng an die Vorschriften des Magister Kauderer halten, haben sies schon recht weit gebracht. Sie wünschen mit Eisen?

Ja, sagte ich

Eisern, fuhr Herr Fintlein fort, eisern ist aber auch ihr Fleiß. Und trotzdem, daß unser Magister eigentlich schon unter das alte Eisen der Gelehrsamkeit gehört — Sie kennen ihn wohl?

Nein, sagte ich.

Der gute Mann hat sich eigentlich, fuhr Herr Fintlein fort, dadurch, daß er das Eisen nicht zu schmieden verstand, als es warm war, in das Halseisen der Armut gesteckt — die Schäfte wünschen Sie?

Lang, sagte ich.

Da es nun, fuhr Herr Fintlein fort, da es nun auf keine Weise mehr bei ihm langen wollte, hat ihn die Universität in den Spittel eingekauft. Dadurch wäre die Welt, der er noch lange hätte nützen können, zu kurz gekommen, wenn nicht die Langeweile und das Federschleißen wäre, und der Mann, was seine schwache Seite, den Schnaps betrifft, nicht zu kurz gehalten würde. Nun desertiert er, so oft er kann, um sich durch Unterricht ein Schnäpschen zu verdienen.

Herr Fintlein war mit dem Anmessen fertig. Sie hatten vorhin einen angenehmen Besuch, unterbrach ich ihn. Seine Augen begannen vor Freude zu leuchten; dabei nahmen seine Züge einen geheimnisvollen Ausdruck an. Haben Sie ihn gesehen?

Er war im Aufbruch begriffen, wie ich kam, sagte ich.

O so ist, sagte er, indem er seine Hände wie segnend auf mich legte, fast schluchzend, Ihnen die Bahn gebrochen zum Durchbruch: ein Verbrechen wäre es, brächen Sie nun nicht die Bande der Wollust und Vernunfthoffart durch, die dem Reiche Gottes ohne Unterbrechung Abbruch thun. Der Mensch, der den Stolz seiner Vernunft nicht bricht, ist ein elender Bruch, den nur die Hingebung im Glauben zu einer ganzen Zahl machen kann. O mein Bruder in Gott, brich mir nicht das Herz, indem du den Umgang nicht abbrichst mit dem Wolfe, der täglich sinnt, wie er unter die auserwählten Glaubensschäflein brechen möge!

Dabei streckte er den gelben, hagern Arm mit der pechgesalbten Hand, in der er noch das Maß hielt, gegen die niedrige Decke; an seiner spitzigen Nase rannen zitternd zwei große Thränen herab, die sich mühsam durch die zusammengekniffnen Lider und die buschigen grauen Wimpern hatten hindurcharbeiten müssen.

Mir ward fast graulich. Bester Herr Fintlein, sagte ich, bemühen Sie sich nicht vergeblich; ich verlange nichts von Ihnen als die Stiefel und Auskunft über die Dame.

Madame Fintlein setzte einen Topf beiseite, schneuzte eins der kleinen Wesen, dann ließ sie ein gutmütiges Lächeln über die fabelhafte Gestalt ihres Gemahls gleiten und sagte: Sie dürfens dem Fintlein nicht übel nehmen, wenn er Sie ein bißchen bekehren will; er meint es gut in seinen närrischen Gedanken. Aber was die Dame betrifft, so ist sie eigentlich gar keine Dame, sondern ein lieber Gottesengel. Das sagte Fintlein schon, wie sie nur zum erstenmale dagewesen war. Unser kleiner Jakob, Gott hab ihn selig, war

gerade im Sterben, und ein Polizeidiener wollte Fintlein mit sich nehmen wegen der sechs Thaler, die wir dem Herrn Flötenspiel, dem geizigen Fleischer an der Ecke, schuldig waren. Ich hatte mich über mein sterbendes Kind geworfen und wollte an Gott, an der Bibel und an allem verzweifeln; da stand auf einmal das schöne Wesen mitten unter uns und gab dem Polizeidiener das Geld, daß er fortging. Da langte Jakobchen, Gott hab es selig, das sonst zu keiner andern Seele ging als zu mir, nach der Dame, und sie nahm es auf den Arm, trug es an das Fenster und sah es so mild an und sang dazu so wunderbar schön, daß ich es noch immer in den Ohren höre. Und das Kind, das immer geschrieen hatte und sich gewunden, ehe die Dame hereinkam, war so ruhig, und sein Gesichtchen wurde immer freundlicher. Hier stand ich und hatte die Hände gefaltet, und dort stand Fintlein und hatte auch die Hände gefaltet, und wir beide sahen einander lächelnd an; und doch wars, als wärs Sonntag, und als wären wir in der Kirche. Aber das Lächeln kam daher, weil jedes wußte, daß es dem andern ebenso war. Nun legte mir die Dame das Jakobchen auf den Arm; es war selig verschieden. Und fort war sie, ehe wirs uns versahen, und auf dem Tische lag Geld, daß wir das Jakobchen begraben lassen konnten und uns Trauersachen kaufen. Da sagte mein Fintlein: Uns hat Gott angesehen, denn seiner Engel einer hat uns heimgesucht. Sie ist auch in allem so ganz anders, wie die jungen Frauenzimmer sind. Dazu war ihr einmal eine Locke aufgegangen; wie sie darnach langte, fiel ihr das Obergewand von dem schönen bloßen Arm, und da sah ich, daß durch Arm und Hand rosenrot die Sonne schien.

Das erzählte mir Madame Fintlein; Herr Fintlein aber bekräftigte die Wahrheit des Erzählten durch fortwährendes Nicken und andre Gesten, indem er mit der

einen Seite seines Gesichtes weinte und mit der andern lachte.

Und Sie wissen nicht, wo sie wohnt? wie sie heißt? fragte ich.

Wenn mir, entgegnete Herr Fintlein, diese Fragen auch heiß gemacht hätten, so hätte ich dennoch die Neugier schweigen heißen, denn es heißt —

Bester Herr, fiel ihm Madame Fintlein ins Wort, einigemal wollte ich ihr nachgehn oder wenigstens nachsehen, aber Fintlein litts nicht. Er sagte, das sei Fürwitz, und sie würde dann gewiß nicht wieder kommen.

Ein Meer von unbeschreiblichen Gefühlen arbeitete in meiner Brust. Schneller, als ich heraufgekommen war, eilte ich die dunkle Treppe hinunter; mir war, als müßte sie mir heute noch einmal begegnen. Ich durchrannte alle Straßen der Vorstädte, ich durchrannte alle Wege der Promenade. Hie und da rief mich eine bekannte Stimme; das hörte ich fern wie im Traume. Je dunkler es wurde, desto schneller lief ich; hier rannte ich mit einem zusammen, der mir fluchend nachsah, dort wich eine ängstlich, einer verwundert mir aus, kaum daß ich es bemerkte.

So rannte ich eben durch die Dresdner Straße. Es war schon nacht geworden; ein rauher Wind blies mir entgegen. Da erhob sich in einem der Häuser eine Frauenstimme in so wundervollen Klängen, daß michs festhielt, als wäre ich gebannt. Ich sah auf; im Scheine der Gaslaterne glänzte mir wieder das goldne: „Jammerdegensche Verlagsbuchhandlung“ entgegen. Es war ein einfaches Liedchen, was die Stimme sang, aber diese Klänge — so wundersam getragen, so ruhig und klar! Mir war, als sähe ich den ruhigen Blick, der mich heute durchleuchtet hatte, dem wieder zu begegnen ich mich sehnte. Ich zweifelte nicht, daß beides, Blick und Stimme, derselben gehöre, die, seit ich sie

gesehen, die Herrin meines Herzens war. Der Gesang verstummte; ein Licht um das andre verlosch in den Fenstern ringsum. Rauher und immer rauher blies der Wind mich an; in mir aber wehte süße Frühlingsluft, und alle Knospen meines Innern sprangen klingend auf. —

Nachdem er so weit erzählt hatte, blieb er erst schweigend eine Weile sitzen, dann sprang er auf und riß die Binde vom Halse wie einer, dem es an Luft fehlt. Drauf brachte er aus seinen Taschen eine Anzahl Krämertüten hervor, die er auf dem Tische vor sich ausbreitete.

Ich muß, sagte er dann, ehe ich in der Geschichte meiner Liebe fortfahre, einen Absprung machen; die Gefühle, die die Erinnerung jener Zustände in mir hervorruft, würden mich sonst aufreiben.

Du betrachtest diese Tüten mit Verwunderung; was wirst du sagen, wenn du erfährst, daß, was auf ihnen gedruckt ist, im engsten Zusammenhange mit meiner Geschichte steht. Was wirst du sagen, wenn ich dir erzähle, daß ich an einem und demselben Tage in der einen von dem kleinen Kuchengarten Kuchen heimgetragen und diese zweite um ein feines Messerchen gewunden erhalten hatte, das mir ein Freund aus Bamberg zum Präsent schickte, daß mir an dem Abend desselben Tages, wie ich durch die Tauchaer Straße gehe, ein Kind nachläuft und mir diese dritte giebt, indem es sagt: Sie haben das Papierchen verloren. Ich lasse nun von solchen Tüten und Emballagen, die ich bekomme, nichts ungelesen. Du wirst erstaunen, wie ich erstaunte, zu finden, daß diese drei Dinge ursprünglich Blätter aus einem und demselben Buche und, was das seltsamste ist, unmittelbar aufeinanderfolgende Blätter sind. Muß man nicht hinter diesem scheinbaren Zufallsspiel eine höhere Fügung ahnen?

Diese Blätter sind allem Anscheine nach eine Über-

setzung aus einer uralten Sanskrithandschrift. Ich halte mich nicht bei Vermutungen über ihren Ursprung auf, sondern bitte dich, sie durchzulesen. Sowie ich mich erholt habe, fahre ich dann in meiner Geschichte fort.

Ich ergab mich darein und las:

Die Geschichte von der Erschaffung der Nymphe Urvasi, von den sechshundert weißen Pferden, jedes mit einem schwarzen Ohr, und dem Fluch des weisen Cyavana.

Es begab sich, daß Arjuna und Krischna auf die Erde herabstiegen und sich von Ahinsa, dem Weibe des heiligen Dharma, abermals gebären ließen. Und Dharma nannte Arjuna Nara, dem Krischna gab er den Namen Narayana. Als sie erwachsen waren, führten die beiden ein so beschauliches Leben, daß die Götter darob sich ängsteten. Da sandte Indra, der Gott des Himmels, die schönsten Weiber seines Reiches, Kama (Liebe) und Vasanta (Frühling), mit den fünfunddreißig Millionen Asparasas oder Himmelsnymphen zu ihnen herab, damit die Schönheit sie zur Liebe reize und sie ihrer Buße vergäßen. Die Weisen saßen am Ufer des lotosumnickten Ganges, als die himmlischen Mädchen herabkamen, und schauten so ernst vor sich hin, daß diese nicht wagten, sie anzureden. Da begannen die Mädchen, in der Hoffnung, dadurch die Aufmerksamkeit der Weisen auf sich zu ziehen, himmlische Tänze. Sie verschlangen die Arme zu lieblichen Gruppen in einander, sodaß es schien, Himmel und Erde seien durch unendliche Blumengewinde verbunden, indem die Körper wie Rosen und Lilien erschimmerten, und die grünen Schleier wie durchsichtiges Laub sie umwehten; bald bildeten sie ein buntes bewegliches Dach über den Weisen, bald schienen sie künstliche Schriftzüge, mit Perlen von Rosenfarbe, Purpur und Silber auf den Sammet des blauen Himmels gestickt.

Aber Narayana erriet den Plan der Götter. Er nahm den Blick seiner Augen von seinem Nabel hinweg und richtete sein Antlitz gegen die Mädchen und hieß sie willkommen, und die Mädchen freuten sich seiner Freundlichkeit und der Gewalt ihrer Reize. Da nahm Narayana einen Lotosstengel von der Erde und setzte ihn vor sich auf seinen Schenkel. Und der Stengel dehnte sich und wuchs und schwoll, bis er dem Bilde eines Weibes glich, schöner als irgend ein Weib im Himmel und auf der Erde. Kama und Vasanta aber weinten, und es weinten mit ihnen die Nymphen über ihre Schönheit, die nun übertroffen war. Narayana richtete sein Auge auf das Bild, da sprang die Rinde des Lotoszweiges und fiel auf beiden Seiten nieder. Und glänzender als die Sonne stand die Schönheit des Weibes, das Narayana erschaffen hatte, da, nur in den Purpur schamhaften Errötens gekleidet. Und Narayana mußte lächeln zum erstenmale in seinem Leben, und Kama uud Vasanta mußten lächeln, und mit ihnen die Nymphen trotz ihres Schmerzes, denn solche Schönheit kann kein Auge schauen, ohne zu lächeln. Von jeder Regung der schönen Glieder zitterte die entzündete Luft und seufzte melodisch auf; was der Blick ihrer Augen traf, loderte auf in farbigem Glanz. Wie sie nun in sich gebogen dahin schritt, tönten die Seufzer zu süßen Harmonien zusammen, und lohte es vor ihr her, wie wenn tausend ausgebreitete Pfauenschweife den abendglühenden Himmel fächeln. Narayana nannte das Weib Urvasi, von Uru (der Schenkel), weil sie auf seinem Schenkel stehend von ihm erschaffen worden war, und übergab sie Kama und Vasanta und den Nymphen, sie Indra zu überbringen. Dazu gebot er ihnen: Saget Indra, an diesem Geschenke möge er sehen, daß Narayana der Gesellschaft der Schönheit nicht bedarf. Indra aber schenkte sie später dem Galava. —

Damit endete das erste Blatt. Wie ich zu dem zweiten greifen wollte, schien er sich wieder erholt zu haben. Er fuhr nun fort in der Geschichte: Zu stille Liebe, wie folgt:

Das Schicksal hatte mich Glücklichen auserſehen, jenes süßeste Leben einer Todesgefahr zu entreißen. Sein vornehmstes Werkzeug dabei war der wohlberühmte Schneidermeister Heidermann. Dieses zum Ideal des Nobeln mit Gewalt anstrebende Gemüt hatte die Äußerung einiger Mitgäste einer benachbarten Dorfschenke, daß Lords und Barone in London bei Nacht nie anders ritten als mit einer Laterne an jedem Knie, zur Nachahmung solcher Sitte begeistert, diese Sitte aber hinwiederum die hoffnungsvolle Jugend der Stadt zu jubelnder Nachfolge. Das Roß, das sich nicht so leicht in die vornehme Weise fand als sein Herr, scheute plötzlich und rannte wütend mit ihm daher, der sich kaum noch im Sattel hielt. Das Geschrei und verunglückte Versuche, es aufzufangen, machten es nur wütender. Noch einige Schritte war es hinter mir, als ich vor mir in dem Fenster einer Sänfte das lieblichste Antlitz gewahre. Sie öffnet ängstlich die Thüre; der eine Träger strauchelt, da er hinter sich sehend das nahende Ungestüm gewahrt. Die Sänfte will eben umfallen; mit einem Sprunge stehe ich zwischen Sänfte und Pferd und fange die Dame auf. Das wütende Pferd wirft mich mit dem Kopf gegen die Sänfte, ich raffe mich auf, und nur die Angst um das lieblichste Wesen erhält mir eben so lange die Besinnung, bis ich die Ohnmächtige einem Fiaker übergeben und ihn angewiesen habe, wohin er sie bringen soll. —

Sehen Sie doch, werteste Madame Müller, sagte der Magister Kauderer — und dies waren die ersten Worte, die ich, aus der Ohnmacht erwachend, vernahm —, sehen Sie doch, werteste Madame Müller, der Juvenis macht Anstalt, wieder zu sich zu kommen,

und so empfehle ich mich Ihnen, um in meinen Spittel zurückzukehren, ehe geschlossen wird.

Edler Gefährte unsrer Rettungsthat, entgegnete eine weibliche Stimme, die etwas ausgesungen schien, edler Kauderer, Sie werden doch unsre liebenswürdige Madame Flötenspiel noch begrüßen?

Zugleich vernahm ich von der andern Seite ein Gespräch zwischen zwei jüngern Stimmen.

Und du hast dich zurückgezogen von ihr, die wir alle für deine beste Freundin hielten?

Herzensghismondchen, entgegnete die andre, du kennst mein Zartgefühl. Kann ich mit diesem Herzen die Freundin einer Tyrannin sein, der die höhere Weiblichkeit ein Fremdling ist? Denke dir: Luischen und Belcolore hatten sich beide Tücher gekauft. Ganz glücklich kommen sie zu ihr; jede zeigt ihr ihr Tuch und will wissen, was sie dazu meint. Und sie — nein, es ist schrecklich! man kann es kaum erzählen! — sie sagt: Luischen, Ihr Tuch ist nicht garstig, aber — nein, die arme Belcolore, dies durchsichtige Wesen — ich kann nicht daran denken, ohne zu weinen — du mußt wissen, wie die arme an einem Liebeskummer leidet; Eduard, das schwarzlockige Ungeheuer, stieß ihr den Dolch der Untreue in die Brust — der Mensch trug so feine Wäsche, und dennoch war er ein Teufel! Ja sieh: Belcolore, sagte sie — Herzensghismondchen — Belcolore, sagt die unmenschliche, Ihr Tuch ist abscheulich — denke doch, wie entsetzlich: Belcolore, sagt sie, Ihr Tuch ist abscheulich.

Nein, seufzte die andre tief auf, die Natur wollte eine Tigerin schaffen, kein zartes Weib, als sie sie geboren werden ließ. Ja, auf das bitterste mußte dich das erzürnen, du sanftes Wesen, wie ich dich kenne.

Madame Müller streichelte die beiden mit der rechten Hand, in der sie eine Prise hielt, und sagte zwischen Freude und Rührung: Daran erkenne ich meine Pappen=

heimer. Sehen Sie, teuerster Magister Kauderer, mühsam ist mein Streben, aber so lohnt es sich.

Indem trat die Erwartete ein, die Herrin des Hauses, in dem ich mich befand. Magister Kauderer und Dame Müller traten ihr entgegen, und da ich mit dem Gesichte gegen die Thüre lag, konnt ich, ohne den Kopf drehen zu müssen, durch die halbgeschloßnen Lider alle drei bequem betrachten.

Madame Flötenspiel war eine Brünette, halb Juno halb Venus, Dame Müller ward neben ihr zum Saturnus. Aus den dunkeln Augen der Madame Flötenspiel schaute ein rasches, entschloßnes Wesen, dem eine gewisse süße Begehrlichkeit gar anmutig über die Schulter sah. Ihre Formen hatten die Fülle, die Frauen über dreißig so stattlich läßt; ihre Stimme war weich und wohlklingend. Dazu gewann dieser kräftigen und doch so anmutigen Erscheinung ein gewisses gutmütig schalkhaftes Wesen jeden Beschauer. Dame Müller schien neben dieser warmen, konkreten Natur ein abstrakter Begriff. Sie war Blondine, und zwar von der langen, hagern, starkknochigen Art; dabei eine Belesene und Denkerin und hatte sich mit aller Energie ihres Wesens auf die zarte Weiblichkeit geworfen. Magister Kauderer — du wunderst dich, daß ich bei diesen Nebenpersonen meiner Geschichte mit Vorliebe weile und über die Hauptpersonen und Hauptumstände desto schneller hinweggleite. Dir wirds begreiflich werden, wenn ich dir sage, daß ich alle Aufregung sorgfältig vermeiden muß; weshalb ich, wie du siehst, meinen Puls beständig unter den prüfenden Fingern habe. So laß mich denn nur noch andeuten, wie Madame Flötenspiel mich mit gleichsam taxierendem Blick überschaute; wie Magister Kauderer, Madame Müller und ihre Töchter uns verließen, und ich mich stellte, als käme ich eben zur Besinnung; wie ich heimkehren wollte; wie Madame Flötenspiel die Angeln ihrer Blicke

in meine Augen einzusenken begann, indem sie mich versicherte, ich sähe einem Freunde ähnlich, der ihr Herz durch Untreue gebrochen hätte, und mich mit Sirenentönen fragte, ob auch ich solcher That fähig wäre; wie sie in der Wärme der Unterhaltung sich neben mich aufs Sofa setzte, mir schalkhaft in die Augen sah, ob ich, wie sie sagte, sie ehrlich ansehen könnte; wie sie den einen Arm um meinen Hals legte, damit ich nicht durch Wendung meines Gesichts aus dem Examen liefe; wie sie dazwischen possierliche Streiche trieb, und das alles ihr so natürlich und anmutig stand, daß mir heißer und immer heißer zu Mute ward, und ich fühlte, daß meine Besinnung zum zweitenmal im Schmelzen begriffen sei, als, ein rettender Engel, Herr Flötenspiel eintrat; wie ich, um es möglichst kurz zu machen, endlich für die Aufnahme dankend mich empfahl und, nur auf das Versprechen baldigen Besuches entlassen, den herbeigerufenen Fiaker bestieg. Der Schrecken, die Angst um die geliebte Gestalt hatten ein Unwohlsein zur Folge. Vierzehn Tage mußt ich das Bett hüten. Madame Flötenspiel zeigte ihre Teilnahme durch öftere Nachfragen nach meinem Befinden, über alle Schmerzen aber und selbst über die Langeweile erhob mich das Bewußtsein des Dienstes, den ich jenem Wesen geleistet hatte, das ich mehr liebte als mich; und nur die Sorge, wie auf sie der Schreck jener Stunde gewirkt haben möchte, konnte der Freudigkeit zuweilen Abbruch thun, von der ich mein ganzes Innere erhellt und erwärmt fühlte. —

Hier untersuchte er seinen Puls. Da er ihn zu bewegt fand, machte er abermals eine Pause. Ich aber nahm das zweite Blatt der indischen Geschichte und las:

Nun trug es sich zu, daß Galava, als er hinlänglich unterrichtet war, seinen Lehrer, den weisen Jamadagni, anging, ihm zu sagen, durch welches Geschenk er seine

Dankbarkeit gegen ihn an den Tag legen könnte. Jamadagni entgegnete ihm, er verlange nichts. Galava wiederholte seine Bitte, Jamadagni seine Antwort. Da ging Jamadagni hinweg, weil er nicht mehr antworten mochte, aber Galava folgte ihm und ließ nicht ab zu bitten. Und Jamadagni verließ seine Einsiedelei und seine Säule und floh vor ihm von einem Ende der Welt zum andern, aber Galava verfolgte ihn unermüdlich mit seinen Bitten. Da ward der weise Lehrer zornig, daß ihm der Bart zitterte. Wohlan, schrie er, du Lästigster unter allen Menschen, so schaffe mir denn sechshundert Pferde, alle weiß am ganzen Leibe bis auf das rechte Ohr, das schwarz sein muß.

Galava ging in seine Einsiedelei und betrachtete hundert Jahre lang seinen Nabel und büßte, um sich auf seine Reise vorzubereiten. Dann begab er sich mit Urvasi, die Indra ihm geschenkt hatte, auf den Weg. Er durchzog die ganze Welt; zuerst aber kam er zu dem Könige Pururavas, der zweihundert von den Pferden besaß, die Jamadagni von ihm verlangt hatte. Diesem gab er Urvasi zur Frau und erhielt, da die Nymphe dem König eine Tochter geboren hatte, die zweihundert Rosse von ihm zum Geschenk. Drauf entwich er mit Urvasi, die die Gabe hatte, daß sie ewig Jungfrau blieb, nach Persien zu dem Geisterfürsten Asumani und vermählte ihm die Nymphe. Da diese dem Geisterfürsten eine Tochter geboren hatte, erhielt er auch von diesem die zweihundert Rosse, die er von jener Art besaß, wie der weise Jamadagni sie verlangte. Nun waren noch zweihundert solcher Tiere auf der Welt; sie besaß an der westlichen Grenze der Welt ein Held und Fürst, der von seinen Landesgenossen Herr Dietrich von Berne genannt war. Von diesem erhielt er sie auf gleiche Weise, wie er die andern von Pururavas und dem Geisterkönig Asumani erhalten hatte. Nun brachte er die Rosse nebst der schönen Urvasi zu

Jamadagni und schenkte ihm beides, die Rosse und das Mädchen. Urvasi gebar aber von dem Weisen ihre vierte Tochter, dann gab sie Jamadagni dem Galava und Galava dem Indra wieder zurück. —

Das war es, was auf dem zweiten Blatte gedruckt stand. Wie ich das dritte beginnen wollte, hatte er sich wieder erholt und fuhr folgendermaßen in seiner Erzählung fort:

Der Schützenhausgarten war angefüllt mit geputzten Figuren. Nur an einem Tischchen war noch Platz für mich. Der mir zunächstsitzende Herr wandte mir das Gesicht zu; es war Herr Flötenspiel. Er grüßte mich mit der süßsauern Miene, die ihm eigen zu sein schien, griff sodann nach dem Glase, das der Kellner mir eben gebracht hatte, trank und sagte ganz ruhig: Das ist wohl das Ihre? Mein Arzt hat mir das Bier verboten; nun passiert mir immer, daß ich in der Vergessenheit ein Glas, das in meiner Nähe steht, für das meine ansehe, indem ich denke, ich hätte mir welches geben lassen. Ich würde Bier trinken dürfen, wie sonst, fuhr er fort, wenn ich nicht geheiratet hätte. Jeden Christenmenschen sollte man vor dem Heiraten warnen. Aber sehen Sie, das kommt davon: ich kanns meiner Frau nicht wehren, daß sie Geld von ihrem Vermögen ausgiebt, und mehr ausgiebt, als mir lieb ist, denn das hat sie sich, wie noch manches andre, wie wir uns heirateten, schriftlich ausbedungen. Sie ist täglich, wo etwas los ist; es mag nun Wohlthätigkeit getanzt werden oder auch nur ein simples Gelärm von einem Gartenkonzert sein. Nun kann ich nicht zu Hause bleiben; ich sehe innerlich, wie sie Groschen vor Groschen hinwirft, da duldets mich nicht mehr zu Hause. Nun gehe ich in denselben Garten und setze mich, wenn es möglich ist, an einen Tisch, dem ihrigen gegenüber. Da ists denn nun meine ganze Unterhaltung, mich zu ärgern. Kein Kind, kein Dienstmädchen kann das un-

glückliche Weib sehen, ohne daß es ihnen die Backen voll Kuchen stopft, und wenn nun solch ein ausgehungertes Gesicht von Betteljungen so recht ins Zeug hineinbeißt, kann sie sich vor Freude kaum lassen, und ich geschlagner Mann sitze nun da und zähle Groschen um Groschen nach, und mit jedem Groschen setzt mir der Wurm einen Zahn in den Magen.

Als er so gesprochen hatte, seufzte er tief auf, trank mit einem Zuge mein Glas vollends leer und sagte trocken: Das ist wohl das Ihre?

Flötenspiel, sagte sein Vis-à-vis, erzählt uns doch einmal den siebenjährigen Krieg. Aber erst schaut einmal dort hinüber, wie dem kleinen Veilchenhändler der Kuchen schmeckt, den eure Frau ihm bissenweise in den Mund schiebt und sich tot lachen will, wenn der Kleine den Mund schon für den zweiten Bissen begehrlich öffnet, eh der erste noch hinunter ist.

Herr Flötenspiel seufzte auf und drückte sein Taschentuch krampfhaft in der Hand zusammen.

Beruhigt euch, sagte ein andrer, und alle zusammen: Erzählt uns den siebenjährigen Krieg!

Mir ists gerade nicht so, entgegnete Herr Flötenspiel; weil ihrs aber haben wollt, so kanns geschehn. Mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn — das ist wohl das Ihre? — Gott hab ihn selig, denn er lebte damals noch und hat uns Kindern den siebenjährigen Krieg so oft erzählt, daß wir ihn auswendig wissen. Der siebenjährige Krieg war aber so:

Die Geschichte vom siebenjährigen Kriege

Es war schon ziemlich weit hin, erzählte mein Vater; ich und eure Mutter waren noch auf. Damals nämlich wurde nicht so viel geschlafen wie jetzt, denn die Butter kostete einen Thaler und acht Groschen, und

das Fleisch war gar nicht zu bezahlen. Lichte und Öl waren nicht wohlfeiler, drum saßen wir im Dunkeln oder auch eigentlich nicht im Dunkeln, denn der volle Mond hing in die Stube herein wie ein Kürbis. Mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Wie gesagt, es war schon spät, als mein Vater und meine Mutter noch aufsaßen. Sonst hatte er abends gewöhnlich in der Bibel gelesen, aber seine Augen wurden mit jedem Tag älter, und alles war teuer. Da sprachen sie nun von dem und dem und von diesem und jenem; jetzt fiel meinem Vater etwas ein, dann meiner Mutter. Manchmal sangen sie auch ein Kirchenlied, denn meine Mutter hatte eine schöne Stimme, und Öl und Lichte kosteten noch einmal so viel als sonst. Der Pfarrer aber war klug genug. Damit er das Geleucht ersparte, kam er abends bald zu dem, bald zu dem, und man mußte ihm noch obendrein Papier geben, worauf er dann mit Bleistift, wie er sagte, etwas aufschrieb, was ihm eingefallen war. Denn wenn der Pfarrer abends zum Besuche kam, konnte man ihn nicht im Finstern sitzen lassen. Und so machte er seine Predigten, und die guten Narren mußten ihn in Licht und Papier dabei frei halten. Mein Vater aber war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Weil nun, wie gesagt, der Pfarrer diesen Abend nicht bei meinen Eltern war, so sangen sie noch: Nun ruhen alle Wälder, machten die Laden zu und dann die Thür und legten sich in Gottes Namen zur Ruhe. Es gab damals viele Leute, die nicht so ruhig schliefen, wie meine Eltern, denn die Butter kostete einen Thaler

und acht Groschen, und das Fleisch war nicht zu bezahlen; und der Hunger ist ein unbequemer Bettgenosse, er dreht sich im leeren Magen hin und her, wie einer, der nicht schlafen kann, und wer ihn im Leibe hat, dem gehts nicht besser. Meine Eltern aber, Gott habe sie selig, schliefen, bis sie aufwachten, und da war die Nacht vorbei, und es war Tag. Denn mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre? —

Nun trank er früh im Bette gern einen Kümmel. Diesmal aber wußte er nicht, sollte ers thun, oder sollte ers nicht thun. Denn es war alles teuer; die Butter kostete einen Thaler und acht Groschen, und das Fleisch war nicht zu bezahlen. Endlich aber dachte er: Gestern war der Pfarrer nicht da, und du hast Geleucht und Papier zu seiner Predigt erspart. So, dachte er, kannst du in Gottes Namen einen trinken. Meine Mutter war schon auf; ehe sie noch ihr Halstuch umthat, ging sie gewöhnlich an den Schrank, worin die Flasche stand. Dasmal aber wurde meinem Vater sein Kümmel verkümmelt. Draußen gings auf einmal los, als sollte die Welt untergehn. Pferde trabten vorbei. Das wieherte und trompetete und rasselte und fluchte und sakramentierte dermaßen durcheinander, daß mein Vater mit gleichen Beinen in die Hosen fuhr. Er war ein beherzter Mann, aber es war ihm nicht einerlei, wie er den Laden aufmachte, um zu sehen, was es gebe. Und das geschah nicht nur bei meinen Eltern, sondern in allen Häusern war Angst und Schrecken. Draußen aber war der siebenjährige Krieg. — Sehen Sie, das war der siebenjährige Krieg, und ist kein Wort davon oder dazu, denn mein Vater war ein eigensinniger Mann. Alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Nachdem Herr Flötenspiel seiner schönen Erzählung halber belobt worden war, forderte man ihn auf, noch etwas Belehrendes der Art zum Besten zu geben. Er aber deutete auf seine Frau, die eben aufbrach, und sagte: Sehen Sie, lieben Freunde, nun wird sich wo anders geärgert. Gott behüte einen Christenmenschen vor dem Heiraten. Ich habe ihr sechzehn Groschen Courant nachgerechnet, die sie hier unnötigerweise für Kuchen — sehen Sie, sie hat ein Stück liegen lassen; ehe die Kellner abräumen — Diener von Ihnen!

Der Tisch, den Madame Flötenspiel und ihre Gesellschaft inne gehabt hatte, wurde alsbald von einer andern eingenommen. Ein ältlicher dicker Herr und zwei junge Damen, die eine von überaus edler Gestalt, nahmen an ihm Platz. Die Damen saßen von mir abgewandt und unterhielten sich; die kleinere zeigte große Lebendigkeit und schien die Kosten des Gespräches fast allein zu tragen. Der Herr senkte wie in stiller Beschaulichkeit sein Antlitz nach vorn und hielt seine Augen unverwandt auf den untersten goldnen Knopf des feinen blauen Fracks geheftet, der über Nankingbeinkleidern zugeknöpft seinen stattlichen Leib umgab. Augen, Nase und Mund waren von so bedeutender Größe, daß das ganze Gesicht eben nur aus Augen, Nase und Mund zu bestehen schien; den träumerischen und doch scharfen Ausdruck seiner Augen verstärkten noch um ein Großes die starken, langhaarigen schwarzgrauen Brauen, die über sie herabhingen wie Gras und Flechten aus dem alten Gesteine gewachsen über die hohlen Fenster einer Ruine.

Jetzt wandte sich die edle Gestalt — ihr Auge glitt über mich hin — sie wars, der Engel des Herrn Fintlein, die Sängerin, die von mir gerettete! Sie wandte sich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit an den dicken Herrn, dem sie zu erzählen schien, indem sie zuweilen

herübersah zu mir. Der dicke Herr erhob sich und kam mit vornehmer Freundlichkeit auf mich zu.

Entschuldigen Sie — meine Tochter sagt mir soeben, in Ihnen erkenne sie den Retter aus Lebensgefahr, den uns alle angewandte Mühe bisher nicht auffinden ließ. Darf ich? unterbrach er sich selbst, indem er eine kostbare goldne Dose präsentierte. Es war mir äußerst unangenehm, fuhr er dann fort; denn ich bleibe nicht gern schuldig — mein Name ist Jammerdegen. Ich bin, wie Sie wohl gehört haben werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen — kommen Sie doch mit herüber. Sie heißen?

Ich nannte meinen Namen und folgte ihm pochenden Herzens. Es ist wahrlich nichts Kleines, auf einmal mit allen seinen Unvollkommenheiten vor der zu stehn, um deren Heiligenbild man einen Himmel gebaut hat von geträumten Herrlichkeiten, und nun einem solchen Blicke begegnen zu müssen, vor dessen Klarheit alles Geckische, alles Verwirrte, Düstere, Unganze in uns abfällt und wir mit Schrecken sehen, wie arm wir sind und daß nun eigentlich gar nichts in uns stehn bleibt, was ihr gefallen könnte, der zu gefallen der einzige Wunsch unsers Lebens ist. Und doch lag in diesem Blick eine Milde, ein Versöhnendes, Friedengebendes, ein — da haben wirs; mein Puls läutet wieder einmal Fiebersturm.

Er ging auf und ab, um sich zu beruhigen; derweile nahm ich das dritte Blatt der indischen Geschichte und las:

Die vier Töchter der Urvasi wuchsen auf und wurden der Mutter gleich an Schönheit und Anmut, sodaß jede in dem Lande ihres Vaters für das Schönste galt, was je ein Auge gesehen. Urvasi, die gern einmal ihrer sich erfreuen wollte, bat Indra, diesen Wunsch

ihr zu gewähren. Da schickte Indra seine Gandharvas ab, die sie während der Nacht von ihrem Lager holten und sie zu Urvasi brachten, ohne daß die Schlummernden gewahr wurden, was mit ihnen vorging. So sehr sie beim Erwachen staunten, sich an einem ihnen fremden Orte zu befinden, so gewannen sie sich bald lieb, und gewannen sich so lieb, daß sie sich nie wieder trennen wollten. Auf Urvasis Bitten wies Indra den Prinzessinnen einen der herrlichen Haine von Gandhamadana zum Aufenthalt an. Dort freuten sie sich in ewiger Jugend der heitern Gegenwart und ihrer Liebe. Jetzt erquickten sie die schmachtenden Lotosblätter ihrer Glieder in den krystallnen Fluten der Mandakini, und es kamen die goldgelben Schwäne herbei, schmiegten sich liebkosend unter sie und trugen sie wie lebendige Kähne am schattigen Ufer dahin; wenn sie schlummerten, fächelten sie unzählige weiße Pfauen mit ihren stolzen Schweifen, und der süße Kokila wiegte sie ein und weckte sie wieder mit seinen schönsten Liedern. Und sie liebten sich so, daß sie umarmt gingen, umarmt saßen und umarmt schliefen. Und ließen sich ihre Hände im Schlummer, so schraken sie auf und faßten sich von neuem.

Eines Tages erwachten die drei ältesten eher als die jüngste, und weil diese so sanft schlummerte, blieben sie ruhig neben ihr liegen, damit sie sie nicht weckten. Da sagte die älteste zu den beiden andern: Sehet doch, Geliebte, welch seltsamer Hügel unter den dichten, schattenreichen Ästen des breiten Jambu dort!

Es sind Zellen der weißen Ameise, sagte die zweite, und aus den Zellen ist Kusagras gewachsen und buntfarbiges Moos.

Was aber, sagte die erste wieder, mag den Glanz verursachen, der aus dem Hügel durch die beiden Öffnungen dringt, die neben einander stehen wie zwei Schwestersterne?

Gewiß, sagte die dritte, sind es zwei edle Steine; wollt ihr, so graben wir sie aus.

Da die jüngste eben erwachte, so begaben sie sich zu dem Hügel der weißen Ameisen; jede der drei ältesten brach einen Kusahalm ab und fuhr damit in eine der beiden Öffnungen. Kaum aber hatten sie die Halme eingesenkt, als Blut aus den Öffnungen drang. Da erschraken die Mädchen, daß ihre Haut erstarrte und ihre Antilopenherzen zitterten.

Es war aber Cyavana, der Sohn Bhrigus, des Sohnes Brahma, der gewaltigste aller Weisen, der über himmlischen Dingen brütend, seinen Nabel also tiefsinnend beschaute, daß ihn die weißen Ameisen mit ihren Nestern überbaut hatten. Aus einigen der verwitterten Nester war Gras und Moos gewachsen. Urvasi, die eben daher kam, als ihre ältesten Töchter dem Weisen mit Kusahalmen in die Augen stachen, fürchtete die Rache des Gewaltigen und bat Indra, er möchte die drei in die entfernteste Weltgegend entrücken. Indra gewährte ihr die Bitte und entrückte sie samt dem Haine von Gandhamadana in den fernsten Westen der Welt. Aber der weise Cyavana erhob sich und schüttelte im Zorn seine Glieder, daß die Ameisen von seinem Leibe weithin in die Lüfte stoben. Seitdem findet man die Ameisen in aller Welt. Und Cyavana fluchte den Mädchen und dem Lande, das sie aufnahm, und sprach: So soll Flachheit Land und Volk strafen, wohin ihr floht vor meinem Zorn. Einander nahe, seid ewig getrennt. Nur dann endet die Kraft meines Fluches, wenn — hier fiel der erzürnte Weise in eine fremde Sprache. Folgendes sind die Worte, die er sprach, und die bis jetzt kein Brahmane enträtselt hat. (Hier stehen, merkt der Übersetzer an, in Sanskritlettern folgende deutsche Worte: Wenn, wo ihr lebt, ein reicher Buchhändler einst einem unberühmten Autor den Verlag eines seiner Werke und zugleich seine einzige Tochter

selbst zum Weibe anbietet). Urvasi, so fährt das Manuskript fort, Urvasi, die das Schreckliche vernommen hatte und Schrecklicheres noch befürchtete, fiel ihm zu Füßen und richtete die unwiderstehlichen Blicke ihrer Lotosaugen bittend auf ihn. Als die Nymphe so in dem ganzen verführerischen Glanze ihrer Reize vor ihm lag, begann sein Mund zu stammeln, seine Augen gruben sich ein in ihre Schönheit wie zwei lüsterne Bienen ins Schattiginnerste der Mangoblume, und er vermochte nicht, ihnen zu wehren. Da floh er in eine Einsiedelei, und es währte hundert Jahre der Selbstbeschauung und Buße, bis seine Brust wieder so ruhig atmete, daß er die Worte seines Fluches fortsprechen konnte. Aber von seinem Feuer glimmten nun auch nur die Kohlen noch. Und er sprach: Barmherzigkeit will ich üben um deiner Schönheit willen, wo ich das Schwert des Rechtes gezückt in meinen Händen führe. Euch sei das Süßeste, was Menschen und Götter kennen, die der Beschaulichkeit nicht leben, euch sei die Lieblichkeit der Liebe ein Trost. Doch jede von euch soll dem, den sie erkiest, eine Bedingung auflegen, die — der Weise schien noch viel zu sprechen, aber er murmelte, schon wieder in die Betrachtung seines Nabels sich vertiefend, so leise, daß der Bart die Worte fraß, und das Ohr der Weltgeschichte vergeblich lauschte. —

Das war es, was auf den drei Blättern stand; mithin war ich am Ende der Geschichte von der Erschaffung der Nymphe Urvasi, von den sechshundert weißen Pferden, jedes mit einem schwarzen Ohr, und von dem Fluche des heiligen Weisen Cyavana. —

Er fuhr fort in der Erzählung der Liebesgeschichte: Zu stille Liebe. Was soll ich zu meinem Schmerze jedes Wort wiederholen, das wir wechselten, während Herr Jammerdegen in tiefer Beschaulichkeit den untersten der fünf goldnen Knöpfe betrachtete; was soll ich die Schneide meiner Sehnsucht schärfen durch die Auf-

zählung und Schilderung der Blicke, die bald Boten wurden eines süßen Verständnisses! Dir genügt zu wissen, daß wir uns öfter sahen, daß wir beide wußten, daß wir uns liebten, ohne daß ein Wort dies Verhältnis je berührt hätte. Das Kind eines Buchhalters von Herrn Jammerdegen, ein wunderschöner Knabe, den Fides stets um sich hatte, war das Mittelwesen, in dem wir uns körperlich berührten. Es starb. Ein Lied, wenn man einen solchen kunstlosen Erguß Lied nennen mag, das ich zu jener Zeit aufschrieb, mag dir die Sache erklären. Späterhin hab ich ihm den Namen gegeben:

Zu stille Liebe

Ein Dämmerlied

Zwei liebten sich und wolltens sich nicht sagen.
Sie küßten sich auf eines Kindes Munde,
Beschauten sich nur durch des Kindes Augen
Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht sprechen,
Nicht sehen mehr und auch nicht mehr sich küssen.
Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
Und immer fremder sind sie sich geworden,
Und haben immer heißer sich geliebet,
Nach Kuß und Blick gesehnt und süßer Rede
Und sind am End vor Sehnsucht gar gestorben.

So standen die Sachen, als eines Tages auf dem Augustusplatze ein Freund mir begegnete, der mit wichtigem Blick mich fragte, ob ich eine Neuigkeit wissen wollte. Weißt du denn, daß Jammerdegens Fides heiratet?

Soll ich das Chaos von Schrecken, Schmerz, Wahnsinn noch einmal fühlen, indem ich dir erzähle, wie mir bei diesen Worten zu Mute ward? Der Freund schien meinen Zustand nicht zu bemerken und fuhr fort: Alle Welt wundert sich, daß das schöne, reiche Mädchen solch einen verlebten, kranken Häßlichen heiraten will. Aber die Krankheit und die Häßlichkeit des Patrons ist es eben, was sie ihm gewonnen hat. Weil

sie so ganz anders ist wie die andern, ist sie allen ein Rätsel. Können sie doch schon nicht begreifen, wie sie, die nicht etwa eine Kopfhängerin oder ein überzartes Leipziger Wesen, sondern ein lebenskräftiges und gesundes Mädchen ist, nicht an Bällen und dergleichen Vergnügen findet und sich nur wohl befindet, wo sie helfen kann, unter Armen und Kranken — von denen auch du einer bist. Dazu kommt noch, daß der unermeßlich reiche Bräutigam ihr eine sehr bedeutende Summe jährlich zur Disposition zu stellen versprochen hat, wenn sie ihn heirate, mit deren Hilfe sie ihren Trieb zum Wohlthun leichter befriedigen kann.

Der Freund verließ mich. Ein Frost schüttelte mich, ich fühlte den Tod in allen meinen Gliedern. Ich wußte, daß, was der Freund mir erzählt hatte, nur ein lügenhaftes Gerücht sein konnte; dennoch wurde mir immer fieberischer. So ging ich denn in die Walderichsche Restauration, die, wie du weißt, in der Dresdner Straße, der Post gegenüber, liegt, um Zerstreuung und Erwärmung in einem Glase Punsch zu suchen, eine Hoffnung, die kurz vor mir drei junge Männer hereingeführt hatte, die, wie du bald hören wirst, an demselben Übel litten wie ich.

Ich kanns nicht begreifen, sagte Herr Walderich, wie man solche Dummheiten nachreden kann, die irgend ein loser Vogel ersonnen hat, einem Albernen etwas aufzubinden. Zweierlei kann mich zum unbändigsten Zorn reizen, nämlich wenn einer mir zeigt, daß er mich für schlecht, oder daß er mich für dumm hält.

Ich sage Ihnen, entgegnete einer von den Gästen, die ganze Stadt ist voll von den drei Dingen. Erstlich einmal soll sich am letzten Freitag im Februar auf dem Schneckenberg ein herrliches Schloß haben sehen lassen.

Ein langer Seufzer unterbrach den Sprechenden. Er kam von einem Tische, an dem drei junge Männer saßen.

Zum zweiten, fuhr jener fort, logiert im Hotel de Baviere gegenwärtig eine Dame von unendlichen Reichtümern, die anstatt eines Kopfes, wie es bei lebendigen Menschen üblich ist, einen Totenkopf auf dem Halse trägt.

Wieder erscholl von jenem Tische her ein Seufzer.

Die dritte Merkwürdigkeit endlich ist, daß aller acht Tage im Härtelschen Palais bei Nacht eine wundersam fremdartige Musik sich hören läßt, ohne daß ein lebendiger Mensch drinnen sich aufhält.

Ein dritter Seufzer erklang von dem Tische, an dem die drei jungen Männer saßen, und lenkte alle Blicke dahin. Es waren drei blasse Gesichter; das eine zeichnete ein außerordentlich langes Haar, das zweite ein schwarzes Pflaster auf der linken Wange, das dritte ein starker Knebelbart aus. Auf jedem der drei Gesichter stand in deutlichen Lettern das verlorene Lebensglück zu lesen. Keiner sprach eher ein Wort, als da die andern Gäste, im Schachspiel vertieft, sie nicht mehr zu gewahren schienen. Da mich die drei ungemein interessierten, und ich in der Stimmung, in die mich des Freundes Mitteilung versetzt hatte, mich vor dem tête-à-tête mit mir selbst fürchtete, so ließ ich eine Bowle Punsch bringen und bat jene, meine Gäste zu sein. Ich erfuhr nun, daß sie drei Litteraten waren, der Langhaarige gab sich daneben mit dem Sanskrit ab, der mit dem Pflaster hatte sich auf das Altdeutsche und auf die politische Poesie geworfen, der Litteratus mit dem Knebelbarte endlich übersetzte persische Lieder ins Deutsche.

Wir wurden bei jedem Glase bekannter. Endlich sagte ich, indem ich das meine erhob: Was wir wünschen! Alle drei seufzten auf, wie vorhin bei der Er-

zählung von den drei Gerüchten. Da der Langhaarige meine Verwunderung bemerkte, sagte er: Sie wundern sich über den Eindruck, den das Wort Wünsche auf mich gemacht hat; wollen Sie die Erzählung meiner Schicksale anhören, werden Sie ihn begreiflich finden. Er erzählte:

Geschichte des ersten Litteraten

In meinem siebzehnten Jahre, begann der erste Litterat seine Geschichte, in meinem siebzehnten Jahre war ich Laufbursche bei dem Schuhmachermeister Fintlein in der kleinen Fleischergasse. Ich fühlte auf das lebendigste in mir, daß ich zu andern Dingen bestimmt sei, als zum Wasserholen, Stiefelwichsen und was damals noch sonst meines Amtes war. Da ich nun dies alles mit Widerwillen trieb, so ist es kein Wunder, daß es oft nicht zu meinem Lobe ausfiel, und ich böser Worte genug vernehmen mußte, was meinen Widerwillen nur wieder verstärkte. Das einzige, was in jenen Tagen trauriger Knechtschaft mich erhielt, war ein Freundschaftsbund, den ich mit zwei gleichgeplagten Wesen gestiftet hatte. Der eine, ein schlanker, zarter Junge, war dem Schneidermeister Heidermann eine Treppe tiefer das, was ich eine Treppe höher Herrn Fintlein war. Der andre, der Pflegesohn einer gewissen Madame Müller, ein blonder Krauskopf mit treuherzig blauen Augen und roten Backen, wohnte uns gegenüber. Wir wußten uns auf unsern Berufswegen zu begegnen; da ging denn die eine Hälfte des halben Stündchens, das wir zu erübrigen wußten, mit Klagen über die Gegenwart, die andre Hälfte mit Träumen in die Zukunft hin. So saßen wir einst, während unsre Tyrannen uns im Schweiße unsers Angesichts glaubten, ganz gemütlich beisammen. Einige noch unbesetzte Buden und unausgepackte Kisten, denn es war gerade die Ostermesse, verbargen uns vor jedem

Späherauge, das unsre Muße unsern Tyrannen hätte verraten können. Wir saßen auf unsern Holzpantoffeln zu ebner Erde und schauten träumend in das helle Frühlingsgewölk hinein, das eilend über uns dahinzog.

Endlich sagte ich: Wißt ihr, was ich eigentlich werden möchte? Ein schwedischer General! Da dürfte mich Herr Fintlein nicht um jede Kleinigkeit aushunzen, und wenn ich Semmeln holte, ginge ich in Uniform; wie würde der dicke Bäcker dann Respekt bekommen, und Madame Nauplius, die hübsche junge Fleischerin an der Ecke, was würde die für Augen machen!

Hier unterbrach den Litteraten mit dem langen Haare der Litterat mit dem Pflaster, und seine Stimme zitterte vor Freude: Der schlanke Schneiderjunge hatte seine Augen fest auf das große Haus gerichtet, das ihm gegenüberstand. Wenn ich das große Haus hätte, sagte er, brauchten wir nicht mehr auf offner Straße zusammenzukommen, wo einer unsrer Tyrannen uns doch einmal finden kann. Das schönste Zimmer behielten wir dazu; das übrige würde vermietet und dafür Pfefferkuchen gegessen.

Der Litteratus mit dem Knebelbarte stand auf und sprach in großer Bewegung: Der kleine blonde Krauskopf aber sagte: Wer ein Pascha von drei Roßschweifen wäre! Dann weinte ich nicht mehr, wenn ich betteln muß, sondern zöge meinen türkischen Säbel heraus. Wie würde mich dann Madame Müller loben, brächte ich nicht bloß schlechte Pfennige nach Hause.

Noch nicht ausgesprochen hatte der dritte Litteratus, als sich alle drei lachend und weinend in den Armen lagen.

Hundert Fragen flogen hin und her. Erzähle du nun fort, sagte der zweite Litteratus, dann melden auch wir nach der Reihe unsre Abenteuer; auf diese Weise erfahren wir in kürzerer Zeit und in beßrer Ordnung,

wie es jedem ging, und wie es ihm noch geht, als durch verwirrendes Hin und Herfragen.

So fuhr denn der erste Litteratus in seiner Geschichte fort: Wir träumten, sagte er, und träumten; darüber verging Stunde um Stunde, und die einbrechende Nacht erinnerte uns zu spät an das Nachhausegehen. Wir stoben auseinander und haben einander nicht wiedergesehen, bis wir uns so unerwartet wiedergefunden haben. Wie ich nach Hause kam, blieb Meister Fintlein ruhig auf seiner Brücke sitzen und sah sich nicht einmal nach mir um, sondern zeigte jene schreckliche Ruhe, die einem Gewittersturm voranzugehn pflegt. Ein alter verabschiedeter preußischer Korporal, der ihn jeden Abend zu besuchen pflegte, saß ihm gegenüber und dampfte aus einem thönernen Pfeifenstück, das er, wenn er einige Züge gethan hatte, vor sich hin hielt, indem er es nachdenklich zu betrachten schien. Endlich bewegte er nach alter Leute Art erst wie sprechend den Mund, ehe er begann: Ich weiß nicht, Monsieur Fintlein, ob Sie die Geschichte wissen vom alten Fritzen, die sich im Anfang des siebenjährigen Krieges zugetragen hat? Herr Fintlein verneinte.

Ja seht ihr, sagte der alte Soldat, der alte Fritz hatte einen Blick in seinen Augen, der desperat war. Wenn er einen armen Sünder nur ansah, so fiel der in die Kniee und gestand alles, was er auf seinem Gewissen hatte. Wenn er diesen Blick nicht hatte, war er in der Schlacht bei Lowositz verloren. Da sieht er sich einmal per Zufall um, und was sieht er? Einen österreichischen Grenadier sieht er ganz in der Nähe, der die Flinte auf ihn angeschlagen hat und eben losschießen will. Da denkt der alte Fritz, wenn der losschießt, so ist der siebenjährige Krieg in den vier ersten Wochen zu Ende. Was thut nun der alte Fritz? Der alte Fritz sieht den Kerl mit seinem desperaten Blick an, sodaß der hinfällt vor ihm, die Flinte wegwirft und

anfängt, alle seine Sünden zu gestehen, die er in seinem Leben begangen hat. Aber der alte Fritz lachte sich ins Fäustchen, daß das Ding so gut abgelaufen war, und ritt davon.

Meister Fintlein lachte ärger als der alte Fritz und konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Der Korporal aber, der nicht sicherer zu beleidigen war, als wenn man über seine Geschichten lachte, stieg von seinem Stuhle auf und ging mit einem kirschroten Gesichte umher, indem er leise vor sich hin fluchte. Ein böses Ungefähr, wenigstens hielt ich es damals dafür, ein böses Ungefähr wollte, daß er in dieser Stimmung meiner ansichtig wurde. Ich saß in einer Ecke und spann Hanf. Er trat vor mich hin, wichste seinen grauen Schnauzbart und schnauzte mich an: Willst du auch solch ein Schuster, solch ein Monsieur Pechvogel werden?

Nein, Herr Korporal, sagte ich in Angst; ich will kein Schuster werden, aber ein General will ich werden.

Was? schrie der alte Soldat, froh, eine Kreatur gefunden zu haben, an der er seinen Zorn auslassen konnte. Ich habs nicht weiter gebracht als bis zum Korporal, und solch ein Esel von Schusterjungen will General werden? Und solch ein Monsieur Fintlein will mir meine Geschichten verdetestieren?

Damit zog er mich mit der Kraft eines alten Löwen hinter meinen Spinnrade vor, warf mich über einen Schemel und bearbeitete mich mit seinem alten Korporalstock auf das beste.

Herr Fintlein aber geriet aus seinem Lachen plötzlich in gleichen Zorn. Solch ein Korporalstecken will dem Fintlein eins aufstecken? Wers aber nicht ruhig einsteckt, das will ich ihm stecken! So schrie Herr Fintlein und — schlug mit dem Korporal um die Wette auf mich los.

Ich habe andern Leuten meine Geschichten erzählt;

dem General Möllendorf habe ich meine Geschichte erzählt. Weiß er das?

Dieser Junge ist dazu da, daß ich ihn prügle; es hat niemand anders meinen Jungen zu prügeln. Ich bin selbst alt genug, meinen Jungen zu prügeln. Weiß er das?

So wurden die beiden, indem sie sich zankten, immer heftiger, und ich Unglücklicher konnte an einem gewissen Teile meines Leibes ihre zunehmende Hitze gradweise messen. Lange ertrug ichs mit heldenmäßiger Fassung, endlich aber riß ich mich los und rannte vor Schmerz und Wut laut weinend davon.

Wo und wie lange ich nun, von Schmerz, Scham und Wut betäubt, herumgelaufen sein mag, das weiß Gott. Die Besinnung kam mir wieder in der Gegend des Café français, als ich mich vergebens fragte, ob ich wachte oder ob ich träumte. Denn vor mir lag statt des Schneckenberges ein herrliches Schloß, rotglühend, wie aus einem einzigen Rubin geschnitten. Und rings um das Schloß wiegten riesige Bäume ihre seltsam geformten Blätter in sommerwarmer, von den süßesten Düften träufender Luft. Große, rote Blumen, wie ich hernach erfuhr, Lotosblumen, winkten aus dem smaragdenen Grün wie halbgeöffnete, küssedurstige Mädchenmünde. Ohne zu wissen, was ich that, schritt ich immer weiter in diese Herrlichkeit hinein. Jetzt dehnte sich, zitternd im Mondenschein, unübersehbar vor mir ein blinkender See, von weißen und goldgelben Schwänen berudert. Drin spiegelte sich das rubinrote Schloß und die schlanken Palmen mit den tausend und abertausend Pfauen, deren Flügelschlag die lauen Lüfte sanft kühlend bewegte. Der See hatte seinen Zufluß von einem Wasserfall, der in unzähligen Absätzen von einem Gebirge herabkam, das in dunkeln Wald gekleidet von Höhe zu Höhe aufstieg, bis seine letzten blauen Spitzen mit dem Himmel verschwammen. Hier rollten

die Wasser mit sanfter Gewalt zu Thal in den See hinab; ein Brausen aus der Ferne erzählte, daß sie weiter oben jäher herabstürzen mußten. Rechts, wo ein Teil der Wasser von dem andern sich trennte, um nach kleinen Umwegen wie verirrt zwischen schattigem Gebüsche hin und her wankend nach dem See sich hinzufühlen, glaubte ich unter blühendem Jasmin eine menschliche Gestalt ruhen zu sehen. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war das schönste Weib, das man sehen konnte. Halb lag sie, halb saß sie, den rechten nackten Arm hatte sie wie selbstvergessen über sich ausgestreckt, sodaß das Wasser des kleinern Falles an ihrer Hand sich brechend in funkelndem Staubregen über die ganze liebliche Gestalt dahinstob, und sie mit einem Schleier von dem feinsten Silberflor überdeckt schien. Über die schlanken Glieder, deren Schönheit ein grünes Gewand nicht verbarg, war eine süße Mattigkeit ausgegossen; der Busen zuckte von Zeit zu Zeit, wie mit einem Kummer ringend, auf. Das lieblichste Mädchenantlitz war auf die Seite gesunken; um den Mund wohnte der reizendste Ausdruck schmerzlicher Sehnsucht, und die großen, dunkeln Augen waren halb träumend halb suchend nach der Ferne gerichtet.

Ich stand in einem nahen Busche und wagte nicht zu atmen. Da sagte die wunderschöne Gestalt halblaut vor sich hin: Es kommt wieder keiner, es kommt wieder keiner. Der wunderbar klagende Ton klang mir in der Seele wieder; mein eignes Ungemach war vergessen über dem Schmerz, von dem ich dieses Wesen tyrannisiert sah, dessen unaussprechliche Anmut meine ganze Seele eingenommen hatte. Er weckte einen niegefühlten, niegeahnten Heroismus in mir. Ich hielt mich nicht mehr und stürzte auf die Kniee vor ihr, die mich verwundert freundlich betrachtete.

Nehmen Sie mein Leben, Mamsellchen, wenn es Ihnen helfen kann! so rief ich, indem ich mich inner=

lich über mich selber wunderte, wie ich zu der Herzhaftigkeit käme, so zu einer so vornehmen Dame zu reden. Schon fürchtete ich, sie würde es übel nehmen, aber sie erhob sich und lachte laut vor Freude und klatschte in die Hände, wie ein recht fröhliches Kind; aber es stand ihr das alles so schön und majestätisch, wie vorhin der Ausdruck des Schmerzes. Von dem See kamen auf das Klatschen sechs Schwäne auf mich zu, die mich, ich weiß heute noch nicht, wie es zuging, in die Luft hoben und mit mir davonflogen. Erst wußte ich nicht, sollte ich mich fürchten; bald aber gefiel mir diese Partie außerordentlich. Ich lag wie auf dem weichsten Bette und hatte ganz das angenehme Gefühl, als wenn ich zuweilen im Traume flog. Nun ließen sie sich sanft herab und trugen mich in ein grünes, rings mit Spiegeln verziertes Gemach, auf dessen Boden ein Bassin von weißem Marmor angebracht war. Als sie mit ihren Schnäbeln an meinem Schusterschurz zupften, verstand ich sie und legte den Schurz, ebenso meine übrigen Kleidungsstücke und meine Holzpantoffeln ab, worauf sie mich mit sanfter Gewalt in das Bassin drängten, das mit lauem Wasser soweit angefüllt war, daß es, wenn ich drin saß, mich bis zum Halse bedeckte. Da ich zu verstehn glaubte, was ich solle, so säuberte ich mich nach Kräften. Das Wasser mußte eine wunderbare Kraft besitzen, denn ich mußte selbst die Weiße und Zartheit bewundern, die meine Haut nach dem Bade zeigte. Die Schwäne hoben mich abermals auf und trugen mich in ein andres Bassin, das wie Rosen duftete und, wie ich nachher erfuhr, mit Rosenöl gefüllt war. Als ich aus diesem Bassin stieg, sah ich mich in den unzähligen Spiegeln und wunderte mich selbst über mein schönes Ansehen. Die Schwäne brachten mir von Jasmin duftende Kleider von fremdartigem Schnitt, in deren Gebrauch ich mich nun so leicht fand, als wäre ich von Kind an an diese Tracht gewöhnt.

War aber meine Außenseite verändert, so war es mein Inneres noch viel mehr. Der ganze Schusterjunge war durch dieses Bad aus meiner Persönlichkeit herausgeschwemmt; ich begriff selbst nicht, wie ich zu den hohen Gedanken kam, die in den gewähltesten Ausdrücken mir nur so von der Zunge flossen.

Als ich der Spiegel nicht mehr bedurfte, rauschte es rings um mich auf, und ich merkte nun erst, daß die grünen Wände von den dichten Zweigen des Sambu gebildet waren, daß, was ich für die blaue Decke des Gemachs gehalten hatte, der blaue Himmel selbst, und die Spiegel nichts andres als die ausgebreiteten Schwänze weißer Pfauen gewesen waren. Nun hoben mich die Schwäne abermals auf und brachten mich in einen herrlichen Hain voll von den lieblichsten Vögelgesängen. Sie hatten mich kaum niedergesetzt, als ich die schöne Jungfrau von einem goldnen Throne herabsteigen und mir entgegenkommen sah. Sie war herrlich geschmückt; ihr schönster Schmuck aber war ein wahrhaft königlicher Anstand neben dem schamhaftesten, mädchenhaftesten Wesen. Heil, sagte sie, indem sie sich entschleierte und mich mit roten Asokablumen überstreute, Heil meinem Herrn! Dann faßte sie mich bei der Hand und hieß mich, mich auf einen ebenfalls goldnen Thron setzen, der neben dem ihrigen stand. Teuerster Prinz, fuhr sie fort, von nun an sehe ich euch für meinen Herrn und Gatten an, und alles, was ihr sehet, dieser große frucht und tierreiche Hain wie das Rubinschloß mit seinen sieben Höfen, alles, was ich besitze, ist euer Eigentum, wie ich selbst es bin. Aber es ist schon spät, und ihr werdet der Ruhe bedürfen. Sie klatschte in die Hände, und von dem See her kamen die Schwäne, hoben uns auf und trugen uns in das Schloß, und zwar in das herrlichste, heimlichste Schlafgemach, das man sich denken kann.

So schnell ich vorhin mich angekleidet hatte — wie-

viel schneller kleidete ich mich nun aus! Als wir beide das Lager bestiegen hatten, schlug ich trunken von Seligkeit meine Arme um sie. Wie erstaunte ich, wie schmerzte es mich, als sie meine Zärtlichkeit nicht allein nicht erwiderte, sondern sich mir entwand und sich erhob — wie ich glauben mußte, um mich zu verlassen.

Nicht so, Prinz, sprach sie mit Ernst. Wisset, daß ich Vasanta bin, eine von den drei unglücklichen Prinzessinnen, die dem heiligen Cyavana mit Kusagras in die Augen stachen. Da ich die letzte war, die es that, bin ich, obwohl zu Strafe, doch zu geringerer von ihm verdammt, als meine geliebtesten Schwestern, diese so ärmsten und beklagenswertesten Frauen, wie sie die schönsten und besten sind. Diese Strafe besteht darin, daß ich, ihnen nahe, dennoch ewig von ihnen getrennt bin. Nur der Liebe ist es vergönnt, über dieses Ungemach mich zu trösten. Und zwar kann nur ein Goldensonntagskind mein Gatte werden, da kein andrer weder mich noch mein Schloß und meine übrigen Besitztümer gewahr werden kann. Jeder andre sieht nur einen kleinen Sumpf, über den hinweg der Blick einen Ruhepunkt findet, eh er noch der Ruhe begehrt, und einen Ruhepunkt findet in dem unschönen Hinterteil eines gemästeten Engels auf der Höhe des Berges von der traurigen Gestalt.*) Ihr seid solch ein Goldensonntagskind, das mir Indra zugeschickt hat. Ihr seid nun mein Gatte und Herr und könnet in ewiger Jugend und Schönheit bei mir wohnen, wenn ihr nur eins zu thun fest gewillt seid. Dies eine ist, daß ihr nie das Mal zu sehen begehret, das ich auf meiner linken Hüfte trage. Wollet ihr mich nun ganz besitzen, so schwöret mir, dies eine zu halten.

Ich schwur. Sie nahm mich hierauf, indem sie vor Scham und Freude errötete, liebevoll in die Arme,

---

*) Anspielung auf das Gellertdenkmal auf dem Schneckenberge.

küßte mich auf den Mund und sagte mit dem süßesten Tone: O halte deinen Schwur, mein liebes Herz, daß du mein bleibest, den ich mehr liebe als mich; sowie du ihn brichst, sind wir ewig geschieden.

So führten wir nun ein Leben, in dem Sorge, Ärger und Gram Fremdlinge waren. Sie zeigte mir mit jedem Tage mehr Liebe; jeder Tag wies mir neue Reize an ihr. Weit entfernt, daß der ungestörte Besitz Überdruß oder auch nur vorübergehendes Erkalten erzeugt hätte, wuchs unsre Seligkeit mit jedem Tage, sie war so reich, daß sie immer neu blieb; jeder letzte Kuß schien mir der süßeste. So lebten wir, und so würden wir noch leben, wäre ich nicht der Elendeste und der Hassens und Verachtungswürdigste unter allen Menschen!

Einst brachten wir, wie gewöhnlich, die schönste tropische Nacht im Freien zu. Ich horchte den Gesängen des Kokila; Vasanta sah unverwandt zum gestirnten Himmel auf. Plötzlich verbreitete sich ein Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln, schön, wie diese Züge selbst, und sie rief: Heil mir, daß die Zeit gekommen ist, meinem lieben Herzen einen Wunsch zu erfüllen, wonach es lange geschmachtet hat! Dann aber wischte eine ängstliche Blässe das Lächeln vom Lotos ihres Antlitzes, und mit trauriger Stimme fuhr sie fort: Wehe mir, daß die Stunde zu kommen droht, da ich die Sonne meines süßen Glückes zum letztenmale sehen soll! Damit ergriff sie beide meine Hände, senkte ihre Augen tief in die meinen und sagte mit einer Stimme, die mir das Herz umwendete: Liebe Seele, brichst du mir deinen Schwur, so sind wir beide elend; du nur kurze Zeit, denn ihr Menschen habt den mitleidigen Tod, ich aber ewig und ohne Ende.

Ich stürzte ihr zu Füßen und verschwor mich bei allem, um sie zu beruhigen, ich Unseliger! Es gelang mir, wenn sich das treueste Herz der Erde nicht nur so stellte, als sei sie beruhigt, um mir nicht einen Augen-

blick zu verbittern, mir, der ich Unmensch genug war, aus elendem, kindischem Fürwitz sie und mich zu verderben.

Es begab sich aber, daß der König von Schweden unerkannt nach Leipzig kam und einige Zeit sich dort aufhielt. Abends pflegte er mit einem Kammerherrn um das Thor zu wandeln. Bei einem solchen Gange fiel ihm ein großer und prächtiger Palast auf dem Roßplatze auf. Er hatte nie ein schöneres Gebäude gesehen; dazu waren alle Fenster des Palastes prächtig erleuchtet, Trompeten und Paukenschall scholl festlich aus dem Palaste weithin durch die Nacht. Elegante Wagen kamen von allen Seiten her angerasselt, prächtig gekleidete Herrschaften stiegen heraus, und so oft einer vorfuhr, so oft sprangen zwei Thore von köstlicher Eisenarbeit auf, und man sah in einen unermeßlichen Raum mit so unzähligen Lichtern, daß mehr als Sonnenhelle herausdrang, und mit schönen Gruppen der herrlichsten fremden Blütenbäume aus allen Zonen in solchem Reichtum besetzt, daß mit jeder Thüröffnung ein wahrer Strom der süßesten Wohlgerüche herausquoll. Der König befahl seinem Begleiter, den ersten besten, der aus dem Schlosse kommen würde, nach seinem Besitzer zu fragen und nach der Ursache des Festes, das er heute feiere. Es währte nicht lange, da schritt ein ansehnlicher Mann heraus; diesen hielt der Kammerherr an, indem er ihn höflich bat, seine Neugier zu entschuldigen. Mein Herr, entgegnete der Gefragte, was ich von dem Besitzer des Schlosses weiß, will ich Ihnen gerne mitteilen. Sie fragen nach der Ursache des Festes, das er giebt? Darauf kann ich Ihnen nur sagen, daß er entweder jeden Tag ein Fest giebt oder gar keins; denn so prächtig und laut wie heute ist das Schloß jeden Tag, den Gott werden läßt. Daraus können Sie abnehmen, wie reich der Besitzer des Palastes sein muß. Betrachten Sie aber seine Gemahlin,

so wissen Sie nicht, weshalb er mehr verdient, beneidet zu werden, um seine Reichtümer oder um die Schönheit, die Güte und den Geist seiner Frau. Man sagt, daß er einer wunderlichen Grille zu Gefallen in der Welt umher reise. Er erwartet nämlich, daß irgend ein Fürst ihn zum General mache, aber ohne daß er sich darum auf irgend eine Art bemühen will. In dem Lande, wo er General wäre, würde er dann bleiben. Der Fürst, der es wüßte und seinen Wunsch erfüllte, würde seinem Lande keinen geringen Vorteil dadurch verschaffen, denn es ist kein König, der mehr Aufwand machte, als der Besitzer dieses Palastes.

Dieser, der Besitzer dieses Palastes, war ich nun selbst, und meine Gemahlin hatte, ohne daß ich es wußte, alles angeordnet, daß es so kommen mußte, wie es kam.

Der König von Schweden fühlte eine unbezwingliche Lust, den Besitzer des Schlosses und seine Gemahlin kennen zu lernen. Deshalb entschloß er sich kurz, mit seinem Kammerherrn ohne weiteres hineinzutreten. Sollte der Besitzer des Schlosses fragen, was sie wünschten, so sollte der Kammerherr sagen, sie seien Fremde, die morgen mit dem frühesten abreisen müßten; weil sie nun so viel von der Schönheit des Schlosses gehört hätten, so hätten sie sich mit eignen Augen davon überzeugen wollen, selbst auf die Gefahr hin, unhöflich und zudringlich zu erscheinen. Als sie dies untereinander ausgemacht hatten, traten sie auf das Thor zu und verwunderten sich nicht wenig, daß die Thorflügel vor ihnen aufsprangen, als wären sie erwartete Gäste. Ihr Staunen wuchs, als auf der Treppe ich und meine Frau ihnen mit prächtigem Gefolge entgegenkamen und beide, den König und den Kammerherrn, auf die Weise bewillkommneten, wie es ihrem Range zukam.

Er konnte sich kaum fassen, und besonders schien die Schönheit Vasantas, die im ausgesuchtesten modernen

Putze bei weitem alles überstrahlte, was ein Auge irgend von weiblicher Schönheit und fürstlichem Anstand gesehen haben mag, ihn auf das angenehmste zu überraschen. Wir führten ihn durch viele Säle, deren jeder anders und schöner verziert war als der vorige, in den Speisesaal; meine Frau wies ihm und seinem Kammerherrn die ersten Plätze an, die für sie aufgespart waren. Die Pracht des Saales und der Tafelausschmückung, die Vortrefflichkeit des Orchesters, das den Gästen unsichtbar war, die Delikatesse der feinsten Speisen und Weine, vor allem aber die geistreiche Unterhaltung meiner Frau bezauberten ihn so, daß, wie er endlich, von seinem Kammerherrn mehrmals erinnert, aufbrach, er seinen Rock aufknöpfte und den Gustav-Wasaorden, den er über dem Unterkleide trug, herabnahm und ihn mir umhing, indem er sagte: Einen Mann, den das Glück und die Natur bedacht haben wie Sie, können Könige nicht beschenken. Nehmen Sie dies nur als einen Zoll der Dankbarkeit für den schönsten Abend, den ich bei Ihnen genießen durfte. Weil aber nach den alten Ordensgesetzen diesen Orden niemand tragen darf, der nicht Generalsrang hat, so müssen Sie sich schon gefallen lassen, daß ich Sie hiermit zu meinem General der Infanterie ernenne.

So sprach der König und ging, und am Thore, bis wohin wir ihn begleiteten, stand eine köstliche Staatskarosse für ihn bereit, die ihn nach Hause brachte.

So war ich denn nun am Gipfel aller meiner Wünsche angelangt, Gatte des schönsten, besten Weibes, und was zu sein ich schon als Kind gewünscht hatte, schwedischer General: ich war der glücklichste aller Menschen, wie ich so bald darauf der unglücklichste werden sollte — durch meine eigne Schuld!

Es war schon am nächsten Morgen, daß das Unkraut des unseligsten Fürwitzes in mir aufschoß. Noch war ich im ersten Gefühl der Freude über den neuesten

Liebesbeweis meines Weibes, als ich schon mutwillig ihr ganzes Glück vernichten sollte. Ich war munter und weidete meine Augen an der Schönheit meines Weibes, das noch fest schlummerte. Ihr Köpfchen lag auf meinem linken Arm. Da kam mir der unselige Gedanke: sie liegt so, daß die kleinste Bewegung dir das Mal zeigen könnte, das du nicht sehen sollst. Der Gedanke dieser Möglichkeit erregte mir so das Blut, daß ich meine Pulse schlagen hörte. Ich rief alle meine Festigkeit zu Hilfe. Ich wünschte, sie möchte aufwachen und so den Kampf in mir enden. Und doch weckte ich sie nicht, weil der Fürwitz in mir sprach: Wer weiß, ob je die Gelegenheit dir wiederkommt, die du jetzt benutzen kannst, ohne daß sie es merkt, ohne daß irgend jemand es merkt; dabei sah ich mich in dem Zimmer um, als wollte ich mich überzeugen, daß niemand mich das thun sähe, was ich vorhatte. Immer schneller wechselte das Für und Wider in meinen Gedanken, eine Art Wahnsinn kam über mich; ein krampfhafter, wie unwillkürlicher Zuck mit dem Finger, und — die schönste Hüfte lag bloß, wie aus Marmor gehauen vor meinen Augen, die das bewegte Blut wie mit Nebel umhüllt hatte. Gerade auf der Mitte der Wölbung ward das Mal, einer Lotosblume ähnlich, sichtbar, nur wie ein Erröten auf das zarteste Weiß gehaucht. Eine eben so schnelle Bewegung verdeckte es wieder. Nun das Gelüste befriedigt war, überfiel mich der entsetzlichste Haß, die tiefste Verachtung gegen mich selbst. Sie seufzte in demselben Augenblick im Schlafe auf, und ihr Antlitz erbleichte wie von tötlichem Schreck. Hatte ich eine Waffe in den Händen, ich erlebte den Augenblick nicht, in dem sie die Augen öffnete und mich mit so schmerzlichem und doch vorwurfslosem Blick ansah. Ich hatte meine Augen geschlossen vor Scham und hatte nicht den Mut, mich nur zu regen. Blinzend, indem ich mich stellte, als schliefe ich noch, sah ich, wie

sie aufstand und sich anzog, in welcher Beschäftigung sie sich tausendmal unterbrach, um die Hände zu ringen. Ihr Antlitz war wie versteinert, und vergebens bemühte sie sich zu weinen. Dazwischen sank sie mehrmal kraftlos auf das Bett zurück. Endlich war sie fertig. Sie kam auf mich zu; indem sie sich über mich bog, kamen ihr die ersten Thränen und kamen in solcher Fülle, daß sie mich wirklich in Thränen badete. Der Schmerz, der mir wie ein glühendes Eisen durch die Seele sengte, nahm mir die Besinnung. Nur noch wie im Traume hörte ich, wie sie in den süßschmerzlichsten Worten von mir Abschied nahm, wie sie mir so liebevoll zuredete, mich zu fassen, und dann wieder in lautes Schluchzen ausbrach; fühlte ich, wie sie mich mit tausend Küssen und Thränen bedeckte, meine Hände und mein Gesicht unaufhörlich an Mund, Wangen, Augen und Busen drückte.

Wie ich endlich wieder zu mir kam, war sie verschwunden samt dem Gemach und dem Bette; unfern des Schneckenberges glaubte ich in einem Busche zu liegen. Eiseskälte rann statt des Blutes durch meine Adern; von neuem floh mir die Besinnung. Zum zweitenmal erwachend fand ich mich in einem ärmlichen Bette; die guten Leute, die mich umstanden, hatten mich im bloßen Hemde als einen Fieberkranken im obern Park gefunden. — Und so bliebe mir denn weiter nichts zu melden, als daß ich endlich aus Verzweiflung unter die Litteraten gegangen bin. Die langen Haare trage ich, um den Mangel meines rechten Ohrläppchens zu verstecken, das mein scheidendes Glück im Schmerzenssturme des Abschiedes mir abbiß.

Alle Anwesenden bezeugten mit mir dem ersten Litteraten, wie er seine Erzählung mit einem tiefen Seufzer als Punktum geschlossen hatte, ihre Teilnahme und wandten sich nun zu dem zweiten Litteraten, der alsbald folgendermaßen das Wort nahm.

Geschichte des zweiten Litteraten

Vor allen Dingen muß ich Ihnen, so begann der Litteratus mit dem Pflaster auf der rechten Wange, den Wunsch, den ich als Schneiderjunge that, als ich mit meinen beiden Leidensgefährten hinter den noch unbenutzten Buden saß, die uns eine Mauer waren gegen den möglichen Überfall eines unsrer Tyrannen, vor allen Dingen muß ich Ihnen diesen Wunsch in das Gedächtnis zurückrufen, das große, schöne Haus zu besitzen, dem ich gegenübersaß, und mich einmal satt essen zu können in Pfefferkuchen.

Als ich jenen Tag nach Hause eilte, fürchtete ich das ärgste von dem Grimm des Herrn Heidermann, der mir bei ähnlicher Gelegenheit schon gedroht hatte, mich fortzujagen, sobald ich wieder meine Pflicht vergessen würde. Diesen Tag sollte das drohende Gewitter ohne Ausbruch über mir dahingehen. Herr Heidermann war ausgefahren und wollte erst spät wieder zurückkommen. Sie müssen wissen, daß mein Tyrann — was wahr ist, muß man sagen — der nobelste Tailleur war, den man sich denken kann. Er besaß eine nette Equipage und mit einem Kollegen zusammen einen Kutscher, aus dem sein Genie einen kleinen Hofstaat zu machen wußte, da er ihn vermittelst mehrerer Livreen bald als Kutscher, bald als Reitknecht, bald als Jäger auftreten ließ. Dazu war er ein Patriot und Liberaler, voller Flamme gegen den Servilismus, und zwar einer aus der zahlreichsten Klasse der Liberalen, einer von denen, die, während sie gegen Tyrannei deklamieren, Tyrannen ihrer Familie sind und aller der Unseligen, die von ihnen abhängen. In seiner äußern Erscheinung war er Kavalier und Lebemann, wußte trotz einem Grafen durch die Nase zu reden, wenn er den Marqueur rief, in Gebärden und Sprache war der große Kunst sein Muster; was soll ich viel Worte machen? er war der Schneider des Jahrhunderts. Auch Ma-

dame Heidermann stand nicht im Geruche des Servilismus. Vor den Augen der Leute waren Herr Heidermann und Madame Heidermann das zärtlichste Paar, woraus ich schon damals, besaß ich mehr Erfahrung, hätte schließen müssen, sie seien sich im Herzen spinnefeind.

Wie ich schon sagte, war Herr Heidermann, als ich jenesmal zu spät nach Hause kam, ausgefahren. Dazu hatte den Studiosus, der uns gegenüber wohnte und zufällig immer etwas zu fragen und zu bestellen hatte, wenn Herr Heidermann nicht zu Hause war, eben wieder ein solches Geschäft herübergeführt. Da nun Madame Heidermann während seiner Anwesenheit besonders guter Laune zu sein pflegte, kam ich auch bei ihr heute ohne Strafe, ja selbst ohne Strafrede durch.

Ich habe, sagte der Studiosus Bellin zu Dame Heidermann, ich habe das Gedicht, das Sie zu dem morgenden Geburtstage Ihres Gemahles wünschten, besorgt. Schicken Sie nur zu Herrn Sterzing im Gewandgäßchen bei Herrn Restaurateur John und lassen Sie das Gedicht holen, von dem ich mit ihm gesprochen habe, daß es eine Dame würde abholen lassen.

Dies geschah sogleich, und zwar wurde der Auftrag mir. Um mein voriges Ausbleiben gut zu machen, eilte ich nun desto mehr. Als ich mit dem Gedichte zurückkam, fand ich Herrn Bellin und Dame Heidermann über einem ausgezogenen Sekretärfach gebückt, worin sie sehr angelegentlich etwas zu suchen schienen. Sie fuhren wie erschrocken auseinander, als ich hereintrat. Herr Bellin hob die Hand hoch auf, in der er eine Stange Siegellack hatte, und rief: Hier hab ichs. Ist das Gedicht gesiegelt, daß er es für einen Brief halten muß, so wirds Herrn Heidermann eine doppelt angenehme Überraschung verursachen. Während Herr Bellin die Siegelung vornahm, verbat mir Dame Heider=

mann bei Strafe sofortiger Entlassung mit Schimpf, Herrn Heidermann etwas davon zu sagen, daß Herr Bellin in seiner Abwesenheit hier gewesen sei, Siegellack mit gesucht und das Gedicht gesiegelt habe, weil ihm sonst, wie sie sagte, die Freude der Überraschung verdorben werden würde. Herr Bellin empfahl sich und ging.

Der merkwürdige Tag brach an, der der Welt den Heidermann gegeben, eben so heiter, als Herr Heidermann selbst als Sonne des Hauses im Osten seines Schlafzimmers aufging. Der stolze Blick seiner Augen war gemildert durch eine sanfte Rührung. So begegnete er mir, festlich in seine Kommunalgardistenuniform geknöpft, auf seinem ersten Wege zum Wohnzimmer. Um einen Zentner fühlte ich mein Herz leichter, als er mir im Vorbeischreiten lächelnd mit dem Finger gedroht hatte. Im Wohnzimmer, wohin ich ihm folgte, weil ich Zeuge der Überraschung sein wollte, die hier vorgehn sollte, kam ihm Dame Heidermann mit ausgebreiteten Armen entgegen. Das Dienstmädchen mußte das Pfand der ehelichen Liebe herbeibringen, bei dessen Erblicken eine neue graziöse Umarmung erfolgte, wobei Dame Heidermann über die Schulter des Herrn Gemahls einen Feuerblick nach Herrn Bellin hinüberwarf, der gegenüber in seinem Fenster sichtbar war, und Herr Heidermann mit der Hand des rechten Armes, den er in gefälliger Rundung um den Nacken seiner Frau gelegt hatte, dem Dienstmädchen die pralle Wange kneipte. Dazu seufzten beide vor Wonne und Rührung dermaßen, daß erst der Zuschneider und dann die übrigen Gesellen, die der großen Szene zuschauten, in ein lautes Weinen ausbrachen, in das aus Sympathie einzustimmen ich als eine weiche Seele mich nicht enthalten konnte. Madame Heidermann führte den König des Festes zu dem Tische, auf dem die Geschenke ausgebreitet lagen, unter ihnen das versiegelte Gedicht. Dies ergriff er,

warf einen Blick auf seine Gattin, dann zum Himmel. Er erbrachs, entfaltete es, las laut einige Verse und schrie auf, indem sein Haar sich sträubte: Entsetzliches Weib, thust du mir das?

Wie er so, wie Karl Moor auf der Bühne, mit dem Oberleibe zurückgebogen die geballten Fäuste weit vor sich hinstreckte, ließ sich fast zugleich ein unauslöschliches Lachen und ein schmerzliches Weinen vernehmen. Das Lachen kam von Herrn Bellins Fenster, das Weinen von Madame Heidermann, die mit Schmerz und Zorn erkannte, daß Herr Bellin ein Unwürdiger sei und ihr Herz schändlich betrogen habe. Wie ich später erfuhr, hatte Bellin Herrn Sterzing, den er gut kannte, gebeten, eins von seinen schönen Schneiderliedern sauber abgeschrieben bereit zu halten, weil eine sehr gebildete Dame, die dem Volkshumor sehr zugethan wäre, es abholen lassen würde. Eine tolle Laune hatte ihn getrieben, das Schneiderlied dem Festeskönig in die Hand zu spielen. Herr Sterzing mußte glauben, ich sei von jener Dame gesandt. Dies war die Ursache dieses entsetzlichen Schneiderzornes, und ich sollte sein Opfer werden.

Madame Heidermann, das ärgste fürchtend von dem Zorne des tyrannischen Gatten, der noch immer sprach- und bewegungslos, eine furchtbare Gewitterwolke, an dem Horizonte stand, dessen Sonne er eben noch gewesen, rief schluchzend: Teuerster Heidermann, holder Gatte, zürne nicht deinem unschuldigen Weibe, das bis in den Tod dich liebt; an dem Irrtum ist der Junge schuld, der das Gedicht zu deinem Preise bestimmt holen sollte und dieses Unglückspapier gebracht hat.

Mehr brauchte es nicht, um Herrn Heidermanns ganze Wut auf mich Unschuldigsten zu lenken. Wie ein Tiger stürzte er auf mich los. Entfloh ich nicht, so war es meine letzte Stunde. Ich hörte ihn noch, indem ich über die Gasse lief, wie er vor Wut brüllend

Spiegel, Gläser und selbst die Fenster mittels einer großen Schere demolierte, die ihm unglücklicherweise gerade zur Hand gelegen hatte.

Ich war lange gelaufen, als ich meinen Schritt anhielt und zu überlegen begann, was nun zu thun sei. Zu Herrn Heidermann zurückzukehren, dazu hätte mich keine Macht der Welt zwingen können. Wie ich zufällig aufsah, merkte ich, daß ich wieder vor dem Hause stand, dessen Besitz mein größter Wunsch war. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, zu bemerken, daß auch das zarteste Schneidergemüt immer Courage hat; einen Beleg dazu finden Sie, meine Herren, in diesem Teil meiner Geschichte. Jeder andre, jeder Nichtschneider würde an meiner Stelle der Verzweiflung nahe gewesen sein; ich hielt mein Haupt keck empor, schaute mich um und fragte das Schicksal: Welches von diesen Häusern hast du für mich bauen lassen?

Über dem Besinnen, was ich thun sollte, fiel mir ein Gerücht ein, das Magister Kauderer bei Herrn Heidermann erzählt hatte. Im Hotel de Baviere sollte seit einiger Zeit eine Dame von ungeheuern Reichtümern logieren, von der es hieß, sie sei nach Leipzig gekommen, sich einen Mann damit zu kaufen. Manche, Jung und Alt, waren von der Hoffnung angelockt, den Reichtum der Dame zu heiraten, zu ihr gekommen und hatten sich ihr zum Gemahl angeboten. So lange die Dame den Schleier vorbehalten, hatte es gut gethan; sowie sie aber den Schleier gelüftet hatte, waren sie, vom entsetzlichsten Grauen gepackt, davongelaufen und totkrank oder wahnsinnig geworden; denn statt des schönen, blühenden Antlitzes, auf das man von ihrer Gestalt und ihren schönen Händen schloß, hatte sich ein grinsender Totenkopf gezeigt. Schneider haben immer Courage. Ich war wegen des Geburtstagsfestes im vollen Putz — ein junger Mensch muß alles versuchen. Ich blies über meinen blauen Frack hin und — ich brauche

es Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich den Weg nach der Petersstraße einschlug.

In den Thorweg des Hotel de Baviere kaum eingetreten, wurde ich von dem ersten Marqueur, dessen ich ansichtig ward, noch ehe ich ein Wort gesprochen hatte, auf das artigste gebeten, ihm zu der Dame zu folgen, die mich erwarte. So seltsam dies mir schien, so ging ich dennoch, ohne das mindeste von Furcht oder Besorgnis zu empfinden, dem Voranschreitenden nach. Denn ich wußte, daß ich mein Glück machen würde, weil ich wußte, daß ich es recht wollte. Man kann, was man will, aber man muß wollen können. Hätte ich es immer gekonnt!

Der Marqueur öffnete und hieß mich eintreten. Wollte ich sagen, daß meine Fassung sich völlig gleich geblieben wäre, so würde ich lügen. Die Halbdämmerung, die durch irgend eine künstliche Art der Beleuchtung erzeugt hier herrschte, konnte wohl den, den eben noch die Helle des natürlichen Tages umgeben hatte, überraschen. Dazu war es ein seltsam grünliches Licht, das an den schwarz beschlagenen Wänden spielte, durch dessen Wirkung mir meine eignen Hände wie Totenhände vorkamen. Einige lange Minuten stand ich in Erwartung dessen, was da kommen sollte, allein. Es war eine solche Totenstille, daß mir war, als hörte ich die Gewänder der Zeit vorbeirauschen. Nun öffnete sich ohne das mindeste Geräusch eine Thür, und herein trat, leise wie ein Geist, eine hohe, schöne Frauengestalt. Ein schwarzes Gewand umschloß ihren Leib und bedeckte selbst die Füße und folgte ihrem Schritt in dunkeln Wellen als Schleppe. Den obern Teil ihres Leibes, Gesicht und Schultern verhüllte ein schwarzer Schleier von solcher Dichtigkeit, daß weder Farbe noch Umriß durch ihn zum fremden Auge sprach. Zwei weiße Hände von seltner Schönheit glichen zwei weißen Rosen auf einem Leichentuche. Eine tiefe Altstimme von außer-

ordentlicher Weichheit und Anmut, dabei von seltsam feierlichem Klang ließ sich vernehmen, wie sie mich als einen Bekannten, Längsterwarteten empfing und durch die Thür, aus der ich sie eben hatte schreiten sehen, in ein Gemach führte, dessen Beleuchtung und Ausschmückung noch weit schauriger war, als die in dem ersten. Die Wände waren ebenfalls schwarz tapeziert; darauf waren in gleichen Zwischenräumen Kissen gemalt wie von blutrotem Sammet, auf den die zwei Totenbeine, die sich auf unsern Beinhausverzierungen unter einem Schädel kreuzen, in blendender Weiße glänzten. Man wunderte sich, daß die Schädel fehlten. Eben das erinnerte aber an die Sage, daß die Dame statt eines blühenden Mädchenkopfes einen solchen auf den Schultern trage. Ein Schneider hat immer Courage; nichtsdestoweniger fühlte ich Schauer auf Schauer in mir dahingleiten. Die Hand, in der sie die meine hielt, schien mir regungslos glatt und kalt wie Marmor, dafür pulsierten meine eignen Fingerspitzen; ich zitterte vor dem Augenblick, wo sie den Schleier heben würde. So saß sie stumm vor mir, ohne daß ich ihren Atem hörte oder aus der mindesten Bewegung ihrer Schleierfalten und ihrer Busenbedeckung hätte schließen können, daß ein lebendiges Herz unter ihnen schlage. Dazu ward es dunkler und dunkler und immer dunkler, die schwache Beleuchtung schien gänzlich verlöschen zu wollen; der grünliche Schein ward immer grüner.

Endlich sagte sie, und ihre Stimme klang wie eine Totenglocke: Sie haben mich noch nicht gesehen; es ist Zeit, daß Sie mich sehen. Und ohne daß sie sich bewegte, wie von unsichtbaren Händen gezogen, fiel der Schleier zu beiden Seiten zurück — mich schüttelte es — ein bleicher weißer Schimmer — jetzt gilts, sagte ich zu mir, indem ich entschlossen die Zähne zusammenbiß; seis, was es wolle, ich mache mein Glück! Und mit festem Blicke schaute ich — plötzlich ward es tages=

hell — in das schönste, blühendste Mädchengesicht, dessen Züge von der lieblichsten Freude strahlten.

Alle Götter mögen dich segnen, rief sie aus, mein liebster Freund, für deinen Mut! Alle, die bis jetzt um mich warben, alle sahen in dieser Dämmerung das Gespenst ihrer eignen Feigheit, das sie zum Wahnsinn erschreckte. Ich bin nun dein mit allem, was ich besitze, selig, das Eigentum eines Mannes zu sein. Doch schwöre mir, eh ich dein Weib werde, daß du nie an einem Montage mich besuchen willst oder forschen, was ich an diesem Tage treibe. Brichst du den Schwur, so ist dein Glück und das meine für ewig dahin.

Ich schwur, und sie nahm mich in die Arme, indem sie mich liebevoll küßte; dabei fiel ihr langes, gelbes Haar um uns beide und deckte die Umfangenen bis auf die Füße, wie eine goldstoffene Decke. Sie klatschte in die Hände, da traten zwanzig schöne Jungfrauen herein, alle mit blondem Haar und von hohem, schlankem Wuchse, ihnen folgten zwanzig zierliche Pagen und ebensoviel Ritter in schimmernden Schuppenharnischen.

Wisse, sagte sie zu mir, daß ich Hildeswind bin, die Tochter Herrn Dietrichs von Berne; und zu jenen gewandt sprach die Prinzessin: Hier sehet ihn, der nun mein und euer Herr geworden ist.

Ich war erstaunt; die Prinzessin sagte lächelnd, indem sie mich an das nächste hohe Spitzfenster des gotischen Saales führte: All diese Burgen, die du diese Waldberge krönen siehst, gehören dir; bis wo der blaue Himmelsbogen sich müde auf die fernen Gebirge stützt, dehnt sich das Reich Dietrichs von Berne, dessen König du nun bist. Tausende von Menschen, Sklaven des Tyrannen Gold, sehen von diesen Herrlichkeiten nichts; ihnen ist diese Gegend flach, wie sie selbst sind. Darauf sehen sie eine bunte Masse von Häusern, in denen man mit Kaffee handeln kann und mit Büchern und

Papieren; das nennen sie Leipzig und bilden sich viel darauf ein.

Ich muß sagen, daß mich diese Rede fast verdroß. Ich bin ein geborner Leipziger und habe, wie alle meine Mitbürger, und mit Recht, eine große Verehrung für meine Vaterstadt. Wer aber kann über solche Worte zürnen, wenn sie von den schönsten, frischesten Lippen kommen, von Lippen, die ihn so liebevoll geküßt, von Lippen, die nur erst gesprochen: Ich und all mein Land, wir sind von nun an dein? Und gegen das alles brauchte ich nichts in die Wage zu legen, als je nach sechs Tagen des Vergnügens einen Tag der Entsagung, einen Tag, der mir ohnedies nicht Langeweile bringen konnte, da es der lustige blaue Montag war.

Der lustige blaue Montag — mir raubte er die Lust meines Lebens.

O Schändlichster! Heute erfüllt das beste Weib deinen heißesten Wunsch, und morgen schon dankst du ihr mit Verrat! Ach! sie ahnte nichts von ihrem und meinem, also umso mehr ihrem Unglück, als sie mir das Tuch von den Augen nahm und über mein Erstaunen lachte, die Hände zusammenschlug und wieder lachte wie ein frohes Kind, indem sie zehnmal wiederholte: Siehst du, was der heilige Christ meinem Kinde beschert? Siehst du, was der heilige Christ meinem Kinde beschert?

Vor mir aber stand mit unzähligen brennenden Weihnachtslichtern besteckt jenes große schöne Haus, das ich als Kind schon zu besitzen gewünscht hatte. An der Fassade des Hauses waren die herrlichsten Zieraten angebracht, und zwar, wie ich bald sah und roch, von dem gewürzigsten Pfefferkuchenteig, von Mandeln strotzend und Zitronat. Einen großen Pfefferkuchen gab sie mir zum Kosten Wie ich ihn breche, um ihn mit ihr zu teilen, habe ich den Schlüssel zu dem

Hause in der Hand; der Pfefferkuchen war in den Kaufbrief geschlagen. —

Hier geriet der zweite Litterat in große Bewegung. Wiederholt schlug er sich mit den Fäusten vor die Stirn, indem er mit kläglichem Tone rief: Und all dies Glück mußtest du stören! Du selbst! Was du durch Mannesmut errungen, mußtest du durch die erbärmlichste, kindischste Leichtgläubigkeit verlieren! Ach mir selbst scheint es jetzt unglaublich! Blauer Montag! Blauer Montag! Was für ein schwarzer Fleck bist du in meiner Geschichte!

Mußtest du Unseliger, fuhr der zweite Litterat fort, mußtest du Unseliger in den drei Mohren vier Gläser Grog trinken? Daß du dem, der innen schwärzer ist, als drei Mohren zusammengenommen von außen, daß du dem Straßburger, der nicht begreifen konnte, woher dir, dem armen Schneiderjungen, die feinen Kleider kamen, die elegante Equipage, der in seinem schwarzen Herzen um alles dieses dich beneidete, erzählen konntest, wie du dazu gekommen warst? Mußtest du seine Einflüsterungen anhören? Mußtest du ihm nicht bei dem ersten zweideutigen Worte, das deine Frau betraf, eine stechen? Beim zweiten ihn massakrieren? Nein! So renne ich wütend in meinen Wagen; wie mein Kutscher auf die Pferde schlagen muß, so schlägt im Wagen der Teufel, der mich reitet, auf mich; so stürze ich aus dem Wagen, die Treppe hinauf; so zertrümmre ich die Thüre zu ihrem Zimmer in meiner Wut; so — Gott im Himmel! wie schnell kam mir die Besinnung zurück, da ich nun beschämt vor ihr stand, die erstaunt, dann schmerzlich zürnend zu mir aufsah! Gott im Himmel! wie strich die Reue wie mit einer Feile über mein Herz, wie sie von dem Sofa aufstand und jeden Augenblick vom Schluchzen unterbrochen ausrief: So seis Gott geklagt, wie du mir lohnst für meine Liebe! So seis Gott geklagt, wie du mich stürzest in die Tiefe des Jammers!

So seis Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich unglücklich zu sehen! So seis Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich zu lassen, ohne dir helfen zu können! Ach nur noch ein Jahr, einen Mond, einen Tag, eine Stunde nur, um mich deiner noch zu freuen und dich zu trösten. Ich habe dir die Größe meiner Liebe nicht gezeigt, da du noch mein warst; das kränkt mich ewig, da es nun zu spät ist. O zeige jeder dem Freunde seine ganze Liebe, jeden Augenblick kann das Schicksal euch trennen, und dann bereut ihrs zu spät!

So klagte sie, indem sie mich, der ich vor Schmerz keines Wortes mächtig war, hundertmal an sich drückte, immer heftiger, und mich endlich in die rechte Wange biß. Der Schmerz drang durch alle meine Glieder; ich verlor das Bewußtsein. O wäre mirs nie wiedergekehrt! Als ich erwachte, war mir nichts geblieben, als die Last peinigender Selbstvorwürfe. Die Bißwunde in meiner Wange hier unter dem Pflaster hat so wenig heilen wollen, als die Wunden in meinem Herzen. Ich wurde später Hauslehrer bei einem reichen Kaufmann in Leipzig; da ich seine Kinder das Vaterunser lehrte, sagte er: Meine Kinder sollen keine Katholiken werden! und dankte mich ab. Die alte Desperation und der neue Ärger wirkten zusammen, und so ging auch ich unter die Litteraten.

So endete der zweite Litterat, wie der erste gethan hatte, mit einem tiefen Seufzer. Und mit einem tiefen Seufzer begann seine Geschichte der dritte.

Geschichte des dritten Litteraten

Ich bin, wie ihr wißt, an zehn Jahre jünger als ihr, meine Jugend- und Leidensgenossen, mit denen mich an jenem verhängnisvollen Tage derselbe Schlag traf. Ich beginne aber meine Geschichte von einer frühern Zeit, von jener Zeit, wo ich von dem Totenbette meiner armen Pflegemutter in die Welt hinaus

mußte. Ich wußte nur meinen Schmerz, bis der Hunger mich lehrte, auf dieser Welt gelte es nicht, Vergangnes zu beklagen; hier gelte es, in die Gegenwart sich zu schicken und dem Zukünftigen zu begegnen. Ach, für mich gabs kein ander Mittel, nicht Hungers zu sterben, als das Betteln. So lange meine Pflegemutter lebte, hatte ich, so arm sie war, nie betteln müssen. Kein Wunder, daß ich den Mut dazu nicht finden konnte. In der kleinen Fleischergasse in der weltberühmten Stadt Leipzig geschahs, daß auf einmal ein Stimmchen neben mir sich vernehmen ließ: Madame Müller! Madame Müller! Meine Mutter läßt Sie fragen, ob Sie morgen, wenns schön wäre, mit betteln gingen? Komm herauf, sagte eine ältliche Dame, die zu einem Dachfenster heraussah, komm herauf und bringe den Kleinen mit, der da neben dir steht. Das Kind, ein kleines Mädchen, nahm mich bei der Hand, und ich, der ich nichts zu versäumen hatte, folgte ihr willig und gern.

Sehn Sie nur, sagte die Dame, indem wir in ein ärmliches Stübchen traten, das in seiner Art elegant genannt werden konnte, sehn Sie nur einmal, wertester Herr Magister Kauderer, diesen kleinen blonden Krauskopf. Aus seinen großen blauen Augen spricht viel Talent; freilich müßten die roten Backen wegfallen. Wenn er, wie mein geübter Blick mir sagt, herren- und heimatslos ist, könnte ich mich entschließen, ihn an der Stelle meines freundlichen Adelbert zu behalten, den der Tod mir aus den Armen riß, die ihm mütterliche geworden waren.

Und wirklich trat ich, nachdem ein Examen die Schärfe ihres Kennerauges belegt hatte, an jenes Adelbert Stelle. Wie heißest du? fragte Madame Müller. Jakob? Der Name klingt nicht, rührt nicht; er ist einer von jenen gleichgiltigen Namen; von nun heißest du Theodor, mein Kind. Sieh, das ist Belcolore, dies

Ghismonda, diese kleine Rosaurabella, talentvolle Anfängerinnen; die sind nun deine Schwestern. Nach diesem feierlichen Aktus fuhr Magister Kauderer fort, wo unser Eintreten ihn im Vorlesen des Sächsischen Trompeters gestört hatte. Und zwar las er zunächst von einem Pascha mit drei Roßschweifen, dessen Namen er, so oft er vorkam, mit solchem Respekt aussprach, daß von diesem Augenblick an der Wunsch in mir lebendig wurde, ein Pascha von drei Roßschweifen zu sein, der mich später nie wieder verlassen hat.

Dame Müller widmete mir einen großen Teil ihrer Zeit. Sie war ungemein von ihrer Kunst eingenommen und suchte auch ihren Zöglingen diese Liebe beizubringen. Vormittags übte sie uns in der Theorie, das heißt: wir mußten rührende Geschichten ersinnen, wobei sie durchaus nicht auf äußerste Wahrscheinlichkeit drang. Denn sie sagte: Ich kenne tausend Damen, darunter die feinsten, die im Theater oder beim Roman über die unwahrscheinlichsten Leidenssituationen in Thränen zerfließen und beim wirklichen Elend kalt vorübergehn können. Es ist also nicht die Sache an sich selbst, die die Wirkung thut, sondern allein die Behandlung. Das weibliche Herz — und dieses kommt bei unsrer Kunst vornehmlich in Betracht, da die Männer leichter geben als die Frauen, und meist, ohne daß man Kunst anwenden müßte — das weibliche Herz ist so zart, daß das wirkliche Elend es nicht rührt, sondern beleidigt in seiner rohen, nicht durch Kunst gemilderten Erscheinung. Und daher, eben von dieser Geistigkeit, dieser Zartheit kommt es, daß das weibliche Herz sich öfter vor diesen Eindrücken verschließt, nicht aber von einer gewissen innerlichen Kälte, wie jene Weiberfeinde behaupten, die da annehmen, die Frauen besäßen nur Phantasie, aber kein Gemüt.

Doch ich komme von diesen Äußerungen der Madame Müller, die wenigstens beweisen können, daß sie

eine gebildete und denkende Künstlerin war, wieder zu meiner Geschichte selbst. Vormittags also wurden rührende Situationen erfunden und in Szene gesetzt, das heißt: die nötigen Zuthaten von Gestikulation, Blicken, Seufzern, Thränen und dergleichen hinzugefügt. Der Nachmittag gehörte der Praxis. Meine Pflegeschwestern gingen schon ihre eignen Wege; ich aber mußte, nachdem mein zu gesunder Teint durch Fasten etwas gemildert war, mit der Madame gehn. Da galt ich denn bei kinderlosen Frauen für eine Waise, die Madame Müller angenommen habe, weil ihr der Himmel die Erfüllung des heißesten Wunsches, ein eignes zu haben, versagt habe. Bei Damen, die mit ihren Gatten im Zwist lebten, war ich das Kind eines rohen Menschen, der sie, meine Mutter, und mich im Trunke zu töten gedroht, weil er uns nicht mehr ernähren könnte, und dergleichen. Sehr stolze Damen bat sie zu Gevatter und versicherte so lange, nicht Eigennutz, sondern außerordentliche Verehrung vor ihnen sei die Ursache, bis die gebotene Ablösungssumme ihr genügte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie sie aus der Geschichte derjenigen selbst, die sie um Hilfe ansprach, das Hauptmotiv der Geschichte nahm, die sie als die ihre erzählte. Dies fiel ihr leicht, da sie die Dienstmädchen, denen sie die Karte schlug, oder die Kunden der Leihbibliothek von Ritter, Räuber und Geistergeschichten waren, die Madame Müller nebenbei hielt, auf die pfiffigste Weise auszuhorchen und für sich zu stimmen wußte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie sie hier die Farben ihrer Schilderung nur hinhauchte, dort wieder mit markigem Pinsel auftrug, hier einen einzigen halbverhaltenen Seufzer spielen ließ, dort eine ganze Sündflut von Thränen bereit hatte, je nachdem sie wußte, was die Nerven der bestürmten Damen aushielten. Das einzige, was öfter unverändert wiederkehrte, war der

Refrain: Unsereins ist schlimmer dran wie ein Bettler; man leidet im stillen.

Der Wohlthätigkeitssinn der Leipziger ist bekannt; einer solchen Künstlerin konnte es nicht fehlen.

So lange ich mich als Appendix der Madame Müller passiv verhalten konnte, that es gut; wie ich mich auf eignen Füßen bewegen sollte, zeigte sich bald meine gänzliche Unfähigkeit. Dazu kam, daß, nachdem ich einigermaßen an das Fasten gewöhnt war, meine Gesichtsfarbe wiederkehrte und mein ganzes Ansehen immer weniger zu meinem Berufe paßte. Sie pflegte mich hungern zu lassen oder körperlich zu züchtigen, wenn die Gaben, die ihr jene Geschichten einbrachten, ihr zu gering schienen. Das hatte im Anfang die von ihr wohlberechnete Folge, daß, während sie ihre Dichtungen vortrug, das Vorgefühl meines nahenden Ungemachs mir bittre Thränen erpreßte, wodurch ihre Bemühungen sehr gefördert wurden. Mit der Zeit aber wurde ich fühllos, und weder das Vorgefühl noch das Ungemach selbst vermochten mehr, mich aus meiner apathischen Gleichgiltigkeit zu scheuchen. Dame Müller hatte also Gründe genug, mit mir unzufrieden zu sein.

So stand ich um die Zeit, als ich euch kennen lernte, deren Unglücksgenosse ich später noch einmal zu werden bestimmt war, unter derselben oder noch schlimmern Tyrannei wie ihr. Und unser Träumen und gänzliches Vergessen der Außenwelt an jenem Frühlingsnachmittag verursachte auch in meiner Geschichte eine Katastrophe. Madame Müller empfing mich nicht mit thätlichen Bezeigungen ihrer Unzufriedenheit, wie ich gefürchtet hatte, sondern richtete mit dem feierlichen Ernste, den sie so sehr in ihrer Gewalt hatte, etwa folgende Rede an mich: Lieber Theodor, ich halte es für meine Pflicht, ein ernstes Wort mit dir zu reden, ein Wort, dessen Notwendigkeit mich so

sehr kränkt, als es dich nur irgend kränken kann, ein Wort, das ich nicht mehr verschieben darf, wenn ich die Versicherungen der mütterlichen Fürsorge, die ich dir oft gethan, nicht Lügen strafen will. Lieber Theodor, das Schrecklichste, was dem Menschen begegnen kann, ist, wenn er sich sagen muß: Du hast deine Bestimmung verfehlt; um so schrecklicher, je weiter er über das Alter hinaus ist, in dem man noch hoffen darf, mit Erfolg einen neuen Lebensweg einschlagen zu können. Noch bist du nicht über dieses Alter hinaus. Lieber Theodor, es kränkt mich, deine jugendliche Eitelkeit so zerschmettern zu müssen, wie ich doch muß, aber ich muß dir sagen: Du hast kein Talent zu der Kunst. Mit der rotbäckigen stumpfen Behaglichkeit, mit der du mir eben zuhörst, als ginge die Sache dich gar nichts an, wirst du nimmer zu der Objektivität der Darstellung hindurchdringen. Es giebt, wie du weißt, viele gute Menschen in Leipzig. Du bist nicht häßlich und hast etwas Wackres in deinem Ansehen; vielleicht nimmt einer oder der andre dich als Laufjungen in den Dienst. Hältst du dich gut, kannst du mit der Zeit Markthelfer oder Hausknecht werden, am Ende deiner Lebensperspektive steht vielleicht, wer kann es wissen? eine bürgerliche Nahrung. Unsre Nachbarn, der Schuhmacher Fintlein und der Schneider Heidermann, sind beide willens, ihre derzeitigen Laufjungen fortzujagen. Es käme nun darauf an, was du werden möchtest, Schusterjunge oder Schneiderjunge —

Ich hatte sehr aufmerksam zugehört, so wenig ich auch den größten Teil ihrer Rede verstand. Ach, Madame Müller, sagte ich in meiner Unschuld, Schusterjunge mag ich nicht werden, Schneiderjunge auch nicht, aber ein Pascha von drei Roßschweifen möcht ich werden!

So sagte ich. Ich weiß nun nicht, glaubte Madame Müller wirklich, ich hätte sie verhöhnen wollen,

oder war sie der Gelegenheit froh, auf diese Weise mich los zu werden: Nein, rief sie, indem sie mich zornesrot am Arm ergriff und aus der Thür warf, die sie hinter mir verschloß; eine solche Schlange will ich nicht länger an meinem Busen wärmen. Komm mir nie wieder vor meine Augen, undankbare Kreatur!

Lange stand ich weinend vor der Thüre; sie öffnete sich mir nicht wieder. Weinend stolperte ich die vier Treppen hinab. Wie ich aus dem Hausthor ging, kam mir erst recht das Gefühl meiner nunmehrigen Verlassenheit; ich rang meine Hände und schrie, indem ich bitterlich weinte, unaufhörlich: Ach, Madame Müller! Ach, Madame Müller! Ich will ja gewiß kein Pascha mit drei Roßschweifen werden; behalten Sie mich doch nur!

Während ich diese Worte unter den schmerzlichsten Thränen wiederholte, kam wie eine gute Fee Madame Flötenspiel die Gasse daher. Nachdem sie mich nach ihrer gutmütigen, lebhaften Art über die Ursache meines schmerzlichen Gebärdens ausgefragt hatte, wobei sie an meinem blonden Kraushaar zupfte und mit der flachen Hand mir auf die Backen schlug, indem sie bald über mein Elend zu Thränen gerührt war, bald über meine naiven Ausdrücke sich tot lachen wollte, sagte sie: Laß gut sein, Krausköpfchen, und weine mir nicht deine muntern, blauen Augen krank; ich will für dich sorgen, und wirst du so, wie dein Aussehen verspricht, wer weiß, was dann geschehen kann. In zwölf Jahren ändert sich gar manches.

Sie nahm mich mit sich nach Hause. Herr Nauplius, denn so hieß ihr damaliger Gatte, wohl dreimal so alt als sie, schien nicht sehr zufrieden mit diesem Zuwachs der Familie; aber sie verstand ihn so für mich zu gewinnen, daß er allmählich eine wirkliche Zuneigung zu mir zu fassen schien. So schlecht es mir sonst gegangen war, so gut ging es mir jetzt. Die

besten Bissen wußte Madame Flötenspiel — lassen Sie mich meine Wohlthäterin bei ihrem jetzigen Namen nennen — mir zuzuwenden. Und ebenso mütterlich sorgte sie für mein geistiges Teil. Ich lernte lesen, schreiben, rechnen, französisch, englisch, und lernte um so fleißiger, je mehr ich merkte, welch Vergnügen ich meiner Wohlthäterin dadurch bereitete. Als ich mein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, gab mich Madame Flötenspiel bei Herrn Entenfraß, einem Kaufherrn in der Petersstraße, in die Lehre. Ich kann den wundersamen Eindruck, den mein Herr Prinzipal, als ich ihn zum erstenmale sah, auf mich machte, nicht vergessen. Acht Kommis besorgten den Verkauf. Herr Entenfraß, ein ziemlich untersetzter, jedoch ungemein beweglicher Mann, schien zwecklos dazwischen in dem Gewölbe umherzusteigen. Mit einer gewissen fast ängstlichen Unruhe, die sich in beständigem Achselzucken aussprach, schob er den grünen Augenschirm, den er immer trug, bald auf diese bald auf jene Seite. Dabei rief er von Zeit zu Zeit mit gellender Stimme: Nummer eins de el em, Nummer zwei de el em und gestikulierte auf das seltsamste mit dem rechten Arm, dessen Hand mit einer Elle bewaffnet war. Die Bedeutung dieses Treibens blieb mir, so lange ich Lehrling war, ein Rätsel. An dem Tage, mit dem meine Lehrzeit ablief, rief der jüngste Kommis mich in das Kontor, wo ich Herrn Entenfraß samt seinen übrigen Leuten in einer magischen Dämmerung antraf. Es war eines Sonntags unter der Kirche. Die Fensterladen waren geschlossen, und das mystische Helldunkel rührte von der einsiedlerischen Flamme einer Kontorlampe her. Herr Entenfraß begrüßte mich, indem er die Elle, die er in der rechten Hand als Kommandostab zu führen gewohnt war, vor mir senkte, eine Ehrenbezeugung, die mir bis dahin noch nie zu teil geworden war. Rings um Herrn Entenfraß standen die acht

Kommis in feierlichem Schweigen, die Markthelfer hinter ihnen.

Da Herr Fischer, so begann Herr Entenfraß zu reden, unsre bisherige Nummer eins, uns verläßt, wird Herr Schmidt, unsre seitherige Nummer zwei, in die eins vorrücken, die bisherige Nummer drei in die zwei und so fort. Und du, Theodor, wirst als Nummer acht in die Reihe dieser würdigen Männer eintreten. Und so wäre denn die Zeit, das ernste Geheimnis des De el em dir aufzuschließen. Es giebt, werteste nunmehrige Nummer acht, es giebt Menschen, deren ganzes Streben dahin geht, mit Kaufleuten und Wirten wider den Willen dieser in Gütergemeinschaft zu treten. Dazu giebt es zwei Wege: den Weg des Borgens, ohne den Willen zu bezahlen, und den Weg des unmittelbaren Besitznehmens von einer Sache wider nicht allein den Willen, sondern auch wider das Wissen des bisherigen Besitzers. Beide Richtungen zählen in unserm Leipzig viele Anhänger. Und namentlich vor der zweiten mich zu wahren, ist mein Geschäft; während meine Kommis verkaufen, die Physiognomien und Gebärden der oft nur vorgeblichen Kunden zu studieren. Finde ich etwas Verdächtiges, so warne ich die betreffende Nummer durch das so unbefangene und doch so vielsagende De el em — die Anfangsbuchstaben der drei Worte: das Luder mauſt! Und nun noch einiges Beherzigenswerte über den Stand, dem du angehörst. Ein altes Sprichwort sagt: Lieber zehn Neider als einen Mitleider. So lasset uns froh sein! Zeigt sich der Neid im Verkleinern seines Gegenstandes, in der Bemühung, ihn lächerlich zu machen, so fehlt es unserm Stande nicht an Neidern. Wie viel Spottnamen hat der Neid andrer Stände für uns erfunden! Oder glaubt er, erfunden zu haben! Denn wir würden, wenn wir sie betrachten wollten, finden, daß wir solchen Spott uns leicht gefallen lassen können, indem er nichts als eine

Anerkennung ist, die sich im Ärger, daß sie sich nicht verleugnen kann, stellen will, als sei sie Spott. So nennt man uns zuweilen Industrieritter. Sind wir es nicht? Wo liegt das Beschimpfende? Ich kann es in dem Worte nicht finden. Hat man es im Ärger darüber erfunden, daß wir es schneller dahin bringen, wie andre, Pferde kaufen zu können zu unserm Vergnügen und auf diese Weise beritten zu werden? Wer belegt uns hauptsächlich mit diesem Namen? Die sogenannte gelehrte Kaste, in unserm Sinne oft: die geleerte. Was anders treiben denn aber sie selbst, als Industrie? Der eine verkauft seine Überzeugung der Kirche oder dem Staate gegen eine jährliche Rente und macht in Aberglauben; der andre marktet mit dem Rechte, der dritte verkauft seine Gifte für Geld und arbeitet für den Totengräber, der vierte macht in Syllogismen. Industrie ist also auch ihre Göttin; aber Ritter sind sie nicht. Wir sind noch ein Echo jener fahrenden Ritter; während jene gähnend hinter dem Ofen hocken, bieten wir die mutige Brust den Winden, den Wassern des Himmels und den Saugstacheln hungriger Gastwirte auf der Reise. Während sie, was die Zeit in ihrem Fortschreiten bereits zertreten hat, zu traurigem Scheinleben wieder aufzubrüten sich mühen, werfen unsre rüstigen Hände die Weberschiffchen von Land zu Land, von Meer zu Meer und weben dem neuen Geiste ein neues Gewand, ziehen wir der Erde den Ringpanzer der Eisenbahnen an zum Todeskampfe mit tausendjährigem Dunkel. Wir wiegen und nähren den jungen Geist eines neuen kräftigen Lebens auf unsern thätigen Armen, der, ein junger Herkules, noch in der Wiege die Schlangen Despotie und Geisteszwang zerdrücken wird. Und so schlage ich denn dich, gegenwärtigen Theodor Espe, zu solchem Ritter! Theodor, du warst bis heute Lehrling; Herr Espe, von nun an sind Sie Kommis!

Herr Entenfraß zitterte vor Begeisterung, als er mit der Elle meine Schulter berührte. Es war ein feierlicher Augenblick.

Die nächsten Jahre bieten meiner Geschichte nichts, als daß ich von Nummer acht zu Nummer eins emporstieg. Madame Flötenspiel konnte ihre wachsende Neigung zu mir nicht bergen, und es war kein Zweifel, daß ich, sowie Herr Nauplius, der bereits vor Schwindsucht in seiner eignen Haut wie in einem Burnus einherging, das Zeitliche segnete, der Mitbesitzer ihres bedeutenden Vermögens werden würde. Nicht vergessen darf ich, daß ich in dieser Zeit für acht gute Groschen zu Mittag aß, beständig das Eleganteste auf dem Leibe trug, vier Dutzend der feinsten Hemden von schlesischer Leinwand besaß, daß ich Konzerte und Theater besuchte, über alles sprechen konnte, daß ich die Ritterpflicht nie versäumte, wenn ich mit meiner Prinzipalin und ihren Töchtern in einem Kaffeegarten oder auf einem Balle zufällig zusammenkam, sie auf das galanteste zu unterhalten. Sie waren stolz auf mich und konnten es sein, denn Urteile wie: Schiller führt uns aus uns heraus, Goethe führt uns in uns hinein, was man auch umgekehrt sagen kann; Redensarten und Ausdrücke, wie objektiv und subjektiv, absolut und relativ, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, die höhere Ironie und dergleichen haschten sich auf meinen Lippen. Dabei schwärmte ich für die Menschheit wie Marquis Posa, und wo zum besten Armer, Abgebrannter und dergleichen getanzt oder Konzert gehört wurde, da war ich nicht der letzte und schonte weder Füße noch Ohren. Dieses Schwärmen gab mir etwas Interessantes, Schmachtendes, vornehm Abgestandnes; dazu die unendliche Bescheidenheit, die ich immer besaß und noch besitze — kurz: ich war der liebenswürdigste und vollkommenste Jüngling, den das Königreich Sachsen seit Jahrhunderten hervorgebracht hatte.

Eines Tages — es war in der Ostermesse — trat eine schlanke, schöne Dame in persischer Tracht in Herrn Entenfraßens Gewölbe. Sie wandte sich an mich; ich mußte ihr das zeigen und jenes. Sie ließ, was sie kaufen wollte, beiseite legen und gab es ihren Begleitern, einem schwarzen Sklaven und einer weißen Sklavin, die es nach Hause bringen sollten. Dann nahm sie den Schleier ab, verbeugte sich und verließ mit ihren Domestiken das Gewölbe. Wie vom Blitz getroffen stand ich da. Solche Schönheit hatte ich nie gesehen, nie geahnt. Mit niegefühlter Wonne durchschauerte mich ihr Lächeln. Ich sah die blendend weiße Stirn mit den dunkelschwarzen Bogen der Brauen, die feinste Adlernase zwischen zwei dunkeln Sonnen, den schmalen, zarten Mund, das lieblich gerundete Kinn, den vollen und doch so zierlichen Wuchs, ich sah diese Reize lange noch, nachdem ihre Besitzerin den Laden verlassen hatte, und neu eingetretne Kunden verwundert vor mir standen, daß ich, sonst die Gewandtheit, die Gesprächigkeit, das Leben selbst, ein steinernes Bild geworden schien.

Mit Schrecken fiel mir plötzlich ein, daß die Dame mich nicht bezahlt hatte. Herr Entenfraß war verreist; wie sollte ich vor ihm bestehn, dem er alles anzuvertrauen gewohnt war! Es war keine Kleinigkeit, was die Waren, die sie gekauft und mitgenommen hatte, betrugen; es war eine Summe von mehr als tausend Thalern. Meine einzige Hoffnung war, die schöne Perserin werde sich erinnern, daß sie mich nicht bezahlt habe, und das Geld entweder selbst bringen oder schicken, ehe Herr Entenfraß zurückgekommen sein würde.

Und wirklich hatte ich mich nicht getäuscht. Acht Tage nachher kam sie wieder mit ihren beiden Begleitern. Ihre Stimme klang mir nun doppelt wie die süßeste Musik, da sie sich entschuldigte, in der Zerstreuung das Bezahlen vergessen zu haben; sie nahm

noch mehrere Waren heraus, dann bezahlte sie diese und die vorigen mit. Und wieder nahm sie den Schleier ab, ehe sie ging; und wieder stand ich regungslos wie eine Bildsäule. Der Markthelfer, der mich erinnerte, das Geld einzustreichen, das leicht, ohne daß ich es gemerkt haben würde, jemand hätte hinwegnehmen können, mußte mich wecken wie aus dem tiefsten Schlafe.

Von Madame Flötenspiel kam eine Einladung auf den Abend. So dankbare Gesinnungen ich gegen sie hegte, so war in meiner Seele ihr Bild durch das der Fremden dennoch völlig in den Hintergrund gedrängt. Alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen schwärmten wie Bienen um die Blume jener wundervollen Reize. Ob ich sie wiedersehen würde? Ob und wie sie meiner dächte? Diese und tausend ähnliche Fragen wandten trotz alles Widerstrebens meine Gedanken immer von neuem von meinem Geschäfte ab, daß ich froh war, wie die Stunde des Gewölbeschlusses schlug. Kaum konnte ich vor Unruhe die gewählte Toilette machen, die Leipzigs Damen an mir zu bewundern gewohnt waren. Ohne eigentlich zu wissen, wohin ich wollte, verließ ich meine Wohnung, so in Träumen, daß erst der ungeheure Lärm, aus dem Rasseln des Dampfkarussells, dem Brüllen der Löwen, dem Aborgeln schauderhafter Mordthaten und unzähligen andern Elementen gemischt, mich lehrte, daß der Weg, den ich unwillkürlich verfolgt hatte, unter die Buden führe, in die lärmende Stadt der Vagabunden, die mit Anfang der Messe wie ein Pilz aufschießt und vier Wochen darauf wie in die Luft zerstoben scheint.

Friede sei mit euch! sprach eine Frauenstimme zu mir; ich sah auf und erblickte — denkt euch mein Staunen, meine Freude — die Begleiterin des Inbegriffes meiner Wünsche. Allah sei gepriesen, der mich in euern Zügen lesen läßt, daß die Befürchtungen meiner Gebieterin vergebens gewesen sind!

Mein Entzücken ließ sie nicht ausreden. O daß ich alle Befürchtungen Ihrer und meiner Gebieterin zu tilgen vermöchte, wenn es anders möglich ist, daß Befürchtungen einem so vollkommnen Wesen haben nahen können, als Ihre und meine Gebieterin ist.

Die Sklavin zeigte in ihren Mienen ebenso viel Freude, als sie in den meinen bei Erwähnung ihrer Herrin gelesen haben mochte.

Reden Sie, fuhr ich fort, sprechen, befehlen Sie. Was kann ich thun, ihres Anblickes würdig zu werden, ohne den ich, ich fühle es zu gewiß, nicht mehr leben kann?

Allah ist groß! rief sie aus. Wisset, daß die liebenswürdigste Prinzessin der Welt, Sonne des Lebens genannt, so sehr nach euerm Anblick schmachtet, daß die Perlen ihrer Gazellenaugen nicht mehr über Rosen rollen, sondern über Lilien. Schlaflose Nächte haben die Sonne in einen Mond verwandelt, der in Thränenwolken badet.

Während die gute Sklavin so sprach, lenkte sie ihre Schritte nach dem Königsplatze zu, über den Königsplatz dahin, die Zeitzer Straße entlang; wir waren am Härtelschen Palais angekommen, als sie stehn blieb und in die Hände schlug. Da öffnete sich die Thüre, der Schwarze, den ich schon zweimal in der Begleitung der schönen Perserin gesehen hatte, ließ uns eintreten und verschloß hinter uns wieder die Thüre.

Eine silberne Treppe mit goldnem Geländer führte mich die Sklavin hinan; zu beiden Seiten der Treppe standen ungeheure brennende Wachskerzen. Die Düfte von Moschus und grauem Ambra zogen in Wolken durch die weiten Räume des schönsten aller Paläste. Ich staunte, indem ich bei mir sagte: Ist das nicht, als würde ein Märchen der Tausend und einen Nacht lebendig? Wirklich, meine Freunde, ich war nahe daran, zu zweifeln, daß, was mir begegnete, Wahrheit sei, daß

ich nicht träumte oder im Fieber phantasierte. Jetzt sprangen zwei Flügelthüren auf, und wir traten in einen Saal von unzähligen Säulen gestützt, die hohen Palmbäumen glichen. Die Kuppel schien aus einem einzigen Saphir geschnitten, und seine Farbe war dieselbe, wie die des Himmels, der durch die großen offnen Fenster von allen Seiten sichtbar war. Mitten in dem Saale drängte ein großer Springbrunnen seine Wassersäule fast bis zur Decke der Kuppel empor; seine Wogen, in tausend blinkende Sterne zerbrochen, weckten in das Silberbecken zurückfallend die süßesten Cymbeltöne. Ich stand und wagte kaum zu atmen. Nun nahte von außen Musik, eine andre Thüre sprang auf, und herein traten in schöner Ordnung zwanzig schwarze Verschnittene mit gezückten Säbeln, prächtig in goldbrokatne Gewänder gekleidet. Darauf folgten ebenso viel der schönsten Sklavinnen mit Saitenspielen, die sie auf die lieblichste Weise rührten. Und nun kam Sonne des Lebens selbst in ihrer Wunderschönheit. Noch einmal zwanzig Frauen, auf Hoboen blasend und sanften Flöten, beschlossen den Zug. Die schwarze Dienerschaft reihte sich hinter dem Tische, an den Sonne des Lebens sich setzte, nachdem sie mich auf das anmutigste willkommen geheißen und eingeladen hatte, mich zu ihr zu setzen. Die Sklavinnen umgaben uns, bald in den lieblichsten Tänzen ihre Reihen verschlingend, bald in die ergötzendsten Gruppen geordnet. Sonne des Lebens schnitt derweile den saftigsten Apfel in der Mitte durch und gab die eine Hälfte mir, dann schenkte sie selbst den kühlen Wein in eine Schale, neigte sich vor mir und trank. Nun reichte sie die Schale mir, indem sie mit der süßesten Stimme sang, wobei die Sklavin, die mich hierher geführt hatte, sie mit der Laute begleitete.

Sonne, dies war der Sinn der Verse, die sie sang, Sonne des Lebens nennen sie mich; aber du bist die Sonne, und ich das Leben, das ohne die Sonne sterben

muß. Bin ich Sonne des Lebens, so mußt du Leben der Sonne heißen.

Ich trank, indem ich mich gegen sie verneigt hatte, und sang zu den Tönen, die die Sklavin auf der Laute anschlug: Du bist die Sonne, ich will der Mond sein, der dich liebt und dir ewig folgt.

Bist du der Mond, entgegnete Sonne des Lebens, bist du der Mond, so nimmt von nun die Sonne ihr Licht vom Monde, nicht mehr der Mond sein Licht von der Sonne; denn ohne dich bin ich dunkel, und meine Strahlen verlöschen in den Thränen der Sehnsucht, die ich um dich weine.

Schon beim Beginnen dieses Verses waren Thränen aus ihren Augen gestürzt; nun erhob sie sich und eilte wie außer sich auf mich zu; indem sie ihre Arme um mich schlang, ward sie ohnmächtig. Kaum daß ich sie nicht fallen ließ und selbst hinsank; so bebten alle meine Lebensgeister vor der Übermacht dieser Seligkeit.

Als sie wieder zu sich kam, sprach sie: Süßes Leben, das ich endlich in den Armen halte, so bin ich nun dein mit allem, was mein ist; nicht der Gedanke eines Gedankens, nicht der Hauch eines Hauches in mir, der nicht dein wäre, die ich der Schatten deines Schattens bin. Weh mir, daß ein unerbittliches Verhängnis sechs Tage in der Woche mich dir und mir selbst entrückt. Jede Woche findest du mich an diesem Tage hier, bis die Sonne des künftigen Tages uns wieder für sechs, sechs lange Tage trennt. Aber schwöre mir erst, ein Geheimnis sei unsre Liebe; der Hauch, der einem fremden Ohre das mindeste von ihr verrät, verlöscht uns die Kerze süßewigen Liebesglückes.

Ich schwur. Darauf setzten wir uns wieder an unsre Plätze; sie schenkte ein; wir aßen, tranken und sahen uns in die seligen Augen. Auf einen Wink von Sonne des Lebens machten die Tänzerinnen eine Pause;

ihr Liebling rührte allein die Laute, und die Schönste selbst begann ohngefähr folgendes zu singen:

O Schmerz, sechs Tage getrennt zu sein; sechs Jahre werden sie mir scheinen; der Tag des Wiedersehens, ach! nur ein Augenblick.

So lange du mich küssest, scheint mir die Zeit stille zu stehn; ach! aber sie scheint es nur und eilt mit verdoppelten Schritten.

So lange du mich in deinen Armen hältst, fühle ich, daß ich glücklich bin; so wie du mich lässest, wird mir bange.

So lange dein Herz mich drückt, bin ich gesund; dann aber drückt mich das meine, und ich kranke zum Tode.

Nur dann wär ich gesund, hätt ich das Gift deines Mundes, an dem ich kranke, beständig an meinen Lippen; nur dann wäre mir leicht, ruhte immer die Last deines Hauptes drückend auf meinem Nacken; nur dann wär ich frei, läg ich immer in den Rosenketten deiner pressenden Arme.

Süßes Leben, unser Glück ist die Rose, aber Schweigen heißt der Zweig, der sie trägt.

Und wie wonnig ists, zu wissen, daß wir uns lieben; zu wissen, daß nur wir es wissen, daß wir uns lieben!

Mein Glück und dein Glück sind wie ein Antilopenpaar gelagert. Darum schweige, mein Leben. Sprichst du ein Wort, so schrickt es auf und flieht, wo du es nimmer wieder siehst.

Thränen stürzen aus seinen großen Augen, wenn es dich fragt: Da wir spielten, warst du so glücklich, warum verscheuchtest du uns?

Denk ich, du könntest nicht schweigen, so wird mir bange; die Schatten trüber Zukunft verschlingen mir den Tag der heitern Gegenwart.

Drum laß uns hingehn, wo wir ungesehen uns fassen

und uns umfangen halten, so lange die Nacht uns beide umfangen hält.

Den pressenden Armen glaubt die Liebe mehr als dem Munde; dem Munde glaubt die Liebe mehr, wenn er küßt, als wenn er spricht.

Damit stand sie auf, nahm mich bei der Hand und führte mich in das schönste Schlafzimmer, das man sich denken kann. So sehr wir eilten, so lange währte es, bis wir es erreichten, weil wir uns bei jedem Schritte küssen mußten. Das Lager war weich, Wolken von Wohlgerüchen umschwammen es; von ferne klang das Saitenspiel der Sklavinnen und süße Wettgesänge, dazwischen säuselte das Klingen der Wassertropfen auf dem silbernen Becken vom Saale her.

Mein Glück war zu groß, als daß es hätte dauern können. Und von seinem höchsten Gipfel mußte ich fallen hinab in die Tiefe des Harms. An demselben Tage, an dessen Morgen die teuerste Hand das Dekret des Sultans mir übergab, mittelst dessen ich zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt war, an demselben Tage verlor ich Geberin und Gabe. Ach! sie ahnte es wohl! Ehe ich von ihr ging, umfing sie mich so innig, als wollte sie mich erdrücken, und biß mir das Stück aus der Oberlippe, weswegen ich den Schnauzbart tragen muß.

Noch desselben Tages führte mich mein Weg an dem Hause des Herrn Nauplius vorbei. Ich sah mehrere schwarzgekleidete Männer ins Haus treten; die Erinnerung an die süßeste Nacht, denn jede letzte war die süßeste, beschäftigte mich so, daß mir nicht einfiel, der Todesfall, den die Anwesenheit dieser Schwarzgekleideten verkündete, könnte die Familie betroffen haben, der ich so viel Dank schuldete. Daran wurde ich erst erinnert, da Madame Flötenspiel am Fenster erschien. So wie sie mich sah, öffnete sie das Fenster und sagte: Ich sehe wohl, daß Sie wenig Zeit mehr

für mich haben; bedenken Sie aber, wie sehr ich jetzt eines Freundes bedarf, so schenken Sie mir doch vielleicht den kurzen Augenblick, um den ich Sie bitte.

Sie sprach diese Worte mit dem Ausdruck unverkennbaren Schmerzes; ich sah nun erst, wie unrecht es war, wie undankbar, eine solche Wohlthäterin so ganz zu vernachlässigen, wie ich mir vorwerfen mußte, gegen Madame Flötenspiel gethan zu haben. Und mit dem festen Vorsatze, was ich versäumt hatte, nachzuholen, insoweit es geschehen könnte, ohne Sonne des Lebens Rechte auf mich zu kränken, ging ich hinein.

Madame Flötenspiel führte mich schweigend an die Leiche des Herrn Nauplius und ebenso wieder zurück. Er war mir ein Vater, sagte sie, und ihre verweinten Augen straften diese Worte nicht Lügen. Dennoch gilt, fuhr sie fort, mein Kummer nicht ihm allein; die Hälfte meines Kummers gehört einer Hoffnung an, die ich zugleich mit meinem Gatten begraben muß!

So sprach Madame Flötenspiel, und ihre krampfhaft aufzuckende Brust wiederholte das Gesprochne. Was sollte ich entgegnen? Ich verstand nur zu gut, was sie meinte. Und hätte ichs bei jener Äußerung nicht verstanden, so mußte das, was folgte, mir das Verständnis eröffnen. Sie sah mich einige Augenblicke ernsthaft an, dann, wie sie sah, daß sie mich traurig gemacht hatte, mühte sie sich, in das launige Wesen zu fallen, das sie so gut kleidete. Sag mir nur, Krausköpfchen, sagte sie, wo du dich jetzt herumtreibst. Seht nur, welch ernsthaftes Gesicht er macht, damit ich die Lüge glauben soll, die er vorbringen will! Und er weiß es nur zu gut, daß ich mir noch schlimmeres von ihm gefallen lasse, als solche Falschheit, wenn ich ihn nur sehen kann. Er weiß zu gut, wie ich mich vor zehn Jahren in ein kleines Krausköpfchen verliebte, in ein irreflatterndes, verwaistes Vöglein, daß ichs an den Busen nahm und wärmte und ihm

mein Herzblut gegeben hätte, wenn dem Schalk damit gedient war; nun fliegt mirs fort und sieht nicht mehr nach mir!

Bei den letzten Worten hatte sie die vergebliche Bemühung, ihre Empfindungen unter dem launigen Wesen zu verstecken, aufgegeben, und nun rächten sich jene für den Zwang, den sie ihnen angethan hatte, durch Verdoppelung ihrer Gewalt.

Ich habe kein beßres Herz gekannt, als das der Madame Flötenspiel; zudem macht es doppelte Wirkung auf uns, sehen wir einen Menschen so recht traurig, den wir nur froh gesehen haben, und von dessen Persönlichkeit wir kaum die heitere Laune trennen können; vorzüglich aber war es der Vorwurf, der für mich sowohl in ihren Äußerungen als eben in der Art, mit der sie gethan wurden, lag, was mich auf das heftigste erschütterte.

Ihre Äußerungen, entgegnete ich und mühte mich nicht, meine Bewegung zu verbergen, lassen mich besorgen, daß Sie mich des schändlichsten Lasters fähig halten, das ich mir denken kann.

Wer sagt das? sprach Madame Flötenspiel. Hab ich gesagt, ich hielte Sie eines Lasters fähig? Hab ich Ihnen hilfreich werden dürfen, so muß mir das eine Freude bleiben, aber ein Recht giebt mirs nicht über Sie, es müßte denn das Recht sein, daß ich mirs nicht von Ihnen wehren lasse, Ihre Mutter ferner zu bleiben. Können Sie einen Vorwurf in dem, was ich sagte, finden, da Sie wissen, daß ich Sie auf keine Weise kränken will?

Ich war im Begriffe, zu antworten. Madame Flötenspiel, die kein trauriges Gesicht sehen konnte, versuchte nochmals jenen scherzenden Ton. Die Herzensgüte, die sich darin zeigte, vermehrte nur meine Bewegung.

Glaubst du denn, Krausköpfchen, sagte sie, indem

sie mich am Haare zupfte, ich wüßte nichts von der Prinzessin am Zeitzer Thor?

Ich Unseliger nahm in meiner Verwirrung diese Worte, mit denen sie, wie man zu sagen pflegt, auf den Busch schlug, für baren Ernst, und so mußte ich glauben, sie kenne das ganze Verhältnis. Wissen Sie — wollte ich voll Erstaunen fragen. Alles, unterbrach sie mich. Aber ich hätte auf ihrem Gesichte lesen müssen, daß sie überrascht war, wenn nicht ein böser Genius mich blind und taub gemacht hätte, nur — leider! — nicht stumm. Glauben Sie mir, rief ich, alles will ich thun, was Sie wünschen; ich weiß, wie viel ich Ihnen schulde; nur von Sonne des Lebens zu lassen verlangen Sie nicht von mir! Nur das — ach! einen Augenblick zu spät kam ich zur Besinnung; das unselige Wort war gesprochen — wie ein Wahnsinniger schrie ich auf — wie ein vom Blitz getroffner stürzte ich nieder.

Madame Flötenspiel kniete nieder zu mir, der sich am Boden wand wie ein Verzweifelter. Beruhige dich doch, armer Schelm, sagte sie weinend aus Mitleid mit mir; hast du das Mädchen lieb, und ist sie gut, so heirate sie doch; du weißt ja, was ich besitze, ist dein. Beruhige dich doch nur. Ich will ja weiter nichts von dir, als nur manchmal dich sehen. Beruhige dich doch nur, armer Schelm! Beruhige dich doch nur!

Ich hatte nur Sinn für meinen Schmerz. Fort rannte ich.

Den nächsten Sonnabend abends war ich unter den Buden; es zeigte sich keine Sklavin, mich zu Sonne des Lebens zu führen. Ich lief an das Härtelsche Palais; es war und blieb verschlossen. Ich mietete ein Zimmer in der Nähe. Ich wurde ein Ritter Toggenburg. Herrn Entenfraß, Madame Flötenspiel hatte ich vergessen; Tag und Nacht stand ich lauschend an meinem Fenster oder rannte wie wahnsinnig um das Palais herum. Ver-

gebens; es öffnete sich mir nie wieder. Und nun frage ich euch, hatte ich weniger Grund als ihr, unter die Litteraten zu gehen?

So beschloß der dritte Litteratus mit einem tiefen Seufzer seine Erzählung.

Fortsetzung
der Liebesgeschichte: Zu stille Liebe

Während der letzten Worte des dritten Litteraten war ein Gast hereingetreten, den ich um diese Zeit hier nicht erwartete. Es war Herr Jammerdegen; mit ihm kam eine bleiche, kranke Mannsgestalt. Beim Anblick des Bleichen fuhr mirs wie ein Schwert durch meine Seele. Diesem also konnte Fides mich aufopfern? Und warum? Weil er unglücklicher schien als ich? So war es nur das Erbarmen eines Engels gewesen, was ich für Liebe hielt. Und dies Erbarmen wandte sich von mir, da es einen Bedürftigern fand. Gott im Himmel weiß es, daß mich nicht reizt, was tausend andre verführen kann, Geld, Ruhm, Wollust, Macht; was ich schon als Kind ersehnt, was noch heute mein heißer, alleinziger Wunsch auf dieser Erde ist, ein Herz, unbedingt mir hingegeben, wie ich ihm, das also hatte ich verloren oder — nie besessen. Freilich hatte ich ja nie ein Wort davon zu ihr gesprochen. Hatten wir denn aber nicht auf jenes Kindes Lippen den Verlobungskuß geküßt? Hatte mein Auge nicht durch das Auge des Kindes, nicht mein Mund durch den Mund des Kindes um sie geworben, ihr Auge, ihr Mund auf demselben Wege mir das beseligende Ja gesandt?

Herr Jammerdegen nahm neben mir Platz, sein Begleiter mir gegenüber. Die drei Litteraten sprachen von den Hoffnungen, die durch jene Gerüchte in ihnen erweckt waren, andre sprachen andres; ich fuhr fort in meinem Selbstgespräch. Herr Jammerdegen, der bis jetzt nach seiner Weise auf dem untersten seiner blanken

Frackknöpfe die Augen hatte ruhen lassen, wandte sich endlich zu mir und sprach, und mit jedem Worte wurde er freundlicher: Ich habe schon öfter das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, Herr — er nannte meinen Namen. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wissen werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen. Er präsentierte mir seine goldne Dose: Darf ich? — Wiewohl, was ich mit Ihnen zu sprechen habe, eigentlich nicht hierher gehört. Sie haben meiner Tochter das Leben gerettet und lieben sie, wie ich recht gut weiß, obschon Sie mich es nie haben wissen lassen. Fides hat erklärt, sie könne nur mit Ihnen glücklich sein. Ich will ihrem Glücke nicht in den Weg treten; ich kenne sie zu gut, als daß ich glauben sollte, eine Laune, die mit den Flitterwochen schwindet, spreche aus ihr. Sie sehen, daß ich keiner von den grausamen Vätern bin, deren ich selbst einige verlegt habe. Ich hoffe, Sie kennen mich nun. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wissen werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen. Drum wünschte ich aber nun auch, daß mein künftiger Schwiegersohn Ruf hätte, eine Notabilität wäre. Haben Sie etwa ein Manuskript liegen? Bringen Sie mirs morgen. Ich wills verlegen. Und wenn ichs verlege, so ist Ihr Ruf gemacht. Wir Buchhändler sinds, die aus den Schriftstellern etwas machen.

So sprach Herr Jammerdegen. Was ich empfand! Wie alle Seligkeit gegen meinen Zustand im Preise fiel!

Ein Donnerschlag oder ein Erdstoß zitterte unter unsern Füßen dahin. Herr Jammerdegen ward zusehends größer; die Schöße seines Frackes dehnten sich und wurden zum Königsmantel; in unbeschreiblicher Majestät stand er da. Vor Erstaunen wie betäubt begann ich: Verehrtester Herr Buchhändler, Buchdruckerei-

besitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann Jammerdegen —

Jamadagni! entgegnete mit majestätischem Lächeln der Angeredete; Jamadagni, der königliche Weise, der Enkel Brahmas, der durch seine Inkarnation als Leipziger Buchhändler den Fluch löste, der Vasantasena, seine und der göttlichen Urvasi Tochter, jahrhundertelang von den geliebten Schwestern trennte, weil diese Cyavana, den die weißen Ameisen überbaut, mit Kusagras die heiligen Augen verletzt hatten.

Staunte ich schon über die Veränderung, die mit Herrn Jammerdegen vorgegangen war, so wußte ich noch weniger, was ich denken sollte, wie die Straße draußen, von unzähligen Fackeln beleuchtet, ein Schauplatz der wundersamsten Aufzüge wurde. Fast zugleich kamen von verschiednen Seiten her vier edelgestaltete verschleierte Damen, die eine auf einem weißen Elefanten, die andre in einem Wagen von Schwänen gezogen, die dritte auf einem mit Glöckchen behangenen Kamel, die vierte auf einem weißen Zelter von außerordentlicher Schönheit. Ich will gar nicht reden von den goldstoffnen Sätteln und Decken; ich würde vergebens ihre Pracht zu schildern unternehmen. Die zwei ersten Damen trugen indische Fürstengewande, die dritte zeigte sich in persischer Prinzessinnentracht, die vierte war angethan wie Chriemhild in den Nibelungen. Hinter ihnen ein Gefolge von Brahminen und Bajaderen, von schwarzen und weißen Sklaven und Sklavinnen, altdeutschen Jungfrauen, Pagen und Rittern, alle auf das herrlichste geschmückt und beritten.

Vasanta! Hildeswind! Sonne des Lebens! schrieen die drei Litteraten zugleich auf, unvermögend vor freudigem Schreck, ihre Sitze zu verlassen. Die Damen waren unterdes mit Hilfe des Gefolges von ihren Tieren herabgestiegen und lagen lange und sprachlos sich in den Armen. Jetzt traten sie herein und knieeten vor

dem königlichen Weisen, der sie segnete und umarmte. Drei von den vier Damen eilten nun auf die Litteraten zu, die vierte, die edelste Gestalt, die je ein Auge gesehen, die schlanken Glieder in Purpur gehüllt, auf dem unzählige Perlen prangten, einen Kranz der lieblichsten Blumen in der weißen Hand, nahte sich mir. Sie schlug den Schleier zurück; der himmlische Friede selbst lächelte mich an aus großen braunen Augen — es war Fides! Sie trat nahe zu mir, über ihre Wangen ergoß sich das süßeste Rot, als sie mir den Kranz auf das schwindelnde Haupt drückte. Wir sanken beide in die Kniee, unsre Stirnen berührten sich; keines aber sah das andre durch den Schleier der unaufhörlich quellenden Freudenthränen. Von dem Tische der Litteraten her rauschten Küsse und das Ächzen des höchsten Entzückens. Über uns schwebte die segnende Hand Jamadagnis, die Wände der Restauration wichen zurück und dehnten sich in unübersehbarer duftender Grüne, die Decke hob sich und streckte sich unendlich und wunderblau über uns hin — ich sank zurück vor dem Übermaß der Wonne, eine Ohnmacht deckte ihre kühlen Schleier über mich hin.

Zum zweitenmal erwachte ich in ganz fremder Umgebung. Es schien mir eine Stube über der Restauration des Herrn Walderich, in der ich, wie ich mich zu erinnern glaubte, früher schon einmal übernachtet hatte. Wie war ich hierhergekommen aus dem Palmenthal? Wo war Fides, wo Jamadagni, der königliche Weise, wo waren die drei wunderschönen Damen, wo die drei Litteraten hingekommen? Ich stand auf und trat ans Fenster; drüben die Firma: Hahnsche Verlagsbuchhandlung, weiter vorn die Post — ich hatte mich nicht getäuscht. Im Kopfe war mirs düster, wie nach einer durchschwärmten Nacht. Ich zog mich an und ging hinunter in die Restauration. Ich fand Herrn Walderich allein.

Sagen Sie mir doch um des Himmels willen, fragte ich, wo der königliche Weise Jamadagni hinkam, nach-

dem ich die Besinnung verloren hatte vor übergroßer Freude? Wo die vier Prinzessinnen, die auf Elefanten, Kamelen, Schwanenwagen und Rossen gestern kaum hier eingezogen waren?

Herr Walderich sah mich voll Erstaunen an, dann sagte er: Elefanten — Kamele — Jama —

Jamadagni, ergänzte ich, der in seiner Inkarnation Jammerdegen hieß und —

Jammerdegen — ach so, entgegnete Herr Walderich; Sie meinen den reichen Buchhändler, der gestern vom Regen überrascht mit seinem Schwiegersohn hier eintrat.

Schwiegersohn? fragte ich. Sie reden da Dinge, die ich nicht verstehe.

Herr Walderich zeigte mir im Tageblatte eine Verlobungsanzeige: Fides —

Einige Wochen nachher kam in der Liste der Getrauten: Jungfrau Fides, eheleibliche einzige Tochter des Herrn Gottlieb Daniel Jammerdegen, Buchhändlers, Buchdruckereibesitzers, Stadtrats, Kirchenvorstehers u. s. w., mit — wüßte ich nicht zu gut, wie sich die Sache wirklich verhält, so hätte ich wahnsinnig werden müssen, wie ich das las. Nur das eine will mir nun nicht klar werden, das einzige, warum diese Trennung sein muß! Warum nahm mich Jamadagni, mich allein nicht mit in sein Reich, wie er ohne Zweifel mit den glücklichsten der Menschen, mit den drei Litteraten gethan hat, die nun mit ihren Frauen in den goldenen Hainen von Gandhamadana hausen in ewiger Jugend der Liebe und des Lebens, unter schlanken Palmen, wo der Lotos duftet und der süße Kokila singt, wo der folgende Tag immer der schönere ist? Wüßte ich nicht, daß Fides-Vasantasena durch die Bitten und Thränen ihrer Sehnsucht ihren Vater bewegen wird, mich nachzuholen, so — nein; ich muß an andre Dinge denken, sonst — dabei fühlte er seinen Puls — sonst erlebe ichs gar nicht einmal!

Aus einem alten Schulmeisterleben

Einleitung

Das Bruchstück „Aus einem alten Schulmeisterleben" ist einer unvollendeten Handschrift des Dichters entnommen, die den ersten Teil eines größern humoristisch-idyllischen Romans darstellt und in ihrer letzten Fassung von Otto Ludwig im Oktober 1845 begonnen und nach einer vom 27. Dezember bis zum 23. März des folgenden Jahres währenden Unterbrechung bis zum 29. Mai 1846 in einem Zuge niedergeschrieben, dann aber, mitten in der Erzählung abbrechend, den zahlreichen unvollendeten Arbeiten unsers Dichters hinzugesellt wurde. Ludwig scheint in späterer Zeit die Arbeit an diesem Romane niemals wieder aufgenommen zu haben. Nach seiner Weise hatte er sich während der Arbeit in besondern Heften Aufzeichnungen über das in der Erzählung später Auszuführende gemacht, diese Hefte sind noch vorhanden, aber sie genügen nicht, um das Bruchstück zu irgend einem Abschluß zu bringen oder auch nur Rechenschaft über den beabsichtigten Gang der Erzählung zu geben. Es läßt sich eben nur erkennen, daß Ludwig seine in epischer Breite angelegte Arbeit mitten in der Beschäftigung mit ihr, jedenfalls zu Gunsten eines dramatischen Planes, liegen ließ.

Während das Werk, soweit es denn gediehen ist, noch der Zeit der Entwicklung zu selbständiger Meisterschaft angehört und unverkennbar in vielen Zügen und seiner Gesamthaltung Anlehnung an ältere Muster, namentlich an Jean Paul, zeigt, verrät es anderseits auch schon die Kraft und Eigenart der Empfindung und Schilde-

rung, die Ludwigs wenige spätere Erzählungen auf ihre einzige Höhe erhoben. Aus diesem Grunde geben wir eine Episode daraus, die in gewissem Sinne selbständig erscheint, und in der der Held der Erzählung nur eine betrachtende Rolle spielt. Dieser Held ist ein armes junges Schulmeisterlein, das durch mancherlei Mißgeschicke verfolgt in die Gesellschaft einer Musikbande geraten ist und so bei der Bauernhochzeit, die den Inhalt dieser Episode bildet, mit aufzuspielen hat. Der Beginn dieses Teiles der Erzählung zeigt den Schulmeister mit seinen Genossen auf dem Marsche in das Dorf, das den Schauplatz der Episode bildet.

Ludwig hatte in die Anfänge seines humoristischen Romans, dessen handschriftliche Hefte mehrfach veränderte Titel tragen („Braut- und Prüfungsjahre einer ehrlichen Seele. Ein Mittelstück aus einem alten Schulmeisterleben," „Die Brautfahrt. Aus dem Tagebuche eines emerierten Schulmeisters," „Schulmeisters Leid und Freud. Ein halbes Jahr aus einem alten Schulmeisterleben" u. s. w.), ein offenbar viel früher entworfnes und ausgeführtes Märchen: „Das Märchen vom toten Kinde" eingeflochten, das übrigens mit der Erzählung in keinem innern Zusammenhange steht. Dies Märchen ist nach Ludwigs Tode einmal besonders gedruckt worden, in Jankes „Hausbibliothek," wir glaubten trotzdem von seiner Aufnahme in diese Gesamtausgabe absehen zu sollen, weil es in keiner Weise die spätere Meisterschaft Ludwigs voraussehen läßt und — auch als Jugendversuch — keinen erquicklichen Eindruck hervorruft.

Für die Erkenntnis des Weges, den Ludwig zurückgelegt hat, und für die Anschauung, aus welchen Anfängen er herausgewachsen ist, werden die „Geschichte von den drei Wünschen," die Novelle „Maria" und dies Stück Schulmeisterleben vollauf genügen.

Wir waren nun Nauendorf näher als Meißen, als uns einige Landleute einholten, ein Bursche und ein Mädchen. Das Mädchen war die häßlichste nicht und trug allerlei, was sie eingekauft haben mochten, in einem Tragekörblein, das ihr an den Schultern hing. Der Bursche hatte ein freundlich und offnes Gesicht. Erwiderte deshalb ihren Gruß noch einmal so gern.

Das Mädchen wurde ein wenig rot, was, wie ich merkte, so oft sie mit uns sprechen wollte, geschah und ihr gar nicht schlecht anstand. Dann sagte sie: Die Männer gehn gewiß nach Nauendorf? Was ich im Namen aller bejahte. Zu des Beust seiner Tochter Hochzeit? Da ich wiederum bejahend antwortete, sagte der Bursche, der des Mädchens Schatz sein mochte: Da gehen wir zusammen. Wir gehören nämlich auch zu der Hochzeit. Meine Maredore hier ist Züchtjungfer, und ich bin der Brautführer. Soll das ein seiden Leben werden. Juchhe!

Das Mädchen setzte nach ihrer freundlich gesprächigen Weise hinzu, nachdem sie wieder einmal ein wenig rot worden: Wenn nur alles mit der Hochzeit gut abläuft; Gott behüt es. Es ist gar mancherlei Nachdenkliches passiert. Man glaubt nun nicht an solche Geschichten; es ist dummes Zeug, aber es trifft gewöhnlich doch zu. Wie der Huchztbitter zum erstenmale umritt und zu Barthels kam, hatte sein Pferd das rotseidne Band vom Schwanz verloren. Nun stieg er ab, ging hinein in die Stube und sagte: Soll 'n Grüß euch sagen vom

Gutthelf Beust und möchtet doch, wenn ihr Lust hättet, heut über vierzehn Tage zu der Hochzeit von seiner Tochter Rosemarie rüber nach Nauendorf auf seinen Hof kommen. Wie sie ihn nun haben setzen lassen und hinaus gegangen sind, um Wein zu holen, und was sie gerade sonst noch Gutes haben im Hause, da kommt das kleine Enkelkind vom alten Barthel mit Blumen und grünem Zeug zu der Thüre herein. Das ist euch nun ein wahres Wachspüppchen von einem Kind und ist erst fünf Jahre und kann schon Lieder singen und so vernünftig reden, wie 'n Altes. Vorige Weihnachten gab es Spaß mit dem Kind. Den Tag nachdem das Christkind beim Großvater beschert hatte, kamen seine Eltern von Nimptzich; ihr wißt wohl, sein Vater ist da Pachter auf dem Rittergut; es ist der, der immer die schönen Schweine auf den Meißner Markt hineinschafft. Und die bescherten denn auch und sagten, das hätte das Christkind beschert. Aber die kleine Annedore sagte: Gestern hat mir das Christkind beschert, das und das, die Puppe dort, die Äpfel, und was es noch mehr war; das aber, was heute kommt, das hat mir Vater und Mutter beschert und nicht der heilige Christ. Und die Alten mochten sagen, was sie wollten, sie blieb dabei, jenes hätte der heilige Christ beschert; das aber hätten Vater und Mutter beschert. Aber was wollt ich doch nur?

Von dem Huchztbitter und der kleinen Annedore, sagte der Bursche. Ei, Maredore, war das mal wieder geschnackt. Was geht denn die Leute da Annedores Christkind an?

Maredore wurde noch etwas röter als sonst und spielte halb schmollend mit ihrem Schürzenband, wie sie replizierte: Aber du hättst mirs auch sagen können.

Der Bursche sagte: Das hatt ich mir auch schon vorgenommen. Ich dachte, wenn sie von dem Huchztbitter und der kleinen Annedore so etwa bis auf den

türkischen Kaiser kömmt, hernach wirds Zeit. Du warst aber noch lange nicht beim türkischen Kaiser. Hätt immer noch 'n Stündchen Zeit gehabt. Ja, Plaudern, das ist euer Vergnügen, ihr Mädels. Na nu erzähle deinen Kram nur weiter. Die kleine Annedore kommt nun mit Blumen und grünem Zeug in Barthels Stube, und Lipp-Christjahns, der Huchztbitter, sitzt schon drin und denkt über den Wein und Braten nach, obs Schweinebraten ist oder Rinderbraten sein wird und roter Wein, oder blanker, den er kriegen soll.

Maredore aber schnitt ihm mit ihren Augen nicht das angenehmste Freundlichkeitsgericht vor, wiewohl es nur ein kurzer Blick war, den sie auf ihn werfen wollte; dann erzählte sie uns weiter: Kommt also die kleine Annedore herein, macht sich, wies die Kinder machen, bald hier bald dort was zu thun und hat ihre rechte Freude an Lipp-Christjahns seinem dreieckigen Hut und an den rotseidnen Bändern daran.

Lipp-Christjahns, wie er sie gewahr wird, setzt er sie auf sein Knie, und wie er aufgeweckt ist, schaukelt er sie und will ein Küßchen haben.

Darüber nun kommt der Barthel-Christlieb wieder mit einer Flasche herein. Christjahns sieht nach der Flasche, um zu sehen, ob ers vorher erraten hat, was für Wein kommen würde. Nun hatt er blanken gedacht. Das in der Flasche aber sah braun aus. Der Barthel schenkt ihm nun ein hübsches Glas voll ein und setzt die Flasche auf einen Eckschrank. Da denkt der Christjahns: So wirds wohl Schiller sein.

Da kommt auf einmal des Barthels seine uralte Mutter am Krückenstock aus dem Alkoven herein. Die ist nun fast taub. Die sieht den Christjahns und hinkt auf ihn los, und wie sie bei seinem Stuhle steht, legt sie ihm ihre eiskalte Hand auf den Kopf und bückt sich auf ihn nieder wie ein Gespenst und fragt da mit

einer grauslichen Stimme: Wann wird sie denn begraben?

Da erschrickt der Christjahns, daß er am ganzen Leibe eine Gänsehaut kriegt, und schreit der Alten in die Ohren: Wer denn, Mutter?

I, wer denn? sagt die Alte mit ihrem eignen Lachen. Seid doch ein Grabebitter, Christjahns.

Was? schreit der Christjahns und ruckt mit seinem Stuhle einen ganzen Schritt von ihr weg. Ein Grabebitter? Hab das rote Band am Hut, und geht nur an das Fenster und betrachtet mein Pferd, was draußen angebunden ist. Wer wird den lustigen Christjahns zum Grabebitter nehmen? Ein Huchztbitter ist der Christjahns, ein geborner Huchztbitter, und wird den Kreuzsprung mit euch tanzen, Mutter, juchheh! wenn ihr in vierzehn Tagen mit zu Beust Gutthelfs Hofe geht.

Aber die Alte schüttelte den Kopf und lachte und sagte: Weiß besser; weiß besser. Christjahns ist kein Huchztbitter. Christjahns ist ein Grabebitter. Soll die Rosemarie begraben werden? Und begann nun leise vor sich hinzubeten und Sterbelieder zu singen und schlürfst dabei an ihrem Stocke wieder hinaus in ihren Alkoven.

Christjahns aber grauselts, daß er nach dem Glase greift. Und wie ers an den Mund bringt, schmeckt er, daß es bittre Pomeranzen ist. Da wirds ihm noch ängster. Und er steht auf und sagt, er müßte heut noch weit herum und könnte sich nirgends lang aufhalten.

Nun sagt der Vater Barthel, wies gebräuchlich ist: Na, mer wullens uns eberlaihe. Er soll aber doch essen und trinken. Aber Christjahns hats wie Kohlen unter den Schuhen; er sagt, wies gebräuchlich ist: Na Vater und Mutter Barthel; da eberlaihts euch recht. Ich kumm ufn Sunntich weär un frahe weär nach.

Und geht hinaus und setzt sich auf sein Pferd, und es wird ihm nicht eher 'n bißchen anders, bis er aus dem Dorf hinaus ist.

Nun waren meine Kollegen so gut wie das Mädchen, da sie diese abgeschmackten Dinge vorbrachte, so weit, daß, da nun der Herr Prinzipal mit seiner Baßgeige nah an einem Baume vorbeiging, daß ein herabhängender Zweig das tiefe G pizzicato anschlagen wollte, allesamt zusammenschraken, und der Herr Prinzipal ein lautes Geschrei ausstieß.

Der Bursche aber, der den Brautführer machen sollte, war noch der vernünftigste darunter; er sagte zu mir, da er mich für den Prinzipal hielt, darüber falle ihm ein, daß er mir hätte sagen wollen, ich sollte doch mehr Dreher aufspielen bei der Hochzeit, als andre Tänze; er tanze den Dreher für sein Leben gern, und es sollte unser Schaden nicht sein. Worin ihm seine Maredore bittend beistand.

Ich sagte nun, wie ich der Prinzipal nicht sei, sondern der da, indem ich mit dem Finger auf den Meister Cyriax zeigte, der unter seiner Baßgeige uns mühsam nachschlich.

Was? sagte der Bursche und sah mich darauf an, ob ich ihn auch nicht zum besten haben wollte. Das alte Männel da, das kleine, das sich beinah tot schleppt? Macht mir keine Wippchen vor. Wird der Prinzipal selber die Baßgeige tragen!

Krach in die Bude, brüllte unser Hannoveraner. Das ist seine Strafe, weil er nicht gefolgt hat, junger Mann. Muß kurz gehalten werden, das Prinzipälchen, damit er nicht über den Strang haut. Hurra!

Der Bursche wurde nur immer zweifelhafter und verwunderter. So muß er doch der Prinzipal sein, sagte er zu dem Hannoveraner. Aber das schwache alte Männel dauert mich. Ich will ihm die Baßgeige tragen bis Nauendorf.

Gut, sagte der Hannoveraner, weil ihr mir gefallt, junger Mann, und Tournüre zu haben scheint und uns ein guter Freund sein möchtet im Hochzeitshaus, wenns vielleicht zum Hauen käme, und weil euer Schatz da so schön zu erzählen weiß, soll um euer beider willen dem Prinzipälchen seine weitre Strafe geschenkt sein. Und der dritte Tanz allemal soll ein Dreher sein. Krach in die Bude, Jungens; die Bursche sollen ihre Mädel schwingen, daß ihre Röcke dem Mond seine verschlafnen Augen auswischen sollen. Hurra!

Aber der Bursche wurde nun ganz erstaunt, als Meister Cyriax, so wie ihm die Last abgenommen war, sich nach Kräften streckte und sagte, allerdings sei er der Kapellmeister, und an ihn müsse er sich wenden; und würde er soviel Dreher aufspielen, daß der Brautführer zufrieden sein sollte. Und er, der Meister Cyriax selbst, trüge die Baßgeige teils, damit sie besser geschont würde, teils als Auszeichnung, wie beim Militär der Tambourmajor seinen großen Stock trüge. Und habe er auch, wie er jünger gewesen, eine solche Kraft besessen, daß er mit der Baßgeige vor seinen Leuten her eben solche Dinge getrieben, wie jene Regimentstambours mit dem Stocke. Außerdem aber regiere er seine Kapelle nach dem amerikanischen Fuß, wo ein Präsident wäre, der über alle zu befehlen hätte, die Bürger aber thun könnten, was sie wollten. Und was des mehr war.

Da mir nun, der ich zunächst vor den beiden herging und das Gespräch gerade noch hören konnte, die Sache zu langweilig wurde, gab ich mich daran, die Maredore, wie das Mädchen hieß, über ihre abergläubischen Fratzen eines Bessern zu belehren. Wobei ich nun so schlagende Dinge vorbrachte, daß ich mir selbst vorkam, als sei ich nun erst recht davon überzeugt, und sowohl das Mädchen als auch meine Kollegen ganz mit mir übereinstimmten, daß ein nur halb-

weg vernünftiger Mensch über solche Dinge nicht anders als nur lachen könnte.

Da ich nun mit meiner Materie fertig war, wurde die Maredore wieder ein ganz klein wenig rot und sagte: Er hat schon recht; das ist lauter dummes Zeug, und ein vernünftiger Mensch kann nicht daran glauben. Nun reitet aber der Christjahns vollends bei den Gästen herum, und wie er nun endlich wieder an Beusts Hofe ankommt und just unter den großen Nußbaum vorm Hofe hinreitet, da sieht Rosemarie aus dem Stubenfenster. Nun hatte sie eben ganz betrübt an den Linkenfriede gedacht, und wie sie nun hinunter sieht und den Christjahns daher kommen sieht, da fällt ihrs wieder von neuem auf das Herz, daß sie nun bald Hochzeit machen soll. Der Christjahns aber bindet unten sein Pferd ans Staket, und wie er die Rosemarie sieht, schwenkt er seinen Hut und macht einen prächtigen Kreuzsprung. Den kann in der ganzen Gegend niemand so gut als der Christjahns und der alte Roßmann; der ist nun freilich, so alt er ist, immer noch der Primör (sollte, schätz ich, heißen der Premier). Unter den Weibsen, sagen sie immer, soll ich den Kreuzsprung am besten tanzen. Aber ich bin bescheiden und sage allemal: Gott bewahre! Unter den Weibsen ist die Suffe oder die Rosemarie der Primör, oder welche gerade in der Nähe ist. Obgleich die andern Mädels den Kreuzsprung herzlich schlecht tanzen. Aber wo war ich doch nur?

Der Bursche, ihr Schatz, mußte auch nebenbei auf unser Gespräch gehört haben, denn er lief mit seiner Baßgeige einige Schritte schneller, daß er näher an uns heran kam, und sagte: Noch lange nicht beim türkischen Kaiser, Maredorchen. Sonst hätt ich mich drein gemengt. Vor der Hand nur beim Christjahns, der einen Kreuzsprung macht, und der Rosemarie, die aus dem Fenster sieht und an den Linkenfriede denkt.

Ja, fuhr nun die Maredore fort, der Christjahns macht einen prächtigen Kreuzsprung und schwenkt seinen Hut. Die Rosemarie aber thut einen Schrei, daß das ganze Volk aus der Scheune und den Ställen zusammen läuft. Und wie die den Christjahns sehen, schreien die Weibsen alle auf wie die Rosemarie. Hat der Christjahns anstatt der rotseidnen Bänder nichts als Rosmarin am Hut. Nun weiß jeder, daß das nichts Gutes zu bedeuten hat.

Bedeutet ein Begräbnis statt einer Hochzeit, sagte der Klarinettist.

Der Hornist meinte, der Prinzipal solle nach Hause schicken nach den Leichenarien und Sterbechorälen, die wir bei großen Leichen aufzuspielen pflegten, damit wir sie gleich bei uns hätten.

Dergleichen brachten nun auch die andern vor.

Es war nun so klar als was, daß das kleine Kind bei Barthels die rotseidnen Bänder herabgenommen von des Hochzeitbitters Hut und ganz zufällig, da sie denselben mit Grünem putzen wollte, den Rosmarin in die Hand bekommen. Ebenso, daß die Alte, die des Hochzeitbitters Gewerbe nicht vernommen, da sie des Hochzeitbitters Hut nun mit Rosmarin geschmückt gesehen, ohne zu wissen, daß dies die Kleine gethan hätte, ihn für einen Grabebitter hatte halten müssen. Hätte das Kind just Schafgarbe in den Händen gehabt, so würde es den Hut mit Schafgarbe geputzt haben, und es würde keinem Menschen eingefallen sein, etwas anders daraus zu nehmen, als daß kleine Kinder gern spielen.

Worauf die guten Leute abermals auf meine und der Vernunft Seite fielen.

Die Maredore sagte, mehrere der geladnen Bursche hätten, wie nach gewöhnlichem Brauch der Huchztbitter sie gefragt, was sie für Jungfern geladen haben wollten, gar nicht wählen wollen, weil aus der Hochzeit doch nichts werden würde; was dem Christjahns viel

Schererei gemacht hätte, bis er die Paare, die das Brautvolk geleiten sollten, richtig zusammen gebracht. Melzer=Christuph aber hätte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, wie daß der Bräutigam eine weiße Leber habe —

Eine weiße Leber? fielen wir Zuhörer einstimmig ein; ich, weil mir das dummes Zeug zu sein deuchte, die andern aber mit wahrhaftem Entsetzen.

Fragte sie nun, was denn das Schreckliches sei, wenn einer eine weiße Leber habe? wenn das ganz und gar möglich sei?

Wurde mir darauf repliziert: das wüßten sie nicht, aber es müßte doch sehr Entsetzliches sein, weil der Melzer=Christuph es zu dem Christjahns gesagt hätte, und die Maredore ganz bleich geworden wäre, wie sie es erzählt gehabt. Wiewohl ich schätze, die Maredore sei bleich geworden, weil sie jene erschrocken gesehen; da nichts so sehr ansteckt, denn Gähnen und Gespensterfurcht, sodaß immer ein Narr den andern fürchten macht. Sah nun auch mit eignen Augen, wie Leuten dieser Art, die jederzeit dem letzten Eindrucke recht geben, Vernunft zu predigen die Perle vor die Säue werfen heißt, und schwieg als ein Vernünftiger zu diesen Possen forthin still.

Die Maredore war nun, wie es schien, wieder in ihrem Lieblingskapitel und erzählte nun, und glaube ich, sollte es ein Beweis sein für das mit der weißen Leber: wie den Bräutigam bis jetzt ein eignes Schicksal verfolgt habe, da er nun bei noch so jungen Jahren schon zum drittenmal Bräutigam sei. Das einemal habe er eine alte Frau geheiratet, von der er sein bedeutendes Vermögen habe; die sei am neunten Tage nach der Hochzeit gestorben. Die zweite Braut, die Sterzings Hanneruse, sei jung und kräftig gewesen, habe sich aber, weil sie ihn gezwungen heiraten sollte, gerade neun Tage vor der Hochzeit gehängt. Er habe

sich daher selbst gefürchtet, wieder zu heiraten, und es habe großer Zureden von seiten seiner Verwandten gekostet, bis er zu Beust-Gutthelfen gegangen wäre und um die Rosemarie angehalten hätte.

Nun wollte ein gänzliches Stillschweigen entstehen, welches ich für mein Teil nicht unterbrechen mochte, erstlich, weil es mir in meiner betrübten Lage ohnedies nicht um das Plaudern war, und zweitens, weil das Gespräch immer wieder auf Maredorens alberne abergläubige Fratzen hinauslief. Die andern schwiegen auch eine Weile, und, schätz ich, daß sie, da wir nun schon Nauendorf vor uns hatten, innerlich im voraus schon mit ganz andern und wirklichern Dingen zu thun hatten.

Der Hornist, der ein sehr praktischer Mann war, mochte nun wirklich in Ängsten sein, die Hochzeit könnte in eine Leiche umschlagen. Fragte daher die Maredore, ob die Rosemarie den Bräutigam gern nähme?

Ach das gute Herz, sagte Maredore überaus mitleidig. Die nähm lieber einen Frosch oder eine Spinne als den Gepfert-Hansgärge. Das ist auch ein Block von einem Mannsen. Na, ihr sollt ihn nur mal Dreher tanzen sehn! Oder gar den Kreuzsprung. Nein, der kann keine Art an sich machen. Ich möchte sein Schneider schon lange nicht sein. Er trägt sich nun so fein wie kein andrer Bursche sonst, aber es sitzt ihm nichts. Er sieht immer aus, als wären seine Sachen einem andern auf den Leib gemacht. Und Lebensart nun vollends, die hat er gar nicht. Er kann auch keinen Menschen frei und freundlich ansehn. Man siehts ihm gleich an, daß er einem lieber einen Knuff gäbe als ein freundlich Gesicht. Er kann kein Kind sehn, ohne ihm Gesichter zu schneiden, daß es sich fürchtet und weint, keinen Hund, ohne ihm einen Tritt zu versetzen oder ihm einen Stein nachzuwerfen. Läßt sich einer was von ihm gefallen, da ist er obenauf

und grob und bösartig. Geht ihm aber einer zu Leibe, dann ist er ganz still und macht sich aus dem Staube, sobald er kann. Da ist nun freilich der Linkenfriede ein ganz andrer — wenn er noch lebt, das gute Herze. Wer weiß, wo er nun ist und um seine Rosemarie sich kränkt, in Holland oder in Schweden, wo die Mohren sein.

Das hieß nun aber doch einen zu großen Bock schießen in Geographie, als daß ich mich nicht alsbald daran hätte geben sollen, ihr wegen der Mohren in Schweden einen richtigern Begriff beizubringen. Wobei ich mich der Baßgeige, die der Bursche auf dem Rücken trug, als eines Erdglobus bediente, um die Sache ihr anschaulicher zu machen. Womit ich es aber bei meinen Kollegen nicht etwa zum besten traf, die da ganz unverhohlen heraussagten, wie daß ihnen die Sache mit dem Linkenfriede und der Rosemarie viel unterhaltender deuchte, als Schweden und die Mohren auf der Baßgeige, und am Ende wär es, wenn die Mohren in Schweden wohnten, auch kein größer Unglück, als wenn Gepfert-Hansgärge eine weiße Leber hätte. Schwieg also stille und vergab ihnen in meinen Gedanken ihre große Albernheit.

Die Maredore aber fuhr nun in ihrer läppischen Geschichte weiter fort, den Linkenfriede herauszustreichen, wie er der Liebling aller Bauern gewesen, die ihn gekannt hätten, und die Kinder, wenn er die Straße daher gekommen, ihr liebstes Spiel hinter sich gelassen und an ihm in die Höhe gesprungen wären, sodaß er mitunter Arme und Rücken voll gehabt, und was nicht besser hätte ankommen können, sich an seine Ellenbogen und Beine gehängt hätte. Und wie nun das Tanzen der Weibsen A und O ist, und wer sie recht herumzuschwingen weiß, bei ihnen Hans in allen Gassen ist, und sie nur zu oft nach den Füßen kaufen und Kopf und Herz unbesehen mit in den Kauf nehmen, so war es nicht die kleinste

von des Linkenfriede Tugenden, daß er im Kreuzsprung nichts zu wünschen übrig ließ. Und wunderte mich nur, daß der Bursche, ihr Schatz, fast noch ein größer Aufhebens von dem Linkenfriede machte als die Maredore selbst.

Ich dachte nun schon, ob nicht bald wieder eine abergläubische Fratze vorkommen möchte; und, schätz ich, daß ich außerdem nicht halb so aufmerksam auf die ganze Erzählung gewesen sein dürfte, zumal da ich an meiner eignen traurigen Umstände Geschichte genug hätte haben mögen. Lehrte mich also meine eigne Erfahrung wiederum etwas Neues, daß auf andrer Schwächen lauern dem Menschen ein so unterhaltend Ding ist, daß er seine eignen und wohl gar ein Unglück zeitweilig darüber vergessen kann.

Nun fuhr die Maredore fort, indem sie sagte, wie der Linkenfriede und Beust-Rosemarie schon beizeiten ein groß Gefallen an einander gefunden hätten. Wie der Linkenfriede, wenn er zu einer Hochzeit geladen gewesen wäre, sich die Rosemarie dazu habe laden lassen, da es gebräuchlich sei, daß die Bursche, die bei einer Hochzeit wären, dem Huchztbitter die Mädels sagten, die er dazu laden sollte. Endlich hätten sie auch an das Heiraten gedacht. Da sei ihnen aber das Herz vor die Füße gefallen. Denn der Beust habe den Friede ausgelacht und verhöhnt, und zu dem alten Roßmann, der Friedens Freiersmann gewesen wäre, gesagt, er, der Friede, hebe seine Augen zu weit in die Höhe; er sollte sich in acht nehmen, daß er nicht zum Fallen käme. Ein vernünftiger Mann hebe die Augen nur so hoch, daß er den Weg noch sähe. Er, der alte Roßmann, solle dem Friede sagen, er, der Friede, sollte, wie es kleinen Leuten geziemte und zukäme, nach eines Häuschenmannes und Gärtners Tochter sich umsehen. Er aber, der Beust, gäbe seine Tochter nur einem, der zwölf Kühe im Stall

habe; und sollte er nur sagen, das hätte der Beust gesagt.

Wie der Friede das gehört hätte, wäre er ganz außer sich geraten und habe gleich selbst hinlaufen wollen. Seine Verwandten aber und der alte Roßmann hätten gesagt, wenn der Beust einmal was gesagt hätte, so wär das so gut wie Ja und Amen, und bisse keine Maus einen Faden ab. Denn der Beust hätte einen Hochmut darauf, daß es in der ganzen Gegend heiße, wenn der Beust den Kopf bewege, so sei das so gut, wie bei einem andern ein leiblicher Schwur. Auf Bitten aber gebe er gar nichts. Und so wäre es auch wirklich, setzte nun die Maredore selbst hinzu.

Die Rosemarie nun hätte auch gleich alle Hoffnung aufgegeben, weil sie so gut gewußt hätte wie die andern, was es mit ihres Vaters Wort sagen wollte, und überdies der Alte zu keinem seiner Kinder je einige Liebe gezeigt hätte, weshalb sie sich von Kind an nur vor ihm gefürchtet und nun gar nicht hätte hoffen können, ihre Bitten würden etwas über ihn vermögen. Wer ihm schmeicheln könnte und ihn einen alten Deutschen nennte, der könnte alles bei ihm durchsetzen. Sie aber, die Rosemarie, hätte ihm nie schmeicheln können, drum hätte er auch nie viel auf sie gegeben und nicht einmal, wie die Rosemarie so krank gewesen wäre, daß man glaubte, sie würde sterben, einige Teilnahme gezeigt. Eine ältere Schwester hätte sich besser in ihn zu schicken gewußt. Die wäre aber gestorben; und er pflegte noch zu sagen, daß, wie er sich ausdrücke, der Teufel doch lieber die Rosemarie hätte holen sollen als die Annarose. Und wäre ihm die Rosemarie ohnehin im Wege, und sie, die Maredore glaubte, daß, wenn der liebe Gott heute die Rosemarie wegnähme, der Beust schon morgen zu der alten reichen tauben Wittib auf Grohmanns Hofe als Freier ginge. Der Linkenfriede aber wäre vor Jahren schon aus Despe-

ration in die Welt gegangen, es wüßte kein Mensch, wohin.

Nun sagte sie noch, daß sie erst noch einen Gang in ihrer Eltern Haus gehen wollte; der Bursche aber wollte erst die Baßgeige nach Beustens Hof tragen und sie dann ins Hochzeithaus hinholen.

Ging also die Maredore; der Bursche aber, der, wie ich bei ihrem Abschied erfuhr, Gutthelf hieß und des Beust Pate war, rief ihr nach, wenn sie unterwegs einem von den Weibsen begegnete, sollte sie sich vor dem türkischen Kaiser in acht nehmen, damit sie fertig wäre, wenn er zu ihr hinkäme. Und da wir unter diesen Dingen an Beustens Hof angekommen waren, gingen wir vollends hinein.

Hier sahs nun recht aus wie im Krieg, und rannte immer einer an den andern an vor Geschäftigkeit. Der Hof, der einem Rittergut möchte Ehre gemacht haben, sowohl was die Größe betrifft als auch die Sauberkeit, die sich überall zeigte, wollte mir erscheinen wie ein großer Bienenstock oder Ameisenhaufen. Hier schleppten Weibsen noch Kuchen, Bebe und weiß Gott was alles nach dem Backofen, dort hing ein noch nicht ganz ausgeschlachtetes Rind von einem eisernen Haken an der Wand herab, nicht weit davon ein feistes Schwein, ein Kälblein und ein Schöps. Ein Teil des Volkes und einige von den Burschen, die das Brautpaar mit ihren Mädeln begleiten sollten, halfen dem Schlächter und seinen Gesellen. Wieder andre luden einen ganzen Wagen voll Eichenlaub, Eibischbeeren und Tannenzweigen ab. Die Weibsen, die nicht zu dem Kuchenback oder Reinigungsdepartement gehörten, auch nicht mit dem Abschlachten und Rupfen von Gänsen, Enten, Hühnern

und Tauben, auch nicht, weil es Abend war, mit dem Abfüttern des Viehes beschäftigt waren, hockten in einer Ecke des Hofes und banden Kränze und Guirlanden nach der Schwierigkeit. So wie aber etwas fertig aus ihren Händen kam, wanderte es in die Hände einiger Burschen und fand bald seinen Platz entweder über einer der vielen Thüren, die vom Wohnhaus, den Nebengebäuden und der Scheune in den Hof führten, oder wurde durch eine dieser Thüren entfernt, wahrscheinlich um dem Hausplatz und den Zimmern zur Zierde zu dienen. Die Säule, auf der just inmitten des Hofes das Taubenhaus schon mit Kränzen und Guirlanden prangte, waren ebenfalls mehrere Hände beschäftigt mit Tannenreisig zu umkleiden.

So bunt der Hof sich nun in der Verwirrung des Vorfestes den Augen erzeigen wollte, so war doch die Mannigfaltigkeit, die das Geschrei der Leute — denn bei solchen Gelegenheiten will jeder kommandieren und keiner gehorchen —, das Brüllen und Grunzen des Viehes, das gefüttert sein wollte, das Geschrei und Geröchel des Federviehs unter dem Schlachtmesser, dazu das Hämmern der die Guirlanden annagelnden Bursche, der Flügelschlag der vom Felde zurückkehrenden und wieder scheu auffliegenden Tauben für die Ohren noch weit verwirrender.

Von einer Gruppe aber zu der andern ging ein kleines mageres Männlein mit gelben Lederhosen und einer spitzigen, an der Spitze etwas geröteten Nase. Den Rücken herab hatte er einen schwarzgrauen Zopf von ungewöhnlicher Stärke. Die Augen unter seiner schmalen Stirne bogen sich mit den innern Winkeln etwas abwärts nach der Nase zu und standen mit dem Winkel nach den Ohren zu etwas höher, und seine dünnen Augenbrauen wollten darin die Augen nachahmen. Er ging nun so stolz, als er konnte, wobei er

mit seinen langen Armen, die in weiten weißen Hemdärmeln staken, wichtig schlenkerte.

Ich konnte mich nicht genug verwundern, wie der die Baßgeige tragende Bursche uns sagte, der kleine magere Mann sei sein Herr Pate, der große Bauer Gutthelf Beust, weil ich mir diesen, ich weiß selbst nicht warum, als einen großen, vierschrötigen, martialischen Mann mit einem Doppelkinn, rotem Gesicht und einer gelben Weste vorgestellt hatte.

Bald lief er nun zu dem, bald zu jenen und nahm ihnen, ohne ein Wort zu sagen, ihre Arbeit aus den Händen, worauf diese ihm aufmerksam zusahen, wie ers damit machte, und wenn er sie wieder aus den Händen gab, thaten, als wüßten sie nun erst, wie die Sache gemacht würde. Worauf er, ohne ein Wort zu sagen in seiner stolzen Weise zu einem andern hinging. Wiewohl ich nicht sagen könnte, daß es mir geschienen hätte, als habe er die Dinge besser oder auch nur so gut gemacht, als die er hatte belehren wollen. Und war aus seinem Beispiel, schätz ich, weiter nichts zu lernen, als daß Geld vor Kunst gehe, und der Gutthelf Beust ein sehr eitler und eingebildeter Mann sei.

Wie er denn auch auf unsern höflichsten Gruß kaum mit einem leichten Nicken antwortete und zu dem Burschen sagte, der den Baß trug, ob er sich nicht als sein Pate schäme, das Ding zu tragen; die Leute würden ihn für einen Musikanten ansehen. Was uns, da es fast zu geringschätzig klang, ein schlechter Eingang deuchte, und zumal meine Schulmeisterehre sich nicht sehr damit zufrieden zeigen wollte. Fiel mir aber dennoch in allem Ärger auf, wie seine Eitelkeit und Großhansigkeit sich auch in seiner Sprache nicht verleugnen wollte. Da er Silbe für Silbe für sich ganz langsam und pathetisch und doch wie mit einer gewissen Geringschätzung, wenn ich so sagen soll, vor sich hinstreute, daß man mit tiefem Bücken ganz glück-

lich sein sollte, daß er einem vergönnen wollte, sie nur auflesen zu dürfen. Wandte sich auch ganz hochmütig von uns, winkte aber doch einem Knecht, der sich unser annahm, uns in die Stube führte, wo wir schlafen sollten, die unserm Empfang freilich nur zu ähnlich sah. Zumal der Weg dahin durch die Kuchenstube führte, in der auf hölzernen Geräten, die dazu neu errichtet zu sein schienen, die Kuchen bis an die Decke aufgeschichtet lagen, und dergestalt der angenehme Butter und Würzgeruch, durch den wir passieren mußten, die schönen Hoffnungen vorstellte, durch die wir zur nicht gar so angenehmen Wirklichkeit hindurch gelangt waren. Hier legten wir nun unsre Instrumente ab und folgten dem Knecht dann wieder hinaus in den Hof, allwo er uns einen Tisch auf eine freie Stelle brachte, die er alsbald mit Essen und Trinken übervoll belud. Meine Kollegen ließen sichs nun bene sein; ich aber hielt mich sehr zurückgezogen mit Essen und Trinken, damit der Beust sehen sollte, daß ich meiner Erziehung nach unter beßre Leute gehörte, als unter denen zu sein die Not mich zwang, und mich derohalber besser mit mehr Rücksicht behandeln möchte.

Er schien auch mehrmal nach mir herzusehen, und endlich schickte er sogar einen Knecht ab, der eilig auf mich zukam. Ich ging diesem einige Schritte entgegen, um schon im voraus meine Bereitwilligkeit zu zeigen, da mir der Knecht doch wohl nichts zu bringen haben möchte, als daß sein Herr mit mir sprechen wollte. War dies aber nicht mein kleinster Irrtum, da der Knecht so, wie er glaubte, daß ich ihn würde hören können, mich nicht auf das feinste anschnauzte: ob ich etwa seinen Herrn verachten wollte, und ob mirs wohl nicht gut genug wäre, daß ich nicht äße und nicht tränke, wie es doch meine Kollegen thäten. Der Beust hätte gesagt: wenn mirs nicht anstände mit Essen und Trinken, so säh ich wohl, wo der Zimmer-

mann das Loch gelassen hätte. Bis morgen wollte er zehn tüchtigere Musikanten für mich einen haben. Da er sah, wie seine Botschaft mich erschreckt hatte, der eines ganz andern vermutend war, setzte er hinzu, wie daß wir tüchtig essen und trinken sollten, wenn wir bei seinem Herrn angesehen sein wollten, denn er, nämlich der Beust, hätte gesagt: ehe alles auf wäre, was angeschafft wäre, eher sollte die Hochzeit nicht aus sein. Und was der Beust sagte, das wäre so gut, als hätte es ein andrer geschworen. Sollten uns also männiglich danach achten.

Damit ging er wieder an seine Arbeit, und ich machte mich nun an das Essen und Trinken, worin ich mehr leistete, als ich bei meinem betrübten Herzen geglaubt hätte, da ein mehrstündiger Weg an einem heitern Spätherbsttage gemacht so recht geeignet ist, den Appetit nach Gottes eß und trinkbaren Gaben zu erwecken. Und hatten wir delikaten Käse und Butter, dazu Wurst und allerlei kalten Braten, bekamen auch neben Bier und Branntwein einen ausnehmenden Kaffee und allerlei Kuchen die Fülle. Und merkte nun wohl, daß von allen unsern Leibes und Seelenorganen bei Gutthelf Beust unser Magen am besten fahren würde.

Unter währendem unserm Essen und Trinken waren nun auch einige ältere Bauern hereingekommen, die der Beust zwar zuvorkommender als uns, aber immer noch geringschätzig genug empfing. Obgleich einige große Bauern dabei waren, die ihm wenig sollten an Geld und Gut nachstehn. Sie waren auch sehr stolz, bis auf einen, der Roßmann hieß und ein hübscher, freundlicher alter Mann war und sich auch mit uns unterhielt, wozu der Beust nicht das angenehmste Gesicht schneiden wollte.

Auf einmal aber entstand eine Bewegung unter den vielen Menschen im Hofe, wie in einem Ameisenhaufen, wenn man an seinen einen Rand Wasser

schüttet oder mit dem Fuße daran tritt. Erst geschieht unter den nächsten ein schnelleres Hin und Herrennen; das wächst immer weiter fort, bis in gar kurzer Zeit alle wie ungescheit unter und übereinander purzeln vor Eile, ohne daß indes die Entfernteren schon wüßten, weshalb denn so gerannt sein wollte. Das war denn ein Geschrei, ohne daß mancher, der mitschrie, wußte, warum. Die Weiber riefen Gott an, die Männer aber den Teufel. Da hörte man von Weiberstimmen: Ach du lieber Gott! Ist ers denn wirklich? Ach du Heiland, der Friede ist wieder da! Ach du gütiger Himmel, und kommt nun gerade zu ihrer Hochzeit! Dazwischen von Männerstimmen: Wo bringt aber der Teufel den Friede jetzt her? Das wär doch der Teufel, wenn ers wär. Kann der arme Teufel gleich auf ihrer Hochzeit tanzen. Und um den jungen Menschen, der da in den Hof hereinkam mit ganz bleichen Backen und wie ein Desperater, drängten sich bewillkommend und bedauernd Mannsen und Weibsen, soviel ihrer auf dem Hofe waren, nur wir und der Beust ausgenommen, der sich ganz stolz einen Stuhl stellte und sich darauf setzte, als wär er ein König.

Da schollen soviel Anreden und Fragen, daß der Friede sie in zwei vollen Tagen nicht hätte beantworten können. Er beantwortete aber dermalen gar keine sondern drängte sich mit seinem desperaten Wesen bis zu dem Fleckchen durch, wo der Beust, seine beiden Arme übereinander geschlagen, ganz stolz auf seinem Stuhle saß. Dabei schrie er: Es ist nicht möglich! Um Gottes willen! Es ist nicht möglich, Beust!

Aber der Beust nickte nur ganz leise und hoffärtig und sagte in seiner Weise, da er die Silben so bedächtig ausholend wie harte klingende Thaler vor sich hinzählte: Was ist nicht möglich, Linkenfriede? Und bist du auch wieder da?

Der Friede ließ ihn nun gar nicht ausreden, ehe

er in seiner Desperation weiter schrie: Daß sie der Gepfert haben soll, und morgen schon, die Rosemarie?

Ists das? sagte der Beust, indem er seine beiden Beine gravitätisch von sich streckte. Der Gepfert hat neunmal so viel Kühe als du. Was willst du weiter hier, Linkenfriede?

Der schrie nun wieder: Beust, ich habe achtzehn Kühe, bin ein größerer Bauer geworden als ihr. Wo ich Knecht war, da in Schwaben, hat mich der Waldenjürge an Kindesstatt angenommen. Ich wiege den Gepfert dreimal weg.

Das ist ja schön, sagte der Beust noch langsamer denn vorher. Da wirst du wohl in Schwaben eine Braut haben.

Ich hätte können. Mehr als einmal, schrie Friede. Aber ich konnte die Rosemarie nicht vergessen. Ich kann nicht von ihr lassen. Laßt den Gepfert laufen und gebt sie mir.

Der Beust schnitt nun zu dieser Rede nicht sein freundlichstes Gesicht. Seine Nase wurde zur Hälfte rot, wie gewöhnlich nur die Spitze war. Und sagte:

Du weißt nicht, Linkenfriede, daß der Beust wenig spricht? Aber jedes Wort, was er spricht, wiegt sein Pfund. Du hast noch einmal so viel Kühe als der Gepfert, aber der Gepfert hat Beusts sein Wort.

So werdet ihr ihm doch nicht geschworen haben?

Wenn der Beust nickt, ists so gut, als wenn ein andrer schwört. Willst du zur Hochzeit bleiben, kannst du morgen um die Zeit mit dem Gepfert seinem Weibe tanzen.

Beust, ihr seid ein harter Mann. Aber ich sage euch, morgen um diese Zeit ist eure Rosemarie den Gepfert los.

Der Beust lachte höhnisch und sagte: Da könntest du ja am Ende noch ankommen, Linkenfriede. Wenn die Rosemarie morgen um diese Zeit nicht Gepferts

Frau ist, sollst du sie in Gottes Namen haben. Dazu lachte er, daß er das Husten bekam.

Nun wurde der Linkenfriede noch desperater und bat und drohte mit allem in der Welt. Da er aber sah, daß nichts mehr zu machen war, rannte er eben so davon, wie er gekommen war.

Eine Weile nun war alles mäuschenstill, bis die Maredore auf einmal aus dem Wohnhaus herausgestürzt kam, und von neuem ein Lärmen begann, der nicht klein war, mit Lamentationen, ohne daß man wußte, was aus der Sache werden sollte. Bis sie endlich vorbrachte, die Rosemarie liege drinnen in der Wohnstube und sei ganz steif. Der Beust solle doch dem Friede nachschicken und ihn herholen lassen und der Rosemarie zum Mann geben. Sonst stürbe die Rosemarie gewiß und wahrhaftig.

Worauf der Beust im Zorn als ein wahrer Tyrann zur Antwort gab: sie solle ihr unvernünftig Geschrei einstellen. Sie wisse, daß dergleichen bei ihm nichts fruchte.

Die Maredore aber, die vor Schrecken einige Schritte zurückgewichen war, lief nun wieder hin zu ihm, und da sie nun auch als ein kleines Töpflein überlief, gab sie ihm artige Titel: er sei ein Rabenvater, und der liebe Gott werde ihn schon dafür strafen. Und seine Tochter würde auch gewiß sterben und ihm seine ganze Hochzeit verderben. Worauf er noch tyrannischer replizierte: so seis ihm gleichviel, wenn sie zum Teufel fahre. Sie sei nie eine rechte Tochter gegen ihn gewesen, wie Töchter sein sollten. Und sei nun einmal das Vieh dazu geschlachtet und gebacken, so solle deswegen kein Riß in der Hochzeit werden und gezehrt und gejubelt werden, bis der letzte Bissen weg sei.

Worauf sich die Maredore lautweinend absentierte. Gleich darauf aber kam der Linkenfriede außen die Straße vorbei gesprengt, daß ihm die Haare um sein

bleiches Gesicht herumflogen; und wie er vor dem Thore vorbeikam, rief er allen ein Lebewohl zu: er gehe wieder in die weite Welt. Gott werde seinem Leid ein gnädig Ende machen.

Wenn unser Magen sich auf Beust-Rosemaries und Gepfert-Hansgärges Hochzeit einmal eher über das Zuviel als über das Zuwenig zu beschweren haben sollte, so ward uns diesen Abend noch eine überaus reichliche Mahlzeit gereicht. Dazu ein nicht unansehnliches Faß mit Bier, darin ein Bierhahn stak. Und sollten wir bald Gläser dazu bekommen, auch Branntwein, so viel uns gelüsten möchte.

Der gute Knecht, der uns die Gottesgaben gebracht hatte, schien aber das letzte vergessen zu haben, was uns, da der Durst uns in unsrer Stube, die unmittelbar am Backofen liegen mochte und wie ein Schwitzkasten heiß war, nicht schlecht zusetzte.

Es war nun freilich ein Ding wie ein Fenster vorhanden. Da aber das, was daran aufgehen sollte, weiß Gott warum angenagelt war, so half uns das ganze Fenster so viel als nichts. Mußten uns denn damit begnügen, die Thüre offen zu haben, was aber bei weitem nicht so viel half, als wir wohl wünschten, daß es geholfen hätte. Hatten also zu trinken und mußten dennoch Durst leiden. Nun ging etlichemal einer von uns durch die Kuchenstube hinaus, um etwa einen Knecht zu errufen. Waren ihnen auch beiden Knechte begegnet, wie denn ein Umherrennen und Durcheinanderrufen zu hören war, als wäre nun wirklich Krieg. Hatten aber keinen stellen können, und ihr Bescheid war von dem einen wie von dem andern gewesen, sie hätten keine Zeit. Da war bald frisches

Wasser, bald Thee, bald Gott weiß was zu holen, da die Rosemarie in Krämpfen liege, und der Beust darüber ganz ungeduldig und unwirsch sich erzeige, da er glaube, es sei nur Verstellung von ihr. Er habe sie ohnehin gleich im Magen und hätte schon gesagt: er wüßte, daß sie gern stürbe, wenn sie ihm nur seine Hochzeit dadurch verderben könnte. Aber sie möchte nun machen, was sie wollte, die Hochzeit sollte fortgehen, bis der Bissen von dem Angeschafften nicht mehr vorhanden wäre. Einer wohl, eben der, der das erzählt, hatte versprochen, Gläser herbeizuschaffen. Aber er kam so wenig als ein andrer.

Der Hannoveraner, den der Durst am meisten kränken mochte, machte zuletzt für seinen Teil kurzen Prozeß, indem er mit seiner unglaublichen Kraft das ganze Faß bis zu seinem Munde erhob, den Hahn in seinen Mund nahm und in seinen Hals hinablaufen ließ, was nur hinablaufen wollte. Erbot sich auch, mich also trinken zu lassen, was ich, da ich nichts vor den andern voraushaben wollte, mit Dank ablehnte. Und kam nun endlich ein Knecht in die Kuchenstube, um Kuchen hinaufzuholen, der sogleich und zwar nicht schlecht ins Gebet genommen werden wollte. Er sagte uns nun, wie wir ihm die Wege ersparen und die Sache am besten zu unsrer Bequemlichkeit haben würden, wenn wir sowohl die Gläser, als was wir sonst noch trinken möchten, uns selbst holen wollten. Zeigte uns auch eine Art Vorkeller, in den man aus der Kuchenstube gelangte, wenn man einige Stufen abwärts stieg. Hier standen und lagen nun sowohl leere Trinkgläser als auch Flaschen von allen Größen, die man schon mit Wein und Branntwein aufgefüllt hatte, auch sogar kleine Fäßchen mit Pfeffergurken und Eingemachtem am Boden und auf dazu verfertigten Holzrepositorien umher.

Nun will ich nicht sagen, welcher Jubel bei meinen

Kollegen entstand; und schätz ich, Christoph Columbus und seine Leute hätten bei Erblickung des langersehnten Landes nicht so ausgelassen sich gebärden können, als mein Herr Musikprinzipal und sein Orchester bei Erblickung aller dieser Herrlichkeiten, von denen soviel ihre sein sollte, als sie nur Lust hätten, ohne daß sie sichs erst vom Papste hätten schenken lassen müssen. Besonders aber brüllte unser Hannoveraner, daß die Kuchen auf ihren Gerüsten davon erzitterten. Im übrigen Hause wurde es dafür um so ruhiger. Wenn man bald aufstehn will, muß man sich zeitig niederlegen.

Ich nun für mein Teil wäre auch gern in Ruhe gewesen; nicht sowohl um zu schlafen, als um meine Gedanken ungestörter bei mir machen zu können.

Es war nun aber auch nicht möglich, einen klaren Gedanken zu fassen, wenn einem des Hannoveraners Gebrüll und meines Musikprinzipals und der übrigen Orchesterglieder Schreien und Lachen unaufhörlich in die Ohren scholl.

Der Hannoveraner hatte ein Faß in die Kuchenstube geschafft, auf dem er wie auf einem Throne saß. Eine Bebe oder Torte, oder was er sich selbst dazu aus dem Kuchenvorrat ausgesucht, hatte er wie eine Krone auf den Kopf gesetzt. An einer Schnur, an der Pfeffergürklein anstatt Perlen gereiht sich erzeigten, hatte er als einen fürstlichen Orden ein Krauthaupt hängen. In der linken Hand führte er als Reichsapfel eine runde Branntweinpulle, in der rechten aber eine Weinflasche als Szepter. Fragte uns brüllend, ob wir den Herrgott von Wien schon gesehen hätten, sonst wollte er ihn uns zeigen. Und sollten wir ihn nur ansehen, so sähen wir den Wiener Herrgott. Wobei er wechselsweise und nicht etwa nur ein oder zweimal herzhaft bald in die Branntweinpulle bald in die Weinflasche biß. Machte auch die andern zu großen Herrn, den

Herrn Prinzipal zum Pfeffergurkenkönig. Nachdem er den auf Ehre und Gewissen gefragt hatte, ob er nicht früher selbst eine Pfeffergurke gewesen wäre und einer alten Hökerfrau aus dem Fäßchen davongelaufen. Er sollte es ihm nur sagen, es sollte ihm nichts schaden; der Wiener Herrgott wäre ein guter Kerl, der keinen Menschen bei der Polizei anzeigte. Wäre aber jenes nicht der Fall, so müßte entweder eine Pfeffergurke seine Pate gewesen sein, da man, wie es heiße, seinen Paten nachgerate, oder seine Mutter doch an einer Pfeffergurke sich versehen habe. Den Klarinettisten dagegen machte er zum Herzog Sauerkraut und behauptete, er wäre nichts als ein ungeheures Krauthaupt und bildete sich nur ein, er wäre ein Mensch, weil er auf einer Vorrichtung sich einherbewegte, die einige entfernte Ähnlichkeit hätte mit dem Menschenleibe. Den Hornisten aber nannte er den Preißelbeerenfürst, der seine Unterthanen mit Essig einmachte und fräße; im übrigen wäre weiter nichts von ihm zu sagen, als daß nichts von ihm zu sagen wäre. Und was der Possen mehr waren.

Nun mußten die andern bald eins aufspielen bald eins singen. Ich aber, nachdem ich nur zur Notdurft zu mir genommen hatte, ging hinaus in den Hof, um des Lärmens und der Hitze auf eine Weile quitt zu sein.

Draußen wars nun kühl genug und wohl ein wenig mehr als genug, und kein Klima dazu, um zu sitzen oder stille zu stehn. Nun war mir, als hörte ich in dem Gärtlein zwischen dem Wohnhaus und der Scheune ein leises Rauschen und Sprechen. War aber zu finster, als daß man hätte erkennen können, wer da spräche und Geräusch machte. Und geriet ich bei mir selber in große Verlegenheit und Zweifel, ob es nicht vielleicht möchten Diebe sein, und ich schuldig wäre, Lärmen zu machen. Da ich, wenn ich den Diebstahl zuließe, gleichsam selbst ein Mitschuldiger und Hehler

wäre. Hätte daher gar zu gern etwas von dem verstanden, was die, welche das Geräusch machten, sprachen.

Fiel mir auch bei, daß die Diebe entweichen könnten, eh jemand käme, und ich für einen unnützen Ruhestörer möchte ausgeschrieen werden; und wie es das beste sein möchte, heimlich die Knechte zu wecken. Einer großen Mauer wegen, die das Gärtlein von den zwei übrigen Seiten umgab, konnten die Diebe dann nicht so leicht entkommen, wenn einige, während die andern hineingingen, die Gartenthüre und das bißchen Staket zwischen Haus und Scheune besetzt hielten. Nahm mir aber vor, jedenfalls nicht ungeschickt die Sache auf den Kopf zu stellen und den Beust zu zwingen, daß er mich mit Respekt hinfüro ansehen sollte. Lehnte mich daher mit so wenig Geräusch, als mir nur immer möglich sein wollte, an das Staket, konnte aber nun vor Herzklopfen noch weniger hören, denn vorhin.

Und verlor endlich, da ich ganz deutlich eine Leiter in die Höhe rücken hörte, meinen klugen Vorsichtsfaden, den ich so fein gesponnen zu haben vermeinte, so ganz und gar aus den Händen, daß ich aus voller Kehle: Diebe! Diebe! schrie. Und vor Erregung meiner Lebensgeister mich an dem Staket festhalten mußte, um nicht umzufallen.

Das brachte denn alsbald das ganze Haus in Alarm, machte aber auch denen im Gärtlein Beine. Ich hörte die Leiter umwerfen, dann kam eins, den Tritten nach ein Mannsbild, an mir vorbei und rannte nach der Hofthüre zu. Gleich nach ihm kamen noch zwei aus dem Gärtlein, faßten mich an, ich sollte still sein. Was ich nun, auch wenn ich gewollt, wohl nicht würde gekonnt haben, da mein ganzes Geschrei von Anfang an ganz unwillkürlich und wie in einer Art Todesangst geschehen war. Und mag ich nun sogar noch lauter geschrieen haben. Die eine von den zwei Personen, die mich angefaßt und die nach den paar

leisen Worten, die ich von ihr gehört hatte, und ihren nicht lautern Schritten für ein Weibsen achten mußte, ließ mich nun, für was ich gut war, und lief, was mich durch alle meine Angst hindurch wunderte, nach dem Wohnhause zu. Die andre aber faßte mich nun um den Leib, daß mir fast der Odem ausging, und schrie nun selber: Diebe! Diebe!

Hatte aber gar keine Zeit, mich auch darüber zu verwundern. Denn nun gingen die beiden Hausthüren auf, und heraus kam ein ganzes Volk durcheinanderschreiend in wilder Hastigkeit nach uns losgestürzt. Und nur ein paar Augenblicke, so hielten und schüttelten mich wohl acht Fäuste. Dabei fragten sie, wer von uns beiden der Dieb sei. Ich sagte nun, wie der der Dieb wäre, der mich halte. Der aber, der mich hielt, ließ mich nun los. Zugleich entstand ein allgemeines Geschrei nach Licht. Drauf erklang ein Lachen neben mir, und der Gutthelf, der Bursche, der den Brautführer machen sollte, sagte noch immer lachend: Ihr haltet mich wohl für den Dieb, ihr Teufelskerle? Was wollt ihr mit euern ungeschlachten Fäusten an mir? Einer sagte darauf: Du bists, Gutthelf? wir denken, es ist der Dieb. Aber hast denn du nicht geschrieen? War mir doch just, als wär es deine Stimme gewesen. Dummes Zeug, sagte der Gutthelf. Wir sind doch zusammen herunter gelaufen. Na, nichts für ungut, sagte die andre Stimme. Wo ist denn nun aber der rechte Spitzbub. Hier! schrieen die, die mich festhielten, indem sie mich nicht allein mit ihren derben Fäusten schüttelten, sondern mir auch einige Kopfnüsse damit versetzten, die mich ganz konfus machten.

Nun kamen auch welche mit Laternen. Ich schrie, wie ich keiner von den Dieben wäre. Einer davon hätte sich an mir vergreifen wollen, weil ich geschrien. Wüßte aber nicht, wo er hin gekommen. Ein andrer wäre nach der Hofthüre zu gerannt, der dritte aber, der ein

Weibsen gewesen sein müßte, wäre in das Wohnhaus gegangen.

Dummes Zeug, sagte der Gutthelf, indem er mir mit einer Laterne, die er einem andern abgenommen haben mochte, in das Gesicht leuchtete. Ein Dieb wird ins Wohnhaus laufen, wenn Lärmen ist. Seht einmal, Jungens, es ist der halbseidne Musikant, der den Leuten auf der Baßgeige zeigt, wo die Mohren wohnen. Er hat also geschrieen, guter Freund? Und wo waren denn eigentlich seine Diebe?

Ich sagte, wie daß sie im Gärtlein gewesen wäre. Worauf der Gutthelf abermals lachend sagte: Na, seine Diebe haben Herz genug. Eine Treppe hoch sind die Fenster von Rosemaries Stube. Bei der Rosemarie ist Licht, und gleich daneben schläft die Maredore, die die Rosemarie wartet. Guter Freund, wo die Diebe Licht sehen, da lassen sie ihr Handwerk sein.

Nun kam auch der Beust und fragte mich aus. Der Gutthelf, der mir immer in die Rede fiel, mußte still sein, bis ich auserzählt hatte. Dann war der Beust eine Weile ganz still; sah sich einmal um und blieb mit seinen Augen auf dem Gutthelf haften. Dann fragte er Gutthelf, wo er gewesen wäre, wie das Geschrei losgegangen. Der sagte: Im Bette, wo wir alle gewesen sind. Und die Maredore? fragte der Beust die Maredore, die unter einem Haufen Weiber stand. Die sagte: Das war ja ein schrecklich Geschrei. Ich war nur eben von der Rosemarie weg. Die schlief, da dacht ich, ich wollte auch einen Augenblick ausruhn, weil wir morgen bald wieder auf wären. Und legte mich nur eben ins Bett, wie der anfing, zu schreien.

Nun sagte der Beust einem Knecht, er sollte doch nach den Hunden sehen. Der kam wieder und sagte: Die sind fort, Herr. Die Hofthüre steht offen. Die werden doch gerad heute nicht davongelaufen sein?

Der Beust war wieder einen Augenblick still, dann sagte er: Ihr werdet mir zu vornehm, Gutthelf und Maredore. Der Gutthelf legt sich im Staat ins Bett, und die Maredore machts nicht besser.

Nun fiels uns andern erst auf, daß unter allen denen, die die Diebe fassen zu helfen gekommen waren, nur Gutthelf mehr als das Allernotdürftigste am Leibe hatte. Unter den Knechten war einer sogar im bloßen Hemde, der auch nun erst an seinen Aufzug dachte und unter dem Lachen der andern davonlief.

Der Beust aber sagte nur noch, daß er der Maredore den übrigen Teil der Nacht die Rosemarie warten helfen wollte, damit sie nicht zuviel an ihren Kleidern dabei verdürbe. Und sollten die Knechte das Thor zumachen. Er wüßte die Diebe schon und wollte zu seiner Zeit schon mit ihnen reden. Für heute würden sie nicht wieder kommen. Und sollten wir uns alle nur zu Bette legen.

Damit ging er fort. Die andern verliefen sich auch. Und ich blieb nicht allein im Freien. Wie ich hineinkam, lagen meine Kollegen schlafend in der Kuchenstube auf dem Boden. Der Hannoveraner lallte einigemal noch: Nun, Jungens, krehlt noch eins. Hurra! Dann schlief er wieder ein. Der Klarinettist aber, der mit dem Rücken am Kuchengerüst lehnte, hielt sein Instrument noch in den Händen, aber weit von seinem Munde, wiewohl er träumen mußte, wie daß er blase. Denn er fingerte mit beiden Händen an der Klarinette herum, blies auch seine dicken Backen auf und bewegte seine großen Lippen und sogar sein Haupt nach seiner Gewohnheit, das er beim Blasen bald links bald rechts zu neigen pflegte.

Nun war ich, da ich die Nacht hindurch vor Gemütsbewegung und Hilfeleistung an meinen Kollegen nicht hatte schlafen können, herzlich froh, wie der erste Morgen endlich herandämmern wollte. Diese aber, die sich gestern toll und voll getrunken hatten, befanden sich mit Ausnahme des Hannoveraners, der noch immer schlief, herzlich schlecht. War denn eine Not gewesen mit Wasserholen, daß ich den Born hätte ausschöpfen mögen. Desgleichen, wenn einer sich expektorieren wollte, führte ich ihn hinaus in den Hof, damit die Kuchenstube nicht möchte auf eine dem Appetit nicht zusagende Art verunreinigt und unsers Namens Gedächtnis mit unangenehmen Anhängseln in Nauendorf erhalten werden.

War mir deshalb, ohne daß ich mich in Speise oder Trank übernommen hätte, etwas übernächtig zu Mute. Da ich aber einmal nicht mehr ruhen sollte, war mirs sehr angenehm, wie ich, am Borne stehend, die erste Morgenröte über die Scheune herüber auf mein Glas fallen sah.

Ließ mir daher das Wasser über Kopf und Gesicht laufen, was ein prächtiges Mittel ist, die Folgen einer unruhig verlebten Nacht aus dem Körper herauszuwaschen. Ging dann hinein zu meinen Kollegen, für deren einen das Wasser geholt war. Es war nun hohe Zeit, sich aufzumachen wegen der Ständchen, die wir zu machen hatten. Das wollte meinen Kollegen freilich schwer eingehn. Wanden sich und dehnten sich auf ihrem harten Lager, daß es zum Erbarmen war. Ich mußte meine ganze Beredsamkeit aufbieten, um ihnen an das Herz zu legen, wie es unklug und unverantwortlich wäre, wenn wir uns gleich zu der ersten Leistung so träge erzeigten. Auch daß schon alles lebendig im Hause wäre und sich wundern möchte, daß sich noch nichts von den Musikanten hören lasse.

Währte aber gar nicht lang, so schliefen sie mir über meiner Rede ein.

Nun wusch ich ihnen einem nach dem andern das Gesicht, hob sie auf und führte sie in unser Logement. Und gelang mirs endlich doch mit den andern. Der Hannoveraner aber lag wie ein Klotz und war kein Leben in ihn zu bringen.

Die andern sahen nun ein, daß ich recht hätte mit meinen Reden. Sie machten sich nun so schnell fertig, als sie konnten. Waren aber alle drei invalid. Der Herr Direktor band sich ein Tuch um den Kopf in der Weise, wie die Türken ihren Turban tragen. Darunter hatte er eine Zipfelmütze auf dem Kopfe, die gerade in die Höhe stand wie ein Obeliskus. Der Klarinettist, der keine Zipfelmütze mit sich führte, aber das ganze Jahr durch eine große Pelzmütze trug, schlug die Klappen, so weit es gehn wollte, über die Ohren herab. Der Hornist hatte ein Tuch um die Backen gebunden. Was sie aber alle drei überein hatten, das waren die von der Übligkeit bleichen Gesichter. Da wir nun unsern Hannoveraner auch mit vereinigten Kräften nicht erheben konnten, ließen wir ihn einstweilen liegen. Ich nahm anstatt seiner die Posaune, und gingen wir solchergestalt nun endlich an unsre Pflicht. Mußten auch, wie wir hinausgingen, von mehreren Seiten räsonnieren hören, daß wir so spät anfingen. Mußte den Leuten in meinem Herzen recht geben. Konnte aber die Sache nun nicht ändern.

Wie wir nun das erste Stücklein beim Brautvater durch hatten, so kam ein Knecht und sagte: der Beust hätte gesagt, wie die Musik aus dem Hofe nicht weit genug in das Dorf hineinschallte. Wir sollten doch eins vom Scheunendach herab machen.

Wogegen wir nun etwas protestierten; ich, weil ich es meiner Schulmeisterehre zuwider erachtete, wenn die Leute sagen könnten, wie ich von einem Scheunendach

herab musiziert hätte, was, wie ich schätzte, auch noch gar nicht vorgekommen, auch nicht vom Hochzeitvater vorher bedungen worden war. Der Musikprinzipal schützte den Luftzug vor, den er bei seiner rheu- und asthmatischen Konstitution meiden müßte, der Klarinettist war als ein vollblütiger Mann mit dem Schwindel behaftet. Der Hornist aber half dem Knechte, uns zureden.

Was ists denn nun weiter, sagte der Knecht, die paar Stückchen da oben wären nunmehr aus, und wir wären schon wieder unten, wenn wir nicht Mäuse gemacht hätten. Der Beust hätt es einmal gesagt, und wir würdens gewiß nicht bereuen.

So ergaben wir uns denn drein. Ich aber nicht, ohne dem Knecht einzuschärfen, wie er niemandem sagen sollte, daß ich ein Schulmeister wäre, weil es mir sonst zur Schande gereichen könnte. Nun lehnte er eine lange Leiter an das Scheunendach, und stiegen wir nun hinauf, der Herr Prinzipal mit der Trompete voran, wobei er erzählte, wie er als ein junger Mensch in Straßburg am Münster noch drei Stufen höher gestiegen wäre, als da wären, nnd von da oben nach allen Seiten ein Kompliment gemacht, wodurch ein allgemeines Aufsehen entstanden wäre. Dann kam der Klarinettist, der seine Augen zumachte und bei jedem Schritt voll Angst fragte, ob wir noch nicht oben wären, und wir sollten ihn doch halten; er habe noch keinen Gevatter für sein Jüngstes und bei seinem ältesten Bruder, dem Fleischer, sechs Groschen gut für ein Zicklein. Das Bürger und Meisterwerden habe ihn auch soviel gekostet, daß es schlecht von uns wäre, wenn wir ihn fallen ließen. Unser Hornist stieg die Leiter hinan wie ein vernünftiger Mann, der da eine gegenwärtige Plage über dem Wohl vergißt, das daraus erwachsen will. Mir aber, der ich des Dings ungewohnt war und hinterm Tisch im Studieren fester zu sitzen als auf

einer schmalen Leiter zu stehn wußte, war die Sache nicht einerlei, und die Scheune war nicht etwa niedrig; half mir aber mein fester Entschluß, meiner Schulmeister und Mannesehre nicht durch furchtsames Bezeigen etwas zu vergeben, glücklich hinauf. Und hatt ich es überhaupt als der letzte, der hinaufstieg, insofern besser, daß ich nicht erst noch ein Stück vorzurutschen brauchte, um andern Platz zu machen, sondern gleich so rittlings auf dem Dachfirsten sitzen bleiben konnte, wie ich mich gesetzt.

Und huben wir nun unser in der Luft reitendes Ständchen mit dem Choral an: Lob, Preis und Ehr dem höchsten Gut, als welcher von dem Knechte bestellt worden. Könnte aber nicht sagen, daß wir uns mit diesem Stücklein großes Lob verdient haben möchten. Maßen unser Klarinettist, der die Melodie zu halten hatte, allemal beim zweiten Ton sein Instrument aus dem Mund nahm und ein: Ach du lieber Gott! ein: Was soll aus mir werden! Ach meine arme Witwe und meine vier Waisen, nun würde sie wohl nicht mehr Tag und Nacht zanken, wenn sie mich nur wieder hätte; daß sie nur die alte Weste nicht vergißt, die noch beim Schneider ist; ach du heiliger Gott! und andre dergleichen Stoßseufzer dazwischen hören ließ, worauf er sogleich mit der Klarinette, auf welche er sich mit Schrecken besonnen, wieder zwischen seine große Lippen fuhr. Konnte sich auch hie und da, während er blies, des Schluchzens nicht enthalten, welches seltsame unwillkürliche Triller auf seinem Instrument hervorbrachte. Auf den Herrn Prinzipal dagegen wirkte die Traurigkeit, die einer durchschwärmten Nacht zu folgen pflegt, dazu die scharfe Luft, die da kurz vor dem ersten Advent früh vorm vollständigen Tagesanbruch etwa zwei Stockwerke über der Erde sich nicht als ein warmes Lüftlein erzeigen wollte, und erweckten ihm beide eine solche Neigung zum

Schlaf, daß er vor sich hinnickend mehrmalen fast vom Dache herabpurzeln wollte. Und hatten wir, der Hornist und ich, mit Rufen genug zu thun, um ihn immer wieder aufzuwecken, und mußt ich einigemal bei vorzüglich hartnäckigen Fällen mein Instrument zu Hilfe nehmen, was mir, da ich um zwei Mann herumlangen mußte, nicht wenig Mühseligkeit zu Wege brachte. Gar nicht gerechnet, wie dergleichen unvorteilhaft auf unser Blasen wirken mußte! Der Herr Prinzipal aber schwieg natürlich, so lange er mit dem Schlummer kämpfte; wenn er nun erweckt war, konnte er sich nicht gleich besinnen, was wir musizierten, weshalb er mitunter, indem er ein Tanzstücklein in Gedanken hatte, uns sehr der Quere kam, und wir schon einigemal nicht weit davon waren, unsern Choral gänzlich umzuschütten. Nun traf ich unglücklicherweise einmal, mit meinem Instrument ausziehend, den Klarinettisten etwas an seinen rechten Ellenbogen, welcher vermeinte, es wolle ihn jemand hinunterstoßen, und darüber entsetzlich zu schreien und jammern begann und der Klarinette so gänzlich vergaß, daß wir beiden, der Hornist und ich, ohne Melodie so gut als vergeblich weiterspielen mußten. Was aber auch ein Ende mit Schrecken nahm, da unser Prinzipal das Geschrei des Klarinettisten, welches ihn wiederum aufweckte, in seiner Schlaftrunkenheit für eine Gesundheit hielt, die einer ausbringe, und alsbald in das Geschrei hinein einen herzhaften Tusch erklingen ließ.

War also das beste, wenn wir, anstatt die edle Kunst der Musik und uns selbst zu blamieren, wiederum hinunterstiegen und beim Musizieren gut bürgerlich und bescheiden unsre gute Mutter Erde mit Füßen traten. Wandte mich deshalb nach der Leiter um, die aber zu meinem und unser aller größtem Schrecken weggenommen war. Schrieen nach der Leiter, aber es war niemand, der uns hörte. Der Brautführer, der unten

stand, rief mir durch die Hände lautleise zu: ich sollte doch so schreien, wie gestern nachts, wo ich der armen Rosemarie ihr ganzes Lebensglück entzwei geschrieen und ihn selbst mit seinem Paten über den Fuß gespannt hätte. Worauf er fortlief in das Haus, und ich vergeblich mich besann, was er doch mit seiner Rede meinte?

Ein andrer Knecht aber sagte, der Beust hätte befohlen, es sollte die Leiter abgezogen bleiben, die der Gutthelf abgezogen hätte, um ihm einen Spaß zu machen. Und sie dürften nicht gegen ihren Herrn. Wir sollten ein fein Lustiges blasen, so würde er, wenn es ihm gefiele, uns wohl herablassen.

Wir stimmten darauf in der Angst und Not unsers Herzens das Stücklein an, was damals wohlgefiel: Du bist der beste Bruder auch nicht; konnten aber auch dies nicht durchsetzen, weil der Klarinettist vor Schwindel sich auf den Bauch legen mußte und ganz laut jammerte und weinte und in der Desperation seines Herzens mit seiner Witwe und seinen vier ungezogenen Waisen sprach und ihr ans Herz legte, in das Wochenblatt hinter die betrübte Todesanzeige drucken zu lassen, wie das Geschäft ihres Mannes ununterbrochen seinen Gang behalte.

War also nichts weiter zu machen, als ruhig sitzen zu bleiben und sich in der Geduld zu üben. Nun ist die Gesellschaft ein so schönes Ding, daß selbst die Übel gern Gesellschaft halten. Und kam nun bei mir zu dem Frost und der Unbequemlichkeit wegen des harten Sitzes, auch dem Ärger und der Scham, von allen, die vorbeigingen, ausgelacht zu werden, die ganze Erinnerung meines seit einem halben Jahre ausgestandnen Unglücks. Und will ich keinem Menschen sagen, was ich in diesen Stunden an Leib und Seele ausgestanden, da ich fünf volle Stunden mit meinen Kollegen auf dem scharfen Scheunendach als Reiter

gesessen habe; innerlich aber noch weit schlimmere Schmerzen und Ungemach habe erfahren müssen. Nahm mir zuletzt vor, die Sache als eine Strafe Gottes anzusehen, was mich jederzeit außerordentlich beruhigt hat, weil in der Strafe eine Versicherung der Liebe enthalten ist, und auch ein menschlich Kind unter den strafenden Händen des Vaters mit jedem Streiche seiner zurückkehrenden Freundlichkeit wiederum um eine Station sich näher gerückt vorstellen kann.

Nun kamen von allen Seiten die Gäste daher, und wir saßen noch auf dem Scheunendach und klapperten mit den Zähnen, daß es eine Traurigkeit war, zu sehen. Da kamen die Alten, die Männer mit ihren kurzen gelben Lederhosen und großen Stiefeln, langen Röcken und Westen bis an die Beine und dreieckigen Hüten, die Frauen in ihren Korschotten mit langen Schößen von Kalmank, Wallis, türkischem Kattun oder Berkan; darauf breite Kragen mit Fressur (möchte jetzt wohl heißen Garnitur), um den Hals eine breite Sammetkrause mit Spitzen besetzt, die Röcke kurz und weit, die Schürze bunt oder weiß, hinten übereinandergehend, länger als der Rock; auf dem Kopf schwarzsammetne oder seidne Hauben mit einer Schneppe fast bis auf die Nase und langendigen Schleifen; darüber aber die Bärmütze von Muffpelz, die da aussah wie eine Kosakenmütze. Die kamen zum Teil schon eines weiten Weges daher, und wir saßen noch auf unserm harten Pferde, von welchem das beste war, daß es keine Sprünge und Männlein machte, ansonst dieses Buch nicht möchte geschrieben worden sein. Da kamen die Bursche mit ihren Mädchen. Viele davon ließen sich Handspritzen nachtragen, davon ich nicht wußte, was denken.

Nun kam aber seinerseits auch der Huchztvater auf den Hof heraus, um die Gäste zu empfangen, dabei der Lipp-Christjahns, ein kurzweiliger Bursche voll lustiger Schwänke, als Huchztbitter seinen Adjutanten machte.

Wurde aber niemand freundlicher empfangen, denn die reiche, taube alte Wittib vom Grohmannshofe.

Nun kam der alte Roßmann und sagte: was er denn, der Beust, für eine Art von Musikanten hätte? Ob sie nicht wüßten oder ihnen nicht gesagt worden wäre, wie bei einer ordentlichen Bauerhochzeit am ersten Tage früh nach des Brautvaters seinem auch im Dorfe bei den Gästen müßten Ständchen gemacht werden. Oder ob sie eine neue Mode aufbringen wollten?

Unser Tyrann aber lachte, was er konnte, und sagte: da auf das Scheunendach sollte er sehen; da säßen wir seit Tagesanbruch und machten mit unsern Zähnen Musik. Dann sagte er noch, wie einer von uns betrunken im Hause läge, und hätte er uns auf die Scheune gesetzt, damit wir uns nicht alle betränken und am Ende keiner übrig bliebe, um das Brautvolk in die Kirche zu blasen.

Ich hatte nun wieder mein Bedenken wegen der Handspritzen, was die bei der Hochzeit sollten. War mir schon vorgekommen, daß bei solcher Gelegenheit geschossen, aber noch nicht, daß gespritzt werden sollte. Daß aber nun, der Brautführer an der Spitze, die jungen Bursche ihre Spritzen in der Jauchengrube luden, war mir noch merkwürdiger, und bog ich mich so recht danach herunter, um doch zu sehen, was aus der Sache werden sollte.

Das geschah denn nur zu bald, und hätt ich wünschen mögen, ich hätt es nie erfahren. Merkte auch sogleich, sobald ich nun eine Spritze voll von dem kalten, übelriechenden Zeug im Gesicht hatte, daß es damit auf uns abgesehen sein möchte.

Der einen Ladung folgten nun noch viele, und blieb keiner von uns verschont; der saubre Brautführer aber schien für sein Teil mich allein auserwählt zu haben. Und wurde also unsre Lage noch um vieles ver-

schlimmert, ehe durch den Befehl unsers Tyrannen, die Leiter wiederum anzulehnen, die endliche Erlösung daraus herbeikam.

Ich war nun ein solches Scherzen nicht gewohnt, was ich auch hausbacken genug den Flegeln zu vernehmen gab, und wollte auf der Stelle davongehn und nicht wieder an ihre Hochzeit riechen. Unten aber faßten sie uns mit Gewalt, indem sie sagten, es sei nur ein Scherz gewesen, und solche müßten bei einer lustigen Hochzeit sein. Es wär auch ganz gewiß nicht unser Schade, wenn wir vernünftig wären, und würden wir für einen Rock, wenn der ja verwüstet sein sollte, drei und mehr verdienen.

Warteten aber gar nicht ab, was wir erwidern würden, sonden rissen uns die Röcke vom Leibe mit Gewalt. Und mußte mich also drein ergeben so gut wie meine Kollegen, da ich doch lieber nunmehr gute Miene zum bösen Spiele machen als ohne Rock wiederum nach Meißen und Garsebach zurückkehren wollte. Was wieder ein schönes Thema zu Lügen würde abgegeben haben.

Wer aber am meisten seine Schadenfreude über unser Erleidnis in lautem Lachen und Jubeln gezeigt hatte, das war der Hannoveraner gewesen, der da schon wieder halb bezecht unter den Hochzeitgästen stand und vor Lust umkommen wollte, wie wir ohne Röcke so ganz lenden und herzenslahm dahergeschlichen kamen. Bei meinen übrigen Kollegen wollte nun die Traurigkeit sehr bald entweichen, da sie den Teller sahen, den der Huchztbitter für uns herumtrug, auf dem die Zehn und Zwanzigkreuzer, so damals sehr Mode waren, so hoch aufeinander lagen, daß er das Gleichgewicht wohl halten mußte, sollte nichts herabfallen. Ich konnte nun freilich in meinen damaligen Umständen jeden Groschen nur zu wohl brauchen, da ich mich wegen meiner armen Schulwürmlein für Bücher

und Karten beim Buchbinder in Schulden gesteckt hatte. Dazu fingen auch an meinem Frack und Hosen die Fäden an durchzuscheinen, und mein Schuhwerk, dessen ich bei meinem jetzigen Beruf so sehr benötigte, wollte auch heute lieber als morgen bankerott machen. Und wollte doch auch meinem Stande als Schulmeister nicht zur Schande so gar ärmlich und erbärmlich umherlaufen. Das gewöhnliche Lohn aber, welches ich als Musikant hatte, wollte kaum für Nahrung meines Leibes zureichen.

Wäre aber dennoch im Gefühl beleidigter Schulmeisterehre davon gelaufen, wenn mich der Prinzipal nicht so flehentlich gebeten hätte, daß ich endlich das Bedauern des Zornes Herr werden ließ. Und hätte er ohne mich, da er sich auf den Hannoveraner nicht verlassen konnte, auch eine schlechte Ernte halten mögen. Dazu versprach er mir auch für künftig das doppelte von dem, was ich zeither als Lohn erhalten hatte. Wußte aber schon, wie das zu nehmen war. Da er dies Versprechen jederzeit gebracht hatte, wenn er mich nicht hatte entbehren können, was er nachgehends allezeit nicht allein vergessen, sondern mir auch noch abgezwackt hatte, wo er sonst konnte. Hatte auch, wenn ich die Sache reiflicher überlegte, sonst auf der Welt keine Ressource weiter. Mußte mich also wohl nach der Decke strecken und fünfe gerad sein lassen.

Nun kam die Zeit, daß wir den Brautzug sollten in die Kirche blasen.

Da stand schon der Huchztbitter voran; hinter ihm der Brautführer, der nun ganz galant und schwarz angethan war und eine Schleife von Rosaband im obersten Knopfloch hatte, und wartete der Braut, die er führen sollte. Hinter ihm der Bräutigam, ein langer aber ungescheiter Bursche, den uns die Maredore sehr recht beschrieben hatte, und riß ein Maul auf bis an die Ohren vor Gähnen, und stand bald auf dem linken

bald auf dem rechten Bein wie ein Ganſert, damit er einen Zeitvertreib hätte, bis die Braut vor ihm und die Züchtjungfer neben ihn getreten wäre, um ihn zu führen. War auch ſchwarz angethan, hatte aber eine grüne Schleife. Dahinter kamen nun die jungen Paare, die das Brautvolk in die Kirche geleiten ſollten. Die Mannſen gingen ſchwarz und galant und mit langen breiten bunten Bändern am Knopfloch. Die Weibſen hatten Kornetten mit goldgeſtickten Fleckchen auf den Köpfen und mit langendigen ſchwarzen oder weißen Schleifen; die ſich mehr deuchten, hatten bunte Umgebinge (waren Bänder um den Kopf herum, deren Enden und Schleifen hinten bis in die Gegend herabhingen, darauf man ſitzt). Dann kamen auch paarweiſe die Alten. Wir waren nun ebenfalls mit Bändern an Kleidern und Inſtrumenten geputzt, und hatte ich ein Roſaband am Zopfe, das im Winde über mir in den Lüften ſpielte, wie eine Wimpel über einem Schiff. Und ſtanden wir noch vor dem Huchztbitter und waren alſo recht die Erſten im Zuge.

Nun währte es den Leuten im Zuge und den Zuſchauern zu lang, wie die Braut immer nicht kommen wollte. Der Huchztbitter brachte zwar allerlei vor, was das Volk zu lachen machte, und ſagte unter anderm auf unſern großen und dicken Hannoveraner deutend, der ſchon wieder ſo ſtark geladen war, daß er hin und herſchwankte: Um Gottes willen, Leute, daß der mit der Baßgeige nicht umfällt, ſonſt ſchlägt er die ganze Muſik tot. Und was des mehr war, worüber die jungen Leute ſich tot lachen wollten. Die Burſche waren nun ſehr ungeduldig, die Mädels aber waren recht zufrieden damit, daß ſie ſich länger vor dem Volk in ihrem Staate zeigen konnten. Die Alten fingen ſchon an mit Kuchenwerfen, indem ſie, wie bräuchlich, rechts und links über die Bruſt weg nicht zu große Stückchen Kuchen in das Volk warfen, das ſich begierig

darum balgte. Dazwischen hörte man auch, wie ältere Leute aus den Zuschauern die Gäste angingen mit: Kinnt mär o ä Stickchen Kuchen zuwarfen. Worauf jene replizierten: Hahlt äch när racht ran. Wer sich aber recht sehen lassen wollte, ließ sich vier Groschen wechseln und warf sie unter die Leute.

Der Bräutigam aber schrie uns mit einer rauhen Stimme zu, wir wollten wohl für jedes Stücklein auch noch besonders bezahlt sein? So sollten wir denn eins machen; er wollte sechs Pfennige daran wenden.

Worauf ein allgemeines Gemurmel unter den Zuschauern entstund, welchen das vom Bräutigam zu knickerig vorkam. Er schrie nun, da er das wohl bemerkte: er würde kein Narr sein und viel Geld ausgeben, um ihnen die Ohren voll musizieren zu lassen, die nichts dazu gäben und doch noch räsonnieren wollten. Er wäre nicht so ein Narr, und sie könnten — er wüßte schon was.

Hörte ihn noch mehr daher schrein, konnte ihn aber nicht mehr verstehn, weil wir nun angefangen hatten, eins loszublasen. Der Huchztbitter tanzte dazu den Kreuzsprung um den ganzen Zug herum. Ein Teil von dem Volke schrie: der Christjahns wäre der Primör, andre aber schrien: Ihr wißt den Teufel; der alte Roßmann ist der Primör. Wieder andre aber schrien, es wäre eine Schande, daß der Beust-Gutthelf seine Rosemarie einem solchen Kniebohrer gegeben hätte, der als Bräutigam nicht einmal Geld auswürfe.

Niemand aber war ungeduldiger als der Beust selbst, daß die Rosemarie und die Maredore nicht kommen wollten. Wie die Maredore nun aus dem Hause kam, schrie er: wo denn die Rosemarie bliebe? Ob sie ihm noch nicht glaubte Possen genug gespielt zu haben?

Worauf die Maredore sagte: die Rosemarie wäre längst beim Zug. Sie, die Maredore, hätte noch an ihrem Rock eine Falte angestochen, die losgegangen

gewesen. Die Rosemarie hätte ihr einstweilen vorausgehn wollen, und wüßte sie nicht, wo die Rosemarie wäre, wenn nicht schon eine gute Weile beim Zuge.

Nun erhob sich ein Rufen, eine um die andre von den Dirnen ging hinein, sie zu suchen, fand sie aber keine.

Mittlerweile kam ein Junge daher mit einem Myrtenkränzlein, ganz klein von Umfang, aber hoch, oben enger wie unten, dem ähnlich, das die Maredore als Züchtjungfer im Haar hatte, nur daß dieses bunt war und mit buntem Band geziert, und das, was der Junge brachte, grün und mit grünem Band. Daneben hatte er auch noch ein grünseidnes Umgebinge in seinen Händen.

Den Jungen nun sah alles verwundert an. Der Beust aber wurde ganz rot im Gesicht, wie es schien vor Zorn, indem er sagte, wo er das her hätte?

Der Junge sagte, er hätte es an der Elbe liegen gefunden auf dem Gras, das Umgebinge aber hätte sein Vater aus dem Wasser herausgefischt. Nun hätte er gemeint, das Zeug müßte jemand von dem Huchztvolke gehören, und da wär es nun.

Darauf stieß die Maredore einen durchdringenden Schrei aus und erzählte nun unter reichlichen Thränen und Schluchzen und wiederholtem Geschrei und Anrufungen Gottes: wie die Rosemarie gestern, nachdem der Linkenfriede dagewesen, mehrmal geschrien hätte: Ach Maredore, morgen soll ich die Vogelscheuche heiraten, den abscheulichen Gepfert-Hansgärge, und ich kann ihn nicht leiden und kann ihn nicht soviel leiden, wie einen Frosch oder eine Werle. Nein, Maredore, eh ich den heirate, lauf ich in die Elbe. Das sollst du sehn. Aber der Gepfert soll keine Nacht Ruhe haben vor mir.

Zehnmal will ich ihm erscheinen jede Nacht, bis er sich zu Tode gefürchtet hat. Nun brach sie wiederum in ein Geheul aus, in das eine nach der andern von den Mädchen und Weibern einstimmte. Am lautesten aber schrie die alte taube Wittib, die vor Schluchzen kaum die Frage herausbringen konnte, worüber doch eigentlich geweint würde? Nun mochte keine die Sache in Beusts Gegenwart mit dem rechten Namen nennen, mußte daher die gute Frau in Unwissenheit darüber bleiben, was aber ihrem Weinen und traurigem Bezeigen keinen Eintrag that.

Der Gepsert-Hansgärge aber wurde immer bleicher und schnitt ein Gesicht, über das man im größten Jammer hätte lachen mögen; der Beust aber wurde immer röter und begann am ganzen Leibe zu zittern.

Endlich raffte er sich auf und ging des nächsten Weges nach der Elbe zu. Worin nicht allein die Gäste, sondern auch die sämtlichen Zuschauer folgten. Und war es merkwürdig, mit welchem Schweigen die Menge, die vorhin so bunt durcheinander geschrien hatte, zusah, was aus der Sache werden wollte. Muß aber selten etwas so schlecht zu einem andern Dinge gepaßt haben, als die Kleider der Gäste zu ihren Gesichtern. Noch eh wir aber an die Elbe selbst gelangt waren, kamen uns Leute ganz bleich und verwirrt entgegengestürzt: in der Elbe schwimme ein Leichnam. Von drüben seien sie daran, ihn herauszufischen, und hätten schon nach den Gerichten geschickt.

Und nun konnten wir auf einmal die Elbe ein gutes Stück weit vor uns sehen. Da schwamm denn drüben, wo das Wasser einen ganz kleinen Bogen machte, ein Weibsen in einem schwarzen Kleide mit Spitzen am Halsausschnitt besetzt und einem bunten Latz mit Goldtressen geschnürt. Von drüben waren sie in einer Schluppe herumgefahren an die Stelle, wo man des hohen Ufers wegen nicht zu der Leiche konnte. Sie

nahmen sie nun in die Schluppe und brachten sie an die Stelle, von wo sie ausgefahren waren. Daselbst standen schon einige Herren bereit, die Leiche zu besichtigen, worauf sie auf einen Wagen gepackt und fortgefahren wurde. Einer unter den Zuschauern auf unsrer Seite sagte: Die wird nach Dresden gefahren auf die Kademie, wo sie die Leichnamer zerschneiden. War aber sogleich wieder still, da ihn jemand mochte angestoßen oder sonst aufmerksam gemacht haben, wie daß ja der alte Beust nicht weit von ihm stünde.

Der aber, nämlich der Beust, brachte nun zwischen seinen zitternden Lippen etwas hervor, was wie ein desperates Gelächter klang, und sagte: Geschieht ihr recht dafür, daß sie ihren Leuten die Schande angethan hat. Soll mich umsonst haben ärgern wollen. Sollte heißen, der Beust ist nun auch ein neuer geworden und gilt nicht mehr, was er sagt: Wer mir keine Tochter ist, dem bin ich auch kein Vater. Soll sich geirrt haben, wenn sie dachte: Nun will ich ihm wenigstens seine Hochzeit verderben. Daß du selbst verderben sollst. Was der Beust gesagt hat, das hat er gesagt. Man soll froh sein, wenn man ein böses Kind los ist. Kommt, ihr Gäste und Nachbarn; das Vieh ist einmal geschlachtet und alles angeschafft. Der Beust hat gesagt: Eher soll das Jubeln und Schwärmen nicht aufhören, bis der letzte Bissen fort ist. Jetzt geht es ins Huchzthaus zum Kaffee und Essen, hernach in die Schenke, und der ist Beusts Freund gewesen, der ein finster Gesicht macht.

Wir wußten nun alle nicht, was wir dazu sagen sollten, und sah immer einer den andern darum an. Er ging voraus, und wir alle folgten ihm nach, und war keiner, der ein Wort hervorgebracht hätte vor Erstaunen, was das noch werden wollte.

Und gings denn nun vorerst an den Kaffee. Da gabs Stollen, Bebe, Sternkuchen, Napfkuchen, Mansch-

kuchen, Pappkuchen, Eierscheckkuchen, Grieskuchen. Die Gäste setzten sich, wie sichs gehört, die Männer zusammen, und die Weiber zusammen, die ältesten Paten voran und der Huchztvater und der Huchztbitter schenkten ein und nötigten, und es war gar nicht lang, so hätte keiner, der etwa der Sache unwissend hereingetreten wäre, vermeint, wie daß der Hochzeit die Hauptsache fehlte. Nur schätz ich, daß gar manche von den Gästen sich ärgerten, daß der Beust, auf den sie alle einen Spieß hatten von wegen seines Hochmutes, sich nicht so sehr über die Sache ärgern wollte, als ihnen lieb gewesen wäre, der aber für sein Teil recht gut wissen mochte, warum er sich die Sache nicht allzusehr zu Herzen nahm. Viele mochten ohnehin nur aus Neugierde geblieben sein; einigen aber lachte die Lust unverhohlen aus dem Gesicht, daß sie sollten herrlich leben und nichts dafür schenken. Der Bräutigam aber vergaß seinen ganzen Unstern und titschte solche Brocken in den Kaffee, daß er, wenn sie noch vollends im Getränke aufgequollen waren, sein Maul kaum weit genug aufreißen konnte und noch überdies die Hände als Keile zur Hilfe nehmen mußte. Dazwischen schrie er, was er auch leise hätte abmachen können, da der Brautführer neben ihm saß, diesem ins Ohr, daß es alle hören konnten: wie es ihm nun eigentlich lieb wäre, daß die Sache so gekommen wäre. Nicht etwa, weil die Rosemarie den verlaufnen Linkenfriede lieber gewollt; denn das wär dummes Zeug, und er hätt ihrs schon eintränken wollen. Aber er könnte den Beust nicht leiden, der wollte immer regieren, und er wär selbst alt genug. Seine Verwandten hätten ihn dazu überredet, und er wär nur deswegen nicht wieder abgesprungen, weil er wüßte, daß der Beust ein desperater Kerl sei und schlimmer mit Kniffen wie ein Advokat. Nun machte sich aber die Sache von selbst. Er wüßte aber auch recht gut, daß der Beust selber froh wäre

über die Geschichte, wenn er sichs auch nicht merken ließe. Die Rosemarie sei ihm immer ein Dorn im Auge gewesen; und sollte er, der Brautführer, nur glauben, der Beust wär imstande, nun gleich selbst Hochzeit mit der Wittib zu machen, wenn er sich nicht vor dem Gerede fürchtete.

Der Brautführer fragte ihn, ob er sich nicht fürchtete, weil die Rosemarie ihm als Geist erscheinen wollte. Das schien nun mein Hansgärge ganz vergessen zu haben, und fiel ihm vor Schrecken der halbe Kuchen, den er eben in sein Maul schieben wollte, aus der Hand und wiederum in die Tasse. Nun weiß ich aber nicht, wie er sich von seinem Schrecken wiederum erholt haben mag, da es bei mir nun galt auf die Noten sehen.

Darüber kam nun so allgemach Essenszeit heran.

Da wurde aufgetragen, daß die Tische sich biegen wollten. Da kam erstlich Biersuppe mit kleinen Rosinen; darauf Rindfleisch mit Reis und großen Rosinen; pro tertio Karpfen mit Krautsalat und auch mit Sauerkraut, dann alte Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Rinder, Kalbs, Schweine und Schöpsenbraten; dazu rote und weiße Rüben, Stangennüßchen, Preißelbeeren, Rapuntika und Pflaumen; beides, eingelegte und Mus; zuletzt die Butterlämmchen mit rotseidnen Halsbändlein. Der Herr Schulmeister gab, wie sichs gehört, die Suppe herum und schnitt auch Fleisch und Braten vor, wobei er sich und dem Herrn Pfarrer, der neben ihm saß, nicht das wenigste und schlechteste behielt. Worüber unter den Gästen nicht wenig Murrens war, und manche Alte laut über der Geistlichen Habigkeit (sollte heißen: Habsucht) räsonnierten. Und that sich darin namentlich die älteste Frau Pate hervor: sie hätte nun in sieben Jahren kein Gänseherzlein gegessen, weil ihr Eheherr dasselbe zu verzehren pflegte. Drum hätte sie sich so sehr auf die Hochzeit gefreut, aber nun fräßen der

Pfarrer und der Schulmeister das beste vornweg, und hätte sie nun, wie die andern Gäste auch, das Nachsehn. Ein Alter, der ein gut Stück von ihr saß, schrie ihr zu: ob ihr das was Neues wäre? Das wäre bei keiner Hochzeit anders. Wenn man was Gutes wollte, müßte man warten, bis die Geistlichkeit satt wäre. Und auch dann, wenn sie selber auch nichts mehr essen könnten, rückten sie aus Neid nicht mit den guten Bissen heraus. Nun wußte der, nun der noch etwas dazu zu setzen; manche waren ganz erbost, schlugen wohl auch auf den Tisch und schrieen, damit die es hören sollten, die sie meinten, ganz laut. Andre wiederum lachten darüber. Der Herr Pfarrer und der Herr Schulmeister aber schienen solcher Dinge ganz gewöhnt, und verdarb das Reden keinem davon den Appetit; der Herr Schulmeister, der da meinen mochte, nachholen zu müssen, was er beim Vorschneiden versäumt hatte, hieß desperate Bissen verschwinden und schwitzte vor Eifer, daß ihm der Schweiß in Tropfen auf seinen dicken Backen stand.

Nun kam die Zeit heran, wo das Weibsvolk eine schwarzseidne oder sammetne Haube, hinten rund, vorn mit langer Schneppe, dazu mit breiten Schleifen heimlich von Hand zu Hand bis zu der ältesten Pate gehn zu lassen pflegt, die dann mit leiser Hand der Braut das Kränzlein von den Haaren nimmt und es eben so leise mit der Haube vertauscht, und der Bräutigam auf gleiche Weise von dem ältesten Paten mit einer Zipfelmütze gekrönt wird. Die Weibsen nun mußten, weil ihrer Komödie der Hanswurst fehlte, ihre Sache unterlassen. Gepfert-Hansgärge aber mußte die Zipfelmütze tragen. Und hatte es der Pate so gut gemacht, daß der Hansgärge nicht eher davon merkte, bis ihn alle unter angestimmtem lauten Gelächter mit neckischen Gesichtern darauf ansahn. Der Gepfert aber verstand den Spaß schlecht. Und da er vorderhand das Maul

zu voll hatte, um mit Redensarten anzüglich zu werden, riß er die Zipfelmütze herab und warf sie grimmig vor sich hin, sodaß sie in das Sauerkraut fiel. Worüber das Gelächter nur zunahm. Nun war es lächerlich zu sehen, wie er drückte, um das, was er im Munde hatte, hinunterzuschlingen, wobei ihm die Augen vor Wut und Anstrengung aus dem Kopfe heraustraten, damit er seinen Zorn in Worten herauslassen könnte. Das aber, was er gern verschluckt hätte, nicht hinunterbringen konnte und vor Ungeduld auf seinem Stuhl herumhopste wie ein kleiner Junge, der da für einen wirklichen Reiter gehalten sein will.

Und hätte die Sache noch einen übeln Ausgang gewinnen können, wenn nicht der Huchztbitter nun die Gäste nach ihrer Ordnung aufgezogen hätte, damit in die Schenke gezogen würde. Wir mußten nun wieder voran, und stand alles wieder so, wie vorher, da es in die Kirche gehn sollte. Wurde auch unterwegens wieder Kuchen geworfen.

Nun hieß es: Schwenkt euch! Wir spielten auf, einen um den andern. Die Alten wollten zwar ihr Bedenken haben, daß getanzt würde, da die Rosemarie sich nur vor einigen Stunden ertränkt hätte. Die Jungen aber kehrten sich daran nicht, und war mir doch höchst verwunderlich, wie sie einander nach solchem Vorgang so lustig schwenken mochten, da mir, der die Rosemarie noch gar nicht gesehen, der Ton wollte in der Kehle stecken bleiben. Und triebens gerade der Brautführer und seine Maredore am ärgsten. Da wurde getanzt: Polsch, Menuett, Ländersch, Steiersch, Zweitritt, Schottsch, Großvatertanz, Klatschtanz, Kosakentanz, Hupper, Kreuzsprung und immer dazwischen wieder ein Dreher. Der Gutthelf und die Maredore nun tanzten den Dreher, daß es eine Lust war. Und drehte der Gutthelf die Maredore einen ganzen Tanz über ohne Absetzen auf einem Fleckchen nicht größer als der Boden von einem

Eimerfaß, ohne daß sie auch nur um eines Zolles Länge darüber hinausgetreten oder in der Länge des Tanzes von ihrem ersten Flecklein abgekommen wären.

Einmal kam er auch an mich heran und sagte, ich machte ein Gesicht, weil sie so fröhlich tanzten, hätte aber gar keine Ursache dazu, da ich ja doch und niemand sonst an der Rosemarie ihrem Tod schuld wäre. Worüber ich mich entsetzte und ihn fragte, wie er etwas so aus der Luft greifen könnte. Er aber fragte mich nun wieder, was mir doch das Spionieren vergangne Nacht eingetragen hätte? Was ich noch weniger verstand, aber nichts destoweniger mich ängstigen mußte. Er aber fuhr fort, wie sie wohl wüßten, daß ich vom Beust gewonnen worden wäre, sie zu belauern. Und sollte mich doch ja nicht stellen, als hätt ich den Linkenfriede, ihn und die Maredore in Wahrheit für Diebe angesehen, wie ich so schrecklich geschrien hätte, daß der Linkenfriede, der die Rosemarie davon führen wollen und die Leiter schon angelehnt gehabt, unverrichteter Dinge fortgemußt hätte. Und sie auch ferner nicht zu stande hätten kommen können, weil der Beust hernach selber bei der Rosemarie gewacht hätte. Ich sollte aber ja nicht denken, daß man so etwas umsonst thun könnte. Es würde mir schon noch nach Verdienst gelohnt werden. Ich sollte dabei nicht so dumm aussehen; er wüßte recht gut, daß ichs hinter den Ohren hätte. Und was des mehr war.

Ich war nun aber so erschrocken über das, was er mir gesagt hatte, daß ich ganz kraftlos auf meinen Stuhl zurückfiel und nicht daran dachte, mich zu verteidigen, sondern währenden Blasens schwere Seufzer ausstieß darüber, daß ich so ohne Wissen und Willen so schweres Unglück hätte verursachen müssen. Und war mir wie einem Mörder zu Mute, der mit Scherzen und Spielen ein seiner Meinung nach ungeladen Gewehr auf einen lieben Freund und Geschwister abge=

drückt hat. Sah auch keinen Trost von keiner Seite. Und duckte mich voll Herzensangst hinter meinem Pulte zusammen, weil ich dächte, jeden Augenblick müßte aus irgend einer Ecke eine Hand nach mir reichen und ich die Worte hören: Das ist er, dort! Der mit der Schiffmütze ist der Mörder. Der in dem grünen Frack ist schuld an Rosemariens Tod. Blies dabei meine lustigen Melodien wie in wahnsinniger Desperation in den Tanzboden hinein, ohne zu wissen, was ich that.

Sah nur immer auf den Brautführer, und wenn er mit jemand redete, fuhr mirs allemal heiß vom Herzen nach dem Kopf herauf und hinten am Genick eiskalt hinab. Wie nun der Abend herankam, ging er mit seiner Maredore und noch einigen hinaus.

Ich hätte mir nun denken können, da ich wußte, wies auf Bauernhochzeiten bräuchlich ist, daß sie hinausgingen, um verkleidet wieder hereinzukommen; war aber meines Verstandes so wenig Herr, daß ich voll Ängsten nachsann, was sie wohl thun wollten, und ob das nicht auf mich ginge. Dazu fiel mir auch mein eigen Unglück ein, kam mir aber vor wie gar nichts neben dem, was ich auf dem Gewissen hatte.

Nun wollte es schon dämmerig werden, als auf einmal die Thüre weit aufging, und etliche hereinkamen, die Soldaten oder Polizeidiener sein mochten, worüber mir abermals mein ganzes Blut zu Kopfe stieg. Hinter ihnen kam ein Jude mit einem großen Bart, der sich mit einem speckbäuchigen Mönch führte. Darauf kam einer, der ein Töpfchen anhängen und ein Holz und eine Bürste in der Hand hatte. Dieser nun kam, während die Vorhergekommnen, dazu auch einige Tirolerinnen und wendische Bauernmädchen auf dem Tanzboden herum gingen, herauf zu uns und wollte mir meine Schuhe schmieren. Worüber ich in die größte Verlegenheit geriet, aber alles Deprezieren ohne Frucht

blieb, auch daß ich ihm sagte, ich wäre in schwerer Traurigkeit und nicht zum Spaßmachen aufgelegt.

Nun entstand aber auf dem Tanzboden plötzlich ein solches Geschrei, daß ich meinen Schuhschmierer vergessend mich hinunterbog. Und Wunderdinge sah, dergleichen ich mir nicht geträumt hatte. Hatte nämlich der Jude den Mönch vor den Bräutigam geführt, und dieser, nämlich der Mönch, seine Kutte fallen lassen. Der Bräutigam nun schrie wie besessen, indem er was hast du, was kannst du aus der Thüre und davon lief.

Die andern waren nicht weniger erschrocken, und merkte ich nun, daß es Verkleidete waren, und zwar an dem Ruf: Rosemarie! daß der Mönch niemand anders denn die Braut war, die wir alle tot und weit fort meinten von hier. Sie war nun sehr blaß und angezogen, wie wir sie hatten schwimmen sehen, weshalb sie der Bräutigam für ihren Geist genommen haben mochte. Um den Kopf aber hatte sie dasselbe Umgebinge, das der Junge heut hatte wollen gefunden haben, und auf den Zöpfen dasselbe Krönlein mit Flittern. Da war denn Freude in allen Ecken. Nur der Beust, auf den nun der Jude die Rosemarie zuführte, schien sich wenig oder gar nicht über seiner totgeglaubten Tochter lebendige Wiederkehr zu freuen. Wenigstens mochte er haben wollen, daß es also schiene. Und schätz ich, daß er nicht so gleichgiltig im Herzen gewesen, als er zu sein vorgab. Denn obwohl er keinen Zug in seinem Gesichte veränderte, wurde er doch einmal ganz blaß, dann wiederum ganz rot.

Der Jude aber warf den Bart von sich, der also ein falscher gewesen war, und sah ich nun, daß es kein andrer war, als der Friede, den ich gestern mit dem Beust reden und alsdann wie einen Desperaten vorbeireiten gesehen hatte. Einer, der sich ebenso über seine unverhoffte Wiederkunft wundern mochte, als ich, schrie:

34*

Und bist nicht in die weite Welt geritten, Friede, wie du gestern vorbeikamst?

Worauf der Friede replizierte: Nicht in die weite Welt, aber nach Meißen, um den Trauschein und Aufgebotserlassung zu holen. Und mußte doch noch ein Krönlein und Umgebinge da sein, wenn das andre ertrinken sollte.

Aber, schrie wieder ein andrer, wie ist denn nur die Rosemarie wieder lebendig worden? Haben sie doch alle mit leiblichen Augen ertrunken gesehn?

Darauf sagte der Friede wiederum: Einen Haubenstock ertrinken lassen, das ist kein Totschlag, und nasse Kleider werden wohl wieder trocken. Die aber den Haubenstock aufhoben, waren Schulkameraden von mir, wie ihr wißt; von den Gerichtsleuten war ich aber selber einer.

Man sah nun, was der Friede sich auf seine List zu gute that. Den Beust aber, schätz ich, mochte das zumeist kränken, da er immer der klügste sein und in seinem Leben niemalen geleimt sein wollen. Wie die beiden nun an den Beust gekommen waren, sagte der mit etwas zitternder Stimme, und hätte, schätz ich, viel darum geben mögen, wenn niemand das Zittern gehört, oder er es hätte verbergen können: Linkenfriede, du bist schon wieder zurück aus der weiten Welt?

Das bin ich, sagte der Linkenfriede, und komme zurück, weil ich denke, ihr werdet vernünftig sein und werdet denken: Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist, wies im Liede heißt. Und werdet froh sein, daß ihr den Gepfert so mit guter Manier losgeworden seid und eure Rosemarie besser angebracht habt als an jenen. Ihr seid doch einmal ihr Vater, und ihr werdets ihr nicht nachtragen, wenn ihr gescheit seid.

So, replizierte der Beust, indem seine Nase ganz spitzig und bis an die Spitze schneeweiß wurde. So?

Muß ich also gescheit sein, wie ihr meint? Linkenfriede? Meint, weil ihr so gut wegkommt mit eurer Gescheitigkeit? Wenn ich nun aber nicht so gescheit wäre, wie ihr meint?

Der Friede war ein wenig überrascht und sagte: Was? Beust? Ihr wollt euer Wort nicht halten? Hier hab ich mehr als zehn Zeugen, was ihr gesagt habt. Wenn morgen um die Zeit, habt ihr gesagt, die Rosemarie noch ledig ist, habt ihr gesagt, dann, habt ihr gesagt, sollst du sie kriegen, Linkenfriede. Sag ich mehr, ihr Männer, als wahr ist?

Nein, nein, klang es da aus allen Ecken; das habt ihr gesagt, Beust, und dürft euer Wort nicht leugnen.

Nun wurde der Beust blutrot und that einen Schritt, um nicht zu sagen einen Sprung, nach dem zu, der zuletzt gesprochen hatte, und schrie: Wer erinnert den Beust an sein Wort? Ist der Beust so schwach im Kopfe, daß er nicht mehr weiß, was er spricht? Wo ist die Rede da von meinem Wort? Deshalb, daß ein Betrüger ein gesprochen Wort mißbraucht hat, soll das Wort sein Gelten nicht verlieren. Vom Wort ist jetzund nicht die Rede. Was der Beust gesagt hat, das hat er gesagt. Aber daß er so gescheit sein will, wie der da meint, das hat er nicht gesagt, der Beust. Wer kann auftreten und sagen: Die mich in meiner Ehre gekränkt hat vor aller Welt, soll mein liebes Kind bleiben; das hat der Beust gesagt? Der Beust aber sagt: Mein Kind ist ertrunken. Denn es ist besser so, als wenn sie lebt als eine solche, die sich und ihren Freunden zur Schande werden konnte, um zu ihrem Willen zu kommen. Hab ich gesagt: Der Linkenfriede und sein Weib sollen meine Erben sein? Was sollt ich um fremde Leute sorgen, Nachbarn?

Bei dieser Rede nun fiel ihm seine Tochter laut weinend um den Hals; er sollte ihr doch verzeihn. Sie wollten ihn gewiß gut halten, und er sollte es nicht

bereuen, wenn er von seiner Härte lassen wollte. Worauf er sich ihren Armen entzog und fast etwas höhnisch replizierte, daß man nicht beides haben und behalten könnte, das Geld und die dafür gekaufte Ware. Und wollte sie nun auch die Ware, die sie um das Geld gekauft, wieder hingeben und ihr Geld wieder nehmen, der Handel wäre geschlossen. Sollte gehn, wohin sie wollte; bei ihm stünde kein Stuhl mehr für sie. Und sollte niemand sagen, daß er ihr Vater wäre, damit er sich nicht auch noch schämen müßte.

Der Friede war etwas verdutzt und sagte nun trotzig: Ihr habt gesagt, eure Hochzeit soll nicht eher aus sein, als bis der letzte Bissen verzehrt ist. Wollt ihr das leugnen? Ihr könnt es nicht. Fortgespielt, Musikanten! Morgen geht die Hochzeit erst recht los. Wir tanzen nun den Brautreihn, Rosemarie; ob er vor der Trauung oder nach der Trauung getanzt wird, das ist einerlei. Heda! einen aufgespielt. Der Friede läßt sich nicht lumpen. Ein Schuft meines Namens, wenn ich euch ein ander Stück aufwerfe, als harte Thaler.

Unsern Prinzipal begeisterte das mit den harten Thalern, und sollte die Musik eben losgehn, als der Beust mit lauter Stimme rief: Huchztbitter, ihr wißt, wen ihr geladen habt. Habt ihr den Linkenfriede hier geladen? Nun gut. Wißt ihr, Linkenfriede, was man mit ungebetnen Gästen thut? Ein ungebetner Gast gehört vor die Thür! Geht gutwillig, eh ich meine Knechte rufe.

Wollt ihr Hochzeit machen ohne Bräutigam? schrie dagegen der Linkenfriede. Denkt ihr, ihr habt den Hochmut und den Trotz allein gefressen? Ihr müßt es euch für eine Ehre schätzen; ihr seid ein Gärtner gegen mich, ich bin ein großer Mann gegen euch. Und ihr habt gesagt, die Hochzeit soll dauern bis zum letzten Bissen.

Das soll sie auch, schrie der Beust. Ich und meine Gäste bleiben zusammen, bis der letzte Bissen fort ist. Ihr aber seid kein Gast. Seid ihr ein Vagabund, oder was ihr wollt, ihr sollt hinaus.

Ihr wollt die Hochzeit dauern lassen ohne Bräutigam? schrie der andre wieder. Seht ihr nicht, daß ihr gelogen habt? Ihr sagtet: die Hochzeit sollte so lang dauern. Ist das eine Hochzeit, wo kein Brautreihen getanzt wird und nicht glückgewünscht und geschenkt? Ihr seid kein wahrhaftiger Mann, Beust. Ihr seid ein Maulmacher, Beust. Ein Lügner; wißt ihrs? Ihr müßt euer Wort halten, und ich tanze jetzt mit der Rosemarie den Brautreihn, und wenn ihr zehn Teufel im Leibe hättet. Heda! Aufgespielt! Der Linkenfriede legt nicht unter einem Dukaten auf.

Unserm Prinzipal lief das Maul voll Wasser, und steckte er aus Eifer das Unschlittlicht, das er eben in der Hand hielt, anstatt seiner Trompete hinein, um nur recht schnell los zu blasen. Konnte nun des Vergreifens halber den Beust nicht hindern, daß er wieder hörbar wurde. Und sagte der Beust nun, indem seine Nase abermals kreideweis wurde, noch höhnischer denn vorhin:

Nun gut, Linkenfriede, so will ich denn gescheit sein, weil ihr es wollt. Und will mein Wort halten und thun, als wenn einem ehrlichen Mann ein hergelaufner Betrüger befehlen müßte, ehrlich zu sein. Ihr wißt wohl, ihr Nachbarn, daß so einer daherkommen muß, um den Beust an sein Wort zu erinnern. Der Beust ist der nicht, der unerinnert Wort hält. Heda, Musikanten! Eins für Bräutigam und Braut. Nicht zu schnell, im Schritt. Was ein andrer geben will, das hat der Beust schon gegeben.

Damit nun faßte er das Weibsen, das fast taub aber eine reiche Wittib war, mit der er, wie ich wohl gemerkt, nach seiner Art zum öftern scharmiert hatte,

unter den Armen und schwang sie herum, daß sie lachte, wiewohl sie nun so wenig wußte, was Ursache sie zu Lachen hatte, als vordem mit Weinen. Und wie er sie wieder an ihren Platz gestellt hatte, so sagte er nun zu den andern, von denen niemand verwunderter war, als Linkenfriede, wie sie sähen, die Hochzeit ginge fort, ohne daß etwas fehlte, und er sollte unwahr gesprochen haben. Und sei er selbst der Bräutigam, und die reiche Wittib die Braut.

Nun erhob sich ein Gratulieren und Knicksen unter den Gästen, und war es kurzweilig, wie nun die Taube wiederum währenden Lachens und Gegenknicksens bald rechts bald links fragte, warum sie doch so lachten und gratulierten und die vielen Knicse machten.

Linkenfriede aber ersah zur Genüge, daß er nun in der That möchte überzählig sein. Schickte sich daher zum Gehn. Rief aber vorher noch laut in den Tanzboden hinein, wie seine Hochzeit sollte auf Roßmanns Hofe gefeiert werden. Und seien alle Gegenwärtigen geladen, ihn morgen in die Kirche zu geleiten und seine Gäste zu sein beim Kaffee, Essen und Tanz. Worauf er sich, ohne den Beust weiter zu beachten, absentierte, und fast alle die Jungen, auch einige Alte, darunter der alte Roßmann, ihm folgten.

So war ich nun doch meiner Armesünderangst ledig geworden und fühlte mich trotz meines übrigen Unglückes so frei, daß ich aus Erfahrung sagen kann, wie daß es kein wahres und unheilbares und unvergeßliches Unglück weiter giebt als ein böses Gewissen. Wollte es nun gerne geduldig tragen, daß der als Schuhschmierer verkleidete mir, wie ich nun sah, vorhin meine ganzen weißen Strümpfe beschmiert hatte, als wenn es Stiefel wären, und kein Wörtlein darüber sagen oder auch nur denken.

Nun waren denn zwei Hochzeiten zugleich im Dorfe, von denen jede die andre überbieten wollte. Die

Höfe lagen auch so nah, daß es zwischen den beiderseitigen Gästen gar nicht selten zum Wortwechsel kam. Geschah auch mitunter, daß die von der einen Hochzeit welche von der andern zur Desertion beredeten.

Nun hatte zwar der Beust die Klugheit gebraucht, sich zuerst zur Trauung anzumelden; der Linke aber war noch klüger gewesen und hatte von einem Teil der Seinigen das Wirtshaus schon besetzen lassen, sodaß der Beust nicht mehr hineinkonnte, und ihm schon zuvorgekommen war. Versuchte zwar einen Sturm, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen. Worauf er, so gut es ging, eine Scheune in einen Tanzboden verwandelte, und allda getanzt und gesprungen und allda und auf seinem Hofe gegessen und getrunken wurde, bis der letzte Bissen verzehrt und er seines Wortes quitt und ledig war.

Maria

Einleitung

Die Novelle „Maria" schrieb Otto Ludwig im Herbst und Winter des Jahres 1842 zu Leipzig, sie gehörte zu den Manuskripten, die er zu weiterer Feile im Jahre 1843 mit nach Dresden nahm. Nach mehrfacher Umarbeitung gedachte er sie selbständig zu veröffentlichen und hegte vorübergehend die Hoffnung, daß Ludwig Tieck, der, wie an den Anfängen so vieler wahrhaften Talente, auch an denen Otto Ludwigs einen wohlwollenden Anteil gezeigt hatte, seine Erzählung mit einer empfehlenden Vorrede in die Welt einführen würde. Tiecks guter Wille erstreckte sich aber jedenfalls nicht weit genug, um dem unbekannten jungen Schriftsteller auch einen Verleger suchen zu helfen, und die Versuche, die Ludwig selbst unternahm, scheiterten teils an der bekannten Abneigung der Verleger gegen noch namenlose Talente, teils auch wohl an der besondern Natur der Novelle. Arnold in Dresden, Brockhaus in Leipzig lehnten ab, obschon ihnen nicht hätte entgehen sollen, daß es sich in der „Maria" zwar um eine gewagte Erfindung handelte, diese aber tiefe und echte Poesie in sich schloß und vom leisesten Zuge der Lüsternheit frei blieb. Auch erscheint es durchaus zutreffend, was Ludwig mit bescheidnem Selbstgefühl in einem Briefe an den Dresdner Buchhändler Arnold hervorhob, daß „er nach künstlerischer Vollendung strebe."

So wie Ludwig in seinen idyllisch-humoristischen Jugenddichtungen die starke Einwirkung Jean Pauls auf seine Entwicklung und seinen künstlerischen Stil nicht verleugnete, so steht die Novelle „Maria“ in ihrer Anlage und Vortragsweise sichtlich unter dem Einfluß der Novellen Goethes und Ludwig Tiecks. Gleichwohl ist auch in ihr der Keim sichtbar, aus dem sich ein Jahrzehnt später die mächtige, ebenso ergreifende als ureigentümliche Erzählungskunst Ludwigs entfaltete, und einzelne Züge und Situationen der Novelle wirken mit innerer Gewalt auf den Leser, während für das Ganze ersichtlich eine gewisse Reflexion und die Empfänglichkeit einer Seele in Anspruch genommen wird, die die Verworrenheit des Weltlaufs in sich zum Guten schlichtet. — Übrigens bewahrte der Dichter bis in eine spätere Zeit hinein eine gewisse Vorliebe für diese Frühschöpfung. Daß er die erste Anregung aus einer mündlichen Erzählung seines Jugendfreundes Dr. Wetzstein empfangen hatte, die ihm dieser auf einem Gange durch die Leipzig umgebenden Promenaden, zwischen dem Petersthore und dem Grimmaischen Thore machte, erfahren wir aus einem in Ludwigs „Hauskalender“ für 1843 aufgezeichneten Entwurf zu einem Briefe an Wetzstein. Eine in Dresdner Künstlerkreisen verbreitete Überlieferung, daß Ludwig den Stoff zur Novelle „Maria“ Ludwig Richter verdanke, ist danach zu berichtigen; die „Maria“ war vollendet, ehe Otto Ludwig den Maler Ludwig Richter kennen lernte. Wahr aber ist, daß der genannte große und liebenswürdige Künstler für die Geschichte eine lebhafte Vorliebe zeigte und stets bedauerte, daß sie ungedruckt blieb. Daß Ludwig sie später Berthold Auerbach mitteilte, geht aus einer Einzeichnung in seinem Hauskalender für 1850 (9. April) hervor. Da nun auch Auerbach das Motiv der Novelle bedenklich fand, verzichtete Ludwig um so ruhiger auf die Veröffentlichung, als er um

diese Zeit, wo der „Erbförster“ gespielt wurde und die erste Bearbeitung der „Makkabäer“ entstand, in völlig andern Stimmungen und Bestrebungen lebte. Trotz alledem scheint die „Maria“ die einzige seiner ältern Handschriften gewesen zu sein, die er noch in den folgenden Jahren gelegentlich Freunden mitteilte.

Die Veröffentlichung der interessanten Jugendschöpfung an dieser Stelle bedarf keiner Rechtfertigung, und Ludwig selbst würde in einer vollständigen Ausgabe seiner Werke der mit so vieler Liebe geschaffnen Novelle die Aufnahme nicht versagt haben.

1

Sie hatten den Wagen erreicht, den der alte Eisener, um noch ein Stündchen die Gesellschaft seines Sohnes zu genießen, bis auf die Höhe vorausgeschickt hatte, von der herab man auf der einen Seite ein enges, durch Mühlen und Fabriken belebtes, auf der andern ein breites Thal mit freundlichen Dörfern vor sich liegen sah.

Der Alte schob die Reisemütze tiefer in die Stirn, sodaß ihr großer Schirm die blendende Röte der Abendsonne von seinen Augen abhielt, die er noch besonders durch seine buschigen schwarzgrauen Brauen schützen zu wollen schien, die er tief herabzog, indem er zu sprechen fortfuhr: Und je einförmiger das Geschäft ist, um das sein Leben sich schlingt, wie die Pflanze um den schützenden Stab, desto besser für den Menschen. Je kleiner der Punkt, von dem aus er wirkt, desto mehr wird er wirken. Er wird gezwungen, seine Kräfte zusammen zu halten, und das ist schon ein Vorteil von Bedeutung. Und von diesem Punkte aus kann er sich allmählich ausbreiten, ohne Gefahr, seinen Schwerpunkt zu verlieren. Hat ers soweit, daß nicht nur seine Existenz gesichert ist, daß er sonst noch manche Ausgabe bestreiten kann, ohne jene zu schmälern, nun so schaffe er sich Bücher an, Bilder und was ihm sonst beliebt. So hab ichs gemacht. Mochten meine Bilder andern gefallen oder nicht, kamen sie dem manieriert

vor, jenem blechern, dem dritten Gott weiß wie; mir gefielen sie. Ihre Betrachtung soll mich zerstreuen. Je weniger sie Anspruch darauf machten, mich inniger zu berühren, desto besser für mein Geschäft und mich. Nur Geschäftslose haben aus dem Betrachten von Bildern, aus dem Beurteilen von Büchern ein Geschäft machen können, und man sieht eben wieder daraus, wie der Mensch eigentlich für das Geschäft geschaffen ist. Was man Kunst nennt, soll uns das Leben verschönern, aber nicht unbequem werden dadurch, daß sie eigne Gesetze haben will, die wir lernen und respektieren sollen. Was mir gefällt, das ist schön für mich, und wenn mirs nicht mehr gefällt, werf ichs weg. Wenn ichs bezahlen soll, so muß es sein, wie ichs brauchen kann. Wenn die Reichen alle den gesunden Lebenssinn besäßen, so würde dieser gerühmte Künstlerstolz bald zu einer Künstlerdemut, und kein junger eitler Mensch mehr durch dies Phantom verlockt den Vernünftigen zu einem Gegenstande mitleidigen Achselzuckens werden.

Der Sohn, auf den diese Reden eigentlich abgezielt hatten, fühlte sich zu verletzt durch sie, als daß er sich hätte zutrauen dürfen, wenn er darauf entgegnete, den Ton festhalten zu können, der dem Sohne dem Vater gegenüber geziemt; zugleich kränkte ihn die Meinung, die sein Freund, der sie beide begleitet hatte, ein Künstler von bedeutendem Rufe, nach diesen Reden von dem Manne bekommen mußte, den er so gern von jedermann geachtet gesehen hätte. Den Alten verdroß dagegen das anscheinend stolze Schweigen des Sohnes, und so wurde der Abschied nicht zugleich ein Abschluß, was er unter Freunden und so nah Verwandten immer sein sollte.

Der Alte, der dies empfand, ließ den Wagen noch einmal halten und sagte zu dem Sohne: Deine Reise wird, wenn du sie so, wie ich hoffe, zur nähern Be-

kanntschaft mit den verschiednen Zweigen der Industrie benutzest, einen vernünftigen Menschen aus dir machen, den wiederzusehen ich mich freuen werde. Er nahm die Mütze ab und wies ein Gesicht, in dessen strengen Zügen sich mehr Vaterliebe und Sorge zeigte, als die Empfindlichkeit des Sohnes überdauern konnte.

Nachdem er dem Wagen eine Zeit lang nachgesehen hatte, wandte der junge Eisener sich bewegt zu dem Freunde und sagte mit der Treuherzigkeit, die ihm eigen war: Wenn Sie ihn genauer kennten, würde Ihre Meinung von ihm eine vorteilhaftere sein. Er ist der beste Mensch und voll Liebe; und sein rauhes, zuweilen tyrannisches Benehmen nur der Ungestüm eines redlichen, liebenden Herzens, dem es leider versagt ist, aus der Enge einer beschränkten Lebensansicht herauszugehn.

Es fragte sich nun, sagte Ritter, ob wir umkehren, oder ob wir, da wir einmal so weit sind, vollends nach Marklinde hinuntergleiten, das heute seinen großen Jahrmarkt hat.

Marklinde, entgegnete der junge Eisener; ists nicht die Pastorstochter von Marklinde, die der künftigen Himmelskönigin auf Ihrem Bilde: Maria und Magdalena als Mädchen Gestalt und Züge geliehen hat?

Wie ich das Bild malte, sagte Ritter, hab ich nicht daran gedacht, daß es Marie und Magdalene als Mädchen vorstellen sollte; die ungemeine Ähnlichkeit von zwei mir bekannten Mädchen, deren eine allerdings jene Pastorstochter ist, und die einander doch wieder so gänzlich unähnlich sind, hat mir Anlaß und Stoff zu dem Bilde gegeben; es sind zwei Mädchen auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, in das Träumen vertieft, das jenem Alter so eigen ist. Ihre Zukunft, deren Geist sie träumend und ahnend beschwören, tritt für den kundigen Beobachter sichtbar aus ihren Zügen hervor. Denn der Charakter des Menschen ist sein Schicksal. Ich weiß nicht, wer das

Bild so taufte, wie Sie es nennen, und alle, die von ihm reden.

Ich erinnere mich nicht, sagte Eisener, je ein freuden und friedengebender Gesichtchen, als das der Marie, gesehen zu haben. Doch ist es noch völlig das Gesicht eines Kindes; wie auch in der Gestalt, trotzdem, daß es ihr nicht an Fülle mangelt, noch keine Spur vom Weibe ist. Während die Magdalene im Auge schon das Dunklere, Durstige, in der Gestalt schon das sich in sich Verhüllende, das, ohne es selbst zu wissen, locken will, im Ausdruck des Gesichtes und der Gestalt das Weiche, Nachlassende trägt, steht die Marie so kindlich unbefangen, so unbedürftig abgeschlossen, daß man nicht zweifelt, die Entwicklung, die bei jener ihren Jahren bereits um vieles vorgeeilt ist, habe bei dieser noch gar nicht begonnen. Man sieht, daß jene weiß, was sie wünscht, während dieser der Gedanke noch gar nicht gekommen ist, daß sie noch etwas andres wünschen könne, als sie als Kind gewünscht hat.

Wenn Sie das in dem Bilde gefunden haben, sagte Ritter, so bin ich zufrieden mit meiner Arbeit. Aber Sie müssen die Mädchen selbst sehen. Fräulein Agthe, die Magdalene, wie Sie sie nennen, wird heute wahrscheinlich zugegen sein. Sie ist die Tochter des Rentamtmanns von Marklinde und wird diesen Ehrentag ihres Geburtsortes gewiß nicht in ihrer Pension, in dem nicht so fernen Dresden, zubringen. Sie werden sich wundern über das Verhältnis, in dem die kleine Marie zu ihr und den übrigen Mädchen steht, wie namentlich zwischen diesen beiden, die sich so ähnlich sehen, wie selten zwei Geschwister, nicht die mindeste Annäherung stattfindet, wiewohl es bei der gänzlichen Verschiedenheit beider Naturen eigentlich nichts weniger als seltsam ist.

Wird man beide wohl an einem öffentlichen Orte zusammen sehen? fragte Eisener.

Wir gehn, sagte Ritter, in die Pfarre. Sie müssen nämlich wissen, daß die Schenke heut überschwemmt ist von lärmenden, streitsüchtigen Betrunknen. Alles, was sich für nobler hält, als jene, geht zum Pastor; das versteht sich wie von selbst. Und wir brauchen um so weniger Bedenken zu tragen, als der Pastor neben seiner sehr guten Stelle ein ebenso bedeutendes Vermögen besitzt und diesen Ehrentag seines Dorfes auch für seinen ansieht. Dort können Sie schon das Pfarrhaus mit seinen Umgebungen erkennen. Nach dem Garten zu oder vielmehr im Garten sehen Sie das kleine freundliche Gebäude, das der Pastor auf seine eignen Kosten dazu gebaut hat. Sehen Sie dort zwischen den zwei ersten der drei hohen Pappeln auf dem nächsten Hügel, über den die Chaussee führt, links von dem buchenbewaldeten Berge; es unterscheidet sich von den andern Häusern und namentlich von dem alten Pfarrhause durch die hellere Röte seines neuern Ziegeldaches; auf dem Schornstein hat ein Storch mit seiner Familie sich etabliert; das Nest verbirgt uns noch der große Lindenbaum, das uralte Wahrzeichen von Marklinde — gleich dahinter blinkt ein Fenster von der Kirche aus dem Violetgrau von Weinbergen. Wir gehn hier von der Chaussee ab; betrachten Sie sich noch einmal jene Berge und das wunderschöne Thal. Wenn wir diesem nähern Fußsteige folgen, der uns zwischen den grünen Samenfeldern hindurch bis an den Lindenbach, dann zwischen Wiesen und den Erlen, die ihn beschatten, ganz nah an ihm dahinführt, verlieren wir dies Thal ganz aus den Augen, und jene Berge sehen wir erst unter dem Dorfe wieder, und zwar von einer weniger großartigen Seite.

Eisener, der so kurzsichtig war, daß er mit unbewaffnetem Auge nicht einmal die weniger fernen Punkte, die Ritter ihm zeigte, deutlich wahrnehmen konnte, sagte: Ich möchte Sie beneiden um ihr scharfes Auge.

Wie glücklich, wer ein gutes Auge hat; die Formen sind ihm plastischer, die Farben farbiger, nichts ist ihm zu fern, selbst der Himmel ist ihm näher. Der Einfluß eines schärfern oder schwächern Gesichtes auf den Charakter seines Besitzers ist unberechenbar. Wieviel entschloßner, klarer, bestimmter, lebensmutiger ist der Gutsehende als der Schlechtsehende!

Eisener fand den Weg, wie der Freund ihm vorher gesagt hatte. Sie schritten rüstig aus. Nun hörten sie schon die Trompete, die Hörner und den schnurrenden Baß der Tanzmusik auf der Wiese beim Wirtshause. Einige Minuten führte sie ihr Weg zwischen Gärten dahin; der alte ungeheure Lindenbaum bot sich als Wegweiser, das Storchnest tauchte aus den grünen Büschen; eine Wendung, und Linde und Storchnest verdeckend stand das alte Pfarrhaus vor ihnen. Das Grün des Teufelszwirns, der das alte, aus grauem Sandstein erbaute Haus fast ganz überdeckte, gab ihm ein trauliches, gastliches Ansehen. Der große Hund, der seitwärts an der Kette lag, schien den Gebrauch dieses Tages zu kennen; er empfing die Fremden, ein Bild der Hospitalität, mit Schweifwedeln und freundlichem Winseln, als ob er bedauerte, ihnen die Höflichkeit seiner Begleitung nicht erweisen zu können.

Sie traten hinein. Durch die offne Thüre sahen sie ein schönes, schlankes Mädchen in der Wohnstube mit zwei Kindern beschäftigt. Dem Knaben legte sie statt des beschmutzten einen neugewaschnen Kragen um; dabei trieb der Kleine solch ausgelaßne Streiche, daß sie in der Mitte ihrer Strafpredigt vom Lachen unterbrochen wurde. Siehst du, Muhme Marie, sagte der Knabe, indem er sich mühte, ernsthaft auszusehen; du schmälst mich, und eigentlich bist du selbst ausgelassen und lachst, wo es gar nicht nötig ist. Das Mädchen bemerkte unsre Freunde, die sie freundlich willkommen hieß. Wollen Sie nur dahinter in den

Garten gehn; da finden Sie den Vater und die ganze Gesellschaft.

Ein kleiner Neffe wohl? fragte Eisener, dem Knaben die hochrote Wange streichelnd. Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte in ihrer freundlichen Weise: Es sind die Kinder von einem Freunde meines Vaters aus Dresden. Sie leben bei uns, weil die Landluft und die Landkost die kleinen Menschen gesund und stark macht. Und giebts nun einmal Unruhe und Unordnung im Hause, dann sind sie nicht zu bändigen.

Während unsre Freunde über die Hausflur und den Hof gingen, an den der Garten stößt, sagte Ritter: Sie ist geistig noch so wenig Weib, daß die Neigung, die ihre schöne Bildung einflößt, auch nicht das Mindeste von der Geschlechtsneigung hat, und man sogar ihre körperliche Entwicklung übersieht. Da ist auch von jener reizenden Scheu, die aus der bloßen Ahnung entspringt, es müsse doch etwas andres um den Mann sein, noch keine Spur. Gleichwohl hat sie das sechzehnte Jahr hinter sich und besitzt in der Führung des Hauswesens eine Mündigkeit, wie wenig ältere.

Der Pastor, ein kleiner brünetter Mann von großer Beweglichkeit, kam den Freunden entgegen wie lang erwarteten Gästen. Im Garten saßen auf der einen Seite die Ältern und Verheirateten um einige große Tische; das junge Volk ergötzte sich in einiger Entfernung springend, singend, lachend und spielend auf seine Weise. Marie zeigte sich thätig als Wirtin, war bald hier bald dort, nahm aber weder hier an dem Gespräche noch dort an dem Spiele teil. Ein ältlicher hagerer Herr von munterm Aussehen trat zu unsern Freunden und dem Pastor. Behaltet, sagte er zu diesem, den ältern für euch; den andern nehm ich für uns junge Leute in Beschlag. Was sollen wir, fuhr er fort, indem er ohne weiteres Eisenern unter den Arm nahm und hinwegführte, was sollen wir bei

den Alten sitzen, wir, die wir noch vom Scherzen und Küssen etwas halten. Die Lippen sind zum Lachen und Küssen gemacht, nicht um damit vom Wetter zu plaudern. Sehen Sie hier, nichts als hoffnungsvolle Jugend, die sich vorgenommen hat, nicht eine Minute vor der Zeit alt zu werden.

Man begrüßte den neuen Ankömmling wie einen alten Bekannten. Fräulein Agthe, der ein junger Jäger viel Angelegentliches mitzuteilen zu haben schien, sah verstohlen zu dem hübschen Eisener herüber, der sich zwischen zwei junge Damen setzen mußte, um bunte Reihe zu machen.

Es war eine Pause eingetreten. Von der heftigen Bewegung des letzten Spieles, der sogenannten russischen Motion, erhitzt, vom Lachen ermüdet, saß man auf Stühlen, Bänken und im Grase und wehte den glühenden Gesichtern mit Tüchern und Zweigen Kühlung zu. Endlich wandte sich der Oberamtmann Breitung, so hieß der muntre alte Herr, an Fräulein Agthe und sagte, indem er ihr mit komisch graziöser Kniebeugung eine Guitarre überreichte: Lieblichste aller Julien, sämtliche gegenwärtigen Lungen bitten durch die meinige Ihren schönen Mund, nun auch die Herzen in Bewegung setzen zu wollen, von denen sie behaupten, sie seien bis jetzt auf ihre Kosten geschont worden.

Fräulein Agthe errötete, suchte und fand Ausreden, die nicht angenommen wurden und auch nicht angenommen werden sollten. So nahm sie die Guitarre und sang nach einigem Zureden mit hübscher Stimme folgendes Liedchen:

Der Städterin Wunsch

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind;
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind!

So voll und doch so schlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein;
Die Wänglein rot, die Äuglein blau —
Was kann wohl schöner sein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut;
Die Zöpfe lang mit buntem Band,
Die stehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann sie spazieren gehn;
Die Städter kommen all heraus,
Das Pastorskind zu sehn.

Die Städter sind an Artigkeit
Und Komplimenten reich;
Geknetet wird mit Zierlichkeit
Der alte Zuckerteig.

Es strömt der nieversiegte Born
Der Schmeichelei sobald;
Sie lauschet nur dem Jägerhorn;
Fernher erklingts vom Wald.

Der junge Jäger bläst so hell,
Er bläst ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde schnell —
Meint ihr, daß sie ihn sieht?

Er bückt sich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel ist doch Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind.
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist ein glückselig Kind.

Der junge Eisener mußte sich gestehn, daß Fräulein Agthe ein reizendes Kind genannt zu werden verdiente. Einigemal begegnete seinen Augen, die mit Wohlgefallen von dem Spiel ihrer schönen Hände zu dem dunkellockigen Köpfchen und von da auf jene zurückwanderten, ein Blick von ihr, den seine Eitelkeit zu seinen Gunsten zu deuten mehr als nur zu willig war.

Das Liedchen war geendet. Breitung sagte zu

Eisenern, nachdem er die Sängerin in seiner launigen Art mit Lob und Komplimenten überhäuft hatte, mit einer gewissen Weichheit: Für mich hat ein solches Pfarrerkind mit rundem Strohhut und langen Zöpfen, frisch wie die Natur, in der es aufgewachsen ist, wie es über den abgerißnen Bildern vom Stadtleben, die es sich nach den Äußerungen Besuchender gemacht hat, brütet, sie vereinigt, neue hinzudichtet und sich über ihre eignen Träume wundert, etwas ungemein Anziehendes. Ein Pfarrerkind aber kenne ich, das ich mehr liebe, als ich ein eignes Kind würde lieben können. Jetzt steht sie hinter der kleinen Kokette. Seht hin, junger Freund, wollt ihr das Weib, wie sie sein sollten, neben dem Weibe sehen, wie sie wirklich sind?

Ich meine, sagte Ritter, der herzugetreten war, die Weiber könnten nicht besser sein; wenn wir Männer nur nicht so schlecht wären. Wir benutzen die Schwäche der Weiber, weil wir schwächer sind als sie. Das Bedürfnis, zu lieben, das so leicht getäuschte Vertrauen der Unerfahrenheit wär ihre Stärke und ihr Schutz, wäre der Mann ihnen gegenüber edel, wie er sein sollte. So wird die Unschuld selbst an dem Weibe zur Verräterin, und sie müssen sie schon verloren haben, um zu wissen, daß man sie verlieren und wie man sie schützen kann.

Der junge Eisener reichte dem Freunde die Hand und sagte: Was Gutes an mir ist, hab ich den Frauen zu danken. Das Andenken an meine treffliche Mutter hat mich von mehr Unbesonnenheiten zurückgehalten, als die Lehren und das Beispiel der weisesten und besten Männer. Diese sanfte Macht, der zu gehorchen so süß ist und so lohnend zugleich! Während sie so liebevoll ergeben dem Manne gehorcht, beherrscht das Göttliche in ihr den Mann, ohne daß er es weiß. Der unmerkliche aber mächtige Einfluß ihrer sanften Nähe

hat seinen Entschluß schon bestimmt, eh er ihn faßte, ist seinem Zorne schon wie ein Engel in den Arm gefallen, eh seine eigne Kraft sich wider ihn waffnen konnte, hat ihn schon zum Rechten und Schicklichen gewandt, eh er sich der Wahl bewußt war. Vor ihrem klaren Blick kann das Verworrene nicht bestehn, sinkt dem Frechen das rohe Wort unausgesprochen in die schamerfüllte Brust zurück; aus ihren Augen trifft den Gefallenen schmerzlich mahnend der Glanz des verlornen Paradieses, lächelt dem Bereuenden der Trost der ewigen Barmherzigkeit; sie sind die Sonne, um die die Sterne des Großen, Edeln und Schönen kreisen, von ihnen erhellt und erwärmt.

Der alte Breitung weidete sich an dem glühenden Gesichte Eiseners, dann sagte er lächelnd: Für euern Eifer, junger Herr, verdientet ihr schon einen freundlichen Blick von den schönsten dieser Sonnen. Aber was solch enthusiastisches Lob des schönen Geschlechtes selbst betrifft, so ist es im Munde eines jungen Mannes mehr dazu gemacht, uns von seinem Erteiler gut, als von dem Geschlechte selbst besser denken zu lassen. Wenigstens von dem größten Teile des Geschlechtes, denn alle über einen Kamm zu tadeln möchte wenig klüger sein, als alle zu loben. Aber wir kommen vor den Weibern nicht zu den Weibern. Seht, wie argwöhnisch sie zu uns hersehen; sie ahnen so etwas von einer Verschwörung gegen sie. Übrigens merk ich, daß es zum Abendessen gehn soll.

Unter den Bäumen, in denen ein leiser Abendwind musizierte, saß es sich frei und lustig bei Wein und kalter Küche. Eisener hatte ein Plätzchen gefunden, das ihm außerordentlich gefiel. Er saß Julien gegenüber, die ebensoviel Gefallen an ihm zu finden schien, wie er an ihr. Zur Rechten hatte er den muntern alten Breitung, der durch lustige Einfälle und fleißiges Einschenken die ihm zunächst sitzenden in die Stim-

mung zu versetzen suchte, die ihn selbst außer dem Hause selten verließ. Dies gelang ihm vollkommen, und die entfernter sitzenden hatten nur immer zu fragen und weiter zu erzählen, welch lustige Thorheit eben von dort ausgegangen wäre. Dem jungen Eisener, den der eingenötigte Wein mehr als ihm gut war erwärmte, schien die schelmische Julie immer reizender; ein Spiel mit Blicken begann zwischen beiden, das den jungen Jäger eifersüchtig zu machen schien. Hingegen empfand Eisener selbst etwas ganz ähnliches, wenn sein Nachbar zur Linken, ein junger Beamter, an die emsige Marie Worte richtete, die die Neigung, die sie eingegeben hatte, nicht verbargen. Fast mit Ängstlichkeit lauschte er ihren Antworten und war entzückt, daß in ihnen auch nicht das Mindeste einer Entgegnung dieser Neigung hörbar wurde, und dann wunderte er sich selbst über diese seltsame Teilung seines Wesens. Im dunkeln Auge Juliens glühte eine Flamme, von der er fühlte, wie sie ihn entzündete, und ihr Feuer in ihm immer mehr um sich greifen müßte, ohne daß er ihm würde wehren können, ja ohne daß er dies würde wollen können.

Der junge Beamte sagte zu ihm: Sehen Sie nur einmal, nirgends fehlt etwas an der ziemlich langen Tafel, und gleichwohl ists nur Marie, die aufwartet. Alles ist geschehen, eh der Wunsch ausgesprochen, ja eh er gefühlt worden ist. Und da ist nicht ein Hin und Hereilen, ein Bringen und Wiederwegtragen. Es ist immer alles gemacht, und man sieht nicht, wie es gemacht wird; man denkt unwillkürlich an die alte Sage von den Hausgeistchen, die den Frauen unsichtbar helfen.

Eben stand die schlanke Marie wie ein Heiligenbild hinter Julien, und das reizende Weltkind sank ihm in aller seiner verführerischen Grazie neben jener tief im Preise. Er fühlte das Bedürfnis, sich klar zu werden,

da stieß Breitung mit seinem Glase gegen das wieder=gefüllte Eiseners. Trinkend und lachend fand er den bunten Wechsel von äußerst lebhaften Vorstellungen, der bereits an die Stelle ruhiger Besonnenheit trat, bald immer weniger bedrohlich und endlich sogar an=genehm und erwünscht.

Es war Nacht geworden; mehrere von den Gästen, die fühlen mochten, daß sie zuviel gethan hatten, suchten ihr Lager. Das junge Volk vergnügte sich, aufgeregt vom Weine, mit Spielen, die, mit Tanz und lebhaften Be=wegungen verbunden, die Aufregung nur noch ver=mehrten. Man lärmte und schrie durcheinander, und wenn man merkte, wie sehr man sich anstrengte, ohne weder die andern zu verstehn noch von ihnen ver=standen zu werden, brach man in Lachen aus und vermehrte den Lärm nun aus Mutwillen und Lust an der Ausgelassenheit. Der junge Eisener, der von je an Mäßigkeit gewöhnt sonst nie an solch lärmendem Treiben Geschmack gefunden hatte, wunderte sich selbst, wie er sich heute darin wie in seinem eigentlichsten Element befand.

Nun wurde das Handwerkerspiel gespielt, in dem zwei Mitspielende das Zimmer verlassen, um ein Werk=zeug zu ersinnen, das von den Handwerkern gebraucht wird, als die sie beim Wiederhereintreten sich zu er=kennen geben. Wird von einem der übrigen Mit=spielenden dies Werkzeug erraten, so muß dieser mit seinem Nachbar an die Stelle jener treten, und diese nehmen dafür die durch den Abgang jener leer ge=wordnen Sitze ein. Der sogenannte Plumpsack, der die Rücken derjenigen trifft, die sich zu langsam im Gehen und Setzen erweisen, darf dabei nicht fehlen. Eisener hatte erraten und mußte mit seiner Nachbarin das Zimmer verlassen. Ihm wurde seltsam, wie er in dem dunkeln Nebenzimmer sich zu der schnellatmenden Julie hinabbog und statt ihres Ohres ihr glühender

Mund seinem Munde begegnete, und die weiche pulsierende Gestalt ihm wie ohnmächtig in die Arme fiel. Im Ringen mit sich selbst, im Bestreben, die Besinnung festzuhalten, die ihn zu verlassen drohte, faßte er unwillkürlich ihren Arm und stand schon wieder mit ihr im Gesellschaftszimmer, eh er noch sich des Warum bewußt war.

Endlich trennte man sich scherzend und lachend. Der alte Breitung, der einzige von den Ältern, der sich noch nicht zurückgezogen hatte, wies, wie er denn die Stelle des Haushofmeisters auch den Tag über versehen hatte, den jungen Leuten ihre Nachtquartiere an. Jedes Geschlecht wurde zusammen untergebracht, die Mädchen in einer großen Stube des Parterre neben den verheirateten Frauen, die jungen Männer neben den ältern eine Treppe hoch. Den jungen Eisener wies er in ein Zimmer im Pavillon, in dem dieser seinen Freund, den Maler Ritter, bereits schlafend fand.

Eisener stellte sich an das offne Fenster, um sein erregtes Blut zu kühlen, und weil er fühlte, er könnte nicht schlafen, an der schönen Gegend, die im Silber des Vollmondes vor ihm lag, sich zu erfreuen. Aber seine Phantasie zauberte, so oft er ihr auch wehrte, immer wieder jenes dunkle Zimmer um ihn und die reizende Julie in seine Arme. Er bereute tausendmal, so sehr er sich mühte, sich über seine instinktmäßige Flucht zu freuen, daß er das süße Gift nicht in vollen Zügen aus dem Becher getrunken, dessen bloße Berührung sein ganzes Wesen in dies fieberhafte Pulsieren gebracht hatte. Die Glut, die in ihm wohnte, gab er dem Zimmer schuld und ging hinab in den Garten, in dem er die gesuchte Kühlung eben so wenig fand. Der Duft der Blumen, das Säuseln der Blätter und das ferne Rauschen eines Wehrs wiegten endlich seine erregten Lebensgeister in jenes angenehme Dämmern, in dem der Wechsel der Bilder so schnell erfolgt,

daß die ermüdete Aufmerksamkeit weit zurück bleibt, und das Gefühl des Daseins endlich in der Empfindung einer süßen Mattigkeit aufgeht. Er lenkte seine Schritte, schon in halber Bewußtlosigkeit, dem Pavillon wieder zu, stieg ebenso die Treppe hinauf, öffnete, kleidete sich aus und legte sich zu Bette.

Eben war er im Einschlafen, als ein Geräusch ihn störte, und er seine Augen nach der Thüre wendete, die er leise öffnen hörte. Ihm war, als ob er eine weiße Gestalt hereinkommen sähe, und doch hörte er keinen Tritt. Jetzt wurde ein Vorhang aufgezogen; der Schein des vollen Mondes drang durch das Fenster und zeigte ihm eine schlanke weibliche Gestalt, die eine ziemliche Weile ohne irgend eine Regung im Fenster stehn blieb. Seinem schwachen Gesichte war es unmöglich, mehr zu erkennen, als eben noch die Gestalt; überdies wandte sie ihm jetzt den Rücken zu. Jetzt ging sie an den Spiegel unweit des Fensters; indem sie hineinsah, schien sie sich auszukleiden. Daß sie sich auskleidete, vermutete er mehr, als er es sah, da der Spiegel im Schatten hing. Jetzt bewegte sich die Gestalt nach ihm zu. Er griff mit den Händen nach der Seite, wo Ritters Bett unmittelbar neben dem seinigen stehn mußte. Er fand es nicht; er mußte in ein andres Zimmer geraten sein. Der Gedanke, in der Sicherheit der Nacht zum erstenmale mit einem weiblichen Wesen allein zu sein, schlich erst wie ein Tropfen Eis, dann wie Feuerglut über alle seine Nerven hin. Sein Herz pochte hörbar, als die Gestalt zu ihm ins Bett stieg. Das Seltsame, Abenteuerliche der Situation war nicht gemacht, ernüchternd auf den Berauschten zu wirken, dem die Erregung bis in die Fingerspitzen pulsierte. Die Macht der warnenden innern Stimme schwand mit der Besinnung, und der Streit war kurz, in dem die Natur Siegerin blieb.

Die Gestalt, die seine Liebkosungen ohne Erwide-

rung, aber auch ohne Widerstand geduldet hatte, erhob sich bald wieder und entfernte sich, nachdem sie sich vor dem Spiegel wieder angekleidet hatte, eben so geräuschlos und gespenstisch, als sie gekommen war.

2

Sehr früh erwachte Eisener, geistig und körperlich verstimmt. Das seltsame Abenteuer dieser Nacht mühte er sich für die Gaukelei eines Fiebertraumes zu halten. Er wendete sich im Bette um und versuchte, ob er nicht wieder einschlummern könnte. Aber jenes Abenteuer malte sich ihm trotz seines Mühens, es jetzt zu vergessen, in einer lebhaftern Farbe vor; eine wachsende Unbehaglichkeit bemächtigte sich seiner, sodaß er zuletzt aufsprang und sich ankleidete, um in einem Morgenspaziergange die Heilung zu finden, die er sonst in ähnlichen Zuständen oft mit Erfolg darin gesucht hatte. Auf dem Boden vor dem Spiegel lag eine weiße Spitzenschleife; sollte die Gestalt gestern diese Schleife verloren haben und also doch kein bloßes Fieberbild gewesen sein?

Er nahm die Schleife auf, betrachtete sie, als könnte sie ihm Aufklärung geben, und je länger er sie betrachtete, desto gewisser schien ihm, es wäre Wirklichkeit, was er so gern für einen Traum gehalten hätte.

Er steckte die Schleife zu sich und ging hinab in den Garten. Die Frische that ihm wohl. Vor dem heitern Morgenwinde, dem muntern Schlage der Finken, dem Duft der grünen Bäume und der Blumen und dem behaglichen Gefühle, das alles sei wirklich, verschwammen ihm die Erinnerungen der Nacht in einen gestaltlosen Knäuel, der in eben dem Maße an Farbe abnahm, als seinem erkräftigteren Geiste die Farben

des jungen Morgens farbiger, und seine Töne klingender erschienen.

In vollen Zügen sog er den Morgen ein. Durch das Gebüsch schimmerte ein rosenfarbnes Gewand. Es war Marie, die an der nächsten Wendung des parkartigen Weges vor ihm stand, beschäftigt, wilde Heckenrosen zu pflücken. Sie hatte ihn nicht bemerkt und wendete sich mit leichtem Erschrecken nach der Seite hin, von der sein Fußtritt hörbar wurde. Es schien, sie wäre ungewiß, ob sie bleiben oder sich entfernen sollte. Eisener wunderte sich, indem er an die zutrauliche Sicherheit dachte, in der sie sich gestern immer gezeigt hatte. Sie bückte sich tiefer, und Eisenern schien der kleine Teil ihrer Wange, den er sehen konnte, sowie Ohr und Hals etwas mehr als gewöhnlich gerötet, was freilich auch in der gebückten Stellung und der Frische der Morgenluft seinen Grund haben konnte.

Er sagte: Sie sind so frühe schon munter, Marie? Sie sah auf und sagte: Ich muß wohl. Wenn die Leute früh zur Arbeit sollen, muß man selbst früh auf sein. Und nun bin ich so gerne jeden Tag ein Stündchen im Garten; man sieht, was zu thun ist, damit er nicht verwildert, und ist einmal das wilde Stadtvolk hereingebrochen, dann ist mirs immer, als wärs mein alter schöner Garten gar nicht mehr.

Eisener wunderte sich, daß Marie ihm heute größer erschien als gestern, oder vielmehr, daß er heute erst zu bemerken glaubte, daß sie groß wäre. Übrigens verscheuchte ihr Anblick auch die letzten Reste seiner übeln Stimmung, und er war fest überzeugt, daß, was ihn so bedrängte, nur ein wilder und sehr lebendiger Traum gewesen wäre.

Trinken Sie wohl frisch gemolkene Milch? fragte Marie den Nachdenkenden; es giebt nichts Gesünderes und Wohlschmeckenderes. Bis die andern aufstehn, währts Ihnen doch mit dem Frühstück zu lange. Sie

ging voran, und Eisener folgte, indem er sich an ihrer schönen Gestalt und ihrem elastischen Gang erfreute.

Die Ställe waren reinlich, so die Mägde und das Vieh. Eisener äußerte seine Verwunderung darüber, wie die handfesten Mägde der jungen Marie an den Augen abzusehen schienen, was sie wünschte, und wie willig sie sich der Ausführung dieser Wünsche unterzogen.

Man kann das Gesinde, sagte Marie, nur zu leicht verwöhnen und verderben. Die Hauptsache ist, daß man alles erst recht genau bei sich selber überlegt, damit man keinen Befehl giebt, der zurückgenommen werden muß, oder auf dessen Ausführung man nicht dringen könnte; man darf nie befehlen, nur weil man zu befehlen hat; was aber einmal befohlen ist, das muß gethan werden. Viel Plaudern setzt einen bei gemeinen Leuten herab und berechtigt sie zu Vertraulichkeiten, deren Abweisung sie aufbringt. Finden sie, daß, was man gethan haben will, auch immer das Verständigste ist, so führen sies um so lieber aus, und dann thut ein freundlich Wort Wunder, während es, wo die Leute ihre Herrschaft nicht innerlich achten müssen, nicht hoch angeschlagen wird und dieser noch das Wenige nimmt, was sie von Respekt bei ihnen besitzen mag. Sehen Sie, wie es die Leute freut, wenn ich ihnen zunicke; wie leicht muß es einem großen Herrn werden, alle Menschen für sich zu gewinnen.

Eisener erstaunte über den praktischen Verstand und zugleich über die Anspruchslosigkeit, mit der die junge Marie ihn zeigte. Sie nahm den breiten Strohhut ab, wusch sich die weißen Hände; auch den reinlichen Zuber wusch sie noch einmal aus, eh sie sich anschickte, ihre Lieblingskuh, ein großes, schönes Tier von Schweizerrasse, zu melken.

Eisener setzte sich in der Nähe an ein Tischchen, das um den Stamm einer Birke gezimmert war. Der

Himmel war so schön blau, die Bäume und das Gras umher so schön grün, die Wege, mit Kies bestreut, so reinlich und glänzend; dazu das schöne Mädchen in seiner ländlichen Beschäftigung.

Nur in solchem Leben, sagte Eisener behaglich vor sich hin, kann das Glück wohnen, das wahre Glück, das nur aus der Tiefe einer ruhigen Seele geboren und in ihr bewahrt wird. Wie thut diese Abgeschlossenheit so wohl! Das Tier, das mich nährt, ist mein, und ich pfleg es mit dankbarer Sorge. Das schöne Grün der Wiesen erhält ein herzliches Interesse für mich, weil es meinem Tiere Nahrung giebt. Die einfachsten und größten Verhältnisse, Gatten, Eltern und Kindesliebe erhalten die Seele gesund; auch der Schmerz ist ein heiligerer, unvermischt mit den kleinlichen Nebenschmerzen und Sorgen, die im Getriebe des Weltlebens sich ihm zugesellen und uns peinigen und zerbröckeln, wo uns jener erhebt. Der große Schmerz stählt und veredelt die Kräfte, die abwehrend gegen ihn in uns aufstehn; die kleinen Sorgen, Empfindlichkeiten, Kränkungen der Eitelkeit sind es, die uns allmählich aber sicher aufreiben.

Marie war unterdes fertig geworden; sie ließ die gemolkene Milch durch ein weißes Tuch laufen, schenkte davon in ein Glas, das sie Eisenern freundlich hinreichte. Dann streichelte sie das Tier, das seinen Kopf mit den gutmütigen Augen nach ihr wandte, und sagte: Glauben Sie, daß mein gutes Tier nur von mir sich melken läßt; kommt eine von den Mägden, um sie zu melken, so wird sie ganz wild und beruhigt sich nicht eher, bis ich komme, oder bis sie meine Stimme hört.

Die junge Marie ging mit den Mägden, die die Zuber mit der heute gemolkenen Milch ihr nachtrugen, nach dem Hause zu; Eisener ging unter den Bäumen, mit deren Blättern der Morgenwind ein anmutiges Farbenspiel trieb, indem er bald ihre hellere bald ihre

dunklere Seite dem Betrachter zukehrte, und malte an dem Bilde eines heitern Patriarchenlebens, in dem, wie man sich denken kann, die Gestalt der jungen Marie nicht fehlte.

Näher am Hause begegnete er der reizenden Julie, die im zierlichen Negligee an ihm vorbeihuschte. Sie wurde rot, wie sie ihn sah; er erschrak — an ihrem weißen Häubchen fehlte eine Schleife.

So war das Abenteuer, dessen Erinnerung Mariens Gegenwart aus seinen Gedanken verdrängt hatte, doch kein wüster Traum gewesen. Die gefundne Schleife, die an ihrem Häubchen fehlte, das Rotwerden Juliens, und ihr Ausweichen — Julie also war der abenteuerliche Besuch dieser Nacht gewesen! Die ganze Unbehaglichkeit seiner Stimmung von diesem Morgen kehrte ihm zurück. Die schöne Natur that nichts mehr, ihn zu erheitern; umgekehrt nahm der blaue Himmel die graue Farbe seiner Stimmung an. Unwille und Verachtung seiner selbst war der dunkle Grund; die Erinnerung an Juliens verlockende Bedürftigkeit, an Mariens edle Beschlossenheit in sich waren die Bilder, die auf ihm wechselten. Das erste erwärmte ihm allmählich Blut und Eitelkeit, und jenes Unbehagliche schwand vor ihm bis auf einen Grad, wo es durch den leisen Kontrast nur das Wollüstige des Zustandes erhöhte; das zweite vertrieb wie ein Cherub mit dem Flammenschwert jene seelengefährliche Verschwommenheit und vertiefte durch seine reine Helle jenen dunkeln Grund. Er suchte, sich vor sich selbst zu entschuldigen, das erste, was der Mensch in solchem Zerwürfnis mit seiner bessern Natur zu thun pflegt. Unter gleich verführerischen Umständen, sagte er zu sich, wäre wohl jeder gefallen. Befreit dich dies aber, entgegnete die Stimme, die in jedem edlern Gemüte dieser Entschuldigung widerspricht und mit eifriger Parteilichkeit den größern Teil, wenn nicht die ganze Schuld von dem

andern ab auf sich wälzt, von der Pflicht, die du übernommen hast, indem du vor Gott und der Natur ihr Gatte wurdest? Darfst du dich von den Folgen einer Schwäche durch ein Vergehen frei machen? — Fühlte er, daß sein Blut glühte bei dem Gedanken, die reizende Julie zu besitzen, so wurde ihm nur um so klarer, wie sein Herz und seine heiligern Gefühle nach Marien hinstrebten.

Es war ihm angenehm, daß Ritter, der eben aus dem Hause getreten war, auf ihn zukam.

Wissen Sie, fragte Ritter, daß sich heute nacht die weiße Jungfrau wieder hat sehen lassen? Eisener erschrak, ohne recht zu wissen, warum. Kommen Sie mit, fuhr Ritter fort, zu Mariens Mägden; nichts interessanter, als solche Wunder aus solchem Munde. Eisener folgte dem Freunde nach dem Wirtschaftsgebäude, wo sie Marien fanden und eine Zeit lang schweigend beobachteten. Giebt es denn, sagte Ritter, etwas Reizenderes, als dieses sechzehnjährige Hausmütterchen in ihrem wirtschaftlichen Treiben. Sehen Sie nur; sie mag thun, was sie will, so thut sie es auf das beste und auf das schönste zugleich. Wer hat das Kind die Zierlichkeit gelehrt, mit der sie die gemeine Operation des Thüröffnens und Schließens adelt!

Marie bemerkte die Freunde, hörte Ritters Wunsch und rief zwei Mägde herbei. Da haben Sie das Für und das Wider. Gretchen ist unser Märchenbuch, Hanne die einzige unter den Dienstboten, die sie nicht zum Glauben an sich bekehren kann. Ritter fragte Gretchen, wie es sich denn eigentlich mit der weißen Jungfrau verhielte.

Ja sehn Sie, sagte Gretchen wichtig, indem sie die linke Hand unterstemmte und den Zeigefinger der rechten feierlich erhob; viele Menschen haben sie schon gesehn. Einige sagen, sie sei nicht schön; andre wieder wollen nichts Schöners gesehn haben. Soviel

aber ist gewiß, wenn sie sich gezeigt hat, kommt allemal etwas Großes in der Zeitung. Der Schultheiß sagte heut früh, wie ich ihm begegnete: Merkt auf, Gretchen, obs nun nicht in der Zeitung kommt, daß sie den Sparten-Nero oder Schwarten-Nero gehängt haben; ich weiß doch nicht wo — in Ungarn sagt er oder in Spanien; dort herum ists aber.

Die weiß die Zeitung, lachte ein alter Knecht behaglich, indem er Rittern durch eine Art halbvertraulichen Lächelns zeigte, daß er ihm zutraute, er verstünde, daß er dieses nur ironisch gesagt haben könnte; sie meint den Esparo, der den Esparklee erfunden hat.

Meinetwegen kann er den Luzernerklee erfunden haben, sagte Gretchen lachend, unsereins hat Wichtigeres zu thun als Zeitungslesen. Wenn er die Geschichte besser weiß, brauch ich sie nicht zu erzählen.

Mag er heißen, wie er will, den der Schultheiß meint, sagte Ritter; von der weißen Jungfrau soll uns Gretchen erzählen, wo sie sich zeigt, wo sie herkommt, wo sie hingeht.

Ja sehn Sie, antwortete Gretchen, sie kommt allezeit drüben vom Kirchhof und geht auch wieder dahin. Da oben in jenem Fenster vom Gartenhause da steht sie gewöhnlich ein auch zwei Vaterunser lang und sieht in den Mond und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, wie eins, dems recht weh im Herzen ist. Hat sie nun ein Vaterunser oder zwei dort gestanden, dann fällt allemal der Vorhang wieder herab, und fort ists.

Und geschieht dies in gewissen Nächten? fragte Ritter, während es Eisenern durch alle Adern fröstelte.

Ja sehn Sie, sagte Gretchen, wenn nicht Vollmond ist, sieht man sie nicht. Sie soll, wie sie — Gott behüte uns — wie sie noch lebte, ein Fräulein gewesen sein von großem Reichtum und noch schöner als reich; die war mit einem jungen Ritter verlobt, der war der

schönste, reichste und beste auf viele Stunden. Und die Hochzeit wurde prächtiger ausgerichtet, als es zu sagen ist. Da wurde musiziert, getanzt, getrunken, was Hände, Beine und Keller hergaben, bis das Brautpaar kurz vor Mitternacht in die Brautkammer geführt wurde. Aber kaum, daß sie allein beisammen waren, da riefs mit einer seltsamlichen Stimme draußen vor der Burg: Kunz, komm herab! Kunz, komm herab! und noch einmal riefs: Kunz, komm herab! Die Stimme aber klang so klagend und so drohend zugleich. Der Bräutigam sagte: Das ist mein bester Freund; er ist in Not und ruft mir. Das Fräulein aber sagte: Die Stimme gehört meiner Muhme, die sie vor zwei Jahren tot gefunden haben. Drum grauselte sies, daß sie eine Gänsehaut bekam über den ganzen Leib, und sie sagte zu ihrem Bräutigam: Bleibet bei mir, mein herztausiger Schatz; die Stimme will euch verlocken; es ist schließlich ein böser Spuk, denn es ist um Mitternacht. Der Ritter aber sagte: Holdseligste Jungfrau Braut, das kann nichts helfen; seis ein böser Spuk oder ein guter; mich soll niemand vergebens rufen. Das Fräulein aber sagte: Herztausiger Schatz, hat sie gesagt, so bleibet nur so lang bei mir, bis die Geisterstunde vorüber ist, und der volle Mond aufgeht. Aber der Ritter nahm seinen Degen von der Wand und sagte: Seid lustig, mein Herz, und grämet euch nicht; bis die Geisterstunde vorbei ist, und der volle Mond aufgeht, bin ich wieder bei euch. Und er ging hinaus. Das Fräulein aber trat an das Fenster und konnte nichts sehn vor der Finsternis draußen und vor den Zähren in ihren Augen. Da ist denn die Geisterstunde vorbeigegangen, und der Vollmond ist aufgegangen, und sie hat gewartet und gewartet, aber der Ritter ist nicht wiedergekommen. Da schwur sie, keine Nacht zu ruhn, wenn Vollmond wäre, bis sie mit ihrem Bräutigam zu

Bette gegangen wäre. Und wie ihr erster Bräutigam immer und immer nicht wiederkam, so wartete sie auf einen andern, aber es mochte keiner um sie werben, der um jene Geschichte wußte, weil jeder dachte, es würde ihm ergehn, wie es jenem ergangen war. Darüber ist sie gestorben; ihr Schwur aber ist noch immer nicht erfüllt. So oft Vollmond ist, sieht sie hinaus, ob noch kein Bräutigam kommt, und thut ganz kläglich und hebt die Hände weinend gegen den Mond.

So erzählte Gretchen; die andre Magd aber sagte: Glauben Sies ja nicht; das hat ihr Schreibers Christian erzählt; der ersinnt solche Geschichten.

Wie kommt denn, fragte Ritter die Erzählerin, das Fräulein aber hierher in das neugebaute Haus?

Ja sehn Sie, sagte Gretchen, hier, wo jetzt das neue Haus steht, da hat sonst die Burg gestanden, und eh das neue Haus gebaut worden ist, haben Goldensonntagskinder die alte Burg hier gesehn und das Fräulein am Fenster, als wenn sie noch stünde. Seit aber das neue Haus gebaut ist, zeigt sie sich in jenem Fenster, und da soll man auch manchmal das Klavier klingen hören, was in der Stube steht, wo jenes Fenster ist.

Hier mischte sich die andre Magd wieder in das Gespräch. Wenn man freilich, sagte sie, sich vornimmt, etwas zu sehn, so sieht man wohl etwas, wo nichts ist. Wer nachts beim Vollmond hier unten steht und die Geschichte gehört hat, kann sich leicht einbilden, wenn er mit den geblendeten Augen nach dem Fenster hinauf sieht, das im Mondenschein wie Feuer glänzt, er sieht die weiße Jungfer dahinter. Die weiße Jungfer müßte doch ein Gespenst sein, und das wär Aberglauben, denn es weiß jeder vernünftige Mensch, daß es keine Gespenster giebt. Das sagte immer mein Vater seliger, der ein gescheiter Mann war, und der wußt es; aber ein Schatz, meint' er, könnte da liegen, und wenns auf

seinem Grund und Boden wäre, und er lebte noch, der hätte lange nachgegraben.

Ritter lachte herzlich. Gretchen antwortete ihrer Gegnerin pikiert: Wer einmal nicht mehr daran glaubt, der hält auch bald den lieben Gott und die Bibel für Aberglauben; und wenn Hannens Vater einmal in die Kirche ging, wunderte sich das ganze Dorf. Aber wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen.

Ich dächte, sagte Ritter zu Eisenern, nachdem die Mägde sich entfernt hatten, wir brächen jetzt gleich auf. Noch ist es nicht zu warm. Wir gingen durch jenen Wald nach Hause, der uns für den etwas weitern Weg durch seinen Duft, seine Kühle und seine fröhlichen Vogelstimmen herrlich entschädigen wird.

Eisener, innerlich mit den seltsamsten Vorstellungen und Gefühlen ringend, hatte keinen eignen Willen; fast mechanisch folgte er dem Freunde. Der Pastor lud sie ein, bald wieder zu kommen. Marie, die Eisenern die Hand gegeben hatte, zog sie wie ängstlich verlegen schnell wieder zurück.

Wenn wir Ursache haben, unzufrieden mit uns zu sein oder mit unsrer Lage, dann läßt uns ein heimliches Selbstbedauern alles auf uns und unsre Lage beziehen, wir sind sinnreicher als je, gilt es, ein Verbindungsglied zwischen uns und Dingen zu finden, die wir sonst nicht bemerkt hätten, ja die wir uns oft erst erschaffen. Die Berührung eines Menschen, wie du bist — sagte er zu sich selbst, während sie gingen, und Ritter auf beßre Aufmerksamkeit seines jungen Freundes rechnend, ein Gespräch anknüpfte, das er allein führen mußte —, deine Berührung erregte dem reinen Wesen einen Schauer, ihr ahnend Gefühl warnte sie vor dir. Wie konntest du auch nach den Vorgängen dieser Nacht so frech vor diesem Engel stehn, wie du gethan hast, ohne zu versinken im Gefühle deiner Verdorbenheit! So war er wieder im Zuge, willkürlich das Unbehagliche seiner

Stimmung zu vermehren, wozu die rasche äußere Bewegung das ihrige that. — Das Geschehene stand nicht zu ändern; sein rechtliches Gefühl blieb dabei, er hätte in dieser Nacht einem weiblichen Wesen ein Recht auf sich gegeben, das er, wenn sie es forderte, ihr nicht streitig machen könnte; es war ihm eine Beruhigung, sich auf diese Weise gleichsam bestraft zu sehen. Seiner edeln Seele fiel nicht ein, jenem Wesen einen Teil der Schuld aufzubürden, was so nahe lag; vielmehr fand er eine wachsende Lust darin, was davon wirklich das Werk vieler in einander greifender Umstände war, sich als das Resultat einer kalten ruhigen Berechnung von seiner Seite vorzustellen. Der solchergestalt aufgeregten Seele wurde es zuletzt zur Möglichkeit, die Gestalt könnte eine gespenstische gewesen sein, und die Unzufriedenheit mit sich steigerte sich zum mit Schauder gemischten Widerwillen.

3

In dieser Stimmung brachte Eisener Tage und Wochen zu. Breitung hatte ihn und Rittern eingeladen, ihn in dem alten Schlößchen, das er in angenehmer Gegend bewohnte, zu besuchen. Ritter, der Eiseners zunehmende Verstimmung nur zu deutlich wahrnahm und doch dem Vertrauen des Freundes auf keine Weise weder durch Frage noch durch Andeutungen vorgreifen wollte, suchte ihn durch kleine Partien zu zerstreuen. Eines Tages kam er ziemlich früh zu Eisenern. Wenn Sie nichts andres heute vorhaben, sagte er, so besuchen wir unsern Freund Breitung. Eisener war bald zum Mitgehen fertig; so machten sie sich denn auf den Weg. Ich verspreche

mir gute Unterhaltung in Rosnigrode, sagte Ritter. Gewiß, entgegnete Eisener, Breitung müßte denn über Nacht die gute Laune verloren haben, die mir unverwüstlich scheint. Das ist es eben, sagte Ritter. Sie müssen nämlich wissen, daß der alte Breitung nur außerhalb seines Gutes der heitere, oft ausgelaßne Lebemann, als den Sie ihn kennen, in seinem Hause aber und unter den Seinigen der ärgste Griesgram und Hypochonder sein soll. Hat ihn ein heiterer Besuch vergessen machen, daß er zu Hause ist, so bedarf es nur eines Umstandes, der ihn entfernt daran erinnert, um ihn in der Kürze eines Augenblicks zu seinem Gegenteil zu machen. Ritter erzählte einige ergötzliche Anekdoten als Belege, die er von einem vertrauten Freunde Breitungs gehört hatte. Eisener hörte wenig davon. Indem er daran dachte, wie leicht er selbst, durch den kleinsten Umstand an den Gegenstand seiner übeln Stimmung erinnert, dieser anheimfalle, hatte er die Wahrheit dieser Bemerkung schon durch die That bewiesen.

Gerne hätte er Rittern das Abenteuer jener Nacht mitgeteilt; für seine Person hätte er sich durch dies Geständnis wie durch eine Art Buße erleichtert gefühlt; aber seine Denkart erlaubte ihm nicht, das Wesen, an dem er ohnedies gesündigt zu haben glaubte, auch noch zu kompromittieren. Nun erfuhr er von Rittern, daß sie Julien heute bei Breitung treffen würden. Gab sie ihm Grund — so kam er zum Entschlusse —, gab sie ihm Grund, sich überzeugt zu halten, sie wäre der gespenstische Besuch jener Nacht gewesen, so wollte er ihr Herz und Hand anbieten. Den Zweifel, ob sie es verdiente, der nahe genug lag, wies er zurück als einen Vorwand, den er sich machen wollte, um nur glauben zu können, er dürfte sich lossagen von dem, was er für seine Pflicht erkennen mußte. Daß sein Vater, der bereits eine reiche Partie für ihn hatte, seine Be=

willigung versagen würde, war vorauszusehen. Aber eben das bestärkte ihn eher in jenem Entschlusse, als daß es ihn wankend gemacht hätte. Schon seit einigen Jahren hatte er sich mit dem Gedanken getragen, seiner Lieblingsneigung, der Neigung zur Malerkunst, folgend, ein Geschäft aufzugeben, gegen das er nur Widerwillen empfand, und dadurch zugleich von der Despotie seines Vaters sich zu befreien, die ihm mit jedem Jahre unerträglicher geworden war.

Während er aber seinem rechtlichen Gefühl folgte, nach dem er sich für das Eigentum Juliens ansehen mußte, konnte er sich nur immer weniger verhehlen, daß das Innerste seines Herzens Marien zugehörte. Aber er hatte in diesen Tagen sich gewöhnt, das gute Mädchen für ein Wesen zu halten, das so hoch über ihm stünde, daß seine Liebe es entweihen müßte. Denn sich selbst verachtete er, wenn er an den Stolz auf seinen sittlichen Wert zurückdachte, der seit jener Nacht zertrümmert war; alles Bewußtsein des Edlern in ihm schien ihm eine Selbsttäuschung. Kam nun zu dem allen, daß Ritter, den er liebte und achtete, auf den er das Ideal übergetragen hatte, an das er glauben mußte, wenn er es auch nicht mehr in sich selbst fand, vielleicht schon in den nächsten Tagen ihn verließ, um sich dem gelobten Lande der Kunst, Italien, zuzuwenden, so ist leicht zu begreifen, daß seine Seele, anstatt sie zu beherrschen, ein Raub der mannigfaltigen Eindrücke, von dem einen zu dem andern schwankend, keines klar bewußt werden, keinen tief fühlen konnte.

Unsre Freunde waren kaum noch einen Büchsenschuß von Breitungs Wohnung entfernt, als ein Knecht, der von dem Schlößchen herkam, in der angestrengtesten Eile an ihnen vorbeilief. Nicht lange, so begegnete ihnen ein zweiter, noch eiliger als der erste, und diesem folgte kurz nachher ein Berittener. Ritter rief den Reitenden an, dieser gab vorbeisprengend durch Zeichen

zu verstehn, er hätte keine Zeit, zu plaudern. Allem Anschein nach, sagte Ritter zu Eisenern, kommen wir Breitung jetzt nicht erwünscht. Ist nun jemand, vielleicht er selbst, plötzlich gefährlich krank geworden? — Etwas scheint vorgegangen zu sein, was uns bestimmen könnte, unsern Besuch zu verschieben. Es wird sich ja wohl noch ein Dienstbote finden, der uns Rede steht.

Indem hörten sie seitwärts in den Gebüschen eine leidenschaftlich erhobne Stimme. Nach einigen Lauten, von denen unsre Freunde nicht wußten, bedeuteten sie einige Seufzer oder ein schmerzlich verbißnes Lachen, sagte die Stimme: Gut! gut! so ist er hin. So wird doch alles noch zu Grunde gehn!

Die Stimme klang unsern Freunden wie die Breitungs; einige Augenblicke darauf sahen sie wirklich Breitung aus dem Gebüsche treten. Gesicht und Gebärden paßten zu jener leidenschaftlich erhobnen Stimme. Wie er die Freunde sah, heiterten seine Züge sich auf, er drückte beiden die Hände und hieß sie mit Freundlichkeit willkommen. Diese Freundlichkeit, durch die die mühsam versteckte Bekümmernis dennoch hindurchsah, hatte etwas Rührendes. Er führte die Freunde in seine Wohnung. Seine Frau, der er sie vorstellte, eine stattliche Gestalt mit angenehmen Zügen, begrüßte sie so herzlich als ihr Gemahl, aber mit einer unbefangnen Heiterkeit, die seltsam mit seinem bekümmert feierlichfreundlichen Wesen kontrastierte. Eisenern fiel ein, wie wenig schmeichelhaft Breitung von den Frauen zu sprechen pflegte; er glaubte die Ursache zu begreifen und bedauerte seinen alten Freund, wie er wahrnahm, daß die Frau, ohne die mindeste Rücksicht auf ihres Mannes Stimmung zu nehmen, dessen Gegenwart sie sogar halb und halb ignorierte, sich ihrem heitern Temperament überließ, und verdachte ihm nicht, daß er nun auch seinerseits ihre Gegenwart gar nicht zu bemerken schien.

Unser Eisener saß bei Tische zwischen Julien und Rittern. Die geistige Unruhe gab ihm die äußere Beweglichkeit, der Zwang, den er sich anthun mußte, sein Bewußtsein über den Wogen zu erhalten, die in ihm brausten, das Bestimmte des Weltmanns, das ihm sonst fehlte, und so kam es, daß er äußerlich die Gesellschaft beherrschte, während er innerlich nichts weniger war als sein eigner Herr.

Breitung wurde heiterer, als er das Gespräch auf Marien gelenkt hatte, wie er so gern that, und zwar diesmal, weil ihm die Aufmerksamkeit Eiseners gegen Julien, die so sehr einer wachsenden Neigung glich, mißfiel. Er hatte Eiseners treuherziges Wesen lieb gewonnen, und es war ihm ein Anliegen geworden, seine beiden Lieblinge, Marien und ihn, vereinigt zu sehen, ein Anliegen, das Ritter und seine Frau, und zwar das einzige Anliegen, das seine Frau mit ihm teilte.

Freilich wußten alle drei nicht, wie ihr Lob bei Eisenern gerade die der erwünschten entgegengesetzte Wirkung that, wie sie die Kluft, die er zwischen Marien und sich sah, nur immer erweiterten, obgleich seine Neigung zu Marien an den Schmerzen wuchs, die aus seinen Vergleichungen von Mariens Werte mit seinem Unwerte hervorgingen.

Marie, sagte er, ist nicht zur Liebe geschaffen, nur zur Verehrung. Die Liebe ist ein Bedürfnis und wendet sich nur dem Bedürftigen zu. Diese in sich abgeschloßne Seele wird, wie sie an sich selbst das Bedürfnis nicht fühlt, es auch an andern nicht verstehn. Die Neigung, die um sie würbe, müßte sie ängsten und ihre Nähe meiden machen. Und welcher Mann verdiente auch, daß sie seine Neigung gegen sie erwiderte!

Über die Idealisten, rief Breitungs Frau mit scherzendem Zorn. Ihr armen deutschen Mädchen, glaubt

ihr euch geliebt von dem, der sich mit den Künsten eines Poeten in euer Herz geschlichen, und der der Odem euers engen, treuen Daseins geworden ist? Euch hat er nicht geliebt; ein Schillersches Wahnbild hat seine Phantasie mit euern Zügen überkleidet, und ihr müßt seinen Irrtum büßen. Um seinetwillen habt ihr den Anspruchlosen abgewiesen, der euch selbst liebte, eure Schwächen kannte und euch doch liebte, der euch ein fester Stab geworden wäre, wo jener in seiner Künstlichkeit für sich selbst keinen Halt hat und ihn in eurer Idealität eben sucht. Ihr habt das warme Herz um den warmen Kopf verschmäht. Habt die Liebe zu euch hingegeben um die Verliebtheit der exaltierten Gemütseitelkeit in sich selbst, die sich in euch nur bespiegeln wollte. Gehören Sie auch zu diesen Bösewichtern? In dem Tone, mit dem sie die letzten Worte sprach, war mehr Ernst als Scherz.

Der junge Eisener war noch nicht so verkünstelt, daß ihn nicht getroffen hätte, was von Wahrheit in dem lag, was er eben hatte hören müssen; aber die beleidigte Eitelkeit, die eben durch diese Beleidigung in ihm wieder ins Leben trat, deckte sogleich über den verwundeten Teil die Spinnenwebe der Selbsttäuschung einer großartigen Resignation, daß das Edle verkannt werden müßte.

Wissen Sie, daß in jener Nacht, die wir in Marklinde zubrachten, eine geisterhafte Schöne unter uns gewandelt hat? fragte Breitung, der, wenn er sah, daß das Gespräch sich um ein Thema drehte, das seine Frau interessierte, sogleich etwas jenem ganz Fremdes auf das Tapet brachte.

Eisener wandte unwillkürlich bei diesen Worten seine Augen wie fragend nach Julien, die errötete und ihre Verlegenheit kaum zu bergen wußte. Er erschrak; denn an dieser Gewißheit fühlte er erst, daß er gewünscht

hätte, es möchte anders sein, fühlte er erst, wie er Marien liebte.

Das Gespräch wurde jetzt auf andre Weise unterbrochen. Ein junger Mann, wahrscheinlich Breitungs Verwalter, kam schnell herein. Breitung, der zu erschrecken schien, wie er ihn sah, heftete fragend seine Augen auf ihn. Der Verwalter begrüßte nur ganz eilig die Gesellschaft; er bückte sich zu Breitung nieder und sprach ihm eifrig in das Ohr. Die Umsitzenden verstanden nur die Worte: Wilm sagt, sie haben den Baron im Schierlitzgrunde gefunden, aus einer Wunde blutend.

Breitung erhob sich eilig, stammelte einige Entschuldigungen und entfernte sich hastig mit dem Verwalter. Breitungs Frau knackte währenddes gleichgiltig einige Mandeln, deren Kerne sie mit Julien teilte, der sie dieselben ohne weiteres in den kleinen Mund steckte. Die ganze übrige Gesellschaft war verstört und verlegen. Als der Hausherr immer und immer nicht wieder kam, erhoben sich alle von den Stühlen. Einige empfahlen sich. Auch Ritter und Eisener hatten eben ihre Hüte genommen, als Breitung wieder hereintrat und ihnen mit Aufhebung aller Freundschaft drohte, wenn sie gingen.

Er schien weit heiterer als vorhin und geriet nun im Garten, wohin die Überbleibsel der Gesellschaft ihm gefolgt waren, beim Wein und interessanten Gespräch in jene Stimmung, in der ihn die Freunde als den muntern Breitung vom Marklinder Jahrmarkte wieder erkannten. Seltsam war es, daß in demselben Maße, in dem Breitungs gute Laune wuchs, seine Frau einsilbiger und zuletzt ganz still und nachdenklich wurde.

Endlich war alles Beängstende vergessen, und die jungen Leute begannen zu spielen und zu tanzen.

Ritter unterhielt sich mit der Dame vom Hause, deren gesunder Verstand über einen Reichtum von

Kenntnissen disponierte, der ihn in Verwunderung setzte. Sie mochte gemerkt haben, wie ihr gleichmütiges Benehmen während ihres Gemahls Unruhe und schlecht verhehlter Bekümmernis ihr in Ritters Meinung geschadet hatte. Sie sagte: Es that mir leid, wie ich sah, daß Sie und Ihr Freund durch die Unart meines Mannes leiden mußten, der sich einmal nicht bewältigen kann.

Es giebt, entgegnete Ritter, Lagen und Stimmungen, in denen man sich allem Bemühen zum Trotze nicht bewältigen kann, dann tritt von seiten der andern die Rücksicht ein, die jener zu nehmen nicht mehr imstande ist.

Und was glauben Sie denn, fragte die Dame, ihn mit großen Augen ansehend, das meinem bedauernswürdigen Gemahl widerfahren sei?

Es wäre indiskret, sagte Ritter, hier forschen zu wollen. Einigen Äußerungen nach betrifft seine ängstliche Sorge einen teuern Freund, einen Baron, den ich nicht kenne, und der sich seiner Beobachtung entzogen hat, vielleicht um — nun er soll gefunden worden sein — aus einer Wunde blutend.

Madame Breitung konnte der Übermacht ihrer Lachlust nicht länger widerstehn. Sie nahm Ritters beide Hände und bat ihn tausendmal, ihr zu verzeihen, daß sie über den versuchten Selbstmord des jungen Barons lachen müßte, und lachte immer wieder. Ach der gute Baron, sagte sie, oft vom Lachen unterbrochen, der gute blondbärtige interessante junge Mann; er hatte etwas Melancholisches in seinem Blick, doch schien er sich ganz gemütlich in seinem Pelze zu befinden.

Ritter konnte nicht unwillig auf sie werden, so herzlich bat und lachte sie. Ich will nicht hoffen — sagte er, selbst lachend.

Hoffen Sie immer, entgegnete die Lachende. Schon öfter ängstigte man sich um ihn; Boten flogen ver-

gebens nach allen Revieren der Umgegend — der Baron ist nämlich ein großer Liebhaber der niedern Jagd. Dort sollte er verwundet, dort tot gefunden worden sein, bis er plötzlich und unerwartet aus irgend einer Ecke, wo er sanft geschlafen hatte, mit graziösem Dehnen und leisem Tritte ganz gemütlich in das allgemeine Lamento hereingesponnen kam. Wahr ists, man kann nicht leicht einen schönern Kater sehen, als den Kater Baron. — Man möchte weinen, müßte man nicht lachen, fuhr sie fort, indem sie durch Ton und Gebärde die ungemeine Beweglichkeit der weiblichen Stimmung belegte, muß man dergleichen mit ansehen und anhören. Was soll man dazu sagen? wie sich dabei benehmen? Ich bin ihm nicht sentimental genug, nicht tief genug empfindend, und so denkt und spricht er sich in solche Bekümmernisse hinein, nur um sich selber bedauern zu können und von andern, die die wahre Sachlage nicht kennen, bedauert zu werden, daß er einen Eisblock zur Frau hat. Dazu giebt ihm nun der Kater, den ich, wie er weiß, nicht leiden kann, die schönste Gelegenheit

Während die Dame vom Hause solchergestalt Rittern ihre Not klagte, hatte ihr Gemahl seinen jungen Freund am Arme genommen und ihn einen Laubgang hindurch nach einem Laubholzwäldchen geführt.

Lieber Eisener, sagte er zu ihm, erlassen Sie mir die Versicherungen, daß ich Sie achte und liebe, die ich Ihnen nach Weltart erst machen müßte, um meine Berechtigung zu Wink und Warnung darzuthun; glauben Sie mir jenes unausgesprochen. Freund Eisener, Ihre Weiber! Ihre Weiber! die Sie so hoch verehren; sie werdens Ihnen so schlecht vergelten, wie sie jedem thun, der sie in seinem Herzen achtet. Sie haben kein Gemüt; auch das Tiefste in ihnen ist noch Oberfläche. Ein ganz klein bißchen Engel, ein ganz klein bißchen Teufel, und entsetzlich viel Eitelkeit in eine

Sammethaut eingefaßt — und das Weib war fertig. Sie sind nie etwas, sie scheinen nur. Sie können noch lügen, auch wenn sie lieben, drum ist ihr ganzes Lieben nur Lüge. In dem innigsten Augenblicke, wenn ihr glaubt, ihre Seele habe alle Verhüllung abgeworfen, hängt sie noch einen Schleier mehr über sich. Auch die Wahrhaftesten gestehn nur Fehler ein, mit denen sie kokettieren können, und ich wette, am jüngsten Tage erscheinen sie noch vor dem Weltenrichter in Trickots.

Breitung hatte sich in einen gewaltigen Eifer hineingesprochen; Eisener hielt solche Äußerungen einem Manne zu gut, der dem ganzen Geschlechte die Kälte und Herzlosigkeit vorwarf, die seine Frau, wie Eisener gesehen zu haben glaubte, ihm zeigte.

Breitung fuhr fort: Nehmen Sie sich in acht vor jener kleinen hübschen Schlange. Während sie, wie ich recht gut weiß, alle Angeln ihrer Reize nach Ihnen auswirft und Sie glauben machen will, daß sie Sie liebe, ja vielleicht — wer weiß es denn — wirklich ein wenig in Sie verliebt ist, giebt sie sich mit andern Liebhabern nächtliche Rendezvous. Sahen Sie, wie sie rot wurde, als ich von der Schönen sprach, die als Geist unter uns gewandelt wäre? Mir fiel in jener Nacht auf, daß der junge Jäger, den Sie ja gesehen haben, sich ganz heimlich aus dem Zimmer schlich, nachdem er erst noch fest zu schlafen geschienen hatte. Schon damals kam mir der Verdacht auf Julien, der durch ihr Erröten und ihre Verlegenheit vorhin mir nun zur Gewißheit worden ist.

Eisener schwankte wieder zwischen jenen beiden sich widersprechenden Gefühlen. Er empfand, daß er Julien nicht liebte; denn er wünschte, Julie möchte die Rechte nicht an ihn haben, die sie, war sie jener nächtliche Besuch, an ihn gewonnen hatte; gleichwohl fühlte er eine Aufwallung eifersüchtigen Verdrusses, wenn er

sich dachte, sie hätte dem Jäger in jener Nacht ein Rendezvous gegeben.

Übrigens konnte Breitung vielleicht ihm die Gewißheit verschaffen, ob Julie jener Besuch gewesen wäre oder nicht; um dies zu erfahren und zugleich doch den Anteil seines Herzens an der Frage zu verbergen, sagte er mit dem gleichgiltigsten Tone, dessen er eben mächtig wurde: Ich glaubte, Sie meinten das Fräulein, das bei Vollmond im Marklinder Pfarrhause umgehn soll?

Breitung, der hinter dieser Frage die Absicht vermutete, dem Gespräch einen andern Gegenstand zu geben, ging darauf ein, weil er noch Gelegenheit zu finden meinte, seine Warnung zu wiederholen.

Ja dieses Fräulein, entgegnete er, das bei Vollmond in dem Fenster des Zimmers sich zeigt, neben dem Sie mit Ritter übernachteten — haben Sie es gesehen?

Ritter sagte von dem Spuk, und eine von den Mägden Mariens hat uns seine Geschichte erzählt, antwortete Eisener.

Marie, sagte Breitung, und Eisener wunderte sich nicht, daß sein Wirt von dem Fräulein auf Marien übersprang; an seinem wachsenden Eifer sah man, wie gern er von ihr sprach; Marie ist ein wundersames Kind; wenn man die Ruhe, wenn ich so sagen darf, die Kühle ihres Wesens und das Unbedürftige, Geistige desselben betrachtet — ein Apfel und ein Schnittchen Brot ist ihre gewöhnliche Mahlzeit und völlig zureichend für einen ganzen Tag —, so möchte man fast glauben, sie wäre ursprünglich gar nicht von dieser Erde, sondern etwa auf dem Monde zu Hause, der mehr Einfluß auf sie zu üben scheint, als jene. Schon als Kind war sie ein eignes Wesen; sie sprach eine Sprache für sich, die nur der Eingeweihte oder ein sehr poetischer Mensch verstehen konnte. Alles Leblose war ihr

lebendig: in Blumen, Bäume, Bauwerke, ja sogar in Möbel und Kleider trug sie die Empfindungen einer menschlichen Seele hinüber. Sie vermischte die Sinneseindrücke in ihren Reden auf die seltsamste Weise, sodaß sie von Tönen behauptete, sie sähen rot oder blau, und umgekehrt von den Farben, sie klängen munter oder traurig. Ein Mädchen, einige Jahre älter als sie, die Tochter eines Dorfkrämers, nannte sie das blaue Lied.

Mit dem siebenten Jahre etwa gab zum Erstaunen aller, die wir das Wachstum des lieben Kindes mit Freude und Bewundrung verfolgten, die Neigung zum Spielen und zwecklosen Träumen, die mit so lebendiger, beweglicher Phantasie stets verbunden ist, der jener gerade entgegengesetzten Richtung Raum. Von da begann sie im Leben zu wurzeln mit der ganzen Innigkeit, die ihrem Wesen eigen ist. Schon mit dem zwölften, dreizehnten Jahre besorgte sie das Hauswesen ihres Vaters zur Verwunderung aller, die sie beobachteten. Ein himmlischer Segen schien dabei alles zu begleiten, was sie unternahm; alles wuchs ihr unter den Händen. Vorübergehend wohl konnte sie an den idealistischen Träumen der Dichter und ihrer Bekannten sich erfreuen, aber ihr eigentliches Element war die Wirklichkeit.

Mit dem Beginn der Reise trat ein einziger Einfluß aus jener frühern Zeit wieder in Wirksamkeit, aber nur zeitweise und gleichsam verstohlen. Der Mond war ihr Liebling und ihre Sehnsucht gewesen; als kleines Kind hatte sie stundenlang ohne Abwechslung in den Mond sehen können; war sie krank, so mußte Mutter oder Wärterin sie an das Fenster tragen, durch das sie den Freund ihrer kleinen Seele erblicken konnte. Seit etwa einem halben Jahre hat der Mond den Einfluß, den er sonst auf die Wachende übte, auf ihren Schlaf geltend gemacht. Zur Zeit des vollen Mondes

verläßt sie öfter ihr Lager, kleidet sich an und geht hinauf in das Eckzimmer im Pavillon. Hier steht sie einige Zeit und wendet die geschloßnen Augen dem Monde zu; dann läßt sie den Vorhang herab, entkleidet sich und legt sich in das Bett, das an dem Orte steht, wo sie als Kind zu schlafen pflegte. So wie der Mond die Fenster dieses Zimmers verläßt oder durch die Fenster ihres jetzigen Schlafgemachs scheint, erhebt sie sich wieder, kleidet sich wieder an und kehrt dahin zurück. Sie selbst weiß nichts von diesen Wandrungen und was man gethan hat, sie während derselben zu erwecken, ist vergeblich gewesen. Der Arzt meint, daß diese Anfälle von Mondsucht mit der vollendeten Reife oder wenigstens mit ihrem ersten Kindbette auf immer sich verlieren werden. —

Hier wurde Breitung von dem Durcheinanderschreien vieler Stimmen unterbrochen, die seinen Namen riefen. Er drückte mit einer Art Rührung Eiseners Hand und bat ihn um Entschuldigung, wenn er ihn jetzt auf kurze Zeit sich selbst oder der übrigen Gesellschaft überließe. Wäre Breitung in diesem Augenblicke weniger zwischen Hoffnungen und Befürchtungen geteilt gewesen, die ihm näher lagen, so hätte ihm die Bewegung nicht entgehn können, in die seine Erklärung seinen jungen Freund Eisener versetzt hatte.

Dieser suchte sich die einsamste Stelle des Parkes. Dort lehnte er sich an den Stamm einer großen Buche. Vergebens suchte er die Klarheit über sich selbst, die ihm von Kind auf Bedürfnis gewesen war. Vergebens legte er die fieberheiße Stirn in die kühlen Blätter der Büsche. Sein Herz klopfte so gewaltig gegen den Stamm, den er mit den Armen umschlungen hielt, daß es mit jedem Schlage seinen ganzen Körper zurückdrängend erschütterte.

Es war der Schmerz über den Vorwurf, an allem, was dem Menschen das Heiligste sein muß, sich ver-

gangen zu haben, an der Unschuld selbst, an der Gastfreundschaft, an der heiligen Hilflosigkeit des Schlafes — und doch fühlte er zugleich eine Art Erleichterung, daß nicht Julien, eine Art Freude, daß Marien seine Verpflichtungen gehörten, die er durch jene Vergehen eingegangen war. An dieser Gewißheit reifte seine Liebe zu dem schönen Mädchen, deren Schuldner er sich in so hohem Grade fühlte, zu solch freudiger Stärke, daß ihr Licht jenen Schatten in seinem Gemüte das Gleichgewicht hielt, wenn nicht sie aufwog. Zerstreute Bilder einer schönen Zukunft glitten ihm so schnell vorüber, daß er vergebens sich mühte, nur eins davon festzuhalten. So oft er sich körperlich ruhebedürftig setzte, so oft trieb ihn die Unruhe seiner Seele vom Sitze wieder auf. Ohne recht zu wissen warum, vermied er die Wege; es that ihm wohl, wenn die kühlen Zweige ihm in das heiße Gesicht schlugen. Ein nahes Rauschen lockte ihn — die Unruhe im Menschen gesellt sich gern der Unruhe in der Natur —; nun stand er am Ende des Parkes, vor ihm die zwei Arme der Schierlitz, die sich unlängst getrennt, um sich hier wieder zu vereinigen. Gleich unter dem Vereinigungspunkte rauschte ihr Wasser über ein Wehr, etwas weiter hin in den emsigen Rädern einer Mühle. Ihm gegenüber öffnete sich zwischen weißstämmigen Birken eine liebliche Aussicht. Nette Häuser an einem sanften Hügel hingestreut, drunter der breite Fluß, drüber die violetten Weinberge. Auf einem der größern Häuser ward ein Storchnest, daneben die breite Krone einer riesigen Linde sichtbar. Er mühte sich, zwischen den fernen Häusern und Bäumen ein rosenfarbnes Gewand zu entdecken. Was eine erste Liebe beseligendes haben kann, all das empfand Eisener zum erstenmale und mit der ganzen Innigkeit seines Wesens. Alles andre, was ihm teuer war, fühlte er mit doppelter Lust als das Seine, indem er es über jenem zu vergessen schien.

Seine heiligsten Erinnerungen, seine schönsten Hoffnungen, alle seine Neigungen fühlte er wiedergeboren und verklärt durch diese süßeste. Alle Wonnen seines Lebens umarmten sich in dieser.

Als er endlich sich wieder zu der Gesellschaft fand, hatte diese sich vermehrt. Ein früherer werter Bekannter Ritters, Baron Wildsprung, der ihn zu der Reise, die sie zusammen zu machen gedachten, erst morgen hatte abholen wollen, war schon heute gekommen, weil sein Oheim, der Graf Waldern, ihn gebeten hatte, den letzten Abend vor ihrer Abreise ihm zu schenken und Rittern, von dem er viel gehört, und den er kennen zu lernen wünschte, mitzubringen.

Ritter hatte nur Eisenern erwartet, um von dem jungen Manne, den er liebgewonnen hatte, Abschied zu nehmen. Eisener fuhr mit den beiden bis an den Gasthof im Gebirgsgrunde, wo er sich einlogiert hatte. Gern hätte er Rittern seine neuen Gefühle und Entschlüsse mitgeteilt; er tröstete sich mit dem Briefwechsel, den sie verabredet hatten.

Sie waren an dem Gasthofe angelangt: Eisener stieg aus. Noch ein Händedruck, und bald verschwand Ritter dem Freunde in den Staubwolken der frequenten Straße, die an heißen Tagen pilgernden Naturfreunden den wunderschönen Grund gänzlich verleiden.

4

Eisener war noch nicht lange auf seiner Stube, als eine dunkle Wolke, die den ganzen Nachmittag drohend still gestanden, sich zu ergießen begann. Der Regen wurde immer stärker, die Wolke schien sich ganz in den Grund hinein legen zu wollen. Eisener konnte

durch die dichten großen Tropfen, die der Sturmwind durchwirbelte und in gedankenschnellem Wechsel lichter und dunkler vor seinen Augen hin und hertrieb, auch die Umrisse des nahen gegenüberstehenden Thalufers nicht erkennen. Auf der Straße unmittelbar unter seinen Fenstern eilten Obdachsuchende in groteskem Aufzug, Tücher oder Teile der untern Kleidung über den Kopf gezogen, aufgeschürzt, so hoch man es mit der Notwendigkeit entschuldigen zu können sich getraute, mit sich allein hinreichend beschäftigt oder einen Teil seiner Sorge Kindern, Alten oder dem Vieh zugewandt, das man eilig einem Thorwege oder, konnte man diesen nicht schnell genug erreichen, dem ausgebreiteten dichten Laubdach einer Buche zutrieb oder zog, im Vorbeieilen nach Temperament oder augenblicklicher Stimmung, Tracht und Eile an sich oder den andern belachend, klagend oder fluchend. Eisener hatte die Stirn an das Fenster gedrückt und sah mit dem einen Auge in sich hinein, mit dem andern auf die Straße, dort Flucht und Verwirrung wie hier. Aus der Gedankenlosigkeit, in die er verfallen war, riß er sich mit Anstrengung auf, um von neuem in sie zu verfallen.

Jetzt endete der Regen so plötzlich, wie er begonnen hatte. Der Himmel glänzte rein und freundlich wie vorher, am Horizont rosig angehaucht von der Abendsonne. Der leise Luftzug vermochte kaum die letzten Tropfen von den schweren Blättern zu schütteln; nach immer längern Zwischenräumen ließ sich der eigentümliche Laut vernehmen, den der fallende Tropfen hören läßt, indem er Laub und Äste spritzend streift oder auf der Fläche eines Blattes zerspringt, von dem Rauschen des Blattes begleitet, das der Erschütterung einen Augenblick leise wiegend nachzittert.

Eisener hatte das Fenster geöffnet. Der Staub, der sonst die Luft des Grundes verdickt und den Augen wie den Lungen beschwerlich fällt, war durch den

Regen niedergeschlagen worden; die gereinigte, erfrischte Luft, die warmen Töne des Abendhimmels, die durch die feinen, zart und bräunlich umkräuselten Birkengipfel auf den Höhen der gegenüberstehenden Bergwand leuchtete; der rötliche Abglanz auf dem schmalen Streifen des Baches, den die Schatten der Erlen noch unverhüllt lassen mußten, und auf dem überdies noch frühlingsbraunen Wiesengrund lockten Eisenern aus dem Hause.

Unwillkürlich schlug er die Richtung ein nach Marklinde. Mit jedem Schritt wurde seine Stimmung heiterer. Während er mit seinem Innersten selig bei Marien war, sagte er vor sich hin: Jedem andern ist die Natur ein Ding, eine Sache für den Nutzen oder für das Vergnügen, dem Germanen ist sie eine Person, die mit ihm empfindet, wie er mit ihr. Von seinem innern Reichtum leiht er die Seele, deren Sympathie ihn tröstet, erheitert, erhebt; sie ist sein Echo, sein Spiegelbild, das ihm als ein Selbständiges entgegentritt, und so ist seine Zusammenstimmung mit der Natur nur seine eigne innere Harmonie. Wer diese Harmonie aus sich herausgetrieben hat, der findet sie auch außer sich nicht mehr; wer sich der Natur nicht verschließt, dem verschließt sich auch die Natur nicht.

So sprach er vor sich hin und schien nicht an Marien zu denken; aber es war eine innere Gewißheit seines Glücks, die durch jedes ruhige Wort klang, und so erzählte doch die ganze Rede nur von Marien, deren frieden und freudegebendes Bild die leidenschaftlichen Selbstanklagen, mit denen er vor ganz kurzem noch sich zu peinigen Behagen fand, zum Schweigen gebracht hatte. Der Entschluß stand fest in ihm, nicht als Ergebnis einer Wahl, sondern als etwas, was sich von selbst versteht und gar nicht anders sein kann: Marie wurde sein. Der Alte schlug einen Schwiegersohn, an dessen Persönlichkeit er sein Gefallen bezeigt

hatte, und der überdies ein sehr reicher Erbe war, so wenig aus, als Eiseners Vaters seinem Sohne gegen das Versprechen, dem Geschäfte von nun an mit ungeteilter Seele zu leben, zu einer solchen Verbindung seinen Segen vorenthalten konnte. Mariens war er gewiß, ohne sagen zu können, ja ohne sich zu fragen, warum. Kurz, er sah keine Schwierigkeit, kein Hindernis; und das bedeutendste würde ihm in dieser Stimmung leicht übersteiglich geschienen haben.

Eisener blieb, eben als der Mond aufging, an einem Häuschen stehn, vor dem ein alter Bauer auf einer Rasenbank saß und durch den Dampf seiner Thonpfeife behaglich vor sich hinsah. Mit freudiger Überraschung erkannte er, dem Augenmaße nach kaum fünf Minuten entfernt, die breite Krone der wohlbekannten Linde, links davon das rote Ziegeldach. Ist das Marklinde? fragte er den Bauer, obgleich er den Ort recht gut erkannt hatte; das eine glänzende Fenster mußte es sein, an dem die Erscheinung jener abenteuerlichen Nacht gestanden und in den Mond gesehen hatte, der damals, wie jetzt, von ihm wiederschien.

Der Alte antwortete. Eisener hätte wohl die ganze Rede überhört, die jener mit der freundlichen Geschwätzigkeit des Alters an die kurze Antwort anhing, hätten nicht die Worte: Dort wird bald Hochzeit sein, seine Aufmerksamkeit getroffen. — Nun dort im Pfarrhaus, entgegnete der Alte. Und woher wißt ihr das schon? fragte Eisener verwundert. Der Alte entgegnete: Der junge Herr Jansen ist ja ganz versessen auf die Mamsell. Jansen — Mamsell — wiederholte Eisener und wunderte sich nun über sich selbst, wie er hätte glauben können, der alte Bauer wüßte um das, was er noch als Geheimnis in seinem Herzen trug.

Der junge Herr Jansen, sagte der Bauer, ist Kontrolleur da drüben in dem Kohlenwerke; er ist fast jeden Tag bei dem Pastor, und die werden gewiß ein

Paar. Wer ist denn die Mamsell, von der er spricht? fragte Eisener, indem es ihm war, als müßte er eine andre Antwort hören, als die er, wie er wußte, hören würde, wenn er es nur fest wollte. Aber der Alte erwiderte dennoch ganz ruhig: Was denn sonst für eine — und wurde freundlicher, je länger er von ihr sprach — was denn sonst für eine, als die Mamsell Marie vom Herrn Pastor. Er ist ein hübscher, guter Herr, und ich gönne ihr ihn von Herzen, denn sie verdient noch einen bessern, mit allem Respekt vor dem Herrn Kontrolleur, und es ist keiner im Lande, der zu gut für sie wäre. Wär ich der Herr Pastor, ich hielte mit ihr zurück; es kommt schon noch einmal einer, der gut bietet. Sie ist ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke.

So seltsam ist der Mensch, daß das müßige Geplauder eines fremden Alten von der möglichen Hochzeit unsern Eisener herab aus seinen Himmeln warf und sein „Sie ist ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke“ ihn wieder hinaufhob.

Der Alte sagte: Wenn ich der Herr wäre, ich ginge die paar Schritte noch bis zum Herrn Pastor; die Leute sind freundlich und bewirten jeden Fremden gern. Und sie könnens auch, setzte er hinzu, indem er seine Pfeife an der Fläche der einen Hand ausklopfte; die könnens auch, denn wo die Mamsell Marie wirtschaftet — Gott behüte sie; ich will sie nicht beschreien —, da fehlts nie.

Der Alte wünschte eine gute Nacht und trippelte die Stufen, die unter einem schiefwinkligen Vorbau von ungeschälten Stämmen und halb ausgewaschenem Lehm in sein Häuschen führten, hüstelnd hinauf. Eisener zog es mit Macht nach dem Pfarrhause hinüber.

Im Gehen sah er, wie eben in der Wohnstube des Pfarrhauses Licht angezündet wurde. Eine Weile

dämmerte es, dann leuchteten die Fenster recht gastlich lockend ihm entgegen. Nun wurde es wieder düsterer, nun wieder heller; das Licht bewegte sich wiederholt nach einem benachbarten Zimmer, dessen Fenster es erhellte, dann wieder zurück in das erste, bis endlich beide erhellt blieben.

Eisener dachte sich die geschäftige Marie mit dem Lichte in der Hand, sah vom Schein der flatternden Flamme die Finger der vorgehaltenen Hand und die lieblichen Züge rosig umzittert, malte sich selbst mit auf das trauliche Phantasiebild, wie er behaglich sitzend dem wirtlichen Treiben des schönen Wesens zusah. Als er an der Thür angekommen war, stand es fest in ihm, noch heute müßte über seine Zukunft entschieden werden, und die Entscheidung könnte nur so ausfallen, wie er hoffte, wie sie ausfallen mußte, sollte er nicht so unglücklich werden, als er im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit seiner Hoffnungen sich glücklich fühlte. Es handelte sich hier nicht allein um den Besitz des geliebten Mädchens, es handelte sich um die Möglichkeit, durch Liebe und Aufopferung gut zu machen, was er an ihr verbrochen hatte.

Er hatte die Hausthür geöffnet. Im Hausflur bewegte sich ein Licht, er hörte durch die angelehnte Stubenthür ein Durcheinander von leisem Flüstern, eiligen leisen Schritten; die Thüren in die Küche und Kammern an der Wohnstube wurden leise in das Schloß gedrückt und wieder ebenso leise geöffnet. Es war bei aller Bemühung, auch den mindesten Lärm zu vermeiden, etwas Rastloses, Wirres in alledem; es schien gar nicht, als ob Mariens ruhige Klarheit hier hauste.

Um nicht absichtslos zum Lauscher zu werden, trat er vernehmlich in die Stube, die nur erst von eiligen Schritten verlassen worden war. Ihm gegenüber über einer nur angelehnten Thür hing die alte Schwarz-

wälderuhr, unter ihr links Mariens runder Strohhut mit dem Rosabande; auf dem alten Klavier zwischen der Thür und dem Fenster standen einige Blumentöpfe mit Epheu, dessen Ranken sich um eine Art Spalier, aus Tannenspänen geschnitzt, gelehrig schmiegten. Über dem braunen Sekretär des Pfarrers hingen eine Anzahl Schattenrisse um das Porträt eines alten Leipziger Professors der Theologie gruppiert. Zwei Weinreben waren durch das Luftloch in die Stube hereingezogen; die eine rankte sich folgsam durch die Maschen von Bindfaden an der Decke hin; die andre hatte sich frei gemacht und hing innen am Fenster herab, als wollte sie sehen, wie Mutter und Schwestern draußen sich gehabten.

Ein männlicher, aber leiser Tritt näherte sich; ein junger Mann trat herein; Eisener erkannte in ihm seinen Tischnachbar und Bekannten vom Marklinder Jahrmarkte; indem ihm einfiel, welche Verehrung der junge Mann Marien damals gezeigt hatte, war er gewiß, es wäre kein andrer als Herr Jansen, der Beamte bei dem Kohlenwerke, derselbe, den ihm der alte Bauer als wahrscheinlichen Eidam des Pastors genannt hatte. Herr Jansen sah sehr blaß aus, der Ausdruck seines Gesichtes, mit dem er Eisenern die Hand gab, erschreckte diesen.

Ich will nicht hoffen, sagte Eisener, daß ich unsern freundlichen Pastor krank finde, vielleicht gar —

Krank mag er wohl sein, entgegnete Jansen mit gedämpfter Stimme, krank am innersten Herzen. Marie ist gestorben.

Wie ein elektrischer Schlag zuckte es durch Eisenern hin; im Augenblicke darauf fühlte er eine seltsame Gleichgiltigkeit, wie wir sie wohl mitunter im Traume bei Dingen empfinden, von denen wir heftig ergriffen sein sollten, und uns deshalb wundern über uns, ja uns Vorwürfe machen. Dabei war ihm, als könnte ja Marie gar nicht sterben oder gar schon gestorben sein.

Es kam ihm selber seltsam vor und als etwas, was nur im Traume geschehen könnte, wie er immer leise und ruhig vor sich hinsagte: Das ist Betäubung, was du für Ruhe hältst; der Schmerz kommt nun erst.

Sie kommen wie gerufen, fuhr Jansen fort; bei des Pastors heftigem Wesen ist das Schlimmste für ihn zu fürchten. Er hat getobt wie wahnwitzig; nun ist er aus Mattigkeit ruhig; sehen Sie selbst —

Er führte Eisenern durch die Thür unter der Schwarzwälderuhr, neben Mariens Strohhut. Eisener stieß an den Hut; der Hut fiel herab. Beide bückten sich, ihn aufzuheben; wie Eifersucht wogte es einen Augenblick in Eisenern auf; so lang empfand er den ganzen Schmerz, den ihm der nächste Augenblick wieder in die gleichgiltige Ferne einer lange vernommenen und halb wieder vergeßnen Erzählung oder eines Traumes entrückte, dessen man sich nicht deutlich mehr erinnern kann.

Da lag Marie in ihrem rosenfarbnen Kleide, in dem er sie jenen Morgen gesehen, mit über der Brust gefalteten bleichen Händen, das Gesicht durchsichtig und geisterhaft schön; zu ihren Füßen quer über das Bette hingeworfen der Pastor, ebenso bewegungslos; seine Hände faßten krampfhaft in die Decke, und von Zeit zu Zeit zuckte eine Bewegung über seine Gestalt hin, als wollte der Schmerz, der alle ihre Muskeln zum Widerstande gespannt hatte, sich im Schluchzen lösen.

Eisener setzte sich, die Kniee versagten ihm den Dienst, auf einen Stuhl am Bette; eine seltsame Kühle fühlte er durch seinen ganzen Körper sich verteilen. Jansens Worte hörte er, ohne ihren Sinn zu fassen, wie aus der Ferne hallend.

Sie war ein seltenes Wesen, sagte Jansen, und es war kaum zu bestimmen, ob er zu Eisenern sprach oder zu sich selbst. Vor der Ruhe und Klarheit ihres Daseins konnte keine leidenschaftliche Täuschung auf=

kommen. Weil immer die Sache in ihrer wahren Gestalt vor ihrem ungetrübten Blicke lag, so konnte sie niemand unrecht thun und das Unrecht, das sie litt, leicht verzeihen; dann war sie nur über die Reue betrübt, die das andre, wie sie ja wußte, empfinden mußte, wenn es endlich auch zur Besinnung und Einsicht kam. Und niemand wurde es leichter, einem Irrenden zur Einsicht in seinen Irrtum zu verhelfen, als ihr, weil niemand so leicht als sie die Eitelkeit ihres Ichs fallen lassen und sich in das innerste Wesen eines andern versetzen konnte als sie. Sie war nie unzufrieden; fehlte ihr etwas, so freute sie sich desto mehr über das, was sie hatte. So bat sie auch als Kind nie um etwas, was die Eltern ihr hätten abschlagen müssen. Was sie von sich selbst mit Strenge forderte, nahm sie von andern als ein Geschenk; so verzieh sie allen, nur sich nichts. Hatte sie ein Bedürfnis, so war es Thätigkeit, Sorge um die Ordnung und Nahrung des Hauses, um die Zufriedenheit und das Gedeihen seiner Bewohner. Wo sie lieben konnte, war sie glücklich und daheim; doch selbst die Liebe zu ihrem Vater sprach sich nie leidenschaftlich und stets mehr in unermüdeter Aufmerksamkeit und Sorge auch für das kleinste Bedürfnis, das nur sie erraten konnte, als in lebhaften Bezeigungen aus. Überall ging sie den nächsten Weg, gleich entfernt von weit Ausholen als von Übereilung und Zufahren. Wo man glaubte, es wäre erst die Vorbereitung, war die Sache selbst schon fertig. Sie vermäntelte nicht; was andre durch Verstecken erst recht sichtbar, durch Schonung erst beleidigend, durch Milderung auffallend machen, sagte sie gerade heraus, aber so, daß man gestehn mußte, das Zartgefühl wäre am besten dabei gefahren. Das einzige, was ihr zu fehlen schien, das Weiche, Anschmiegende, Weibliche, hat ihrem Bilde der Tod gegeben, der ihr das, was sie besaß, raubte. Seit dem letzten hiesigen Jahrmarkte

war sie verändert, in jener einen Nacht schien die Blume der Weiblichkeit, die in dem zu ruhigen, zu klaren, kalten Bilde geschlummert hatte, zauberschnell zu Knospe und zu duftender Entfaltung zugleich erwacht. Wer hätte geahnt, daß dies Phänomen nur der Vorbote eines baldigen, eines zu frühen Todes sein sollte!

Seit jener Nacht? fragte Eisener voll Angst.

Seit jener Nacht, entgegnete Jansen, ohne zu bemerken, was Eiseners totenbleiches Gesicht von den Bewegungen seiner geängsteten Seele erzählte.

Jansen wurde hinausgerufen.

Seit jener Nacht, wiederholte Eisener, indem er sich bemühte, den ganzen Sinn zu fassen, der für ihn in diesen Worten lag.

Jetzt erhob sich der Pastor und zeigte Eisenern ein Gesicht, vor dem dieser erschrak. Er wandte es in die Höhe, streckte die krampfhaft geballten Hände nach oben; seine Stimme und Sprache, leise und accentlos, fast gleichgiltig klingend, kontrastierten seltsam mit der Leidenschaftlichkeit seiner Gebärden und dem Inhalt seiner Worte.

Warum gabst du mir sie, wenn du mir sie wieder nehmen wolltest? Warum mußt ich leben, wenn ich an dem Leben verzweifeln sollte? Ich habe mich nicht in das Leben hereingedrängt; wer gab dir das Recht, mich zu schaffen? Ich wollte nicht sein; du brauchtest ein Dasein, das du zu deiner Lust zerschmettern konntest, und so werden wir und — sollen dirs noch danken?

Eisener graute vor dem Treiben des Pastors, dessen Verzweiflung er für sein Werk ansah. Er wagte nicht, die schöne Leiche durch einen Blick, wie er meinte, zu entweihen, eh er die Stube und das Haus verließ und sein Herz voll Kummer und Gewissensangst hinaustrug in die schöne Nacht, so schön und heiter, als gäbe es keinen Kummer auf der Welt.

Er taumelte gegen einen Baumstamm; der Schmerz brachte ihn wieder zu sich. Er hielt sich an einem Aste fest. Sie war so sehr die Unschuld selbst, sagte er zu sich, daß die bloße Berührung eines Elenden, wie du bist, sie töten mußte. Und es fehlte eben nur noch, daß du, der Verbrecher an dem Heiligsten, an dem Gastrecht, an der Unschuld, an der Hilflosigkeit des Schlafes, dich hassen mußt als ihren Mörder, als den Buben, der ein glückliches Vaterherz dem Kummer, der entsetzlichsten Verzweiflung preis gab.

Die ganze Nacht brachte unser armer Freund im Freien zu, bald ruhig stehend, um sich so recht in die selbstmörderische Lust zu versenken, die ihm diese Vorwürfe gewährten, dann, von körperlicher Unruhe und Angst getrieben, mit Hast dahineilend, als wollte er sich selbst entfliehn. Er wünschte, toben zu können wie der Pastor, nur um des Bewußtseins ledig zu werden, das ihm unermüdlich mit kalter Deutlichkeit entgegenhielt, was als überdachte, berechnete Bosheit betrachtet, wie ihn jene Lust zu thun trieb, eine stärkere Seele als die seine zerbrechen mußte.

5

Wäre Eisener nicht schon am Morgen jener Nacht voll Herzensangst und Gewissensbisse auf der Reise nach Amerika gewesen, es wären ihm Jahre des Kummers erspart geblieben. Ob er dabei gewonnen hätte?

Einmal muß der idealistischen Lüge in uns, wir seien alles das, wozu wir höchstens die unausgebildeten Anlagen besitzen, die glänzende Larve abgerissen werden, damit wir wahre und gute Menschen werden können. Wir müssen an uns selbst überzeugt werden,

wie schwach der Mensch ist, damit wir einsehen, man müsse bei der Beurteilung des Einzelnen ihn nicht an das Maß der ganzen Menschheit, des Idealen, halten; wir müssen aber als Sieger aus jenem Verluste hervorgehn, daß wir an uns das Göttliche, was dennoch in dem Menschen lebt, erkennen und den Menschen mit seinen Schwächen lieben lernen.

Der Idealismus junger Menschen ist Eitelkeit. Mit einer gewissen Willkürlichkeit kann der Jüngling für jedes sich enthusiasmieren, er braucht es nur mit seiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen. Und was sagt dieser Eitelkeit mehr zu, als die erhabne Verachtung, mit der er von der Höhe einer schmeichelnden Selbsttäuschung auf das Wirkliche und Menschliche als auf das Gemeine herabsieht? Er verlangt das Ungeheure von andern, nicht weil er es selbst leistet — nein — weil er es sich nur zutraut.

Und was traut er sich nicht zu! Wer hat nicht in jenen Jahren, wenn sein Kopf erwärmt war, in Gedanken unterdrückte Länder befreit, den Tyrannen in das Gewissen geredet auf die wahrscheinliche Gefahr hin, seinen Mut und sein Rechtsgefühl mit dem Leben zu bezahlen? Und wenn wir uns nicht leugnen konnten, daß unser Vollbringen so unendlich weit hinter unserm Wollen zurückblieb, so waren es die Umstände, das Schicksal, deren Ungunst wir anzuklagen hatten; im schlimmsten Falle setzten wir schon ein Verdienst in das Wollen, in das Wollenkönnen; unsre Eitelkeit brachten wir jederzeit ins Sichere.

Jeder Mensch hat wenigstens eine Stelle in seinem Charakter, an der seine Selbstbeobachtung vorsätzlich mit geschloßnen Augen vorübergeht. Wir fühlen, daß uns zu wenig bliebe, wollten wir alles das von uns nehmen, was, wenn wir es nur genau ins Auge fassen wollten, sich als unhaltbar ausweisen würde.

Ja, wir dichten uns als ideale Ergänzungen sogar

Schwächen an. Eine solche ist der erhabne Zorn, von dem der zu weiche und sanfte so gern andern und sich selbst erzählt, daß er hineingeraten könne und bei Gelegenheit wohl schon hineingeraten sei; und er spricht sich in das Gedicht bis zur eignen, bleibenden Illusion hinein.

Die Skepsis, die, wenn sie kommt, nach dem Enthusiasmus, und als sein Gegensatz aus ihm geboren, kommt, ist die große Ausbildungskrankheit unsers innern Menschen und die Bedingung dieser Ausbildung. Wir müssen an unserm eingebildeten Werte verzweifeln, um unsers wirklichen gewiß zu werden. Der Eigennutz der Eitelkeit ist der Schmutz, der durch diese Gärung aus dem Organismus des innern Lebens herausgeworfen werden muß. Was der Mensch vorher von andern verlangte, ohne zu wissen, ob er selbst es leisten könnte, das wird er nun leisten, ohne es von andern zu verlangen. Wie sonst all sein Begehren danach hintrieb, geliebt, bewundert, beweint zu werden, ist es ihm nun eine stille Lust, zu lieben. Wie er vorher tyrannisch, was ihm begegnete, sich assimilieren wollte, so achtet er nun in jeder Richtung die Berechtigung, die aus der Natur des Individuums organisch hervorgeht.

Das Höchste, wozu er sich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu sterben; jetzt erhebt er sich zu dem Größern, für etwas ruhmlos zu leben.

Wenige Menschen nur besitzen diese Innigkeit, der es keine Selbstverleugnung ist, sich selbst zu verleugnen, als Natur; Marie gehörte zu diesen.

Es war ein Scheintod gewesen, der den jungen Eisener mit Qualen belastet durch die Welt jagte, was Mariens heftigen Vater vergessen ließ, was er sich und seinem Stande schuldig wäre, und dem wohlmeinenden Jansen Gelegenheit gab, seine Teilnahme an der Familie des Pastors thätig zu zeigen. Marie erwachte

von dem Starrkrampf, der sie zwölf Stunden lang ihrer ganzen Umgebung hatte tot erscheinen lassen.

So heftig vorher des Pastors Schmerz, so über alles Maß erschien jetzt seine Freude. Jansen behielt seine männliche Mäßigung. Auch schien man zur Freude gar noch nicht berechtigt, denn Marie erlangte ihre vorige blühende Gesundheit noch nicht wieder und kränkelte fort und fort, bis der herbeigerufne Arzt erklärte, hier würde im guten Falle nur die Hilfe der Hebamme nötig werden, nicht die des Arztes. Man kann denken, wie das heftige Gemüt ihres Vaters diesen Ausspruch aufnahm. Sein Zorn wendete sich zuerst gegen den Arzt, und da der Zustand Mariens bald keinen Zweifel mehr gegen die Wahrheit jenes Ausspruches zuließ, gegen das gute Mädchen selbst, die geglaubt hätte, was sie fühlte, was man ihr sagte, wäre nur ein lebendiger, schwerer Traum, wenn nicht die mehr als kränkende Behandlung von seiten ihres Vaters sie nur zu unsanft von der Wirklichkeit ihrer Lage überzeugt hätte.

Daß sie Mutter werden sollte, erschien ihr so seltsam und wunderlich, daß sie sich selbst wie eine andre vorkam oder wie plötzlich in eine andre Welt versetzt mit fremden Menschen, Tieren und Bäumen. Der Klang ihrer eignen Stimme, der Ton der Glocke schien ihr ein andrer, fremder.

Nicht viel anders ging es allen denen, die Marien zu kennen geglaubt hatten, bei der unerwarteten Nachricht von ihrem Zustande. Breitung, ihr wärmster Freund, kam nach Marklinde, um sich selber von der Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, dem er keinen Glauben schenken wollte.

So sehr es ihn schmerzte, sich gestehn zu müssen, daß er sich in ihr geirrt hätte, nahm er doch ihre Partei gegen ihren Vater, um diesen zu milderer Behandlung der Gefallnen zu stimmen. Was geschehen

ist, sagte er zu dem Pastor, läßt sich nicht mehr ändern. Was noch geschehen kann, steht zum Teil in deiner Hand; unmännlich wärs, aus Ärger über den Schaden den Schaden zu vergrößern. Bedenke, daß dem Besten die schwache Stunde schlagen kann, daß diese schwache Stunde sich selbst nur zu bitter straft, und die Gestrafte dein Kind ist, dein einziges, dein unglückliches Kind, dem das heilige Recht auf dein Mitleid, auf deinen Beistand zusteht.

Dem Pastor zuckte es um den blassen, eingekniffnen Mund, und es lag in den Worten, die er an Marien richtete, und darin, daß er sie an Marien richtete, die Antwort an den Freund und die Größe der Erbitterung, die nur ihren Gegenstand im Auge hat. Ich will ruhig sein, sagte er; ich will nicht einmal einen Vorwurf machen — es ist mein Tod, und ich will thun, als wär es nichts — siehst du, ich lasse dichs nicht mit einer Miene entgelten, daß du, du mich alten Mann um sein ganzes Lebensglück gebracht hast, du, die gerade — siehst du, ich unterdrücke alles, was ich dir sagen könnte, weil dein Wohl mir mehr am Herzen liegt, als mein eignes, das du zertrümmert hast — Gott verzeihe dirs, wenn er kann. Siehst du, ich rede wie ein Kind mit dir, als hättest du — siehst du, ich will thun, was kein gekränkter, gemordeter Vater mehr thut, ich will deine Ehre zu retten suchen; sage, von wem es ist; und wärs der geringste Knecht, und wärs mein Feind — ich will nichts dawider haben, wenn du ihn heiraten willst.

Marie sah ihn freundlich an; sie fühlte es ja so bestimmt in ihrem Herzen, daß eine Zeit kommen würde, wo ihr Vater bereuen müßte, sie so lieblos behandelt zu haben; sie fühlte das so lebhaft, daß ihr war, als könnte schon jetzt ihre Freundlichkeit, ihr Bezeigen, als hätte sie den Schmerz ja gar nicht empfunden, den er sich würde vorwerfen müssen, ihr zu-

gefügt zu haben, seine Reue lindern. Aber dieses Lächeln reizte den Pastor nur noch mehr, der es mißverstand, und machte Breitung an seiner Schützlingin vollends irr. Vater, sagte sie, ich weiß ja, daß du mir nicht so böse sein könntest, wenn du mir nicht so gut wärst, als du bist. Sonst könnt ichs auch nicht ertragen. Ach, glaube mir doch, daß ich dir nie etwas verheimliche: wie könnt ichs gerade jetzt thun, wo ich so recht sehe, wie lieb du mich hast.

Der Pastor überwand sich mit einer Stärke, die Breitung ihm nicht zugetraut hatte. Sein Lachen nur zeigte die Bitterkeit, die es verheimlichen sollte, wie er sagte: Du thust wohl daran, von Liebe zu sprechen; das ist so Sitte, wenn man keine wirklich empfindet. Warum sagst du aber nicht — glaub ich das eine, glaub ich wohl auch mehr —, die ganze Geschichte sei aus Liebe zu mir geschehen, um mir eine unverhoffte Freude zu machen. Er lachte bei diesen Worten krampfhaft auf; man konnte dies Lachen für ein Schluchzen halten. Breitung fühlte sich erleichtert, wie Jansen jetzt den Pastor um ein Gespräch unter vier Augen bitten ließ, da jenes Lachen das Vorwort schien zu einer Szene, die bei Mariens Angegriffenheit nur üble Folgen nach sich ziehen konnte.

Beste Marie, sagte Breitung, als der Pastor das Zimmer verlassen hatte. Sie wissen, daß ich Sie lieb habe und immer lieb gehabt habe, als wären Sie mein eignes Kind; und täusch ich mich nicht sehr, so besaß ich dafür seit Ihrer frühsten Kindheit Ihr unumschränktes Vertrauen. Wenn ich kam, eilten Sie mir entgegen; Ihre kleinen Sorgen wie Ihre Freuden wußt ich, eh ich noch in die Stube trat. Und war es irgend möglich, so half ich Ihren Sorgen ab. Ich bin noch der Alte. Vertrauen Sie mir, sagen Sie mir, was Ihr Herz beschwert, und es wird alles gut.

Marie sah ihn mit der ganzen Freundlichkeit ihrer

gutmütigen Augen an, und ihr blasses Gesichtchen schimmerte einen Augenblick in dem frischen Jugendrot, in dem es sonst geblüht. Ach werden nur Sie nicht irr an mir, sagte sie, indem sie die gefalteten Hände wie ein Kind zu ihm aufhob; ich will ja alles tragen, was so unvermutet über mich gekommen ist, ich weiß nicht, wie; werden nur Sie nicht an mir irr, nur Sie nicht!

Das will ich nicht, das werd ich nicht, entgegnete Breitung; Sie selbst müßten mich irre machen, wenn ich es werden sollte. Und so lassen Sie uns nicht unnötig die Zeit verlieren. Ihr Zustand erspart Ihnen einen Teil Ihres Geständnisses. Sie brauchen mir nur einen Namen zu nennen. Hat sein Besitzer Ihre Neigung noch — Ihr Vater legt Ihrer Verbindung nichts in den Weg, und die Sache ist gut. Sind Sie ein Opfer der Gewalt oder der List geworden, sprechen Sie nur; Ihr Vater wird Sie eine Schuld nicht länger entgelten lassen, die nicht die Ihre ist.

Ach, ich fürchte, sagte Marie, wenn ich Ihnen antworte, glauben Sie mir nicht, und doch kann ich nicht anders sagen.

Breitung verstand dies so, als möchte sie den Mann nicht nennen, weil sie sich seiner schämen müßte. Sollte er sich so sehr in Marien getäuscht haben? Es stiegen ihm Vermutungen auf und wurden ihm zur Wahrscheinlichkeit, über die er noch vor einer Viertelstunde sich selbst gezürnt haben würde. Kaum und erst nachdem er in ihre offnen, treuen Augen gesehen hatte, konnte er den väterlich freundlichen Ton wieder finden, in dem er fortfuhr: Sprechen Sie nur, Marie; ich will Ihnen glauben; denn mich dürfen Sie nicht täuschen, mich können Sie nicht täuschen!

Ach, daß ich sprechen soll, sagte Marie, indem sie ihn ängstlich fragend ansah, zeigt mir schon, daß Sie

mir nicht glauben — und ich kann doch nichts sagen; ich weiß ja selbst nicht, wie das alles kam.

Breitung empfand bei diesen Worten einen Widerwillen gegen Marien, der nah an Verachtung streifte. So war Marie von Kind an eine Heuchlerin gewesen. Er hatte, von der Gleisnerin getäuscht, ein Wunder in ihr gesehen und war diesem ein so übereifriger Apostel gewesen, daß sie nun ihm zutrauen konnte, auch das Unglaubliche würde er, ginge es nur von ihr aus, glauben. Er konnte, wie viele gutmütige Menschen, alles verzeihen, nur nicht, für dumm gehalten zu werden. Und diese Heuchlerin traute ihm so wenig Klugheit zu, daß sie erwarten konnte, er würde die Verehrung so weit treiben, daß er sie durch eine übernatürliche Einwirkung in den Zustand versetzt glaubte, der allein schon den schlichtesten Menschenverstand zu einer entgegengesetzten Meinung von ihr bewegen mußte, als die sie von ihm erwartete. Der Ausdruck ihres Gesichtes, ihres ganzen Wesens, wie sie so gespannt auf seine Antwort und doch bei aller Ängstlichkeit so zutrauensvoll und ihrer selbst gewiß nach ihm aufsah, mußte, da die Gründe gegen sie überwogen, als Kunst erscheinen und den Verdacht, den er hätte widerlegen müssen, nur vergrößern.

Schien ihr der einzige Freund, auf dessen Teilnahme wenigstens sie hatte rechnen zu dürfen geglaubt, entfremdet, so zeigte sich ihr ihr Vater, der eben wieder eintrat, wider Erwarten desto freundlicher.

Herr Jansen, sagte er, hat um dich angehalten, und nun weiß ich endlich trotz aller Geheimthuerei, wie die Sache steht. Konntest du es nicht sagen, thörichtes Ding, was zwischen euch vorgegangen war? Gut ist es freilich immer nicht, doch weit besser, als du mich fürchten machtest, daß es wäre. Konntet ihr nicht, fuhr er wie in einer Anwandlung heitrer Laune fort, entweder später küssen oder früher reden? Zumal da

ich eure Verbindung, wußt ich um euer Verständnis, weder verhindert noch verzögert haben würde?

Marie sah ihren Vater ängstlich gespannt an, dann sagte sie, und es schien weniger eine Antwort als eine Frage: Er hat mir die Hand geküßt am vorigen Markte. Sie versuchte in des Vaters Antlitz die Antwort auf die Frage zu lesen, die sie sich bei diesen Worten gedacht hatte; auf den Ausdruck von Unglauben, dem sie darauf begegnete, und den sie als eine Verneinung deutete, fuhr sie lebhafter fort, als sie sonst zu reden gewohnt war: Nie hab ich das, wovon du sprichst, nie hab ich das gethan!

Der Pastor begann zu zweifeln an dem, was er sich so leicht überredet hatte, weil er wünschte, es möchte so sein. Die neue Ungewißheit machte den lebhaften Mann ungeduldig. Soll ich glauben, ein ehrenhafter Mann, als den ich den Kontrolleur kenne, der von keiner Familie der Umgegend als Werber einen Korb zu fürchten brauchte, soll um eine Gefallne werben und ihr Kind als das seine anerkennen wollen können, wenn die Gefallne es nicht durch ihn ist, und das Kind das seine, und so Ehre und Gewissen ihn treibt, ihre Schande mit zu tragen? Und glaubt er es irrig; du wirst die Gelegenheit nicht entfliehen lassen, wieder zu Ehren zu kommen, die sich dir vielleicht nie wieder bietet.

Vater, sagte Marie mit zitternder Stimme, das willst du nicht, das ist nicht dein Ernst. Ich weiß, daß alle, die mir freundlich waren, nun sich von mir abkehren, als hätt ich etwas gethan, was Spott und Verachtung verdient — ach! ich weiß ja nicht einmal, was —; ist nun aber Schande mein Los, soll ich den einzigen, der nicht irr wurde an mir, in dieses traurige Los verflechten? Nein, Vater; dann verdient ich ja erst Verachtung, und verdient könnt ich sie nicht tragen.

Der Pastor wurde totenblaß und fragte die Tochter: Du weißt nicht, was du gethan hast? Höre, du weißt nicht, was du gethan hast?

Ach, es glaubt mirs niemand, sagte Marie leise vor sich hin.

In des Pastors Zügen wurde der Ausdruck der tiefsten Verachtung sichtbar. Er wandte sich zu Breitung; er schien ihm etwas auf Marien bezügliches sagen zu wollen. Eine unwillkürliche Bewegung der Mundwinkel sprach nur zu beredt. Eine Bewegung der flachen Hand nach dem Sofa, von dem die arme Marie vergebens sich mühte, aufzustehn, um sich vor dem Vater flehend niederzuwerfen — und wieder statt der Rede jenes verächtliche Spiel der Mundwinkel; wie er sich so entsetzlich gleichgiltig von ihr abwandte, als hätte sie nie einen Anspruch auf ihn oder er auf sie besessen, und mit Breitung aus der Thüre ging, war ihr, als müßte nun ihr innerstes Herz zerbrechen. Und doch war der Schmerz noch zu groß, und sie zu erschöpft, als daß sie ihn schon in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Tiefe hätte fassen können. Es war, als wenn alles Blut ihr nach den Augen strömte, um als Thränen herausdringend sie zu erleichtern; aber hier blieb es und preßte das Gehirn, daß seine Fibern dröhnten; mit einer seltsam ängstlichen Hast drückte sie die Augen mit den Fingern; sie blieben trocken; ein Schmerzensschrei sollte die Seele entladen — kein Laut begleitete die mit krampfhaftem Zittern ausgestoßne Luft.

Der alte Knecht, der nach einiger Zeit eintrat, fand sie mit der Brust an dem Sofakissen liegend, den Kopf gewaltsam zurück gewandt. Er trat leise auf. Der alte Mann hatte Marien von ihrer frühsten Kindheit an geliebt. Er schlug bekümmert die Hände zusammen. Sie erkannte ihn und litt es geduldig, daß er ihren Kopf in eine weniger gezwungne Stellung brachte.

Sie sah ihn so scharf an, als wollte sie sich überzeugen, ob er auch der wäre, für den sie ihn hielt. Seine Kalmückenzüge schienen ihr so schön, als die Seele, die sie verbargen und verleugnen zu wollen schienen. Die Freundlichkeit, die Neigung, die so unverkennbar aus dem altbekannt graubärtigen, sonnenverbrannten Gesichte sprach, that ihr unendlich wohl. Aber als könnte sie ihr immer noch nicht glauben, fragte sie: Ist ers denn auch, Just? Und er will mich noch kennen? Und flieht nicht vor mir?

Was denken Sie denn von dem Just, herziges Mamsellchen? sagte der Alte. Und warum sollt ichs denn? Sind wir Menschenkinder nicht allzumal schwach? Und soll der einzige Augenblick, wo Sie thaten, was Sie nicht thun sollten, die vielen Jahre zunichte machen, wo Sie brav und gut waren und fromm? Nur dürfen Sie sich dort drin nicht rein brennen wollen; was ich nicht leugnen kann, das darf ich auch nicht leugnen wollen. Ich wollte nur, ich könnte Ihnen was Bessers bringen, als ich leider Gottes Ihnen bringen muß. Der Herr Pastor hat befohlen, Sie sollen ihm nicht wieder vor seine Augen kommen.

Marie wollte aufspringen; der Alte hielt sie sanft zurück und sagte: Ruhen Sie lieber jetzt aus. Sprechen können Sie ihn nicht mehr. Er ist verreist und will sein altes schönes Pfarrhaus nicht eher wieder betreten, bis Sie fort sind.

Ich will ja, sagte Marie schnell und tonlos, indem sie mit einer Hast aufsprang, vor der der alte Knecht erschrak, ich gehe gleich — gleich — wenn nur die Kniee hielten — ich gehe schon. Wie der alte Knecht sie sich so unheimlich gebärden sah und das totenbleiche Angesicht und das Zucken, das den ganzen zarten Körper von Augenblick zu Augenblick erschütterte, brach ihm das Herz, und er weinte laut, weil er glaubte, sie wäre irr. Das bekümmerte Bezeigen des alten Mannes, die

Treue und Liebe, die darin sichtbar wurde, berührte die arme Marie auf die wohlthätigste Weise und löste den Krampf, der ihr ganzes Wesen gefesselt hatte. Es war ihr, als fiele das ganze rohe Gewicht des Körpers von der freien Seele, wie alle Muskelspannung nachließ und sie niedersank, den strömenden Thränen nach. Der Alte fing sie auf. Er setzte sich auf das Sofa. Sie lag quer über seinen Schoß hin; auf seiner linken Hand lag ihr Kopf, mit der andern hielt er ihren Leib fest, daß er nicht hinabglitt. Ihr war, als weinte sie ihr ganzes, schweres Dasein aus. Der alte Knecht hielt sie mit zitternder Hand und schwerem Herzen.

Allmählich wurde das Schluchzen schwächer, gewannen ihre Muskeln wieder einen Halt. Nicht lange, und sie stand so straff vor dem alten Just, daß dieser glaubte, in der Ausrichtung seines Auftrags fortfahren zu dürfen. Fassen Sie nur Courage, bestes Mamsellchen, begann er. Jetzt müssen Sie freilich folgen, sonst erzürnen Sie den Herrn Pastor nur noch mehr. Aber wenn er eine Zeit ohne Sie wirtschaftet, da werden Sie ihm fehlen; und von Tag zu Tage wird ers mehr spüren, was er an Ihnen gehabt hat. Und wir alle werden beten, daß der liebe Gott Ihrem Herrn Vater das Herz bewegen soll, denn Sie waren immer so gut gegen uns, und die armen Leute im Dorfe haben Sie lieb gehabt wie eine Mutter, weil Sie halfen, wenn Sie konnten, und nie eine Seele beleidigt haben, weder mit Worten noch mit Werken. Hier schickt Ihnen der Herr Pastor Ihr Mütterliches; das ist der Konsens von dem kleinen Kapital, was bei der Gemeinde in Sonnenborn steht. Weiter hätten Sie nichts von ihm zu erwarten. Das sieht freilich aus, als sollten Sie nie wieder hier wirtschaften; aber ich weiß es, Sie kommen doch über lang oder kurz wieder zu uns. Ich will dafür sorgen, daß die ganze Wirtschaft fortgeführt wird in Ihrer Manier, damit Sie, wenn Sie

wiederkommen, nicht die Mühe haben, alles wieder von neuem einzurichten. Ihrer Lieblingskuh solls an nichts fehlen. Seien Sie nur vergnügt und unbesorgt unterdessen; ich sehe schon die Freude und das Pläsier von uns allen vor meinen Augen, wenn Sie wiederkommen. Jetzt machen Sie Ihre Sachen zusammen, Mamsell Mariechen; Sie gehn einstweilen zu meiner Schwester in Sonnenborn; dort finden Sie ein kleines Quartierchen und nicht die schlechteste Pflege. Während Sie sich fertig machen, schreib ich einen Brief, den Sie mitnehmen an meine Schwester.

Marie gehorchte dem Rat des freundlichen Alten. Sie nahm in ihrer Gewissenhaftigkeit außer dem hellblauen Kleide, das sie eben trug, noch das rosenfarbne, ihr Lieblingskleid, aus der nußbraunen Kommode in ihrer bisherigen Schlafkammer — da fiel ihr ein, sie müßte ja bald für noch ein Wesen sorgen, und sie fügte noch ein grünes Kleidchen, das ihr bereits zu enge geworden war, dazu; diese drei Kleider hatte sie sich selbst geschafft, sowie einige Wäsche, die sie mit den Kleidern in ein Bündel packte. Dabei dachte sie mit stillem Kummer daran, wie ihr Vater nun ohne ihre Pflege leben müßte; sie fühlte zwar, daß alles wieder gut werden müßte. Der Frühling kommt freilich wieder, sagte sie zu sich, aber wer unterdes stirbt oder krank wird, der genießt ihn doch nicht. Dazwischen kamen ihr Gedanken an die Zeit, wo sie in einer neuen Heimat Mutter sein sollte, und ihr ward, als würde ihr Leben zum Märchen.

Unterdes war der Alte mit seinem Briefe fertig geworden, der keineswegs als Muster im Briefstil gelten konnte. Er war seltsam und hochtrabend ausgefallen, wie die Schreibereien gemeiner Leute auszufallen pflegen, die da glauben, sie dürfen schreiben, wie sie wollen, nur nicht so schlecht und recht, wie sie sprechen. Der Alte sagte ihr: seine Schwester sei eine alte Jungfer, und

alte Jungfern seien sauergewordne Menschen. Die Frauensleute, sagte er, sind wie der Wein, erst hart und herb, dann weich und süß: wenn man den Wein in dieser Zeit nicht genießt, so bekommt er eine Schärfe und geht in Säure über.

Marie mußte den Brief selbst siegeln; sie packte ihn mit in ihr Bündel. Dann gab sie dem alten Just die Schlüssel, die sie bisher geführt hatte. Sie zählte ihm die Wäsche vor, bei der in jedem Fach ein sauber geschriebnes Verzeichnis lag von dem, was sich darin befände. Sie war dutzendweise mit Rosaband zusammengebunden. So geschah es, so sehr Just sich sträubte und versicherte, er glaubte ihr alles auf das Wort, mit dem Silber und dem Zinn. Mach er nur, guter Just, sagte sie, den Herrn Pastor — den Vater wagte sie nicht zu sagen — aufmerksam, daß er nicht nach seiner Gewohnheit die Schlüssel stecken läßt; das ist weder für die Herrschaft noch für die Dienstboten gut.

Der Alte begleitete sie durch eine Hinterthür, da sie möglichst vermeiden wollte, einem Bekannten zu begegnen. Sie hatte ein kleines Schnittchen Brot eingesteckt, von einem niederhängenden Zweige nahm sie zwei grünliche, aber mürbe Äpfel; mehr brauchte sie nicht für einen Tag.

Jetzt trat sie über die Schwelle des Pfarrgartens auf den vorüberführenden Weg, neben dem ein Bächlein herlief, über das zwischen Erlen kleine kunstlose Brücken führten nach kleinen Häuschen, die zum Teil fast in Wein versteckt in malerischer Unordnung verstreut lagen. Der Weg führte allmählich aufwärts, indem er das Bächlein verließ. Jetzt wurde er zwischen den aus Feldsteinen kunstlos aufgeschichteten, zum Teile schon wieder halbverfallnen Weinbergsmauern zum Hohlwege, in dem den Augen kein ander Grün begegnete, als hin und wieder eine ungewöhnlich üppige Distel. Nun war die Höhe gewonnen, auf der die selt-

same, fast wie ein Wartturm gestaltete graue Kirche steht. Marie brauchte sich nicht umzusehen nach den Stellen, wo das Glück wohnte, von dem sie nun scheiden mußte; die veränderte Richtung des Weges zeigte ihr bald das breite Haupt der großen Linde, das schön rote Ziegeldach mit dem Storchneste auf dem Schornstein. Zwei Bekanntinnen Mariens, des Apothekers Töchter, die ihr entgegen kamen, drehten ihr den Rücken zu und konnten kein Ende finden mit Kichern und Lachen. Die schlanke Marie aber schritt ihres Weges weiter, kummervoll, aber freundlich und mild, wie ein gutes Kind; mit der Linken hielt sie den Feuerglanz des Abendrotes und seinen Wiederschein, der auf dem breiten Flusse in der Tiefe vor ihr zitterte, von den schmerzenden Augen; in der Rechten trug sie das Bündel mit ihrem ganzen kleinen Vermögen. Die Töne der Dorfglocke, die zum Abendgebete läutete, vernahm sie noch, wie sie in das Erlengehölz des Schierlitzgrundes eintrat, unter dessen Laubdach die Nacht ihr Sammetzelt bereits aufgeschlagen hatte.

6

Es flüsterte ganz eigen durch die dunkelgrünen Erlen; hie und da schleifte die Abendluft einen Vorboten des Herbstes, ein gelbes Blatt, an dem Sandboden hin, dessen Helle hie und da durch das Gebüsch blinkend stärker mit seinem Grün kontrastiert hätte, wenn nicht der kalte, bleiche Schimmer, den der Mond herabgoß, den Farben die Energie genommen hätte, die in dieser Zusammenstellung beim Tageslichte das Auge des Beschauers auf ganz eigentümliche Weise ansprechen. Die kleinen graugrünen Inseln, die von be-

staubtem Schachthalm und ähnlichen Gräsern gebildet den hellen, lockern Sand in den mannigfachsten Gestaltungen durchschneiden, der Reichtum von kleinen, zierlichen Formen und die Mannigfaltigkeit heller, lebendiger Farben, die mit einer gewissen Keckheit und Naivität neben einander stehn, haben etwas Anregendes für den Beschauer, während die Beschränktheit der einzelnen Ansichten, da der ganze Thalzug, wie die kleine Schierlitz selbst jeden Augenblick auszuruhen scheint von ihrem Weg, durch den lockern, tiefen Sand, ein Gefühl in ihm hervorbringt, das dem der Müdigkeit, des Nachlassens am nächsten kommt. Bei warmer Beleuchtung haben diese Stillleben der Natur etwas wunderbar Gemütliches; in der Herbstmondnacht, in der die junge Marie aus dem väterlichen Hause gestoßen sie durchwanderte, waren sie nicht geeignet, das kummervolle Herz des Mädchens durch ihren Einfluß zu erheitern. Der lockere, tiefe Sand, in dem sie trotz ihres leichten Ganges bei jedem Schritte bis über die Knöchel einsank, raubte ihr bald den Rest von Kraft, den Kränklichkeit und Gemütsbewegung ihr gelassen hatten.

An einer Stelle, wo die Schierlitz, stärker hier als irgend sonst, die ganze Breite des Grundes einnimmt, einer kleinen Insel gegenüber, auf der eine Erle und zwei weißstämmige Birken stehn, sank sie todmüde nieder. Die Einsamkeit der Gegend vermehrte ihr die Stärke des Gefühls der gänzlichen Verlassenheit. All die lieben Kindererinnerungen, in deren Schutz sie flüchten wollte, wandten sich zürnend von ihr ab. Mit Thränen flehte sie zu Gott um ein Herz, das sie lieben, um das sie thätig sorgen dürfte. Denn es war ihr, als läge ein Fluch auf ihr, der ihr alle Herzen entfremdete; mit Herzensangst dachte sie daran, daß das Wesen, dem sie das Dasein geben sollte, sich ebenso von ihr abwenden könnte, wie alles gethan hatte, was sie liebte. Und indem sie in diesen Gedanken sich versenkte,

schlich ein andrer wie mit schüchterner Schnelle ihr durch das Bewußtsein: Alles wäre gut, wenn du hier stürbest. Eine Art Schwindel kam über sie; es war, als müßte sie in den Fluß; unwillkürlich griff sie nach den Schuhen, sie abzuziehen, da überfiel sie ein Schauder, und sie raffte sich auf, vor der gefährlichen Stelle vorüberzueilen.

Da hörte sie weiter unten in den Erlen ein Geräusch. Die Stimme eines Kindes ließ sich in klagenden Tönen vernehmen. Ach Vater, klangen die angstzitternden Töne, ich will nach Hause zur Mutter. Sterben thut weh im kalten Wasser. Ach Vater, laß mich doch! Ich habe dir ja nichts gethan!

Eine dumpfe Männerstimme antwortete: Willst du mich erst wahnsinnig machen? Ich erdroßle dich, sprichst du noch ein Wort ohne Gebet!

Nun schweigen beide; nur das Angstgestöhn des Kindes war zu vernehmen; drauf begann die Männerstimme, wie es schien, zu beten. Marie zitterte vor Schrecken und Angst. Dennoch eilte sie, ohne recht zu wissen, was sie wollte, dem Orte zu, woher die Töne kamen. Da rauschte es stärker in den Erlen; ein schöner Knabe von etwa fünf bis sechs Jahren stürzte ganz nackt aus dem Gebüsch, ein umgebundnes rotes Tuch um den Hals, dessen Enden in der Luft flatterten, wie er, von der entsetzlichsten Angst gejagt, auf Marien zueilte, die er sich entgegenkommen sah. Er umklammerte sie, die sich zu ihm hinabgebogen hatte, krampfhaft mit seinen nackten kalten Armen, indem er vor Frost und Angst zitternd hundertmal nacheinander mit der Hast der Todesangst den Ruf: Mutter! hervorstieß.

Die gute Marie wandte sich abseits, um aus ihrem Bündel, das sie neben sich auf die Erde gelegt hatte, etwas herauszunehmen, worin sie den Frierenden hüllen wollte; aber das Kind klammerte sich von neuem an sie, indem es rief: Ach du willst es leiden, daß er mich

tot macht? Sie streichelte beruhigend das arme Wesen mit der einen Hand, während sie knieend mit der andern das Bündel öffnete. Ach, lässest du mich denn gewiß nicht totmachen? fragte das Kind unaufhörlich und umschlang sie von neuem heftig mit seinen Armen, als es zurückblickend nach der Stelle, von wo es entflohen war, eine männliche Gestalt leise hervortreten sah. Marie fühlte eine wundersame Kraft in sich; sie fühlte, das Kind, das ihr Gott zugeführt, könnte ihr niemand entreißen.

Sei doch ruhig, mein armes Kind, sagte sie schmeichelnd: ich lasse dir nichts thun; du mußt nur folgen und dich anziehen lassen. Dort — dort, sagte das Kind weniger ängstlich, indem es mit dem Finger hinter sich zeigte. Marie richtete sich hoch auf, indem sie mit beiden Händen wie schützend das Kind bedeckte. Ihr Blick traf auf eine untersetzte Mannsgestalt mit bärtigem Gesichte, einen Lederschurz um den Leib, wie Bauhandwerker ihn tragen. Der Mann schien zu erschrecken. Er hatte schon vorher sonderbare Bewegungen mit den Armen gemacht; jetzt sah es Marie deutlicher, daß er die Hände rang. Nun verschwand er zurückgehend im Gebüsche.

Nun Marie wieder für jemand zu sorgen hatte, war sie auch wieder ganz das ruhige klare Wesen. Sie hüllte ihren Findling auf das beste ein, worin sie der Kleine durch seine Liebkosungen nicht wenig hinderte. Er konnte nicht aufhören, sie zu küssen und zu streicheln.

Endlich war er phantastisch genug herausgeputzt; seine Bekleidung bestand aus den verschiedenartigsten Stücken und war in ihrer Zweckmäßigkeit und Niedlichkeit ein Beweis für die seltene Gabe Mariens, aus allem alles machen zu können, der zu dem schnellen Auge für das Bedürfnis die gleichschnelle Hand zu seiner Abhilfe nicht fehlte.

Sie trug den Kleinen auf ihrem Rücken; wenn sie

zu müde wurde, führte sie ihn, bis sie wieder Kraft gewonnen hatte, ihn zu tragen. Wie heißest du? fragte sie ihn. Johannes, sagte das Kind, heiß ich, aber wie heißt denn du? Ich heiße Marie, sagte das Mädchen. Und wo kommst du denn her? fragte der Knabe weiter; nicht vom Himmel? Wie sollt ich denn? entgegnete das Mädchen; ich komme von Marklinde. Wohnst du denn da? Hast du vielleicht einen Vater da? Marie konnte nicht antworten. Du weinst, fuhr der Knabe fort; so bist du auch gewiß kein Engel? Ach was du plauderst, sagte Marie, indem sie durch ihre Thränen lächeln mußte. Du bist ein Engel, den mir der liebe Gott in meinem Elend gesendet hat. Nun mußte der Kleine lachen. Wenn ich ein Engel wäre, sagte er, ließ ich mich doch nicht von dir tragen; da trüg ich dich und flöge, bis ich in den Himmel käme. Du wirst mir schon fortfliegen, sagte Marie wehmütig. Fortfliegen? sagte der Kleine, ach du denkst doch wirklich gar, ich kann fliegen? Nein, entgegnete Marie; aber sie werden dich mir nicht lassen. Du wirst fortmüssen von mir, zurück zu deinen Eltern. Nein, da sei doch ja ruhig, sagte der Kleine altklug, da kommts doch auf mich an. Und wenn du nur halbwege ein Spielzeug hast, so bleib ich bei dir. Und wenn du auch keins hast, ich bleibe doch bei dir. Man muß ja nicht spielen, und dich hab ich lieb wie den lieben Gott. Ei, ei, Johannes, sagte Marie eifrig, das thue doch ja nicht. Ein guter Mensch muß den lieben Gott am meisten lieben, denn die Menschen, die er lieben darf, hat ja Gott ihm gegeben, und daß er sie lieben kann und von ihnen geliebt werden, das kommt ja auch von ihm. So will ich, sagte der Knabe, dir zu Gefallen den lieben Gott am meisten lieb haben; aber viel lieber als dich hab ich ihn nicht; das will ich dir nur gleich sagen.

So unterhielt sich Marie mit ihrem Schützlinge. Da leuchteten zu ihrer Rechten zwei kleine Fenster im Mon-

denschein: in dem Häuschen an der Straße mußte Justs Schwester wohnen. Marie fragte ein Vorübergehendes: Wohnt hier Justs Rosine? Nun freilich, sagte das Angeredete. Marie ging mit ihrem Schützling durch die Bohnenlaube, die einige Stufen erhöht von der Straße zu der Hausthüre führte, an die Marie pochte.

Was giebts noch so spät? rief innen eine tiefe Weiberstimme. Es ist jemand da vom Just in Marklinde, entgegnete Marie etwas beklommen. Die Thüre that sich auf, und eine große, starke Frauensperson trat ihren Gästen entgegen. Sie hielt, wie sie des schönen Mädchens, den phantastisch geputzten Knaben auf dem Rücken, ansichtig wurde, die Hand vor die Öllampe, mit der sie beide beleuchtete, um sich zu überzeugen, daß sie auch recht sähe. Marien wurde es leichter um das Herz, denn das Gesicht der Alten, das übrigens viel hübscher war als das ihres Bruders, hatte doch viel ähnliches von diesem. Sie hatte unter gutmütigen Augen eine starke, gebogne Nase, die in der Beleuchtung der seitwärts gehaltnen Lampe noch weiter hervortrat aus dem wohlgenährten Gesichte. Um den starklippigen Mund war sie ganz der alte gutmütige Just. Der mokante Altjungfernzug um den Mund wurde erst, nachdem die Spuren des Erstaunens und der ersten Neugier von der Tafel ihres Antlitzes getilgt waren, darin wieder sichtbar.

Sie hieß Marien sitzen; der Kleine holte sich einen Schemel und setzte sich vor Marien. Den Kopf legte er in ihren Schoß. Nicht lange, und die Müdigkeit machte ihren Einfluß auf ihn geltend. Mariens milde Stimme, der er horchte wie einem Wiegenlied, klang bald in seine Träume hinüber; von Zeit zu Zeit drückte er sich, von ihr träumend, fester an sie an. Jungfrau Rosine hatte sich Marien ganz nahe gegenüber auf einer Lade niedergelassen, auf der das Paradies mit

seinen Tieren und dem Sündenfall in grellen Farben und eben so grotesken Formen abgebildet zu sehen war.

Marie brachte den Brief hervor, den sie ihr übergab. Jungfer Rosine faßte ihn zuäußerst an einer Spitze und betrachtete ihn von allen Seiten, wie man etwas betrachtet, von dem man nicht weiß, was man damit anfangen soll. Nun holte sie aus ihrem hochroten Busentuch eine hörnerne Brille hervor und klemmte sie auf ihre Nasenspitze, wiederholte die Beschauung des Briefes mit nicht besserm Erfolg. Dann sagte sie: Meine Augen werden mit jedem Tage schlechter, sodaß ich Geschriebnes bei Nacht gar nicht mehr lesen kann. Dabei hielt sie die Adresse verkehrt in der Hand. Die Jungfer hat noch junge Augen; die könnte mir wohl den Brief vorlesen. Marie that ihr auf wiederholtes Bitten und weil sie kein ander Mittel sah, Rosine mit dem Inhalt des Briefes bekannt zu machen, den Willen.

Sie entfaltete den Brief und las mit vieler Anstrengung den nicht zu deutlich geschriebnen, wobei sie zuweilen innehalten mußte und manches Wort wiederholte.

Liebe Schwester, so schrieb Just, wenns Gott gefällt, und du noch wohl bist, so bin ich nun fünfundsechzig gewesen, und du wirst auch deine sechs Kreuze auf dem Rücken haben —

Zweiundvierzig, verbesserte Rosine; seh ich wohl aus wie sechzig? Sie zog mit einem Spane den Docht weiter aus der Lampe, die sie, Marien zum Lesen leuchtend, in der erhobnen Hand hielt, und bog den Kopf vor Neugier, das Weitere zu hören, so weit vor, daß Mariens Stellung eine sehr unbequeme wurde. Weiter zurücksetzen wollte sie sich nicht; weil sie das Kind, das unmittelbar zwischen beiden schlief, hätte wecken müssen. So fuhr sie denn fort: Unser alter Schul=

meister pflegte immer zu sagen: Just, der Tod ist uns allen gewiß; drum hoff ich zu Gott, du wirst unsre Mamsell, die dir dies zu wissen bringen wird, gut empfangen und nach besten Kräften aufbewahren; besonders aber sorge für ein gutes Bette, denn sie hat an der Armut in unserm Dorfe viel Gutes gethan, und ist — das will ich übergehn, sagte Marie, sich selbst unterbrechend, indem ihr Thränen in den Augen standen. Wer ein gut Gewissen hat, sagte Rosine, der darf hören und lesen, was die Leute von ihm sprechen und schreiben. Nun wirds schon kommen, das von der Aufführung mein ich. Die Zeiten werden immer gottloser; ich bin mit Gottes Schutz sechzig — oder vielmehr zweiundvierzig alt geworden —, ich meine, nach dem, was ich erlebt habe unter den sündhaften Menschen, könnt ich sagen, ich sei sechzig, ja ich sei hundert Jahre alt geworden. So bin ich alt geworden in Tugend und Rechtschaffenheit, und Christi Blut mein Ehrenkleid, sodaß mir kein Mensch was nachsagen kann, und jetzt sind die Mamsellchen schon mit dem sechzehnten in der Leute Mäulern. Das ists nicht, sagte Marie bekümmert, aber ohne Empfindlichkeit; es ist nur, daß der Just mich lobt, wie ichs nicht verdiene. So ists in der Welt, sagte Jungfrau Rosine, wers verdient, der wird nicht gelobt. Nur zu, Mamsellchen, lesen Sie nur Wort für Wort.

Und ist, fuhr Marie ganz leise und schnell fort, ein wahrer Gottesengel, und der Segen Gottes ist mit allem, was sie thut. Jungfrau Rosine mühte sich nicht, ihr Lachen zu verbergen. Sie leuchtete mit der Lampe über Mariens Gestalt hin. Marie sagte ernst: Es ist nur, ob ich für Geld und gute Worte hier bleiben kann; ich kann auch weiter gehn. Dabei sah sie mit Mitleid auf den sanft schlafenden Johannes, den sie hätte wecken müssen und von neuem den Einflüssen der feuchten Herbstnacht aussetzen; man sah durch die kleinen Fenster

den silbergrauen Nebel draußen in sich weben und wanken.

Nun, sein Sie nicht böse, Mamsellchen, entgegnete Jungfrau Rosine gutmütig. Fleisch und Blut ist schwach, und sechzehn Jahre sind kein Gegengift gegen Fleisch und Blut. Dazu hab ich gar oft von Ihnen erzählen hören, und ich kannte Sie gleich, wie ich Sie nur genau ansah, nach dem, was sie von Ihnen erzählt haben. Was ist denn aber das für ein Würmchen, das gar nicht wie ein Christenkind aussieht? Marie erzählte ihr Abenteuer. Ach, das ist der Zimmerdavid gewesen, sagte Rosine; er ist zuweilen nicht richtig und hat schon einmal seine Frau und seinen Jungen umbringen wollen, weil er sich dann gewöhnlich einbildet, wenn sie länger auf dieser verderbten Welt lebten, so kämen sie um ihre Seligkeit. Sonst ist er ein treuer und fleißiger Mann. Gott behüte uns alle davor -- dabei deutete sie an ihre Stirn. Aber Sie werden müde sein? Todmüde, sagte Marie. Nun so kommen Sie, fuhr Rosine fort. Sie führte Marien, die ihren kleinen Schützling sorgfältig aufhob und mittrug in ein Kämmerchen unter dem Dache. Es ist freilich klein, sagte die Wirtin, aber eine Wiege wird gerade noch hereingehn. Marie fühlte nun erst ihre Mattigkeit; sie sank, nachdem sie den Kleinen ausgekleidet und in das Bett gelegt hatte, angekleidet neben ihn hin. Sie war zu müde, um gleich schlafen zu können. Sie dachte an ihren Vater, der ohne die kleinen Dienste, die er von ihr so sehr gewohnt war, zu Bette gehn mußte, und der vor Kummer und Zorn eben so wenig mochte schlafen können wie sie. Dann dachte sie an Breitung, an die Apothekerstöchter; dazwischen fiel ihr, sie wußte selbst nicht, wie es kam, der junge Eisener ein, und eine Art Neugier, ob wohl auch Eisener so unfreundlich sich von ihr gewendet haben würde wie Breitung. Sie malte sich aus, bald wie er sie mit Verachtung bald

wie er sie mit Freundlichkeit ansah, wie an jenem Morgen, dessen sie sich so gern erinnerte. Dazwischen mengte sich ihr Abenteuer mit dem kleinen Johannes. Alles pulsierte an ihr. Im wachsenden Fieber wechselten immer schneller, immer lebendiger die Bilder, und erst gegen morgen verschleierte ihr die freundliche Hand des Schlummers das zornige Antlitz, das das Leben nur erst seit kurzem ihr zeigte.

7

Die Alte zeigte sich besser, als sie bei Mariens Empfang ihren Reden nach geschienen hatte. Und gab sie einmal einer bösen Laune Raum, so schien es Marie nicht zu hören, die die Menschen, mit denen sie verkehrte, stets im ganzen auffaßte und zu gutmütig war, um empfindlich zu sein über etwas, wovon sie wußte, daß es der andre bereuen würde, es gethan oder gesagt zu haben. Dann suchte es auch die Alte auf alle Weise wieder gut zu machen, worüber Marie sich unendlich freute. Ein freundlich Wort, ein freundlicher Blick konnte sie zu Thränen rühren. In den schmerzlichen Augenblicken der Verstoßung aus dem Herzen und dem Hause ihres Vaters hatte sie alle Ansprüche auf das Leben aufgegeben, darum war ihre Freude über die Freundlichkeit andrer mit einer Art der Verwunderung verbunden, daß man ihr eine Freude konnte machen wollen; und mit Dankbarkeit, weil diese Freude ihr ein Geschenk schien, das erwarten sie weder konnte noch durfte. Das immer sich Gleiche in Mariens Wesen, dem man leicht ansah, daß es kein Kind der Berechnung, sondern eine Notwendigkeit ihrer Natur war, gewann ihr mit jedem Tage mehr von dem Herzen der Jungfrau Rosine, wie es ihr jedes Herz gewinnen

mußte, die hinwiederum die Neigung Mariens dadurch sich zu erwerben wußte, daß sie fast täglich für sie Nachricht hatte, wie es in Marklinde stand. Nicht mit derselben Freundlichkeit behandelte Rosine den kleinen Johannes. Dieser wäre dennoch ganz glücklich gewesen, denn Mariens liebevolle Pflege hätte ihn Schlimmeres vergessen machen; aber die Angst, sein Vater, den er nicht ohne Ursache so sehr fürchtete, könnte ihn wieder fortholen von Marien, stand wie eine ferndrohende Wetterwolke an dem Himmel seines Glückes. Die kurzen Tage füllten Marien seine Pflege und der Unterricht, den sie ihm erteilte, der voller Andacht vor ihr auf dem Bänkchen saß und ihr mit seinen großen schwarzen Augen unverwandt in das Gesicht sah, das sie oft wie verwundert von ihrer Arbeit erhob, wenn ihr der Gedanke so recht lebhaft kam, diese Mützchen und Kleidchen sollte das Kind tragen, das sie bald haben sollte — ihr Kind. Die Verwunderung ging dann in eine Vorahnung unbeschreiblicher Wonne über. Die Tage nahmen ab und nahmen wieder zu, und eines Tages war jene Vorahnung zur Wirklichkeit geworden. Sie hatte einen Knaben geboren.

Jungfrau Rosine hatte eine Freude über den kleinen Ankömmling, als wäre er ihr Enkel, und wie man sie nicht von ihr hätte erwarten sollen. Bei solch einfachen Menschen siegt gewöhnlich das gute Naturell über die Macht herzloser Vorurteile. Der Knabe wuchs zusehends, und Marie blühte schöner als je vorher. In ihrer mütterlichen Sorge für ihr Kind und ihren Schützling befand sie sich in ihrem Elemente. Dazu nahm sie sich der Wirtschaft Rosinens an mit Rat und That, und die gute Jungfrau sah mit Verwunderung, wie recht ihr Bruder gehabt hatte, wenn er ihr von Marien schrieb: Der Segen Gottes ist mit allem, was sie thut.

Je mehr Marie den kleinen Säugling mit Wonne

beschaute über seine gesunde und schöne Bildung — nur an dem rechten Ärmchen hatte er ein kleines Mal, von dem sie sich aber bald überredete, daß die Schönheit des kleinen Wesens dadurch nur gewönne, — je mehr wuchs das anfänglich nur wie instinktartig gefühlte Bedürfnis, jemand zu haben, der sich mit ihr des Kindes freute, nicht aus bloßem Mitgefühl mit ihr, wie die gute Rosine, sondern weil er gleiches Recht dazu hätte und so, daß sie sich wieder über seine Freude freuen könnte, wie er sich über die ihre. Ohne daß sie wußte, wie und warum, dachte sie wieder an den freundlichen, treuherzigen Eisener; ihre Träume brachten sein Bild in den lebendigsten Farben vor ihr inneres Auge; ihr war, als wäre es Eisener, der sich mit ihr des Kindes freuen müßte. Sie eilte unter Freudenthränen auf ihn zu, den schönen Knaben in seine Arme zu legen, und wenn sie nun bei ihm stand, dann hatte sie kaum das Herz, ihm den Knaben zu zeigen; dann schlug sie die Augen nieder und sagte wie verlegen: Sehen Sie nur das schöne Kind hier, Herr Eisener.

So war es wieder Frühling geworden. Unsre kleine Familie, Jungfrau Rosine, Marie mit ihrem Georg und ihrem Schützling Johannes konnten schon einzelne Nachmittage im Freien verbringen. Von der Bohnenlaube vor der Hausthüre war nur erst das wettergraue Holzgerüst zu sehen, aber in dem Gärtchen zu beiden Seiten der Laube zeigte sich schon der Krokus, und hin und wieder zitterte unter einzelnen dürren Blättern, die noch vom Herbste her lagen, ein blaues Veilchen in der Frühlingsluft. Drüben über der Straße dehnte sich eine große Wiesenfläche, über deren äußerster Linie gerade die untergehende Sonne hinabrollte. Über dem frühlingsbräunlichen Grün lag der warme Wiederschein des Abendhimmels wie ein rosenroter Florschleier. Die kleinen Gräschen nickten in der Abendluft, als sprächen sie emsig und heimlich zusammen. Weiß und dunkel=

graues, hoch über einander gerolltes Frühlingsgewölk, an den Enden rötlich gesäumt, zog Furchen von violetten Schlagschatten über die weite goldrotglänzende Ebne dahin. Die Stämme der Erlen am Bach, der mit seinem Gebüsch die Ebne auf der rechten Seite vom Horizont abschnitt, schimmerten purpurn; dahinter lagen sammetne Schatten; die nackten Wipfel hoben sich dort wie krause Gewebe von braunen Fäden vom grünlichgoldnen Himmel ab.

Marie saß auf einer Bank in der noch nackten Laube, auf dem Schoß den kleinen Georg. Johannes lief dem ersten Schmetterling nach. Da kam eine junge Frau, ein Kind auf den Armen, die Straße daher; wie sie Marien sah, winkte sie grüßend mit der Hand. Es war Julie, die nun zu Marien hereintrat in die Laube.

Marie staunte über die Veränderung, die mit Julien vorgegangen war. Ihr Anzug war mehr als nachlässig; die vordern Haare hatte sie in Locken hinter den Ohren herabhängen. Diese Tracht gab ihrem Aussehen etwas Freies. Dazu waren die Locken zum Teil aufgegangen und vermehrten den Ausdruck einer leidenschaftlichen Wildheit, den die rastlos bewegten schwarzen Augen dem blassen Gesichte gaben.

Wieviel ist uns begegnet, seit wir uns zum letztenmale sahen, sagte Julie; ich bin auf dem Wege nach Hermsau zu ihrem Vater — dabei zeigte sie auf das Mädchen, das sie auf den Armen trug. Man soll keinem trauen. Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen. Er läßt uns sitzen, und wir bekommen keinen Mann. Ach, was gäb ich drum, wär ich nicht auf dem Jahrmarkt in Marklinde gewesen, nur dies einzige mal nicht. Eigentlich hatte mir der Eisener gefallen — ich weiß selbst nicht, wie es zuging. Nun ist er Förster in Hermsau geworden; da will ich ihm noch einmal sagen, was er mir schuldig ist.

Marie empfand, sie wußte selbst nicht warum, einen leisen Widerwillen gegen Julie; sie sagte ruhig: Was man nicht verschuldet hat und nicht ändern kann, muß man geduldig tragen.

Julie, die noch eben geweint hatte, lachte bei diesen Worten Mariens laut auf. Doch war sie zu gutmütig, Marien beleidigen zu wollen; sie bewältigte sich und suchte nach Worten, die, wie sie meinte, Beleidigte wieder zu versöhnen. Der kleine Johannes, der das Mädchen auf ihrem Schoß betrachtet und ihren Worten aufmerksam zugehört hatte, sagte voll Bedauernis zu der Kleinen: Du hast auch einen Vater? Da ist der Georg ein glücklich Kind; der hat keinen Vater, und Marie ist seine Mutter.

Julie sah nach Marien hin. Der Ausdruck von unschuldiger Ruhe auf Mariens Zügen that ihr weh, die nach ihrer Meinung nicht mehr verbrochen hatte als jene. Gereizt sagte sie: Ach ja; das ist ja das Wunderkind, das keinen Vater hat.

Marie sah sie freundlich an, indem sie in die Höhe zeigte und sagte: Nicht, Georg; du hast einen Vater da oben.

Julie wußte nicht, was sie zu den Worten Mariens und zu ihrem ganzen Wesen, das mit jenen so im Einklange stand, denken sollte. Es wurde ihr wie unheimlich. Wie zu sich selbst sagte sie, indem sie sich zum Gehen anschickte: Possen! Der ganze Unterschied ist, daß eine klüger ist wie die andre, außerdem ist eine wie die andre. Und die ist nicht einmal klüger gewesen und thut so heilig. Und man sollte noch meinen, es wäre ihr ernst. Ja wenn der Kleine nicht nein sagte. Nicht wahr, Kleiner, hätte deine Mutter deinen Vater nicht geküßt, du lägst noch in dem Brunnen, wo der Storch die Kinder holt.

Damit ging sie lachend weiter, und Marie hätte die große Veränderung, die mit Julien vorgegangen war,

selbst in dem schleppenden sorglosen Gange erkennen müssen, der, wie ihr ganzes Wesen, so sehr im Kontrast stand mit der frühern reizenden Zierlichkeit ihrer Bewegungen, wäre sie nicht mit sich beschäftigt gewesen. In ihr Inneres hatten Juliens Reden einen Gärungsstoff geworfen, wodurch auch in ihr eine Veränderung hervorgebracht werden sollte.

In diesem Denken oder Träumen oder wie man die Thätigkeit nennen will, durch die Marie Licht über sich selbst und ihren Zustand zu erlangen suchte, wurde sie durch Johannes Mutter gestört und noch mehr durch das Bewußtsein der Notwendigkeit, das liebe Kind, an das sie sich so sehr gewöhnt hatte, wieder von sich lassen zu müssen. Der kleine Johannes hängte sich an Mariens Hals, indem er weinend rief: Ach behalte mich doch nur, Marie, ich will gewiß auch ein frommer Mensch werden, wie du es haben willst. Marie erbot sich, den Kleinen an Kindesstatt zu behalten; die Frau sagte: Ich hätte ihn schon längst geholt, wär ich nicht krank gewesen. Es ist schon möglich, daß es besser für ihn wäre, ließ ich ihn hier, aber ich hab ihn mit Schmerzen geboren, und nun soll er mich dafür trösten, wenn mein Mann mir Sorgen und Kummer macht. Er ist die einzige Freude, die mir von seinem Vater gekommen ist. Ich laß es niemand merken sonst im Dorfe, wie ich elend bin mit dem Manne; einen Menschen aber muß der Mensch haben, der seine Thränen sieht und freundlich mit ihm ist, wenn er nicht verkommen soll.

Der Knabe zeigte seine Freude, weil er glaubte, Marie würde ihn behalten, durch die zärtlichsten Liebkosungen. Das war zuviel für das leidenschaftliche Herz seiner Mutter. Mit einer Art eifersüchtiger Wut riß sie den Knaben Marien aus den Armen, welches Benehmen sie im nächsten Augenblick unter bittern Thränen der freundlichen Marie abbat.

Als diese sah, daß die Mutter auf keine Weise ihr Kind ihrer Erziehung länger überlassen würde, redete sie dem Kleinen tröstend zu; dem Willen der Eltern dürfte man nicht widerstreben, wollte man ein frommer Mensch werden. Es währte lang, bis er sich in sein Schicksal ergeben konnte.

Die Mutter wills, und du willst es ja auch, sagte er endlich, Marie mit seinem bleichen Gesichtchen bekümmert aber freundlich ansehend; man sah, er wollte sich selbst Mut einreden. Du hast ja ohnedies jetzt deinen Georg, den du auch lieb haben mußt; und hast du den Georg, so ists billig, daß meine Mutter auch ein Kind hat. Er versprach Marien noch, seinen Eltern zu gehorchen und, wie er altklug sagte, ein braver Mensch zu werden. Marie hielt mühsam um seinetwillen ihre Thränen zurück, bis er mit seiner Mutter aus der Thüre war. Sie dachte seiner die ganze schlaflose Nacht hindurch, wie man eines gestorbnen Lieben denkt, und malte sich seine schöne Gestalt vor, das blasse Gesichtchen, dessen Züge wie sein inneres Leben durch frühe Leiden eine Tiefe und einen Ernst gewonnen hatten, die ihm für seine Jahre viel zu früh gekommen waren.

Zuweilen knüpfte sich an diese Erinnerungen eine Sehnsucht, die mit jeder Wiederkehr wuchs, weniger nach der Gegenwart ihres Schützlings, als nach etwas Neuem, ihr noch Unbekanntem, von dem sie aber fühlte, daß es nun kommen müßte. Es war der seltsame, ängstlich süße Zustand der Liebesreife, die den Gegenstand noch nicht gefunden hat, an dem sie sich aufschließen soll. In jener Nacht erweckt, bis nun von größern Schmerzen in den Hintergrund gedrängt, drohte dies Bedürfnis nun in dem ihm unbestrittnen Eigentum alle übrigen Neigungen und Gefühle zu überwachsen. Unvermerkt verwandelten sich die Züge des kleinen Johannes in die Eiseners. Sie klagte seinem

Bilde ihren Kummer, daß der Knabe ihr vom Herzen gerissen wäre, und lieh ihm freundliche Reden, die ihr so wohl thaten, daß sie den Traum immer wieder durchzuträumen begann. Mit jedem Tage bildete sie diesen kleinen Roman mehr aus. Die Reden Juliens, die um so mehr auf ihre Phantasie wirkten, weil sie sie nicht verstand, verloren nach öfterer Wiederkehr in ihr Gedächtnis so viel von dem, was sie erst, ohne daß sie wußte, warum, beleidigt hatte, daß, was davon übrig blieb, nur den Reiz vermehrte, sie von neuem zusammen zu stellen.

Ein rauher Mai schien nachholen zu wollen, was der schöne März und April vergessen hatten. Marie saß strickend und träumend an Georgs Wiege, der süß und fest schlief trotz des Sturmes, der draußen vor dem Fenster die nackten Zweige der großen Akazie klappernd zusammen schlug. Es war Jahrmarkt in Marklinde; sie ging in ihrem Rosakleid früh im Garten, ehe die lärmenden Städter aufgestanden waren, und pflückte wilde Heckenrosen. Sie erschrak, denn es rauschte hinter ihr, und sie wußte, daß Eisener es war, der ihr nachkam. Sie bog in einen andern Weg ein; ihr war wie angst, ihm zu begegnen, und doch wünschte sie, er möchte ihr nachgehn. Indem sie sich nach einem Blümchen neben sich bückte, warf sie sogar einen flüchtigen Blick hinter sich. Sie wurde rot, weil er den Blick bemerkt haben konnte, und doch wärs ihr lieb gewesen, er hätte ihn bemerkt. Wenn er doch alles wüßte, flüsterte sie vor sich hin; aber sagen könnt ichs ihm nicht, und auch merken lassen könnt ichs ihn nicht. Ich müßte nein sagen; wenn er es doch als ja verstünde!

Da stand er plötzlich neben ihr; er hatte ihre Hand gefaßt und sah ihr in die Augen; sie bückte sich, er neigte sich ihr entgegen; ihr wurde es so seltsam — ihre Lippen berührten sich — Marie sprang erschreckt,

errötend und unwillig von dem Stuhle auf, als wär es Wirklichkeit, was sie träumte.

Eine wundersam gemischte Empfindung — sie fühlte sich durch etwas in ihrem Tiefsten aufgeregt, was ihr Gefühl eben so verletzte, als es ihr Verlangen reizte — trieb sie vom Stuhl zum Fenster, vom Fenster auf den Stuhl zurück. Sie flüchtete zu ihrem Kinde. Sie mühte sich, etwas andres zu denken; vergebens. Jener Gedanke kehrte immer wieder zurück und verlor allmählich das Erschreckende. Bald empfand sie es nur noch wie ein süßes Grauen, und so gab es jener Vorstellung nur doppelten Reiz, indem es die Neugier weckte, warum und wovor sie doch eigentlich sich grauen müßte. Und wenn sie nun das Kind ansah, kam es ihr so märchenhaft vor, daß sie, Mutter und doch Mädchen, die Wonnen so gar nicht kennte, deren Frucht das kleine Leben sein sollte. Die Worte Juliens summten ihr beständig in den Ohren: Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen. Es gab ihr unendliche Genugthuung, sich lebendig in die Situation zu dem jungen Eisener zu denken, daß all ihr Unglück die Folge einer Freude, die sie ihm gegönnt hätte, ohne zu wissen, welch eine Freude diese gewesen sein müßte.

So gewöhnt sich die Seele allmählich an die Warnung des Instinkts, ihr drohe Gefahr, daß bald die Gefahr reizt, und am Ende selbst der Untergang in der Gefahr, daß sie nahe daran war, Julien zu beneiden um das, was diese unglücklich gemacht hatte und sie selbst noch unglücklicher hätte machen müssen, als jene war.

Doch konnte bei einem so ruhigen, klaren Wesen, wie Marie war, diese Neigung, sich solchen Träumen hinzugeben, nur vorübergehend sein. Je gesunder sie körperlich wurde, und je thätiger sie sein konnte, desto mehr gewann sie Kraft, das von sich abzuwehren, dessen Nachteiligkeit ihre reine Seele ahnte. Von allen jenen

Regungen wurde nur die zur süßen Gewohnheit, des jungen Eisener zu denken als eines lieben fernen Verwandten und Freundes, des sich zu erinnern im frohen Augenblick die Freude erhöht, im trüben den Schmerz mildert, weil man weiß, daß er, wäre er hier, den einen so redlich mit uns teilen würde als die andre.

Es war schon wieder in der Mitte des Mai. Der Tag war mild und stürmisch gewesen; die Nacht war es noch mehr. Der Wind brauste in den hohen Pappeln der Straße draußen und pfiff zwischen den Häusern hin; ruhte er einen Augenblick, so hörte man den Regen in dichten und großen Tropfen auf den Strohdächern rauschen und in die Pfützen klatschen, die erraten ließen, es regnete nicht erst seit heute.

Marie fuhr schon wieder aus dem unruhigen Schlafe auf, der mit Fieberbildern wechselte. Ihr war, als riefe eine Stimme draußen: Marie! Nun rief es wieder. Es konnte keine Täuschung sein. Es klang ihr wie die Stimme des kleinen Johannes. Nur leicht bedeckt eilte sie an das kleine Fenster, in Angst es öffnend. Wenn der Kleine in diesem Wetter draußen stand!

Marie, darf ich denn zu dir hinein? klang des Kleinen Stimme eben wieder, schwach und zitternd aber mit unendlicher Innigkeit. Marie weinte vor Jammer und Lust, wie sie die kleine Treppe mit zwei Schritten hinabeilte und mit einer Schnelligkeit die Hausthür öffnete, die nur der Angst oder der Freude oder beiden zugleich möglich ist. Eben so schnell hatte sie den nassen, zitternden Knaben gefaßt, auf den Arm gehoben und ihn hinaufgetragen in das Stübchen, eben so schnell hatte sie ihn oben ausgekleidet und in ihr Bett gelegt, das noch von ihrem Leibe erwärmt war, eben so schnell hatte sie Licht und Feuer gemacht. Und nun küßte sie ihn und wurde nicht müde, ihn zu streicheln. Und wo kommst du denn her, mein Kind? fragte sie ihn freund-

lich. Von zu Hause, sagte der Knabe. Der Ton seiner Stimme erschreckte sie; er hatte etwas hohles und seltsam singendes. Sein Aussehen entsprach seiner Stimme. Sein Körperchen war abgemagert; er schien viel kleiner als sonst. Sein Gesicht war viel blässer als sonst, und nur die Augen waren sich gleich geblieben, ja sie schienen noch dunkler, größer, und ihr Ausdruck noch inniger als sonst.

Und hast deine Mutter verlassen? fragte Marie weiter, ohne den Mut zu haben, einen auch noch so sanften Vorwurf in den Ton ihrer Stimme zu legen. Der Kleine sagte, wie bittend, daß sie ihm auch in Gedanken keinen Vorwurf machen möchte: Meine Mutter ist gestorben. Ach es ging uns sehr schlecht, und meine Mutter war krank. Ein fremder Mann, der ihre Hand in seinen Händen hielt, sagte endlich: Es ist aus, und mit ihrem Kleinen da wirds auch bald aus sein. Da wurde es mir noch ängster; du hattest gesagt, wer tot wäre, den sähen wir im Himmel wieder, drum war mirs nicht um meine Muter; aber ich dachte, wenn du nicht noch einmal Marien sehen sollst, eh es aus ist mit dir, wie der fremde Mann gesagt hat! Da lief ich denn fort; immer der Straße nach, die ich mir gemerkt hatte, damit ich einmal wieder zu dir könnte. Gute Leute ließen mich ausruhen bei sich und gaben mir Wein; ich dachte nur immer an dich, und da konnt ich nicht viel müde sein. Aber nun ists bald mit mir aus; es wird mir sehr angst. Marie fühlte, wie heftig sein Herz schlug; es bewegte seinen ganzen Körper. Sie fühlte, daß er recht haben könnte, und vermochte nicht zu sprechen. Sie wollte ihm Thee kochen, aber er ließ sie nicht von sich. Nach einer kleinen Weile sagte er noch leiser: Ach laß mich doch deinen Georg sehen. Marie hielt ihn mit der einen Hand in die Höhe, mit der andern bog sie die Wiege nach ihm zu, sodaß er den Knaben sehen konnte. Erst sah er Georg, dann

Marien mit seinen freundlichen Augen an, die immer größer und glänzender wurden. Er nickte, wie er sonst that, nach seiner altklugen Art vor sich hin und sagte: An dem wirst du viel Freude erleben. Und auch an dir, sagte Marie leise weinend. Er sagte: Ich möchte den Georg wohl streicheln, aber ich wills nicht thun; er möchte aufwachen. Eine Weile drauf sagte er: Wie gut ists, daß du nun den Georg hast. Noch einmal sah er sie aus glänzenden Augen voll Freundlichkeit und Liebe an; ein Nervenzug fuhr über sein Gesichtchen hin; er war gestorben.

Marie sank über ihn hin im heftigsten Schmerz, aber sie weinte leise, ihren Georg nicht zu wecken. Es war ein Grundzug ihrer Natur, daß sie auch in der heftigsten Erregung die kleinste Rücksicht nicht vergaß, die aus Menschenfreundlichkeit und Achtung vor der Freude sowie vor dem Schmerz des andern hervorgeht.

8

Während Marie, aus dem väterlichen Hause gestoßen bei Jungfrau Rosinen lebte, deren Wirtschaft durch den Segen, der alles Thun Mariens begleitete, sich zusehends vergrößerte, während sie ihren Georg gebar und säugte und ihren Pflegling, den kleinen Johannes, fand und wieder verlor, durchreiste Eisener England und Nordamerika, ließ Länder und Städte hinter sich, aber nicht sein Gewissen. Sich selbst, die Träume und Hoffnungen seiner Jugend hatte er für jenes Vergehen zur Sühne geopfert. Sein Vater war anfangs überaus zufrieden mit dem Fleiße und der Genauigkeit, womit der Reisende die Fabriken und Manufakturen, die er aufgesucht, die Art ihres Be-

triebes, die Größe ihres Absatzes, und was sonst den Kaufmann daran interessieren kann, beschrieb; desto weniger aber gefiel ihm die Stimmung, in der die sämtlichen Briefe des Sohnes geschrieben waren. Aus allen sprach eine Seele, die unter der Last des Lebens so sehr erlegen ist, daß sie selbst den Wunsch, die Last von sich werfen zu können, nicht mehr hegt; sodaß der gute Alte nun lieber gesehen hätte, der Sohn hinge noch mit gesunder Seele den Neigungen nach, die er sonst nicht gutheißen wollte, als daß er nun in lebensmüder Resignation sich zu gehorsam erwies. Die Nachrichten, die er von Geschäftsverwandten über das Aussehen und Benehmen des Sohnes erhielt, waren von solcher Art, daß seine Sorge um ihn von Vierteljahr zu Vierteljahr dringlicher wurde.

Er schrieb ihm nun sogar, wenn er meinte, durch die Beschäftigung mit der Malerkunst seine alte Heiterkeit wiederzufinden, so wollte er nichts dagegen haben, wenn er sich derselben ganz widmete. Wenn er sonst einen Wunsch hätte, dessen Erfüllung ihn dem Leben wiederzugeben vermöchte, so sollte er diesen unausgesprochen als gewährt ansehen.

Seine Antwort auf solche Anerbieten war jederzeit liebevoll und dankbar, ja er hätte den Alten über die Begründung seiner Sorge täuschen können, wenn nicht die Nachrichten jener Bekannten mit seinen eignen immer mehr in Widerspruch wären zu stehn gekommen. Der Alte hoffte im Anfang noch von dem Reisen eine gute Wirkung auf des Sohnes Zustand. Nun sich diese Hoffnung als eitel erwies, schien das einzige, was vielleicht noch helfen könnte, ein gemütliches, häusliches Leben, die Pflege eines schönen, edeln Weibes, die schönsten aller Freuden, die sein Geschlecht kennt, die Vaterfreuden.

Er sollte nach Deutschland zurückkommen. Der Vater wollte ihm entgegen; in der schönen Gegend, in der sie

den letzten Abschied genommen, wollten sie sich wieder treffen. Ritter, der nur erst aus Italien zurückgekehrt seit einigen Tagen in der großen Stadt sich aufhielt, für deren reichsten Kaufmann der alte Eisener galt, hatte diesem gern versprochen, mit ihm zu reisen und den Ankömmling durch seine unvermutete Begegnung freundlich zu überraschen.

So war denn der junge Eisener nach einer Abwesenheit von drei Jahren wieder in Deutschland angelangt. Sein Weg nach dem Orte, wo er früher drei schöne Monate lang gewohnt, wo er das höchste Glück und das tiefste Unglück seines Lebens in diesen kurzen Zeitraum zusammengedrängt empfunden hatte, und wo nun sein Vater ihn treffen wollte, führte ihn über Dresden. Übermorgen war der von dem Alten bestimmte Termin; der junge Eisener fürchtete sich vor einem längern Aufenthalt an jenem Orte, wo so viel trübe Erinnerungen seiner harrten; er beschloß, den Tag, den er übrig hatte, in der reizenden Gegend der sächsischen Königsstadt zuzubringen.

Ein Spaziergang führte ihn an dem neuen Theater vorbei. Er blieb betrachtend stehn. Ein junger Mann, der unweit von ihm stand, sagte: Ihnen fällt, wie ich merke, auf, wie wenig mit den Figuren der großen Dichter die Nischen im Verhältnis stehn, in denen sie angebracht sind. Das Mißverhältnis der Werke dieser Dichter mit ihrer Aufführung in diesem Theater ist noch größer. Man begreift nicht, warum man deutsche Dichter an den Eingang eines Theaters gesetzt hat, das das französische Lustspiel und die welsche Oper regieren. Dresden ist seines Geschmackes halber nicht berühmt; man vergißt ihm nicht, daß es den Calderon auspfiff und den Clauren in seinen Armen wiegte. Am Ende ists ihm aber nicht zu verdenken, wenn es lieber schlechte Stücke gut als gute Stücke schlecht aufgeführt sieht. Ist es aber irgendwo in ganz Deutsch-

land anders, besser? Das Theater hat sich von der Litteratur losgerissen und ist von der Höhe einer Kunstanstalt, eines Weckers und Erhalters nationalen Sinnes, was es eigentlich sein sollte, zum bloßen Amüsement, wenn dieser Ausdruck nicht noch zu schonend ist, herabgesunken. — „Ehe die Talente an der Gleichgiltigkeit der Bühne zu Grunde gehn, gehe doch das Theater an der Gleichgiltigkeit der Talente zu Grunde!“ so schrieb mir kürzlich ein berühmter Freund aus Thüringen, und dieser Spruch scheint mir schon wahr geworden.

So wird die Frivolität und Entsittlichung, die stets mit dem Geschmacksverderbnis Hand in Hand geht, von oben herab so lange gehegt und befördert, bis diese selbst an ihren eignen Pflegern und Beschützern als Rächerinnen der wahren Kunst aufstehn werden. — Der Musikfreund thut besser, seinen Winter in Leipzig zuzubringen, wo er schwächere Kräfte gut angewandt und von Meisterhand geleitet findet. Nur der Freund der bildenden Kunst und der schönen Natur findet hier seine Rechnung. Sind Sie ein Verehrer der Malerkunst, wird es Sie nicht reuen, mich jetzt begleitet zu haben.

Eisener folgte dem jungen Manne, dem er seinen Dank aussprach für die Freundlichkeit, mit der er dem Fremden entgegen gekommen war. Was jener sonst gesprochen hatte, war eine Meinung, für die Eisener sonst in Feuer und Flamme geraten konnte; er wunderte sich selbst über die Abspannung seines Wesens, er wunderte sich, daß er sich darüber nur verwunderte und nicht erschrak. — Nur der Schmerz, die Reue über sein Vergehen, über den Mord, den er sich schuld gab, an der verübt zu haben, an deren Gedächtnisbilde er nun mit all der Liebe hing, die er — durch seine eigne Schuld — ihr selbst nicht mehr zeigen konnte, die Resignation, mit der er, in der Selbstverleugnung eine

schmerzliche Lust findend, nur in den Wünschen seines Vaters lebte — dies war der ganze Inhalt seines Daseins. Alles andre, was sonst ihm das Schönste, Edelste, Wünschenswerteste erschienen war, lag so weit außer ihm, daß es ihm auch ein augenblickliches Interesse nicht mehr abgewinnen konnte. So folgte er auch jetzt mehr mechanisch, als weil er sich einen Genuß versprach, dem jungen Manne.

In dem Lokale des Kunstvereins auf der Brühlschen Terrasse war das Bild aufgestellt, von dem jeder Kunstliebhaber einen großen Genuß sich versprach, schloß er von der Anzahl derer, die vor, mit und nach ihm eintraten, und die ihm aus dem Saale entgegen kamen, auf die Schönheit des Bildes. Es sollte einen Besuch der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde bei ihrer Freundin Elisabeth vorstellen. An den vier Figuren, der Jungfrau, dem Heiland, der Elisabeth und ihrem Johannes, wurden besonders die Köpfe bewundert, die übrigens Porträt zu sein schienen. Einige hielten die kindliche Majestät der Unschuld in dem Antlitz der jungfräulichen Mutter, einige das durchsichtige, geistige, wundersam schwärmerische Kindergesicht des Johannes, die Innigkeit, mit der er seine großen schwarzen Augen auf dem lieblichen Jesusknaben ruhen ließ, für das Ansprechendste des Bildes. Man vernahm von Kennern und Nichtkennern die mannigfaltigsten, widersprechendsten Urteile. Ein Teil der nicht selbst räsonnierenden Beschauer bequemte sein Gefühl dem Urteile an, das ihm entweder am verständlichsten war oder von einem kam, den er als den gewiegtesten Kenner hatte nennen hören oder seiner entschiednen Sprache wegen dafür hielt; ein andrer Teil kehrte sich an all das Ausgesprochne nicht, die einen, weil sie durch Anerkennung der Kritik in ihrem Enthusiasmus nur gestört worden wären, der nur unbedingtes Lob und unbedingten Tadel kennt und nichts in der Mitte; die an-

dern, weil sie in einem Werke der Kunst nur den Stoff zu suchen und sich von der dargestellten Geschichte, nicht von der Darstellung rühren zu lassen gewohnt waren.

Eisener hörte von alledem nichts; er sah kaum etwas von den übrigen Figuren des Bildes, über die sein Blick nur flüchtig hinglitt, von dem Bilde der Jungfrau unwiderstehlich angezogen und festgehalten. Es war Marie, die Marie, die er geliebt, die Marie, deren Verderber, deren Mörder er war, deren Züge diese Jungfrau trug. Er stand und sog mit unersättlichen Augen die unnennbare Lieblichkeit in sich; der Zauber dieser Züge, dieser schlanken Gestalt war so mächtig, daß er über ihn die Qualen vergaß, deren Stärke an dieser Erinnerung hätte wachsen müssen. Er stand unbeweglich. Die Gehenden zeigten den bleichen, unermüdlichen Beschauer den Kommenden; viele Geschlechter wechselten um ihn; er stand und sah sie nicht; die Thüre sollte geschlossen werden; er stand noch. Er konnte es kaum begreifen, als man ihm bemerklich machte, daß er das Zimmer nun verlassen müßte. Als dies endlich gelang, fragte er nach dem Maler, nach dem Preise des Bildes. Er zitterte vor der Möglichkeit einer Antwort, wie er sie dennoch erhielt. Das Bild war bereits das Eigentum eines reichen Kaufmanns; der Kastellan wußte weder Namen noch Wohnort des Glücklichen zu nennen. Und zwar würde es morgen schon dem Eigentümer zugeschickt.

Eisener verließ das Haus, mit Plänen beschäftigt, wie er schnell genug in Besitz dieses Bildes oder wenigstens einer guten Kopie kommen könnte. Dieser Besitz schien ihm das einzige Glück, das das Leben ihm noch zu bieten vermöchte. Er dachte sich die reichen Kaufleute seiner Bekanntschaft, von denen er wußte, daß sie jährlich ein Bild oder mehrere zu kaufen pflegten, und sann sich müde, auf welche Weise

er, wenn einer von diesen der Besitzer sein sollte, diesen zu bewegen hoffen dürfte, das Bild ihm abzutreten. Seiner innern Unruhe entsprach die Eile, mit der er an den schönsten Partien der reizenden Landschaft vorbeischritt, ohne sie zu sehen. Erst spät kam er geistig und körperlich ermattet in seiner Wohnung an.

Nach einer Nacht voll bunter, lebendiger Träume erwachte er mit Tagesgrauen. Eine eigne ungewohnte Weichheit fühlte er an die Stelle dumpfer Resignation getreten. Alles, dessen er gern gedachte, sogar seine frühsten Kindererinnerungen lagen näher und in derselben warmen Beleuchtung vor seinem innern Auge, wie an jenem Abend, wo er nach Marklinde hinübersah, die Gewißheit einer seligen Zukunft im Herzen, der er von Mariens Hand geführt glaubte entgegen gehn zu dürfen. Eine eigne Unruhe, als müßte er etwas ereilen, duldete ihn keine Stunde mehr in Dresden. Er sollte ja auch seinen Vater nach jahrelanger Trennung wiedersehen.

Wie er über die Brücke fuhr, barg sich dem Umschauenden die Altstadt in Nebel, der nun die Spitze des katholischen Turms, nun eine der Statuen seiner Kirche, nun ein Stück der Fassade des Theaters frei ließ, um das einen Augenblick lang morgensonnenangestrahlte sogleich wieder zu verdecken; über der Elbe schimmerte der Nebel in purpurgrauen Wogen, drüben aber blitzte der rötlichblaue Morgenhimmel in völliger Reinheit und Kläre. Es erfreute ihn in diesem Augenblick, in diesem Bilde für seine Reise eine heitere Vorbedeutung zu sehen.

Die Unruhe wuchs je mehr, je näher er dem Ziele seiner Reise kam. Es duldete ihn zuletzt nicht mehr im Wagen. Er stieg aus und befahl dem Kutscher, voraus zu fahren; vor Marklinde würde er ihn wieder einholen. Es war in einem freundlichen Birkenwäldchen, wo er ausstieg; die Straße lief von da in wenigen

und unbedeutenden Bogen einem freundlichen Dörfchen zu, das er bereits vor sich liegen sah. Mit Freude bemerkte er die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, die Wiederkehr des empfänglichen Sinnes für die Schönheiten der Natur; er konnte sich nicht zürnen, daß er seine Buße zu vergessen begann.

Das Dörfchen lag außerordentlich schön an einem sanften Hügel, so nett zusammengerafft die kleinen Häuser mit ihren malerischen Formen um die alte Kirche, aus der ein sanfter Choralgesang tönte. Eisenern fiel es erst ein, daß heute Sonntag wäre, obgleich ihn schon vorher die Ruhe, die Einsamkeit der Fluren und der Straße in Verwunderung gesetzt hatten.

Zu äußerst an dem Dörfchen liegen einige Häuser, nach der Straße zu von einer Art niedrigem Umbau wie von einer Mauer umgeben, durch den ein Thor führt, das gerade geschlossen war. Dieser Umbau ist durch sein eignes Gewicht, durch die Nachlässigkeit oder Armut seiner Besitzer und durch die Unbilden des Wetters so aus seiner ursprünglichen Richtung gekommen, daß der Lehm an mehreren Stellen geborsten ist, und das dünne Gebälk, das das Ganze eben noch hält, in seiner Verschobenheit einen eigentümlichen Anblick gewährt. Das verwitterte Strohdach des Umbaus, an einigen Stellen wie der Umbau selbst eingedrückt, an andern malerisch auf den sanft ansteigenden Kirchweg überhängend, stellenweise von lustig grünem Moose überwuchert, bildet mit seinem hier ins Gelbliche dort ins Violette spielenden Blaßgrau mit diesem und den blauen Blütentrauben der zahlreichen Holunderbüsche, die von beiden Seiten daran hinaufstreben und sich darüber hinabbücken, einen Kontrast, der die wundersam gemütliche Wirkung der malerischen Formen bis zum Reizenden erhöht.

Über dem Kirchwege drüben hatte ein berühmter Landschaftsmaler aus Dresden mit seinen Schülern Posto

gefaßt. Der Lehrer stand auf von seinem Feldstuhle, wie er den ihm bekannten Eisener sah, und begrüßte ihn freundlich; die jungen Männer grüßten ihn und arbeiteten emsig fort. Beide freuten sich, einander wiederzusehen. Der Maler geleitete den geachteten Bekannten den schmalen gepflasterten Kirchenweg hinauf. Von Zeit zu Zeit sahen sie, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen, nach der malerischen Ecke zurück.

Jeder, sagte Eisener, der Freude an der Schönheit der Natur empfindet, sollte, wenn es ihm möglich ist, im Freien und von einem tüchtigen Landschafter geleitet — wenn ich so sagen darf — Sehstudien machen. Wie sich der Kreis seines Wissens um das Schöne, das eine Landschaft enthalten kann, erweitert, erweitert sich der Genuß bei ihrer Beschauung. Das belehrte Auge haftet mit größerm Vergnügen auf Reizen, die das unbelehrte übersieht.

So ist es, entgegnete der Maler, mit Büchern und am Ende mit dem Leben selbst. Was dem gewöhnlichen Beschauer schon Form ist, das ist dem Kenner noch Stoff; der echte Kunstgenuß entspringt nur aus dem liebevoll hingegebnen Vertiefen in das Kunstwerk, dem Suchen nach seiner geistigsten Form, deren Existenz der gewöhnliche Beschauer höchstens ahnt. Wir müssen dem schaffenden Geiste des Künstlers auch in den kleinsten Zügen zu begegnen suchen, denn oft sind es diese, worin er das Tiefste seiner Intention niedergelegt hat. So begegnen wir auch dem Göttlichen, was in dem Menschen schafft, in dem kleinsten Zuge; wer diesen Künstlerblick für das Leben besitzt, wird nie an den Menschen verzweifeln müssen. Ihm ist eine Fülle aufgethan von dem, was ihn belehren und veredeln kann.

Nah an der Kirchhofthüre begegnete ihnen ein Geistlicher noch im Ornat. Weil der Gottesdienst geschlossen schien, gingen Eisener und der Maler in die noch offen=

stehende Kirche, um sie zu besehen. Das Schiff war auffallend lang und niedrig; es war so dunkel darin, daß Eisener, der nicht zu den Weitsehenden gehörte, seine Augen erst an die Finsternis gewöhnen mußte, eh er sah, daß die grellen, bunten Farben an den niedrigen Emporlauben Bilder bedeuten sollten. Eine Stimme, die aus der Sakristei zu kommen schien, ließ sich mit einer feierlichen Eintönigkeit vernehmen. In der Absicht, eine feierliche Handlung nicht zu stören, unterbrachen sie ihr Gespräch und traten leiser auf. Zu ihrem Erstaunen aber zeigte sich, daß die Stimme einem Dorfbeamten gehören mußte, der verschiedne Gegenstände verauktionierte. Jetzt drang durch eine Thüre, die sich im Schiff öffnete, der goldne Schein des Tages; ihm folgte mit Geräusch eine Menge Menschen. Die Stimme von vorhin, die, wie Eisener nun sah, zu einem roten Gesicht gehörte, das sich zwischen weißen Haaren ganz stattlich ausnahm, versteigerte die Kirchenthüren, deren eine, die für fünfzehn Groschen erstanden worden war, der nunmehrige Besitzer ohne weiteres aus den Angeln hob und auf seiner Schulter forttrug. Es hatte das Ansehen, als hätte das Christentum aufgehört, und man wäre darüber, die Kirche, die nun keinen Zweck mehr hätte, und ihren Inhalt stückweise zu versteigern.

Die Seltsamkeit des Schauspiels, das in diesem Helldunkel vorging, vollendeten die Schüler des Malers, die jetzt unter Lärmen und Lachen hereinstürzten und sich unterbrechend und überschreiend erzählten, daß plötzlich die Besitzerin des Hauses, ein altes, hexenartiges Weib mit einem Besen bewaffnet, fluchend und schimpfend aus dem Thore gekommen wäre und sie alle in die Flucht geschlagen hätte. Das Gelächter und Geschrei verdoppelte sich, als jetzt der letzte kam, der, wie er erzählte, aus übergroßer Eile, zu entfliehn, mit dem Feldstuhle umgefallen und erst liegend von der

Zornigen mit dem Besen bearbeitet, dann den halben Weg zur Kirche entlang verfolgt worden war.

Die jungen Männer entfernten sich wieder. Eisener kam im Gespräche auf den Besuch der Jungfrau bei ihrer Freundin Elisabeth. Er zeigte seine Ungeduld, zu wissen, wem das Bild gehörte. Der Maler sah ihn verwundert an und sagte: Sie wissen nicht, daß Ihr Vater das Bild gekauft hat?

Man kann sich denken, wie diese Nachricht die Heiterkeit Eiseners vermehrte, die er in der Gegend wieder gewinnen zu sollen schien, wo er sie verloren hatte.

Nach einigen Freundschaftsversicherungen trennte sich Eisener von dem Maler. Der Weg, den er zu verfolgen hatte, führte um die Kirche herum und fiel, nachdem er sich an dem bebuschten Hügel langsam hinabgeschlängelt hatte, unten wieder in die Straße, die an kleinen Häusern durch das breite Thal führte und endlich neben dem tiefblauen Flüßchen im dunkeln Waldesgrün des Schierlitzgrundes verschwand.

Die Gegend links an der Straße hatte etwas Bekanntes für ihn. Er sann; sie erinnerte ihn an die Landschaft des Bildes, dessen er eben mit Freude als des Eigentumes seines Vaters dachte. Die Ähnlichkeit wurde immer auffallender, wenn man jene morgenländische Landschaft in eine deutsche übersetzte. Noch mehr! Aus dem Fenster eines kleinen Häuschens, das nur ein eben so kleiner Garten von der Straße schied, sah — das Gesicht der Elisabeth auf dem Bilde.

Eisener erschrak. Wenn dir nun die Marie entgegenträte! sagte er vor sich hin, indem er stehn blieb. Ich weiß nun, daß es unmöglich ist; ich weiß es nur zu gut, und dennoch ist mirs, als könnte es doch möglich sein, ja als müßte sie mir entgegentreten. War die Ähnlichkeit der Alten, die aus dem Fenster sah, mit jener Elisabeth vielleicht nur eine Täuschung? Er

sah mit doppelt bewaffneten Augen nach dem Fenster; das Gesicht war verschwunden. Aber in der Laube vor der Hausthür saß eine schlanke, weibliche Gestalt, den Rücken ihm zugewandt, in rosenfarbnem Kleide.

9

Nun braucht es nur noch, daß diese schlanke Mädchengestalt Mariens Züge trägt, und das Märchen ist fertig. So sagte Eisener leise zu sich selbst, indem er der Bohnenlaube sich näherte. Die Gestalt hatte ein Kind auf dem Schoß, mit dem sie scherzte. Der Kleine konnte nicht aufhören, zu lachen. An dem Mädchen emporsteigend zeigte er Eisenern jetzt über der linken Schulter des Mädchens ein lachendes Kindergesichtchen, das Eisenern das schönste deuchte, was er je gesehen. So, dachte er, indem er einen Augenblick stehen blieb; so könnte sie jetzt sitzen mit deinem Kinde. Und du kämest nun ganz leise daher, um sie scherzend zu überraschen; und sie hätte dich doch bemerkt und wendete sich nun — erschrocken blieb er stehn, denn sie wandte sich wirklich und zeigte ihm Mariens Antlitz, erschrocken, aber noch schöner als sein geliebtes Erinnerungsbild. Die Ähnlichkeit hätte den ruhigsten Beobachter in Erstaunen setzen müssen. Es war die Marie des Bildes — warum konnte es nicht seine Marie sein! Es war ganz der liebliche Kontrast von Muttersorge und Mädchenhaftigkeit, der auf jenem Bilde alle Beschauer auf die lieblichste Weise rührte und anzog.

Er bat, sich ihr gegenüber setzen zu dürfen. Sie sagte nichts, so verwirrt war sie; aber ein ängstlich freundlicher Blick antwortete bejahend, der dem Blicke der verstorbnen Marie völlig geglichen haben würde,

wäre ihm nicht etwas Jungfräulichverschämtes und zugleich etwas Wehmütiges beigemischt gewesen. Diese Formen waren voller und weicher geründet, die Züge hatten mehr Seele, die Haltung war mehr in sich zurückgewendet, die Bewegungen geschloßner als die seines Erinnerungsbildes; aber jene Gestorbne war auch um so viel Jahre jünger gewesen, als dies ihr Ebenbild reifer erschien. Und dieses besaß sogar Eigenheiten, die er an jener gekannt — das eigne, treuherzige, leise Nicken mit dem Kopfe, wenn sie etwas bejahte, den langsamen, wie verwunderten Augenaufschlag gegen den Fragenden. Er überredete sich mit einer Art Ängstlichkeit, sie wäre nicht jene Marie, um sich nicht einer Täuschung hinzugeben, deren Aufhebung ihm zu schmerzlich werden mußte; er fühlte, er könnte es nicht überleben, sie zum zweitenmale zu verlieren.

Er sagte, um seinen prüfenden Blick zu entschuldigen: Ja, ich irre nicht; sie sind dieselbe, die ich auf einem Bilde mit diesem schönen Knaben als Madonna abgebildet gesehen habe. Auch die Elisabeth des Bildes glaube ich in diesem Häuschen da gesehen zu haben. Nur noch der kleine Johannes mit seinen dunkeln, halb in sich zurückgerichteten Augen, und das ganze Bild ist beisammen. Dabei sah er sich um, als müßte nun der Genannte sich zeigen.

Die Freude, die sich auf des Mädchens Gesicht gezeigt, wie er den Knaben „schön" genannt hatte, wich einem Ausdruck der Wehmut. Sie sagte: Der Johannes ist gestorben. Wie der fremde Maler hier in den Garten kam und uns bat, wir möchten nur ein Viertelstündchen noch in der Stellung bleiben, in der wir gerade waren, und dann malend vor der Laube saß, dacht ich nicht, daß er so früh sterben müßte. Sonst hätt ich mir ihn malen lassen. — Jenes Bild ist mein, entgegnete Eisener; ich will es kopieren lassen; an wen adressiere ichs aber? — Wollten Sie dann Bild und Rechnung an Rosine Just

in Sonnenborn schicken, — sagte das Mädchen. So — Sie heißen Rosine? fragte rasch und wie verwundert Eisener. Das Mädchen sagte: Nein, ich heiße Marie. Eisener erschrak wie vorhin, als sie ihm ihr Gesicht zuwandte. War es denn möglich, daß sie es war? seine Marie? Konnte sie nicht scheintot gewesen sein — er war abgereist, ehe sie begraben worden war! Er hatte den Mut nicht, zu fragen.

Ängstlich hastig sagte er endlich: Das Kind gehört einer Schwester von Ihnen — er konnte keine Frage in den Ton legen, womit er das sprach. Sie bejahte verlegen. Sie hatte eine Schwester, so war es seine Marie nicht. Kann sie es nicht werden? Meine Marie? Ich bin nicht gebunden — mein Vater hofft, durch eine glückliche Ehe mich hergestellt zu sehen. Ich fühl es, ich würde es auch, wär sie mein Weib.

Nein, fuhr er in seinem leisen Selbstgespräche fort, diese süßen Züge würden als Rächer aufstehn für das Gedächtnis derer, die blühen müßte, wie diese, hättest du sie nicht — gemordet. — Doch du könntest an dieser gut machen, was du an jener verbrochen hast, soweit dirs möglich ist — du könntest — Nein, unterbrach er sich wieder, nur der schändlichste Eigennutz ists, der dich überreden will, das Los dieses reinen heiligen Wesens an das eines Verbrechens zu knüpfen. Ein Blick auf sie, und er hatte die Kraft nicht mehr, zu entsagen. Er suchte ängstlich nach Hilfe von außen, da er an seiner innern Kraft fühlte, verzweifeln zu müssen. — Sind Sie noch frei, Marie? fragte er endlich wie selbstvergessen und in einem Tone, dem man es anhörte, daß die innere Bewegung es ihn vergessen ließ, diese Frage müßte bei so kurzer Bekanntschaft seltsam, wenn nicht unschicklich erscheinen. Ist Ihnen ein Mann teuer? Das Mädchen bückte sich errötend; in ihren Augen glänzten Thränen, wie sie ihren Kopf langsam bejahend neigte; dann sah sie zu ihm auf wie

ängstlich fragend. Das sah er nicht mehr. Das Nicken hatte seinen Entschluß gerettet, und die Zufriedenheit, die stets die Folge eines kräftigen Entschlusses ist, verdrängte den Schmerz, den er über ihre Antwort empfand, und der mehr von der Eifersucht hatte, als er sich gestehn mochte. Das Mädchen sah ihm schmerzlich und unverwandten Blickes nach, bis er in den Erlen des Schierlitzgrundes verschwunden war.

Sie hatte ihn bei dem ersten Blicke erkannt. Das Mitleid, womit seine Blässe, sein niedergeschlagnes Ansehn sie erfüllte, zeitigte die Neigung, mit der sie unbewußt an seinem Erinnerungsbilde gehangen hatte. Ihr fiel ein, wie sie in ihren wachen Träumen auf ihn zugeeilt und ihren schönen Georg ihm gezeigt hatte, als wüßte sie, er müßte sich über ihn freuen. — Wie anders war das in der Wirklichkeit geworden! Wahr von Kind auf gegen jeden — unwahr nun gegen ihn, der ihr doppelten Anspruch auf ihre Offenheit zu haben schien, hatte sie ihm ihren Georg verleugnet, um den sie jeden Augenblick willig und freudig des bittersten Todes gestorben wäre. Sie kannte sich nicht mehr. Sie knieete drin neben dem Bettchen nieder, worin der kleine Georg lag, drückte seine beiden Händchen an ihre Brust und bat ihm das Unrecht, das sie an ihm gethan hätte, tausendmal ab. Er sah so bleich, sagte sie, so traurig; das that mir weh; nun dacht ich, wenn auch er sich von mir wendete, zürnend und verachtend, wie die andern thaten deinetwegen, ja so dacht ich in dem Augenblicke, das könnt ich nicht ertragen. Verzeih mirs doch, du guter, armer Georg! — Wenn er wieder zurück käme, daß ichs ihm sagen könnte! Aber er ging so plötzlich. Wußt ers? und ging deswegen so plötzlich? Und sprach nicht mehr mit mir? Ach, er kommt wohl nie zurück.

Nun, sie fühlte es zu lebhaft, nun erst war ihr alles dahin. Jetzt erst erkannte sie, daß, was sie in

kleine Anwandlungen gehn schnell vorüber. Weil ich Sie gestorben glaubte, bin ich krank geworden; nun ich weiß, daß Sie leben, muß ich ja wieder gesund werden.

Er faßte ihre Hand. Sie erschrak. Seine Hände waren sehr kalt. Er sagte: Ich glaube, hätt ich ein Glas frisches Wasser, mir würde besser.

Marie eilte, das Gewünschte herbeizuholen.

Das wäre eigen, sagte Eisener matt vor sich hin, wenn ich jetzt sterben müßte vor Freuden, wenn ich erführe, daß sie mich liebte, daß der schöne Knabe — ihn ergriff eine Sehnsucht, das Kind zu betrachten, zu liebkosen — die Wonne wurde dem Angegriffnen vor Übermaß zur Angst, dachte er sich das Kind als das seine, sich so plötzlich, so unerwartet in dem Besitz von Gütern, auf die er noch gestern für immer verzichtet hatte. Er wankte nach dem Bettchen zu, bog sich über den wunderschönen Knaben hin, sah das kleine Mal an dem Ärmchen, dessen weiter Ärmel durch eine Bewegung im Schlafe sich zurückgeschoben hatte, und brach über dem Bettchen ohnmächtig zusammen.

Marie, die mit dem Wasser hereintrat, kam eben noch zeitig genug, die Gefährlichkeit des Falles zu verhüten. Sie setzte sich neben ihn auf den Boden, hielt ihn in ihren Armen; sein Kopf ruhte an ihrer Brust. Ihr totenbleiches Gesicht hatte sie über das seine gebeugt, und sie wiederholte nur immer die dringlichen Worte: Ach Gott, Herr Eisener, so sterben Sie doch nicht! als meinte sie, er könnte es ihr nicht zuleide thun, zu sterben, wenn sie ihn nur recht herzlich darum bäte.

Er schlug seine Augen wieder auf und fragte: Bist dus denn auch, Marie? Und bist du mir denn gut? Sie schwieg und bückte sich in schamhafter Verlegenheit so nah auf ihn, daß sie einander nicht sehen konnten. Aber er fühlte ihre Thränen auf seinen Wangen; er fühlte, daß sie heftig zitterte.

Sie half ihm aufstehn, ohne ihm in die Augen zu sehen, und führte ihn an ihr Bette, damit er ruhen könnte. Der Knabe wurde unruhig; sie nahm ihn auf die Arme und trug ihn leise singend und in den zitternden Armen wiegend von dem Bettchen nach dem Fenster und wieder zurück. Es war ihr immer, als müßte sie, wie in ihren Träumen, den Knaben zu Eisenern tragen, und doch hatte sie den Mut nicht, es zu thun.

Marie, sagte Eisener, verzeihst du mir denn? Ich habe gebüßt drei schwere Jahre lang. Sie verstand ihn nicht. Er warf den Rock ab, schob den Hemdenärmel zurück und zeigte ihr das Mal, das er auf dem Arme trug, auf derselben Stelle und von derselben Gestalt wie der kleine Georg. Siehst du, Marie, dein Georg ist auch mein Georg, und ich bin sein und dein. Die glückliche Marie verstand ihn nur mit dem Herzen.

In diesem Augenblicke that sich die kleine Thür auf, und herein traten der Pastor und Breitung mit dem alten Eisener und Ritter, die der Pastor, ihrem und dem eignen Andringen folgend, hierher geführt hatte, wo sie nach seiner Erzählung den Sohn und Freund zu finden wußten.